Orbis Linguarum

Vol. 53

Rada Naukowa
Wissenschaftlicher Beirat
Advisory Board
Conseil Scientifique

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Klaus Garber
(Universität Osnabrück)

Martin Kagel
(The University of Georgia, Athens)

Andrzej Kątny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Sławomir Piontek
(Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)

Jana Raclavská
(Ostravská Univerzita)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Arvi Sepp
(Universiteit Antwerpen)

Ewa Teodorowicz-Hellman
(Stockholms Universitet)

Carl Vetters
(Université du Littoral)

Mykola Zymomrya
(Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка)

Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytetu Wrocławskiego

Orbis Linguarum

Vol. 53

Redakcja
Joanna Małgorzata Banachowicz, Edward Białek i Tomasz Wysłobocki

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2019

Uniwersytet Wrocławski

ORBIS LINGUARUM 53/2019

Redakcja
Joanna Małgorzata Banachowicz (Uniwersytet Wrocławski),
Edward Białek (Uniwersytet Wrocławski) i Tomasz Wysłobocki (Uniwersytet Wrocławski)

Recenzenci
Angela Bajorek (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie); Anna Cieślicka (Texas A&M International University in Laredo, USA); Jarosław Drobnik (Uniwersytet Medyczny im. Piastów Śląskich we Wrocławiu); Rolf Fieguth (Université de Fribourg); Klaus Garber (Universität Osnabrück); Marzena Górecka (Katolicki Uniwersytet Lubelski Jana Pawła II); Detlef Haberland (Universität Oldenburg); Czesław Karolak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu); Edyta Kociubińska (Katolicki Uniwersytet Lubelski Jana Pawła II); Artur Dariusz Kubacki (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie); François Lecercle (Université de Paris-Sorbonne); Mirosław Loba (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu); Anna Małgorzewicz (Uniwersytet Wrocławski); Katarzyna Ożańska-Ponikwia (Akademia Techniczno-Humanistyczna w Bielsku-Białej); Lucjan Puchalski (Uniwersytet Wrocławski); Hanna Pułaczewska (Universität Regensburg); Brigitte Schultze (Universität Mainz); Arvi Sepp (Universiteit Antwerpen); Małgorzata Tomicka (Uniwersytet Wrocławski); Heiner Willenberg (Universität Hamburg); Krzysztof A. Zajas (Uniwersytet Jagielloński).

Kolegium Redakcyjne
Redaktor naczelny: prof. dr hab. Edward Białek
e-mail: edward.bialek@uwr.edu.pl

Zastępca redaktora naczelnego: dr Justyna Kubocz
e-mail: justyna.kubocz@uwr.edu.pl

Redaktorzy merytoryczni
Dr hab. Grzegorz Kowal (filozofia i literatura)
Dr Krzysztof Huszcza (historia literatury austriackiej)
Dr Jan Pacholski (literatura niemiecka na Śląsku)
Dr Justyna Radłowska (polsko-austriacki transfer kulturowy)

Adres Redakcji
Orbis Linguarum, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej
plac Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, p. 311
http://www.ifg.uni.wroc.pl/magazine/orbis-linguarum/

© ORBIS LINGUARUM 2019

ISSN 1426-7241
ISBN 978-3-86276-298-9
ISBN 978-83-7977-432-6

Neisse Verlag Neisse Verlag Dresden
www.neisseverlag.de

Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 142, 50-439 Wrocław, tel. 71 342 20 56
e-mail: wydawnictwo@atutoficyna.pl

Christiane Baumann (https://orcid.org/0000-0001-7936-2001)
Magdeburg

Faszination „Monk“: Richard Voß’ Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden* (1891) in ihren Beziehungen zu Matthew Gregory Lewis’ Roman *The Monk* (1796) und Ambrose Bierce’ Erzählung *The Monk and the Hangman’s Daughter* (1892)

I Ambrose Bierce und die Voß-Novelle

Als Ende 1890 in der beliebten Familienzeitschrift *Vom Fels zum Meer* Richard Voß’ Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden* erschien, wurde der umtriebige Adolph Danziger auf den Text aufmerksam.[1] Er fertigte eine englische Übersetzung und gewann seinen Freund, den für seine scharfzüngigen Kolumnen bekannten amerikanischen Journalisten und Schriftsteller Ambrose Bierce (1842–1914?) für eine Überarbeitung seiner Fassung, die sie schließlich gemeinsam unter dem Titel *The Monk and the Hangman’s Daughter* veröffentlichten. Die Geschichte erschien ab September 1891 in *The San Francisco Examiner* und kam 1892 in Buchform heraus.[2] Die Publikation erwies sich als einträglich und führte zu einem erbitterten Streit beider Autoren um die Urheberschaft. Frank Monaghan stellte allerdings 1931 in einer profunden Studie zurecht fest, dass die Autorschaft allein dem Schriftsteller Richard Voß gebührt und konstatierte: „All the critics who have treated Bierce have spoken with enthusiasm and praise of *The Monk and the Hangman’s Daughter*, so that no small part of his literary reputation is based upon this achievement.”[3] Tatsächlich gründete sich Bierce’ Popularität zu Lebzeiten vor allem auf seine Arbeit als Journalist. Parallel zu *The Monk and the Hangman’s Daughter* erschienen seine Kurzgeschichtensammlung *Tales of Soldiers and Civilians* und der Gedichtband *Black Beetles in Amber*, die eher beifällig aufgenommen wurden. *The Monk and the Hangman’s Daughter* hingegen verkaufte sich gut.[4] Die Geschichte lieferte später für mehrere in deutscher Übersetzung

[1] Voß (1890–1891). Adolph Danziger De Castro (1859–1959). Nach gescheiterten beruflichen Versuchen betätigte er sich als Journalist, Schriftsteller und Verleger. Vgl. Schulte (1998) 164–165.
[2] Monaghan (1931) 340.
[3] Ebd., 338.
[4] Ebd., 343.

erschienene Bierce-Bände den Titel.[5] In der englischen Buchveröffentlichung von 1892 erwähnten Bierce und Danziger den eigentlichen Schöpfer der Novelle und zu diesem Zeitpunkt im deutschsprachigen Raum gefeierten Dramatiker und Erzähler Richard Voß (1850–1918) zwar, wiesen dessen Text allerdings als Bearbeitung aus: „The foundation of this narrative is an old manuscript originally belonging to the Franciscan monastery at Berchtesgaden, Bavaria. The manuscript was obtained from a peasant by Herr Richard Voss, of Heidelberg, from whose German version this is an adaptation. D. and B."[6] 1906 räumte Bierce ein, dass diese Bemerkung Voß' schöpferischer Leistung, dem „brilliant writer", nicht gerecht wurde: „Not the least part of my motive and satisfaction in republishing lies in the opportunity that it supplies for doing justice to one to whose splendid imagination the chief credit of the tale is due."[7] Bierce, der behauptete, Voß' Originaltext niemals gesehen zu haben, berief sich hinsichtlich der Rechte auf Zusicherungen von Danziger. Dieser dürfte jedoch, wie schon Monaghan vermutete, Voß wegen der Übersetzungsrechte nicht kontaktiert haben. Den auffälligsten Hinweis darauf liefert der für Voß angegebene Wohnort „Heidelberg", der falsch ist. Zudem ist das von Voß als historische Quelle angeführte Kloster-Manuskript eindeutig als Kunstgriff, als Teil der Fiktion, zu verstehen. Seine Geschichte um den Franziskanermönch Ambrosius handelt im Jahr 1680. Franziskaner kamen erst 1694 nach Berchtesgaden.[8] Der Streit zwischen Bierce und Danziger um die Urheberschaft ist insofern ein Kuriosum und kann, wie auch die damit verknüpfte Rezeptionsgeschichte, als beispiellos in der Literaturgeschichte und symptomatisch für Voß' Nachleben als Autor gelten: Während seine Erzählung wie sein umfangreiches Œuvre überhaupt heute nahezu vergessen sind, erlebt Bierce' Geschichte auch in deutscher Sprache immer wieder Neuauflagen.[9] Da die Übersetzer ziemlich frei mit der englischen Fassung verfuhren, ist in diesem Transformationsprozess die nahezu wortgetreue Übernahme des Voß-Textes durch Bierce weitgehend verlorengegangen. Ob Voß die englische Version kannte, lässt sich nicht sagen. In seinen Werken und Briefen gibt es keine Hinweise auf Bierce oder Danziger, allerdings ist der Nachlass nur bruchstückhaft überliefert.[10] Fest steht, dass es sich bei *The Monk and the Hangman's Daughter* um die bislang früheste nachweisbare Übertragung eines Voß-Werkes in eine andere Sprache handelt, wobei trotz der textlichen Nähe aufgrund von Streichungen und der neu hinzugefügten Bierce-typischen Schlusspointe der Begriff „Bearbeitung" legitim zu sein scheint. Vor allem diese Pointe ist es, die an ein anderes Werk erinnert: an Matthew Gregory Lewis' (1775–1818) 1796 erschienenen Erfolgs- und Skandalroman *The Monk*, der, wie ein Textvergleich zeigt, die entscheidende Inspirationsquelle für Voß' Erzählung *Der Mönch von Berchtesgaden* bildete und mit dem Bierce möglicherweise ebenfalls

[5] U. a. Bierce, Ambrose: *Der Mönch und die Henkerstochter*. München 1980.
[6] Bierce/Danziger (1892) 7.
[7] Bierce (1909) 15 u. 17.
[8] Koch-Sternfeld (1815) 38.
[9] Voß hinterließ fünfundvierzig Romane, ca. einhundert Novellen, Erzählungen, Skizzen, autobiographische Texte sowie mehr als dreißig dramatische Werke. Zu Leben und Schaffen vgl. Baumann (2018); zu den Neuauflagen Bierce (1990).
[10] Baumann (2018) 22–25.

vertraut war. Die Übereinstimmung der Vornamen der literarischen Hauptfiguren kann als ein erstes Indiz für den intertextuellen Zusammenhang gelten. Lewis' Mönch trägt den Namen Ambrosio, die italienische Version des aus dem Griechisch-Lateinischen stammenden und von Voß verwandten „Ambrosius", im Englischen „Ambrose". Voß versteckte häufig in Werktiteln und Namen literarische Bezugnahmen. Sein Erstling *Nachtgedanken auf dem Schlachtfelde von Sedan* war ein Gegenentwurf zu Jean Pauls *Junius-Nacht-Gedanken* (1807). Sein Prosatext *Helena* (1874) enthielt im Titel den Hinweis auf das Vorbild Iwan Turgenjew, dessen Novelle *Helene. Am Vorabend* (1871) die literarische Folie lieferte. Sein Trauerspiel *Luigia Sanfelice* (1882) rückte die weibliche Hauptfigur Luigia San Felina aus Adolf Stahrs historischem Roman *Die Republikaner in Neapel* (1849) in den Mittelpunkt. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Es ist naheliegend, in der Verbindung des Titels *Der Mönch von Berchtesgaden* mit dem Namen der literarischen Hauptfigur – Ambrosius – einen Hinweis auf die literarische Quelle zu vermuten, zumal Lewis' Roman 1798 in vierter Auflage unter dem Titel *Ambrosio; or The Monk* erschien. Diese zunächst aus der oberflächlichen Namensentsprechung bezogene Annahme bestätigt der Textvergleich, der wirkungsgeschichtlich in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich ist. Er vervollständigt das Bild der vielfach unterschätzten und als hinreichend „erforscht" angesehenen deutschen Rezeption von Lewis' Roman im 19. Jahrhundert, die sich unter anderem mit Namen wie Heinrich von Kleist, Franz Grillparzer oder E.T.A. Hoffmann verbindet.[11] Voß' Lewis-Rezeption ist zudem insofern bemerkenswert, als sich damit die Wirkungsmacht des skandalumwitterten und verpönten *Monk* in ihrer „exemplarische(n) Bedeutung" bis in das Umfeld des deutschen Naturalismus belegen lässt.[12] Voß ließ sich von Lewis' Roman, der als Musterfall der „Gothic Novel" gilt, inspirieren, unterwarf seine Geschichte jedoch konsequent naturalistischen Prinzipien, was im Folgenden zu zeigen sein wird.

II Der Revoluzzer Voß und sein naturalistischer Anspruch

Die Feststellung, dass Voß' Novelle in ihrem Charakter „naturalistisch" und im Kontext des deutschen Naturalismus zu betrachten ist, provoziert Widerspruch angesichts eines Autors, der in der Literaturgeschichte mit seinem Bestseller *Zwei Menschen* (1911) vor allem als Unterhaltungsschriftsteller mit Etiketten wie „pathetische(r) Historismus und triviale Neuromantik" belegt ist.[13] Dass sein Spätwerk der Unterhaltungsliteratur angehört, steht außer Frage, doch die Fixierung der Forschung auf sein spätes Schaffen hat Zugänge zu seinem von Émile Zola, Henrik Ibsen, Iwan Turgenjew und Georg Büchner geprägten Frühwerk verstellt, mit dem er sich,

---

[11] Guthke (1958) 5–6. Spuren einer Lewis-Rezeption finden sich u. a. in Grillparzers *Die Ahnfrau* (1817), E.T.A. Hoffmanns *Die Elixiere des Teufels* (1815–1816), Kleists *Das Erdbeben in Chili* und *Der Findling*. Zu Kleists Lewis-Beschäftigung vgl. Jansen (1984).

[12] Jansen (1984) 54.

[13] Killy (2016) 32; Sprengel (1998) 363–372.

insbesondere mit seinen *Scherben. Gesammelt vom müden Manne* (1878), als früher naturalistischer Autor auswies.[14] Seine in den 1870er Jahren entstandenen Texte tragen bereits typisch naturalistische Züge. Dazu gehören sein literarischer Erstling *Nachtgedanken auf dem Schlachtfelde von Sedan* (1871), aber auch die im Deutschen Kaiserreich verbotenen *Visionen eines deutschen Patrioten* (1874), die in ihrer Kritik an Staat und Kirche eine Schärfe aufwiesen, wie sie zeitlich parallel nur in der Publizistik Michael Georg Conrads und später in naturalistischer Literatur erreicht wurde. Voß' freundschaftliche Kontakte zu programmatischen Wegbereitern des deutschen Naturalismus wie Heinrich und Julius Hart sind ebenso in Vergessenheit geraten wie seine Parteigängerschaft mit der naturalistischen Bewegung bis Mitte der 1880er Jahre, sein von Ibsen inspiriertes Drama *Alexandra* (1886) und seine italienischen Skizzen und Milieustudien, mit denen er parallel zum Naturalismus in Deutschland das naturalistische Italienbild in der deutschen Literatur entwarf.[15] Voß' bereits Anfang 1888 fertiggestellte Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden*, die er „zum Besten" in seinem Schaffen zählte, gehört zu seinen späten naturalistischen Bemühungen, mit denen er nicht den literarischen Rang eines Gerhart Hauptmann beanspruchen kann, deren Kenntnis und Untersuchung jedoch dazu beitragen, den deutschen Naturalismus, mit dem sich heute auch weniger bekannte Namen wie Hermann Sudermann, Michael Georg Conrad, Karl Bleibtreu oder Max Kretzer verbinden, in seiner Prozesshaftigkeit, Vielfalt und Heterogenität weiter auszuleuchten und darüber hinaus das Bild eines in der Literaturgeschichte einseitig kanonisierten Schriftstellers, der zudem zu den produktivsten und meistgelesenen Autoren seiner Zeit gehörte, auszudifferenzieren.[16] Dieses Bild wird noch immer von Voß' Memoiren *Aus einem phantastischen Leben* bestimmt, in denen er sowohl seine Anfänge als oppositioneller Autor im Deutschen Kaiserreich, dessen Werke fast ausschließlich im Ausland erscheinen mussten, als auch seine Homosexualität verschwieg beziehungsweise maskierte. Letztere war es vor allem, die ihn aufgrund des Paragraphen 175, der im Bismarck-Staat sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte, in soziale Anpassung, politischen Opportunismus und in ein beispielloses Doppelleben trieb. Dass es hier Schnittmengen zu Lewis gibt, der aufgrund seiner Homosexualität ein lebendiges Gefühl für die Pathologie seiner Gesellschaft entwickelte, wie Macdonald hervorhob, gibt der Beziehung von Voß' Erzählung und Lewis' Roman unter dem Aspekt homoerotischer Schreibstrategien zusätzliche Brisanz, was hier nur angedeutet werden kann.[17] Zu Voß' heutigem Bild in der Literaturgeschichte trugen auch einstige Weggefährten wie die Brüder Hart bei, die ihn nach seinem Bruch mit der naturalistischen Bewegung um 1885 aus den Reihen der Modernen verbannten, ihm pauschal den Stempel des Trivialen aufdrückten und später seine Bedeutung für die Anfänge des Naturalismus in Deutschland unterschlugen.[18]

[14] Baumann (2018) 105–114.
[15] Baumann (2019).
[16] Voß an Joseph Kürschner, Berchtesgaden, 6. Juli [1888], Weimar Goethe- und Schiller-Archiv (→ GSA), 55/10882.
[17] Macdonald (2000) 59.
[18] Hart (1896) 932.

Voß, der im Deutsch-Französischen Krieg zum Pazifisten wurde, registrierte die infolge der rasanten Industrialisierung sich verschärfenden sozialen Widersprüche nach der Reichsgründung 1871 wie ein Seismograph. Während seiner Studienzeit in Jena bei Ernst Haeckel fand er zu einer naturwissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung. Der Bruch mit dem religiösen Weltbild und seine antiklerikale Haltung zeigten sich bereits in zahlreichen Texten während des Kulturkampfes. Voß blieb lebenslang Darwinist, der den „Kampf ums Dasein", als das die Vorgänge in Natur und Gesellschaft bestimmende Gesetz betrachtete. Sein im Krieg entwickeltes pessimistisches Lebensgefühl fand in der Philosophie Schopenhauers seine Bestätigung, mit dessen Verständnis vom Leben als Leiden er sich identifizierte. Nach der Ausdehnung des Homosexuellenparagraphen auf ganz Deutschland 1872, dem Verlust seines elterlichen Vermögens im Zuge des Gründerkrachs 1873, dem Verbot seiner *Visionen* und der Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz infolge des Scheidungsskandals um seine spätere Frau Mèlanie, der mit sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung einherging, wuchs Voß' kritische Distanz gegenüber Bismarck-Staat und Kirche. Der Erlass des Sozialistengesetzes 1878, das eine oppositionelle Literatur im Deutschen Kaiserreich de facto unmöglich machte, sowie seine im gleichen Jahr geschlossene Legitimationsehe, die ihn in ein bürgerliches Korsett drängte, markierten eine Zäsur in seinem Leben und Schaffen und führten nach ersten literarischen Erfolgen Anfang der 1880er Jahre zunehmend zu sozialer Assimilation und zu einem Leben mit „Maske", hinter der er seine sozialkritische Haltung und seine Homosexualität verbarg.[19] Bis Mitte der 1880er Jahre und insbesondere mit seinem Drama *Alexandra* galt Voß jedoch als Hoffnungsträger der naturalistischen Bewegung, die ihn um 1880, wie Leo Berg, einer der führenden Kritiker des Naturalismus, feststellte, als einen „der Modernsten" erachtete.[20] Vor diesem biographischen Hintergrund kann die naturalistische Weltsicht in der Ende der 1880er Jahre entstandenen Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden* nicht verwundern. Es sind zugleich Zusammenhänge erhellt, die das Interesse von Ambrose Bierce an dieser Voß-Geschichte alles andere als „rätselhaft" erscheinen lassen.[21] Da ist zunächst das Faible für das Außergewöhnliche, das beide Autoren verband. Daneben werden Übereinstimmungen im Weltbild erkennbar, war doch Bierce ebenfalls Pessimist und „Skeptiker", der in einer Zeit des Fortschrittsoptimismus „auf den moralischen Verfall hinter der prächtigen Fassade" wies.[22] Auch Bierce sah Religion, wirtschaftliche und ökonomische Verhältnisse sowie Kunst und Moral in der Krise und billigte einzig der Naturwissenschaft zu, „einen klaren Kopf" zu bewahren, da sie „beobachte und folgere, aber nicht verzweifelt nach Zwecken suche."[23]

---

[19] Voß an Paul Heyse, (o. O., o. D.), [1876], Bayerische Staatsbibliothek München (→ BSB), Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 3.

[20] Berg (1901) 373.

[21] Schulte (1998) 165. Er klassifiziert Voß' Novelle als „unsäglich" ab. Bereits seine Inhaltsangabe enthält allerdings Fehler. Der Sohn des Salzmeisters ist bürgerlicher Herkunft und kein „gottloser Edelmann" usw.

[22] Schröder (1976) 193.

[23] Ebd., 195.

III Voß und "Monk Lewis"

Voß nennt weder in Texten noch in Briefen Lewis oder dessen Roman *The Monk*, was eine vergleichende Untersuchung biographisch absichern würde. Damit stellt sich die Frage nach Lebens- und Werkkontexten, die Voß' Kenntnis des Romans stützen. Überschaut man Voß' literarisches Schaffen, so fällt seine ungewöhnliche Affinität zum Mönch als literarische Figur auf. Er bezeichnete sich selbst als „einsame Stimme eines Predigers in der Wüste", womit er sich in der Rolle eines säkularisierten Priesters und gesellschaftlichen Erneuerers sah.[24] In seinem ersten Schauspiel *Unfehlbar* (1874) stellte er vor dem Hintergrund des Kulturkampfes den katholischen Priester Reinhard in den Mittelpunkt, der gegen das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes aufbegehrt. Die katholische Kirche erscheint als „Wolfsstaat" und wird sowohl als religiöse Institution, die sich vom christlichen Glauben entfernt hat und in ihren Dogmen erstarrt ist, als auch als Kirchenstaat, der machtpolitisch und fern aller Menschlichkeit agiert, an den Pranger gestellt.[25] Der Priester Reinhard war der erste einer Reihe Voß'scher „Wüstenprediger", die für eine sittliche Erneuerung der Gesellschaft stritten und scheiterten.[26] Der Mönch Savonarola im gleichnamigen Schauspiel (1878) hat Gott in den Herzen der Menschen gefunden und wird zum „Gottesleugner", der statt das Volk auf einen helfenden Gott zu vertrösten, es gegen die Obrigkeit aufstachelt, wofür er hingerichtet wird.[27] Im Vorwort der *Moralischen Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche* (1879) sah sich Voß als „Mitarbeiter an der Befreiung des Menschengeschlechtes von einem traurigen Wahn", der Religion.[28] Zu den für eine „Religion der Sittlichkeit" und Wahrheit streitenden Mönchfiguren gehören Pater Modestus im gleichnamigen Schauspiel (1883) und im Roman *Die neuen Römer* (1885), Pastor Firle im Trauerspiel *Die neue Zeit* (1891), Pastor Holsten im Schauspiel *Ein Lebenskünstler* (1902) und Bruder Ambrosius in der Geschichte *Der Mönch von Berchtesgaden*, in der erstmals die Liebe des zur Askese verdammten Mönches zu einer unerreichbaren Frau in den Vordergrund tritt.[29] Dieser Konflikt wurde in zahlreichen späten Romanen bestimmend, so in *Die Leute von Valdaré* (1902), *Römisches Fieber* (1902), *Schönheit* (1910) oder in Voß' Bestseller *Zwei Menschen* (1911), und verdrängte zunehmend die sozialkritische Perspektive. Voß problematisierte in diesen Romanen das Überkommene des katholischen Priestertums, des Zölibats, das er als widernatürlich ablehnte. Wenn er sich als „geborner Mönch" bezeichnete, so weist das auf Identifikation mit dem Mönch-Habitus, der ihm als homosexuellem Künstler die perfekte Maske bot, um seinen sexuellen Identitätskonflikt zu sublimieren.[30] Sein

[24] Voß an Paul Heyse, Bergfrieden, 19. März 1876, BSB, Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 2.
[25] Voß (1874) 156.
[26] Ebd., 117.
[27] Voß (1878) 10.
[28] Voß (anonym 1879) 2.
[29] Voß (1874) 178.
[30] Voß an Carolyne zu Sayn-Wittgenstein, Bergfrieden, 2. Juni 1879, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz (→ SBB), Nachlass Sayn-Wittgenstein.

naturalistisches Denken, das ihn auf die Natur und ihre Gesetze als ein auch die Gesellschaft bestimmendes Bedingungsgefüge verpflichtete, traf in der Mönchfigur mit seiner individuellen homoerotischen Textstrategie zusammen, die die „Einbettung in Traditionen der Homosozialität", darunter Ordens- und Klosterszenerien, suchte, was laut Keilson-Lauritz als ein typisches Strategem zur Maskierung der Homoerotik gelten kann.[31] Es verwundert insofern nicht, dass Voß auf Lewis' *Monk* aufmerksam wurde, zumal der populäre Roman seinem Autor den Beinamen „Monk Lewis" eintrug. Die erste deutsche Übersetzung des skandalträchtigen Werkes hatte 1897 den 21-jährigen Lewis zudem in Deutschland berühmt gemacht. Selbst Goethe erinnerte sich noch Jahrzehnte nach dessen Weimarer Aufenthalt an den Engländer.[32] Lewis, der aus vermögenden Verhältnissen stammte und die Diplomatenkarriere einschlagen sollte, weilte 1792/93 rund sieben Monate in Weimar. Der Aufenthalt am Weimarer Hof, dem seinerzeit geistig-kulturellen und literarischen Zentrum Deutschlands, sollte seinen weiteren Weg entscheidend prägen. Die Begegnung mit Goethe, Schiller, Wieland und Herder, ihren Werken sowie der zeitgenössischen deutschen Dichtung überhaupt wirkten auf Lewis wie eine Initialzündung und ließen ihn zum seinerzeit bedeutendsten Vermittler deutscher Literatur in England werden. Seine Übersetzungen, häufig freie Adaptionen, waren überaus erfolgreich und schlugen die Brücke zwischen deutschem Sturm und Drang und englischer Frühromantik.[33] Lewis übersetzte 1816 Lord Byron Passagen aus Goethes *Faust*, die dessen dramatisches Gedicht *Manfred* beeinflussten. Damit eröffnen sich Verbindungen zu Voß, der enge Beziehungen zum Weimarer Großherzog Carl Alexander pflegte und sich frühzeitig mit Byrons Werken auseinandersetzte. Seit 1884 Bibliothekar der Wartburg machte er den Großherzog mit zeitgenössischer Literatur, darunter Henrik Ibsen, bekannt. Carl Alexander galt als Shakespeare-Kenner, beschäftigte sich aber auch mit anderen englischen Dichtern wie Bulwer, Carlyle, Thackeray und Byron, so dass der Weimarer Aufenthalt von Lewis und dessen *Monk* im literarischen Austausch mit Voß eine Rolle gespielt haben könnte.[34] Voß hatte frühzeitig Zugang zur englischen Literatur gefunden. Bereits in den 1870er Jahren las er Shakespeare, Byron, Dickens, Bret Harte, Carlyle und Shelley. Später nannte er Edgar Alan Poe und Oscar Wilde. 1882 veröffentlichte er einen Essay über Byron, den er verehrte. Byron war nicht nur mit Lewis bekannt, er feierte diesen auch in seiner Satire *English Bards, and Scotch Reviewers* mit der ihm eigenen Ironie: „Oh! Wonder-working LEWIS! Monk, or Bard, / Who fain would make Parnassus a church-yard!"[35] Vermutlich kannte Voß diese Satire, erinnert doch seine zeitlich parallel zum Byron-Essay entstandene „Satyre" *Messalina* in Stil und Duktus auffallend an Byrons Text.[36] Neben diesen Lebens- und Lektüre-Wegen, die Voß zu Lewis geführt haben könnten, stützt

---

[31] Keilson-Lauritz (1991) 70.

[32] Guthke (1958) 48, Anm. 25. Neben dem dort zitierten Tagebucheintrag von 1819 gibt es bei Goethe 1826 einen weiteren Hinweis auf Lewis. *Goethes Werke* (1987) 492.

[33] Guthke (1958) 5.

[34] Pöthe (1998) 145.

[35] Byron (1903) 317.

[36] Vgl. u. a. die Parallelen in der Erzähleröffnung: Byron (1903) 297; Voß (anonym 1881) 7.

seine 1901 erschienene italienische Novelle *Die Camaldolenserin* die Annahme, dass er mit dem *Monk* vertraut war, adaptiert sie doch das Motiv der blutenden Nonne aus der Nebenhandlung von Lewis' Roman.[37] Ob er dessen deutsche Quelle, Karl August Musäus' Märchen *Die Entführung*, kannte, sei dahingestellt. Das Gesamtbild spricht für den *Monk* als Inspirationsquelle. Dieser Roman, der als antireligiös, sittenlos und politisch subversiv, aber auch als Talentprobe des Autors galt, wie ihm Kritiken bescheinigten, wies damit exakt jene Charakteristika auf, die man Voß' Frühwerk zuschrieb. Auch ihm wurden Originalität und ein „nicht gewöhnliches Charakterisierungstalent" zugebilligt und gleichermaßen der Verstoß gegen den „traditionellen Moral-Kodex" kritisiert.[38] So wie Voß' Bedeutung für die Herausbildung des deutschen Naturalismus aus der Literaturgeschichte verdrängt wurde, gerieten Lewis' *Monk* und seine Leistung als Literaturvermittler im puritanisch geprägten Viktorianischen Zeitalter in Vergessenheit. Gelesen wurden beide dennoch. Voß wirkte mindestens auf Hermann Sudermann und Peter Hille, aber auch auf Hermann Bahr und Robert Neumann, der den Bestseller *Zwei Menschen* parodierte.[39] Die Lewis-Rezeption reicht bis zu Antonin Artaud. Zur Faszination von „Monk Lewis" stellte Guthke den im Roman erkennbaren Bruch mit dem Muster der „Gothic Novel" heraus, wie sie beispielhaft Horace Walpole mit *The Castle of Otranto* (1764) repräsentierte. Lewis, so Guthke, vollzog „die Ausweitung des Bildes der Welt und damit des Menschen in ihr in die Dimension des Übersinnlichen und das dem Tragischen offene Lebensbewusstsein, das diesen Menschen in Frage stellt".[40] Das Schaurig-Schreckliche war nicht mehr allein Kolorit und Stimmungselement in einer vernunftbestimmten Welt, wie sie die Aufklärung darstellte, sondern das Übernatürliche erschien als dämonische Macht, die dem Zugriff des Menschen entzogen und der er hilflos ausgeliefert war. Dieser Fatalismus berührte sich mit dem naturalistischen Verständnis von dem seiner Natur und seinem Milieu schicksalhaft ausgelieferten Menschen und bot Voß entscheidende Anknüpfungspunkte.

IV Vom „Monk Ambrosio" zum *Mönch von Berchtesgaden*

Voß' Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden* hatte eine komplizierte Publikationsgeschichte. Im Umfeld von Voß' naturalistischen Italienbildern *Erlebtes und Geschautes* (1888) entstanden, lag sie Anfang 1888 der Zeitschrift *Vom Fels zum Meer* vor. Am 16. März 1888, der Kulturkampf war nur wenige Monate vorher von Papst Leo XIII. für beendet erklärt worden, fragte Voß beim zuständigen Redakteur Joseph Kürschner an, wann sein „Mönch" erscheinen würde.[41] Am 11. Juni lehnte dieser nach Abstimmung mit dem Verleger die Novelle ab, „weil die ganze

[37] Voß (1901) 76–158.
[38] Voß (1879) 324, Anhang.
[39] Neumann (1965) 34.
[40] Guthke (1958) 20.
[41] Voß an Joseph Kürschner, Schloss Wartburg, 16. März [1888], GSA, 55/10882.

Behandlung der Mönch-Frage bei der außerordentlichen Empfindlichkeit unserer katholischen Leser, wieder zu sehr angetan ist, Anstoß zu erregen."[42] Am 22. Juni übersandte Voß' Ehefrau die Novelle erneut. Am 6. Juli insistierte Voß nochmals: „Die Erzählung gehört wirklich zum Besten, was ich geschrieben und die Tragik derselben kann nirgends Anstoss erregen."[43] Kurz darauf nahm die Zeitschrift die Novelle zum Druck an. Doch erst zweieinhalb Jahre später, Ende 1890, wurde sie veröffentlicht. Erklärungen lassen sich im politischen und kulturpolitischen Kontext finden.

Ende 1887 war Voß von Kaiser Wilhelm I. entgegen dem Juryvotum als Schillerpreisträger zurückgewiesen worden. Kaiser und Staatsapparat sahen in Voß den Oppositionellen und Reichskritiker. Die Ablehnung richtete sich explizit gegen die naturalistische Bewegung, als deren Repräsentanten man ihn betrachtete. Sein Drama *Alexandra* galt als der „Zolasche(n)" Richtung zugehörig und war für die Hoftheater tabu.[44] Voß wurde zum „ersten naturalistischen Zensuropfer" in der Geschichte des Preises.[45] Hauptmann, Sudermann und Ludwig Fulda sollten folgen. Der Vorgang sorgte für Aufsehen, so dass es der Zeitschrift *Vom Fels zum Meer* Anfang 1888 vermutlich nicht opportun erschien, Voß' kirchen- und gesellschaftskritische Novelle zu publizieren. 1890 lagen die Dinge anders. Die naturalistische Bewegung hatte 1889 mit dem Skandalerfolg von Gerhart Hauptmanns sozialem Drama *Vor Sonnenaufgang* den Durchbruch auf deutschen Bühnen erreicht und ihren neuen Bühnen-Messias gefunden. Es war zugleich der Höhepunkt der Bewegung, die sich 1890 nach dem Fall des Sozialistengesetzes aufzulösen begann.[46] Mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes entfiel im Deutschen Kaiserreich ein wichtiges Instrument zur Unterdrückung der politischen Opposition, das seit 1878 zu einer Vielzahl von Literaturverboten und -prozessen geführt hatte, in denen nicht selten Gotteslästerung und Beleidigung der katholischen Kirche, wie sie sich in Voß' Novelle fanden, den Vorwand für eine Anklage lieferten. Als prominentes Beispiel kann 1879 der Prozess gegen den Breslauer Verleger Salo Schottlaender wegen zweier Schriften von M. G. Conrad gelten. 1890 war aber auch das Jahr des sogenannten „Realistenprozesses", eines der größten Literaturprozesse des 19. Jahrhunderts, der ins verlegerische Herz des Naturalismus, auf den Verlag von Wilhelm Friedrich, zielte, den Herausgeber des bis dahin wichtigsten naturalistischen Publikationsorgans *Die Gesellschaft*. Im Fokus standen Werke von Wilhelm Walloth, Hermann Conradi und Conrad Alberti, von denen die beiden letzteren inzwischen als prominente Vertreter des Naturalismus galten. Voß, der 1883 ebenfalls bei Friedrich verlegt worden war, hatte sich seit 1885 von der naturalistischen Bewegung entfernt und spielte in deren Vereinen und Organen keine Rolle mehr. Damit hatten sich verschiedene Gründe, die 1888 einer Veröffentlichung

---

42 Joseph Kürschner an Richard Voß, 11. Juni [1888], GSA, 55/10882.

43 Voß an Joseph Kürschner, Berchtesgaden, 6. Juli [1888], GSA, 55/10882.

44 Sowa (1988) 459.

45 Ebd., 211.

46 Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, 1878–1890, richtete sich gegen sozialistische und kommunistische Gruppen, deren öffentliche Versammlungen, Demonstrationen und Druckwerke.

der Voß-Novelle in *Vom Fels zum Meer* entgegenstanden, erledigt. Zudem befand sich Voß nach seiner schweren Schaffens- und Lebenskrise 1889/90 wieder im Aufwind. Anfang 1891 feierte er in Wien ein sensationelles Bühnen-Comeback mit seinem Schauspiel *Schuldig!* Damit bot er sich als prominenter Autor zur Publikation in einem Unterhaltungsblatt an. Unmittelbar nach der Zeitschriften-Veröffentlichung erschien die Buchausgabe *Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen*. Der Text fand später auch in die vierbändige Werkauswahl Aufnahme.[47] In beiden Ausgaben fehlt die ursprüngliche Genrebezeichnung „Novelle."[48] Voß hatte Kürschner gegenüber von der „Erzählung" gesprochen und damit einen unspezifischeren Begriff gebraucht. Seine Frau hingegen wählte den Terminus „Novelle" und betonte, dass der Text „nicht modern", aber „sehr spannend und charakteristisch", somit für das Journal „geeignet" sei.[49] „Nicht modern" wies auf das historische Sujet ebenso wie auf das Bemühen um Vermarktung. Die Genrebezeichnung diente angesichts des Schillerpreis-Debakels der Abgrenzung von den „Modernen", von naturalistischer Prosa. Sie suggerierte den Anschluss an das Novellenschaffen so bedeutender Realisten des 19. Jahrhunderts wie Gottfried Keller, Adalbert Stifter, Theodor Storm und C. F. Meyer sowie des Dichterfürsten Paul Heyse, von deren Schönheitspostulat, Formvollendung und idealisierender Darstellung sich die Naturalisten mit ihrem Anspruch auf Objektivität, Wissenschaftlichkeit und dokumentarische Treue verabschiedet hatten, was sich bis in Genrebezeichnungen niederschlug. Es entstanden „Studien" oder „novellistische Studien" (M. G. Conrad *Französische Charakterköpfe*, 1881; G. Hauptmann *Fasching*, 1887; *Bahnwärter Thiel*, 1888), Sittenbilder (M. Kretzer *Die Engelmacherin*, 1888), Szenen oder Skizzen und damit Prosaformen mit wissenschaftlich-analytischem Anspruch, zu dem sich Voß im Rekurs auf Zola mit dem Ziel, „das Elend des Lebens [zu, die Verfasserin.] secieren", bereits frühzeitig bekannt hatte.[50] In zahlreichen seiner Skizzen und Studien lässt sich dieser Ansatz nachweisen. Auch sein *Mönch von Berchtesgaden* folgt, wenngleich im historischen Sujet, dem naturalistischen Grundsatz, die Wirklichkeit mit all ihren Facetten inklusive der „schmutzigen Scherben" abzubilden, da, wie die Brüder Hart programmatisch formulierten, „kein Stoff, auch der unsittliche und gemeine nicht, a n u n d f ü r s i c h undichterisch" sei.[51] Der Text ist in seiner linearen und dramatischen Struktur novellistisch. Die episodisch ausgebreiteten Szenen erinnern an Storms Auffassung von der Novelle, die er „die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung" nannte.[52] Ausgehend von einer breiten Exposition, der Wanderung nach Berchtesgaden, werden die Lebensstationen, wie im Drama sich

[47] Voß (1891) 5–68; Voß (1922) 271–338.
[48] Voß (1890–1891) 193.
[49] Mèlanie Voß an Joseph Kürschner, Berchtesgaden, 22. Juni 1888, GSA, 55/10886.
[50] Voß an Paul Heyse, Wien, 15. Oktober 1876, BSB, Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 12. Zola bestimmte im Vorwort zu *Thérèse Raquin* die Rolle des Schriftstellers als "Arzt im Seziersaal". Diesem Anspruch folgten Voß-Texte wie *Die Dirne als Gattin. Ein Experiment* (1878), *Gute Bekannte. Flüchtige Skizzen aus meiner Zeitgallerie* (1879) u. a.
[51] Hart, Heinrich und Julius (1882) 47.
[52] Storm (1923) 122.

über „erregende Momente" langsam steigernd, zum unerhörten Ereignis und schließlich zur Katastrophe geführt. In seinem, naturalistischen Prinzipien verpflichteten Charakter, der die ästhetische Schönheit aufgibt zugunsten eines Berichts und einer dokumentarischen Treue, mit der Landschaft und soziales Milieu beschrieben und als soziologischer Ausschnitt ausgebreitet werden, entspricht der Text tatsächlich einer „novellistischen Studie". Voß' letztlicher Verzicht auf diese Genrebezeichnung, die ihn sichtbar in die Nähe naturalistischer Prosa gerückt hätte, bestätigt einmal mehr sein Bemühen um soziale Anpassung.

Der naturalistische Charakter von *Der Mönch von Berchtesgaden* tritt im Vergleich mit Lewis' Roman *The Monk* aufgrund seiner Polarität zu dessen erzählerischer Anlage scharf hervor. Voß partizipierte vor allem an der Haupthandlung von Lewis' Roman, die sich um den Mönch Ambrosio rankt, der, vom Ruf eines Heiligen umgeben, den Versuchungen des Fleisches, zuerst in Gestalt Matildas, nicht widerstehen kann und getrieben von seiner sexuellen Lust zum Mörder an Mutter und Schwester wird. Weisen der thematische Bezug, die Figurencharakteristik, Handlungselemente und Motive auf die Verwandtschaft beider Texte, so zeigt sich der intertextuelle Zusammenhang selbst in der Gegensätzlichkeit von Erzählsituation, Sprache und Stil, da die antithetische Anlage ein Prinzip in Voß' Schaffen bestätigt, das auch seine Rezeption anderer Texte, von Jean Paul, Iwan Turgenjew oder Peter Hille, prägte. Während sich in Lewis' Roman im ersten Satz ein auktorialer, bestens informierter Erzähler kommentierend an den Leser wendet, um ihm die ungeheure Menschenmenge in der Kapuzinerkirche Madrids zu erklären, meldet sich in Voß' Erzähleröffnung der Franziskanermönch Ambrosius als Chronist zu Wort, der die Ereignisse aus seiner Perspektive weitgehend kommentarlos mitteilt. Diese Rolle heben Einsprengsel wie „nun will ich weiter berichten" hervor.[53] Der Erzähler tritt hinter das Erzählte zurück. Es entsteht kaum Spannung zwischen dem erlebenden und dem erzählenden Ich, das das Geschehen wie in einem Tagebuch notiert und nicht mehr weiß als der Leser. Erst am Ende gibt sich ein auktorialer Erzähler als Herausgeber des Materials aus dem Berchtesgadener Kloster zu erkennen, dessen biographisch-authentische Beziehung zu Voß den Wahrheitsgehalt des Erzählten nochmals legitimiert. Lewis liefert mit dem Hinweis auf die Kapuziner, die sich 1528 als „rigoristischer Zweig" von den Franziskanern absplitterten, eine vage zeitliche Orientierung, die ins 16. Jahrhundert weist.[54] Auch die Orte Madrid und später Schloss Lindenberg in Bayern bleiben konturlos, sind austauschbar. Lewis benötigt für sein Erzählen lediglich eine romanisch-katholische Szenerie, die Aberglauben einerseits und Macht des Klerus andererseits bezeugt. Voß' Novelle prägt hingegen dokumentarische Genauigkeit, worauf bereits der dem Titel beigefügte Ort weist. Die präzise Lokalisierung bediente den Anspruch naturalistischer Kunst auf Authentizität. Max Kretzer versah 1883 seine *Polizeiberichte* mit dem Zusatz „eine wahre Erzählung aus dem Berliner Leben". Hauptmanns Erstveröffentlichung des *Bahnwärter Thiel* trug den Untertitel „Novellistische Studie aus dem märkischen Kiefernhorst". Der erste

[53] Voß (1930) 27. Zitate im Folgenden aus dieser Ausgabe.
[54] Bertholet (1985) 188.

Satz der Voß'schen Novelle gibt das dokumentarische Programm vor: „Am 1. Mai des Jahres 1680 wurde ich, der Franziskanermönch Bruder Ambrosius, im einundzwanzigsten Jahre meines Lebens mit zwei anderen Brüdern, Aegidius und Romanus, aus der christlichen Stadt Passau nach dem Kloster Berchtesgaden entsendet." (5) Die Chronik endet am 15. Oktober des gleichen Jahres, dem Tag der Hinrichtung von Ambrosius. Damit ist der zeitliche Rahmen exakt fixiert. Da der Monat Mai in Voß' Schaffen symbolträchtig ist, für Liebe und „Auferstehung" steht, stellt sich die Frage nach der Bedeutung des Jahres 1680. In jenem Jahr sorgte das Erscheinen des Großen Kometen über Europa für Aufsehen. Er bedeutete eine Zäsur in der wissenschaftlichen Erforschung der Kometen, die als Störung der göttlichen Weltordnung der religiösen Phantasie zu vielfältigen Auslegungen Anlass boten. Es entstanden zahlreiche Flugschriften, in denen der Wunderstern als unheilvolles Zeichen, als Ausdruck des Gottes-Zorns und Mahnung zur Buße erschien. Zugleich löste die Himmelserscheinung von 1680 eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung aus. Isaac Newton gelang es, mit seinem Gravitationsgesetz die Bahn des Großen Kometen zu berechnen. Wenig später war es Edmond Halley, der diese Formel auf den Kometen von 1682, als Halleyscher Komet bekannt, übertrug und seine periodische Wiederkehr bewies. In Voß' Text scheint der Komet als Stern mit leuchtendem Schweif in die Himmels- und Sternmetaphorik eingewoben. Die Sterne „blitzen auf" unter dem dunkelnden Himmel „gleich Funken Silbers" (45). Ambrosius Augen suchen immer wieder den „funkelnden Sternenhimmel" und „Sternenschimmer" (60). Das Jahr des Großen Kometen symbolisiert im Text den Übergang von einer religiösen Weltdeutung zum naturwissenschaftlich fundierten Denken. Dieser Umbruch schlägt sich im Spannungsverhältnis von übersinnlich Unerklärbarem und naturgesetzlich Bestimmtem nieder, das Voß' Novelle durchzieht. Naturerscheinungen wie das „Donnern, Rollen und Poltern", das Ambrosius auf seiner Wald-Wanderung wie einen „Teufelsspuk" (8) erlebt, finden eine natürliche Erklärung. Anders als Lewis, der den Abt Ambrosio dunklen Mächten, dem Teufel in Gestalt Matildas, ausgeliefert zeigt, beschreibt Voß den Menschen in seiner biologischen und sozialen Determination. Diesem naturalistischen Denken verpflichtet, gibt er seiner Novelle eine exakte geographische, soziale und ökonomische Signatur. Die Landschafts- und Milieubeschreibungen liefern eine präzise Topographie der Region Berchtesgaden. Die Wanderungen zum Königssee mit der Kapelle Sankt Bartholomä, zum Funtensee mit der historisch verbürgten Enzianbrennerei und zum Grünen See liefern dokumentarisch genaue Bilder. Flora und Fauna des Berchtesgadener Landes, darunter Forelle und Saibling, Edelweiß und Enzian, sind den natürlichen Gegebenheiten nachgebildet. Das entbehrungsreiche Leben des Bergvolkes wird beschrieben. Das wirtschaftliche Zentrum bildet das Salzwerk, in dem Bauern und fremde Knechte arbeiten und das mit dem Salzmeister als weltlicher Macht den Gegenpol zum Abt des Klosters, zur religiösen Sphäre, bildet.

Voß' Franziskanermönch Ambrosius wächst wie Lewis' Monk im Kloster auf. Beide sind Waisen, deren familiäre Wurzeln im Dunkeln liegen. Doch während Ambrosius' Elternlosigkeit mit dem frühen Tod von Mutter und Vater einen rationalen Ursprung hat, haftet der Herkunft des Monk Ambrosio Mystisches an, wurde

er doch als Säugling auf der Klosterschwelle gefunden, was das Gerücht nährte, „er sei ein persönliches Geschenk der Heiligen Jungfrau!“[55] Der dreißig Jahre alte Abt Ambrosio der Kapuzinerkirche in Madrid hat ohne eine Sünde die „Fährnisse und Prüfungen des Jünglingsalters durchschritten.“ (47) Der einundzwanzigjährige Ambrosius – die Altersangabe im ersten Satz bei Voß kann durchaus als versteckter Hinweis auf Lewis gelesen werden, der seinen *Monk* als Einundzwanzigjähriger veröffentlichte – bereitet sich erst auf die Priesterweihe vor. Auch Ambrosius scheint „alles Leben und alle Versuchungen des Lebens“ (14) hinter sich gelassen zu haben. Geradezu hochmütig sehnt er sich nach einer „Prüfung“, aus der er „lauteren Sinnes hervorgehen könnte“ (14). Sieht Ambrosius das Kloster als „feste Burg des Glaubens“ und „Hort des Friedens“, in dem er in „Unerfahrenheit des Lebens und Ruhe des Gemüts“ (14) lebt, so ist auch der Abt Ambrosio, der sich ausschließlich im Kloster seinen Studien und der Meditation hingibt, weltfremd und von „tiefe(r) Ruhe“ und „Seelenfriede(n)“ (22) durchdrungen. Beide Texte verknüpfen den keuschen Lebenswandel mit dem Motiv des Heiligen. „Ganz Madrid“ nennt den Abt nur den „‘Heiligen‘“ (21). Er spricht zum Volk, das die „heilige Handlung“ (10) erlebt, „über die Schönheiten der heiligen Religion“ (23). Das Eingangskapitel von Lewis’ Roman lässt eine Aura des Heiligen entstehen, die den Abt in Bezug zu einer übersinnlichen Macht stellt und ins Transzendente weist. Auffallend sind die Entsprechungen in Voß’ Erzähleröffnung. Das Kloster in Berchtesgaden wird als „‘Heiligtum Sankt Franziskus‘“ eingeführt, als das „Hause des Heiligen“ (5) neben anderen Kirchen, Klöstern und „sonstigen Heiligtümern“, wobei Ambrosius sich selbst „um nichts heiliger“ (6) als andere Menschen erachtet. Das mit einer übernatürlichen Macht Aufgeladene ist anders als bei Lewis ausschließlich Teil der religiösen Sphäre, nicht des Menschen. Auch andere korrespondierende Handlungselemente und Motive erfahren in Voß’ Text eine Umdeutung. Seine drei Mönche, „stark im Glauben“ (5), was sich bis in ihre Namen widerspiegelt, erhalten den Auftrag, von Passau in das in der Wildnis liegende Kloster von Berchtesgaden zu wandern, um dort die nach einer Epidemie dezimierte Bruderschaft zu verstärken.[56] Die Wanderung setzt die Kloster-Ordnung außer Kraft und erstreckt sich wie der göttliche Schöpfungsakt über sieben Tage. Wie eine Auferstehung offenbart sich den Mönchen das „Paradies der blühenden Frühlingswelt“, der sie jedoch am Eingang zur Bergwildnis, die zum Kloster führt und sich wie ein „schwarzer Höllenschlund“ (7) auftut, entsagen müssen. Inmitten der Wildnis erblicken sie plötzlich einen Galgen mit einem Gehenkten und unter ihm ein tanzendes und singendes Mädchen. Es ist Benedikte, die Tochter des Henkers. Der Galgen, ein unheilvolles Zeichen, das Bedrohung und Todesgefahr signalisiert, erinnert an Stifters Novelle *Brigitta*, die Voß 1886 in seinem gleichnamigen Trauerspiel beeinflusst hatte. Auch das Motiv des Wanderns, das sich mit der Suche nach der eigenen Identität verbindet, lässt an Stifter denken. Benedikte, die „Gesegnete“, im „scharlachfarbenen Rocke, mit langen goldroten Zöpfen“ (9), wirkt

[55] Lewis (1971) 21. Zitate im Folgenden aus dieser Ausgabe.

[56] Ambrosius von Mailand († 397): Bischof, Prediger, theologischer Schriftsteller; Aegidius: einer der vierzehn Nothelfer; Romanus: ein römisch-katholischer Heiliger.

in den Farben der Liebe und des Blutes verführerisch und zugleich bedrohlich. Diese Bedrohung entsteht erst durch Ambrosius' Berührung mit der Außenwelt. In Lewis' Roman dringt hingegen Matilda, eine Schöpfung des Teufels, verkleidet als Novize Rosario in die religiöse Sphäre ein, zerstört die klösterliche Ordnung und das keusche Leben des Abtes, der seinen sexuellen Begierden verfällt. Wird der Abt Ambrosio durch die dämonische Frau als ein Werkzeug übersinnlicher, nicht beherrschbarer Kräfte vernichtet, so erliegt der Mönch Ambrosius seiner Natur, seiner Leidenschaft zu dem Mädchen Benedikte. Als Tochter des Henkers gilt sie als Verfemte und haust mit ihrem Vater, von der Gesellschaft ausgestoßen, in der Wildnis. Dem Henker und seiner Familie ist die christliche Taufe ebenso verwehrt wie die Sterbesakramente und ein Begräbnis in geweihter Erde. Dem Gottesdienst in der Kirche dürfen sie nur auf einem gesonderten Platz beiwohnen. Söhnen des Henkers steht kein anderer Berufsweg offen. Ambrosius empfindet diese soziale Ausgrenzung als ungerecht und unchristlich. Er folgt den Regeln des Heiligen Franziskus und dem Gebot der christlichen Nächstenliebe, indem er bei ihrer nächsten Begegnung die allseits gemiedene Benedikte „vor allem Volk" in die Kirche führt, was „den Brüdern und dem Volke ein großes Ärgernis" (18) bereitet. Dieser Tabubruch löst den Konflikt aus, setzt die Handlung in Gang und rückt Benediktes Schicksal in den Mittelpunkt. Damit sind weitere Anforderungen Theodor Storms an die Novelle erfüllt, wenn er feststellte, sie müsse, „die tiefsten Probleme des Menschenlebens" behandeln und verlange „zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert."[57]

Ambrosius' in der Abgeschiedenheit des Klosters verinnerlichtes, sich auf den Heiligen Franziskus berufendes Denken kollidiert in seiner Beziehung zu Benedikte mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, ihren Gesetzen und den über sie vermittelten Moralnormen sowie bestehenden Kirchendogmen, so dass ihm für sein zutiefst menschliches Handeln Strafen auferlegt werden. Lewis' Antiklerikalismus teilt sich hingegen in der Beschreibung der Habsucht der Kirche, der Doppelmoral und Unsittlichkeit ihrer Würdenträger, für die der Abt Ambrosio beispielhaft steht, mit. Voß zeigt am Schicksal Benediktes Ambrosius' Konflikt zwischen „wahrhaft" christlichem Handeln, seiner „Religion der Sittlichkeit" einerseits, und der Verlogenheit und bigotten Selbstgerechtigkeit der Institution Kirche sowie der weltlichen Macht, deren Recht auf Ungerechtigkeit gründet, andererseits. Der Henker, der lediglich qua Amt das von der Obrigkeit gefällte Urteil vollstreckt, ist sowohl aus Sicht der geistlichen als auch der weltlichen Autorität ein Geächteter. In Lewis' Roman ist es hingegen die weltliche Ordnungsmacht, die sich während einer Prozession anlässlich eines Festes im Kloster, die in beiden Texten ein wichtiges Handlungselement darstellt, der geistlichen entgegenstellt.[58] Mit der Prozession erreicht die Nebenhandlung des *Monk* ihren Höhepunkt. Die Äbtissin, die die religiöse Obrigkeit repräsentiert, wird in diesem öffentlichen Akt durch die weltliche Ordnungsmacht des Mordes überführt. In Voß' Novelle beugt sich der mit „Macht und Ansehen" (16)

[57] Storm (1923) 122.

[58] Vgl. die Parallelszenen bei Lewis (397) und bei Voß (23).

ausgestattete, für das weltliche Recht und die Ordnung zuständige Salzmeister mit seinem Sohn Rochus beim Hochamt auf dem „Kalvarienberg“ (24) dem Abt und dem Kirchenzeremoniell. Parallel zur Prozession, die „in die Höhe“ steigt, spitzt sich die Handlung im Bild der Passionsgeschichte zu und mündet „in ergötzliche(r) Weltlichkeit“, in der sich der „Abt und der Salzmeister, zum fröhlichen Schmause“ (24–25) zusammenfinden. Kirchliche und weltliche Autorität sind miteinander im Bunde. Das Fest gipfelt in Benediktes und Rochus’ Tanz, bei dem Ambrosius den Salzmeistersohn als Rivalen im Kampf um das Mädchen erkennt. Sein Begehren und seine erwachende Eifersucht lassen ihn in Konflikt zu seinem eigenen sittlichen Anspruch und zu seinem Keuschheitsgelübde geraten. Sein uneingestandenes sexuelles Bedürfnis sublimiert er in übersteigerte Frömmigkeit, was bereits sein Besuch im Haus des Henkers zeigt, für den es eine Parallele in Lewis’ Roman gibt. Scheinbar besorgt um Benediktes Seelenheil, versucht Ambrosius tatsächlich verzweifelt den Nebenbuhler aus dem Feld zu schlagen. Der Henker, der sich und seine Familie der Gesellschaft „hilflos und schutzlos“ (31) ausgeliefert sieht, vertraut ihm im guten Glauben seine Tochter an. Ähnlich missbraucht der Abt Ambrosio das Vertrauen der kranken Elvira, der er lediglich Besuch und Beistand gewährt, um ihrer Tochter Antonia ungestört nähertreten zu können. Auch sie, besorgt um die Zukunft Antonias, da sie niemanden hat, „in dessen Obhut sie ihr Kind hätte zurücklassen können“ (287), überantwortet das Mädchen seiner Fürsorge. Benediktes innige Beziehung zum Vater entspricht dem engen Mutter-Tochter-Verhältnis von Elvira und Antonia. Doch anders als in Lewis’ Roman, in dem der Abt Elvira tötet, als sie sich der Befriedigung seiner Fleischeslust mit Antonia in den Weg stellt, geht Benediktes Vater, der Henker, an der gesellschaftlichen Ächtung zugrunde: „Schuld an seinem Tod sind die Menschen, die kein Mitleid haben, die nichts fühlen von unserm Elend und Jammer.“ (49) Im Mitleidsgestus und der sozialen Anklage bestätigt Voß’ Novelle einen Grundzug naturalistischer Kunst. Der Tanz von Benedikte und Rochus wird zum Dreh- und Angelpunkt des Geschehens. Er treibt Ambrosius’ latent vorhandenen inneren Konflikt zwischen verordneter Askese und natürlichem Liebes- und Lustempfinden auf die Spitze und besiegelt zugleich das Schicksal des Henkers. Er muss Benedikte, die nach dem Tanz mit Rochus in den Augen der Gesellschaft zu dessen Buhlin geworden ist, als Dirne an den Pranger führen, obwohl Ambrosius ihre Unschuld bezeugt. Der Henker überlebt diesen unmenschlichen Akt nicht. Wie in Lewis’ *Monk* die aufgebrachte Menge die als schuldig überführte Äbtissin „mit Schmutz und Unflat“ bewirft, ihr „jede erdenkliche Beleidigung“ (408) zufügt und an ihr Lynchjustiz übt, wird die unschuldige Benedikte von klerikal fanatisierten Bauern gedemütigt, die ihr „ruchlose Namen“ geben, vor ihr ausspeien und sie mit „Staub und Schmutz“ (36) bewerfen. Ihr Leiden an der Welt wird ins Messianische überhöht, was die von Ambrosius’ erinnerten Jesus-Worte am Kreuz, „vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (37), unterstreichen. Als Ambrosius, tief verstört von diesem Ereignis und nach schwerer Krankheit wundersam genesen, zur Vorbereitung auf die Priesterweihe und zum Erkennen seiner Sündhaftigkeit in die Einsamkeit der Berge geschickt wird, begegnet er Benedikte erneut, die dort

seit dem Tod des Vaters lebt.[59] Die Wildnis mit Benedikte wird ihm zum „göttlichen Mysterium“. (52) Mit der Ankündigung des Abtes, ihn nach Salzburg zur Priesterweihe zu schicken, dringt die Außenwelt in das paradiesische Refugium ein und wird zur Bedrohung. Im Bewusstsein, „ohnmächtig“ in seiner Sünde zu verharren, seiner Natur schicksalhaft ausgeliefert und ein „Lügner und Betrüger“ zu sein, der nicht „nach dem, was vom Himmel, sondern nach dem, was von dieser Welt ist,“ (58–59) trachtet, nimmt Ambrosius von Benedikte Abschied, die ihm den geforderten Schwur, Rochus zu entsagen, verweigert. Nachdem er im Kampf mit seinem Widersacher Rochus, einem „Gottesgericht,“ (61) unterliegt, steigert sich Ambrosius' Eifersucht zur Raserei. Der Leser, der die Vorgänge aus seiner Perspektive erfährt, erlebt nicht nur die gleiche Außenwelt wie er, sondern erhält auch Einblick in seinen psychischen Zustand, der immer mehr ins Pathologische abgleitet. Benediktes Mitteilung, Rochus wolle sie, die Henkerstochter, heiraten, führt schließlich zur Katastrophe. Ambrosius verliert angesichts dieser offensichtlichen „Lüge“, mit der die Sitten- und Skrupellosigkeit der Gesellschaft und seine Eifersucht ihren Höhepunkt erreichen, den Verstand und ermordet als von Gott „Auserwählter“ (65) Benedikte, um sie scheinbar vor ihrem Schicksal als Dirne, vor ewiger Verdammnis zu bewahren, sie aber tatsächlich Rochus zu entreißen. Er erhebt sich selbst zum Gott. Ambrosius, abgeleitet vom griechisch-lateinischen „Ambrosia“ der „Göttliche,“[60] begreift „Gott und die Welt“ als “ungerecht” (50) und sieht sich nicht als „schändlicher Mörder“, als der er verurteilt und gehenkt wird, sondern als Verkünder der Wahrheit und Erlöser vom Bösen, umgeben von „blinden, blöden Toren“. (67) Mord und Wahnsinn erlösen Ambrosius aus einer unerträglichen gesellschaftlichen Situation, der er sich hilflos ausgeliefert sieht. Sie beenden sein Martyrium, das er in seiner Liebe zu der von der Gesellschaft erniedrigten Benedikte erleidet, einer Leidenschaft, die ihn wie eine Naturgewalt fesselt, der er nicht entkommen kann. Voß' Mönch Ambrosius scheitert mit seinem Anspruch einer „Religion der Sittlichkeit“ an der gesellschaftlichen Realität, in der sich Kirche und weltliche Macht einem unschuldigen Mädchen gegenüber als unmenschlich erweisen, was ihn letztlich zum Mörder werden lässt. Lewis' Monk verfällt hingegen, eingebunden in restriktive religiöse und moralische Normen der undurchdringlichen, höheren Macht, die in der vom Teufel geschaffenen Matilda als weiblicher Dämon Teil seiner Wirklichkeit ist und ihn zur Befriedigung seiner erotischen Wünsche, zu Verbrechen wie Verführung und Inzest, Mord und Teufelsbündlerei treibt. Dabei offenbaren sich menschliche Abgründe, die Antonin Artaud besonders fesselten.[61]

Die Wendung ins Psychopathologische, in Mord und Wahnsinn, wie sie sich in Voß' *Mönch*-Novelle findet, lässt sich auch in anderen, zeitlich parallel erschienenen naturalistischen Texten nachweisen. Peter Hille veröffentlichte in der

---

[59] Siehe Ambrosius' und des Monk wundersame Rettung: Voß (38), Lewis (85).

[60] Hirt (1909) Sp. 49.

[61] Artaud (1982) 13. Er stellte fest, ein Buch wie *The Monk* würde ihm viel mehr das Gefühl eines tiefen Lebens geben, als sämtliche psychologischen, philosophischen oder psychoanalytischen Studien zum Unbewussten.

Gesellschaft seine Skizze *Ich bin der Mörder*, in der sich ein Raubmörder „als Arzt der Menschheit" moralisch über Staat und Kirche stellt, die „gerade die Besten" auszumerzen suchen.[62] Gerhart Hauptmann lässt seinen *Bahnwärter Thiel* nach Mord an Frau und Kind in der Irrenanstalt enden, um nur zwei Beispiele zu nennen, in denen Wahnsinn und Mord zur Lösung aus gesellschaftlicher Ausweglosigkeit werden und sich das Interesse naturalistischer Kunst an psychoanalytischen Vorgängen als Ausdruck der menschlichen Seele zeigt, die es, getreu dem naturalistischen Prinzip, keinen Bereich der Wirklichkeit auszublenden, zu erforschen gilt. Die Glut- und Blutmetaphorik, die sich in Voß' Text mit Benedikte verbindet, korrespondiert mit der Natur und spiegelt Ambrosius' Seelenzustand einschließlich seiner sich steigernden erotischen Aufladung wider. Das Rot der Sonne entwickelt sich zum Feuer, zur Glut, zur Flamme und schließlich zum Blutstrom, der die tote Benedikte umgibt. Die Szene, in der Ambrosius Benedikte mit dem Messer ersticht, erinnert bis in die Blut-Metaphern an die Ermordung Maries in Georg Büchners *Woyzeck*, mit dem Voß seit den 1870er Jahren vertraut war, den er 1886 in seinem Schauspiel *Alexandra* zitierte und zu dem sich auch in seiner zeitlich parallel entstandenen Skizze *Der rote Streifen* (1888) über Mörder in der römischen Campagna bis in die Semantik Parallelen aufdrängen. Die Glut- und Blut-Metaphorik scheint die Determination der Menschen zu paraphrasieren, die, so Zola, „übermächtig von ihren Nerven und ihrem Blut beherrscht werden, die keinen freien Willen besitzen und bei jeder Handlung ihres Lebens von den verhängnisvollen Fügungen ihrer Physis fortgerissen werden."[63]

Das Übersinnliche, das Unergründliche in der menschlichen Existenz, das Voß' Novelle durchzieht und das die Grenzen der die Abbildung der Wirklichkeit anstrebenden naturalistischen Kunst durchbricht, ist nicht wie in Lewis' Roman durch Wunder, Zaubermyrten oder Gifttränke bedingt, sondern wird auf seine mythischen Ursprünge zurückgeführt. Ein Knabe erzählt Ambrosius von den im Volk überlieferten Sagen von Berggeistern, Kobolden und „Feien in leuchtenden Gewändern, mit schimmerndem Haar, und wenn ein Erdensohn eine solche erblickte, war er dem Zauber verfallen." (40) In ihrer mythischen Grundierung erscheint die Handlung als archetypisches Modell, das zeigt, „wie die dunklen Gewalten Macht haben über die Seelen der Menschen, und schützt dagegen weder Gebet noch Zauberspruch [...]." (40) Im Ibsen-Zitat der „dunklen Gewalten" findet das deterministische Prinzip seine Bestätigung. Benediktes Schicksal vollzieht sich als christliche Passion. Sie wird als säkularisierter Messias von Ambrosius, der sich zum Gott erhöht, erlöst. Die Natur, schön und dämonisch zugleich, erscheint als Spiegel der menschlichen Existenz. Pflanzen und Tiere sind mit symbolischer Bedeutung ausgestattet. Das Edelweiß, das Ambrosius von Benedikte erhält, ist im Volksglauben die Blume der Liebe. (21) Benedikte sieht sich vom „Balken aus Zirbenholz", (60) dessen Zapfen in der Mythologie Fruchtbarkeit und Unsterblichkeit symbolisieren, gegen das Böse gefeit. Den Enzian-Wurzeln, nach denen Ambrosius in der Bergwildnis für das Kloster

[62] Hille (1985) 223.
[63] Zola (1975) 6.

gräbt, werden im Volksglauben Liebeskräfte nachgesagt, weil diese „wie ein weiblich Glid zerspalten“ sind.[64] In den Erzählungen des Bergvolks, ihren Deutungen der Natur, auch der Himmelserscheinungen, sind diese Mythen als Teil des kollektiven Unbewussten aufgehoben. Damit schließt sich der Kreis zur Erzähleröffnung, die in Anspielung auf den Großen Kometen von 1680 den Gegensatz von supranaturalistischer Sphäre einerseits und aus den Naturgesetzen abgeleitetem, wissenschaftlich begründetem Denken andererseits als das den Text prägende Spannungsfeld fixiert. Es durchzieht als dualistisches Prinzip die Novelle, in der Natur und Gesellschaft, religiöse und weltliche Sphäre, Himmel und Erde sowie Paradies und Hölle die jeweiligen Pole bilden.

Voß’ Novelle *Der Mönch von Berchtesgaden* gehört zu seinen gültigen Werken und fand zurecht in seine Werkauswahl, die der Literaturwissenschaftler Friedrich von der Leyen posthum besorgte, Aufnahme. Diese Qualität war es, die Ambrose Bierce zur Übersetzung anregte, in der er jedoch jene Passagen veränderte, die auf die dokumentarische Treue zielten und mit der die Landschaft und das soziale Milieu exakt erfasst wurden. Diese Streichungen spiegeln sich bis in den Titel *The Monk and the Hangman’s Daughter* wider, in dem der lokale Bezug fehlt, die Beziehung des Mönchs zur Henkerstochter fokussiert und dem historisch verbürgten Einzelschicksal nunmehr ein allgemeingültiger Charakter zugewiesen wird. Diese Zeitlosigkeit sicherte Bierce’ englischer Fassung jenen Erfolg, der dem Voß’schen Original verwehrt blieb. Bierce’ Schlusspointe, die Benedikta als uneheliche Tochter des Salzmeisters und damit als Rochus’ Halbschwester offenbart, die Ambrosius heimlich liebte, rückt die Geschichte näher an Lewis’ Roman, in dem sich nicht nur inzestuöse Beziehungen finden, sondern der Abt Ambrosio am Schluss erfährt, dass Elvira seine Mutter und Antonia seine Schwester waren. Insofern kann Bierce’ Schlusswendung ein Indiz dafür sein, dass er die literarische Inspirationsquelle der Voß-Novelle, Lewis’ *Monk*, (er)kannte.

Voß’ Text *Der Mönch von Berchtesgaden* ist in seinem Charakter naturalistische Prosa, obwohl er sich nicht einem Gegenwartsstoff zuwendet, vielmehr in der historischen Analogie seine sozialkritische Perspektive entfaltet. Sein naturalistischer Anspruch erschließt sich nicht, wenn man als Maßstab die von Arno Holz und Johannes Schlaf später entwickelte Methode des konsequenten Naturalismus als schärfste Ausprägung naturalistischer Prinzipien wählt. Voß’ *Mönch* weist vielmehr in Stil und psychoanalytischen sowie mythischen Bezügen in Richtung Gerhart Hauptmanns zeitgleich entstandener novellistischer Studie *Bahnwärter Thiel*, die, in der Zeitschrift *Gesellschaft* der Münchner Naturalisten erstveröffentlicht, „zu einem beachteten Text der naturalistischen Bewegung“ wurde.[65] Voß’ Novelle, mit beinah drei Jahren Zeitverzögerung 1890 im Unterhaltungs- und Familienblatt *Vom Fels zum Meer* publiziert, blieb völlig unbeachtet. Sie erschien zur falschen Zeit am falschen Ort.

---

[64] Bächtold-Stäubli/Krayer (1987) Sp. 863.
[65] Bernhardt (2013) 19.

Bibliographie

Artaud, Antonin: *Le Moine de Lewis*, Paris 1982.

Bächthold-Stäubli, Hanns u. Eduard Hoffmann-Krayer (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 2, Berlin 1987.

Baumann, Christiane: *“La perduta gente“ – Richard Voß‘ (1850–1918) naturalistische Italienbilder und der Einfluss des Historikers und Essayisten Ferdinand Gregorovius*, in *QFIAB* 99 (2019) 340–366.

Dies.: *Richard Voß (1850–1918). Revoluzzer, Männerfreund, Bestsellerautor*, Paderborn 2018.

Berg, Leo: *Neue Essays*, Oldenburg 1901.

Bernhardt, Rüdiger: *Textanalyse und Interpretation zu Gerhart Hauptmann. Bahnwärter Thiel*, Hollfeld 2013 (Königs Erläuterungen und Materialien 270).

Bertholet, Alfred: *Wörterbuch der Religionen*, hg. v. Kurt Goldammer, Stuttgart 1985.

Bierce, Ambrose: *Der Mönch und die Henkerstochter*, hg. v. Karl Bruno Leder, Frankfurt a. M. 1990.

Ders.: *The Collected Works of Ambrose Bierce*, Bd. 6, New York 1909.

Bierce, Ambrose u. Gustav Adolph Danziger: *The Monk and the Hangman's Daughter*, Chicago 1892.

Byron, George Gordon: *English Bards, and Scotch Reviewers*, in *The Works of Lord Byron*, hg. v. Ernest Hartley Coleridge, London 1903. (https://en.wikisource.org/wiki/The_Works_of_Lord_Byron_(ed._Coleridge,_Prothero)/Poetry/Volume_1/English_Bards,_and_Scotch_Reviewers).

Goethes Werke, Weimarer Ausgabe 1887–1919, Bd. 42, 2. Abt., München 1987.

Guthke, Karl Siegfried: *Englische Vorromantik und deutscher Sturm und Drang. M. G. Lewis‘ Stellung in der Geschichte der deutsch-englischen Literaturbeziehungen*, Göttingen 1958.

Hart, Heinrich u. Julius: *Für und gegen Zola*, in *Kritische Waffengänge* (1882) H. 2, 44–55.

Hart, Julius: *Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker*, Bd. 2, Neudamm 1896.

Hille, Peter: *Ich bin der Mörder*, in *Gesammelte Werke*, hg. v. Friedrich Kienecker, Bd. 4, Essen 1985.

Hirt, Herman (Hg.): *Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand*, Bd. 1, Gießen 1909.

Jansen, Peter K.: *Monk Lewis‘ und Heinrich von Kleist*, in *Kleist-Jahrbuch 1984*, 25–54.

Keilson-Lauritz, Marita: *Maske und Signal – Textstrategien der Homoerotik*, in: *Homosexualitäten – literarisch. Literaturwissenschaftliche Beiträge zum Internationalen Kongress „Homosexuality, which Homosexuality?“*, Essen 1991, 63–75.

Killy Literaturlexikon, hg. v. Wilhelm Kühlmann, Bd. 12, Darmstadt 2016.

Koch-Sternfeld, Joseph Ernst: *Geschichte des Fuerstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke*, Faks.-Ausg., Bd. 3, Salzburg 1815.

Kürschner, Joseph an Richard Voß, 11. Juni [1888], GSA, 55/10882.

Lewis, Matthew Gregory: *Der Mönch. Roman*, Gütersloh 1971.

Macdonald, David L.: *Monk Lewis. A critical biography*, Toronto 2000.

Monaghan, Frank: *Ambrose Bierce and the Authorship of "The Monk and The Hangman's Daughter"*, in *American Literature*, 2 (1931) H. 4, 337–349.

Neumann, Robert: *Mit fremden Federn. Ausgewählte Parodien*, Berlin 1965.

Pöthe, Angelika: *Carl Alexander. Mäzen in Weimars „Silberner Zeit"*, Köln 1998.

Schröder, Gottfried: *Ambrose Bierce. Darstellungsmittel und Weltbild*, Diss., Kiel 1976.

Schulte, Michael: *Allein in schlechter Gesellschaft. Das Leben des Ambrose Bierce*, Frankfurt a. M. 1998.

Sowa, Wolfgang: *Der Staat und das Drama. Der Preußische Schillerpreis 1859–1918*, Frankfurt a. M. 1988.

Sprengel, Peter: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900*, München 1998.

Storm, Theodor: *Eine zurückgezogene Vorrede aus dem Jahre 1881*, in *Sämtliche Werke*, hg. v. Albert Köster, Bd. 8, Leipzig 1923, 122–123.

Voß, Mèlanie an Joseph Kürschner, Berchtesgaden, 22. Juni 1888, GSA, 55/10886.

Voß, Richard: *Ausgewählte Werke*, hg. v. Friedrich von der Leyen, Bd. 3, Stuttgart 1922.

Ders.: *Der gute Fra Checco und andere Geschichten*, Stuttgart 1901.

Ders.: *Der Mönch von Berchtesgaden*, in *Vom Fels zum Meer. Spemanns Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus*, 1 (1890–1891), 193–200, 297–304, 412–418.

Ders.: *Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen*, Stuttgart 1891.

Ders.: *Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen*, Stuttgart 1930.

Ders. (anonym): *Messalina. Eine Satyre*, Zürich 1881.

Ders. (anonym): *Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche. Den wackern Männern erzählt, so da lieber wissen statt glauben*, Zürich 1879.

Ders.: *Savonarola. Trauerspiel*, Wien 1878.

Ders.: *Scherben. Gesammelt vom müden Manne. Neue Folge*, Zürich 1879.

Ders.: *Unfehlbar. Schauspiel*, Cassel 1874.

Ders. an Paul Heyse, Bergfrieden, 19. März 1876, BSB, Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 2.

Ders. an Paul Heyse, Wien, 15. Oktober 1876, BSB, Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 12.

Ders. an Paul Heyse, (o. O., o. D.), [1876], BSB, Heyse-Archiv VI (Richard Voß), Bl. 3.

Ders. an Joseph Kürschner, Schloss Wartburg, 16. März [1888], GSA, 55/10882.

Ders. an Joseph Kürschner, Berchtesgaden, 6. Juli [1888], GSA, 55/10882.

Ders. an Carolyne zu Sayn-Wittgenstein, Bergfrieden, 2. Juni 1879, SBB, Nachlass Sayn-Wittgenstein.

Zola, Émile: *Vorwort*, in *Thérèse Raquin*, übers. v. Ernst Sander, Stuttgart 1975.

Schlüsselwörter

Richard Voß, Matthew Gregory Lewis, Ambrose Bierce, Naturalismus, Mönch, Literaturgeschichte

Abstract

Fascination „Monk": Richard Voss's novella *The Monk of Berchtesgaden* (1891) in its relationship to Matthew Gregory Lewis' novel *The Monk* (1796) and Ambrose Bierce's tale *The Monk and the Hangman's Daughter* (1892)

Bestselling author Richard Voss was one of the literary pioneers of naturalism in the German Empire. Until the 1880s he wrote numerous naturalistic works. Among those works there is the now forgotten tale *Der Mönch von Berchtesgaden* which had been translated into English by Ambrose Bierce. Bierce's version *The Monk and the Hangman's Daughter* became successful. The new punch line of the translation indicates that Bierce was familiar with Voss's most important literary source: Matthew Gregory Lewis's famous novel *The Monk*. The essay examines the so far unnoticed connection between those three texts and Lewis's impact on the naturalistic period.

Keywords

Richard Voss, Matthew Gregory Lewis, Ambrose Bierce, naturalism, monk, literary history

Olena Byelozyorova (https://orcid.org/0000–0002–6668–5685)
Charkiwer Nationale W.N. Karasin-Universität
Krzysztof Huszcza (https://orcid.org/0000–0002–9607–8384)
Uniwersytet Wrocławski

Erinnerung und österreichische Erinnerungsorte in der literarischen Tätigkeit des Literaturkreises PODIUM. Ausgewählte Aspekte

Balanceakt
Auf dem Seil aus Lebensfäden
gespannt überm Abgrund:

Laß jeden deiner Gedankenschritte
das günstigste Gleichgewicht erwägen
zwischen Erinnern und Vergessen.

Franz Richter[1]

so oder so
wer sein Zuhause verläßt
wird es nicht wieder finden

wer es nicht verläßt
hat es schon verloren.

Christoph Janacs[2]

Der „Literaturkreis PODIUM Schloss Neulengbach" ist eine Vereinigung von ursprünglich niederösterreichischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Wir haben es im Fall dieser Organisation also nicht nur mit einer Versammlung von Personen zu tun, die bloß *eine* gemeinsame Neigung, nämlich das literarische Schreiben, aufweisen, sondern die auch – durch Geburt, Aufwachsen, Wohnsitz etc. – eine bestimmte Region verbindet, in der ihre Erinnerungen angesiedelt sind. Mittlerweile sind seitens der PODIUM-Mitglieder über beinahe ein halbes Jahrhundert hinweg Erinnerungstexte entstanden und vielfach publiziert worden. In dieser Zeitspanne hat auch der Verein seine eigene Geschichte, eine eigene Tradition entwickelt, die detto zum Stoff des gemeinsamen Erinnerns geworden ist und sich sogar selbst in eine Art „Erinnerungsort" verwandelt hat – im Sinne der vom französischen Historiker

[1] Franz Richter, *Balanceakt*, Lyrikflugblatt PODIUM, 1983.
[2] Christoph Janacs, *so oder so*, Lyrikflugblatt PODIUM, 2017.

Pierre Nora entwickelten Konzeption[3]. Paraphrasierend: Die einzelnen Personen, die mit eigenen Erinnerungen ausgestattet eine soziale Gruppe bilden, übertragen ihre Erfahrungen auf das weitere Feld der Gemeinsamkeit und beginnen ein kollektives Gedächtnis zu bilden. Die persönlichen Erfahrungen verlieren damit teilweise ihren individuellen Charakter und beginnen sich in einem bestimmten Raum auszubreiten, als eine feste soziale Grundlage mit einem historischen Kontext. Auf diese Weise entsteht eine Erinnerungskultur, die zwar individuelle Prägung beinhaltet, aber schon eine gemeinsame symbolische Bedeutung gewinnt und damit wiederum zu einem Identitätsfaktor für alle Mitglieder der Gemeinschaft wird, der alle künftigen Aktivitäten der Gruppenmitarbeiter verstärkt. Mit dieser Feststellung wird einmal mehr die Richtigkeit des Gruppenbegriffs des deutschen Soziologen Friedhelm Neidhardt bewiesen, der meinte, dass die sozialen Gruppen nichts anderes seien als die Systeme der persönlichen Beziehungen[4].

Die Thematik, um die es uns heute geht und die von PODIUM-AutorInnen literarisch bearbeitet wurde, unter dem allgemeinen Oberbegriff „Erinnerung" zu fassen, ist unmöglich, weil der Forschungsbereich in diesem Fall besonders umfangreich ist. Geht es doch um eine Schriftstellervereinigung, die bis heute weit über 300 Personen in ihren Reihen hatte – gegenwärtig zählt sie knapp über 200 aktive Mitglieder. Und diese zeigten und zeigen durchwegs eine – im Übrigen fast allen Menschen eigene – Vorliebe für Erinnerungen. Doch sind die Motive, sich einem Erinnerungsstoff zu nähern, genauso unterschiedlich wie die Art und Weise des literarischen Schreibens darüber, denn natürlich sind die PODIUM-AutorInnen äußerst unterschiedlich. Unmengen entsprechender Texte belegen dies, auch in der frühesten Phase ihrer literarischen Tätigkeit und sehr oft noch vor dem Jahr 1971, dem Gründungsjahr der Vereinigung, entstandene, die natürlich Eingang in die diversen PODIUM-Publikationen über ein halbes Jahrhundert gefunden haben.

Die besten Beispiele für unser Thema liefert ein Vertreter der ältesten Generation der PODIUM-Mitglieder, nämlich der 1901 geborene Wilhelm Szabo, Initiator und Mitbegründer des PODIUM und in der Anfangszeit quasi sein Ideologe. Seine Erinnerungstexte thematisieren unter anderem schwere Kindheits- und Jugenderlebnisse. Als Weisenkind bei einer Ziehfamilie aufgewachsen, konnte er sich lebenslang nicht völlig von den Stigmata eines verlassenen „Niemandskindes"[5] befreien. Folgenschwere Erlebnisse wurden noch zusätzlich durch feindselige Umgebung und provinzielle – im schlechten Sinne des Wortes – zwischenmenschliche Beziehungen verstärkt: Der empfindsame Mensch konnte sich nur teilweise vor der Erniedrigung durch die zu Gewalt neigenden Erwachsenen und genauso brutalen

---

[3] Vgl. u.a. Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1998.

[4] Vgl. Friedhelm Neidhardt, *Themen und Thesen zur Gruppensoziologie*, [in:] *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien,* ders. (Hrsg.) (=„Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" Sonderheft, Nr. 25), Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 14.

[5] Auf diese Weise wurde er unter anderen durch Wendelin Schmidt-Dengler in einem Vorwort zum Gedichtsband bezeichnet: *Wilhelm Szabo*, hrsg. von Hannes Vyoral (=Podium Porträt, Bd. 4), St. Pölten: PODIUM 2001, S. 6–20.

Gleichaltrigen retten, indem er in Lehre und Lektüre flüchtete bzw. später Erfüllung in der Berufung zum Poeten gefunden hat. Nicht immer aber kam die Rettung sofort. Manchmal schien ein scheinbar rettendes Wort seine Macht verloren zu haben und der Mensch, der Schriftsteller blieb hilflos sich selbst überlassen. Solches beweisen folgende Zeilen aus Szabos berühmtem Gedicht *Erinnerung an eine Kammer*[6]:

[...] Wälder rauschten. Es schlugen
die Uhren vergessene Zeit.
Durch alle Spalten und Fugen
sickerte Einsamkeit.

Ein kleiner Kommentar zu diesem Werk aus der Feder von Gudrun Susanne Littek birgt überraschende, aber zutreffende Bemerkungen: „Die Einsamkeit reißt den Dichter jetzt immer tiefer; er muß Schmerz und Leid erdulden. Einsamkeit wird zu einem seinsumhüllenden Standort des Dichters."[7] Paradoxal wird also das Gefühl der Einsamkeit den Poeten zu seiner Heimat führen, sie wird zu seinem „Standort" und in der Zukunft zu seinem Erinnerungsort, was aber keineswegs dazu beiträgt, dass die Qual nachlässt. Sogar der von Szabo ersehnte Beruf eines Dorfschullehrers hat das ihn ständig begleitende Empfinden von Verlassenheit und Andersartigkeit nur gemindert, keineswegs ausgemerzt:

[...] Ich mit Narben der Qualen
von Acht und Kränkung geziert,
ich, mit den Muttermalen
der Traurigkeit tätowiert.

Ich, namlos verstreut in Gesänge,
in Herzen von Kindern versät,
ich, der aus der Gosse und Menge,
der Dorflehrer ich, der Poet![8]

Wie das obige Gedicht-Zitat darlegt, beschäftigte die literarische Auf- und Bearbeitung seines Traumas Szabo nicht nur zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner literarischen Karriere, sondern sie begleitete ihn ununterbrochen. Die von ihm ausgewählten, mit diesem Hauptkomplex verbundenen Erinnerungsorte waren verschiedene: beginnend bei der niederösterreichischen Provinz, wo Vieles den erlebten Landschaften ähnelt, über die NS-Zeit – in welcher Szabo und seine Frau jüdischer Abstammung Verfolgung erlitten haben und nur dank größter Anstrengung gerettet worden sind – bis zu den konkreten Ereignissen in der Nachkriegsrealität.

---

[6] Wilhelm Szabo, *Erinnerung an eine Kammer* [in:] ders., *Im Dunkel der Dörfer*, Gedichte, München: Alber Verlag 1940, S. 5. Der Text wurde mehrmals abgedruckt, sogar als Faksimile z. B. in: „Podium" 1986, Nr. 61–62, S. 3.

[7] Gudrun Susanne Littek, *Existenz als Differenz. Der 'Dichter' im Werk Georg Trakls*, Marburg: Tectum Verlag 1995, S. 99.

[8] Wilhelm Szabo, *Selbstbildnis 1966* [in:] *Wilhelm Szabo*, hrsg. von Hannes Vyoral... *op. cit.*, S. 41.

Szabos Gedichte, vor allem die aus den 1930er- und 1940er-Jahren, werden aus heutiger literaturwissenschaftlicher Sicht als Anti-Heimattexte gelesen: Erinnerungen müssen nicht immer nostalgische Reminiszenzen vergangener Zeiten und verschwommene Bilder einstmals naher Orte enthalten, sie können auch einen Versuch bedeuten, die traumatischen Erfahrungen zu überwinden: Versuche müssen aber nicht automatisch einen Triumph über die persönlichen Dämonen, über die dunklen Aspekte der Vergangenheit bedeuten. Sie können dazu beitragen, sich dem Sinn des eigenen Lebens zu nähern, was im Fall Wilhelm Szabos gelungen zu sein scheint. Der Autor hatte sich nicht nur in seinem Leben und in seinem literarischen Schaffen in der Kunst des Erinnerns geübt, sondern auch einen Schriftstellerverein gegründet, der mit seiner verhassten/geliebten Heimat aufs Engste verbunden war. Und damit wesentlich dazu beigetragen, die niederösterreichische Kultur in neue Bahnen zu lenken. Vor diesem Hintergrund können wir folgende Worte besser verstehen, die einem Gedicht mit dem markanten Titel *Schlußwort* entstammen:

Wohl, die wir fanden, die Klänge
sind wie in Winde gesät.
Lieder verwehen, Gesänge.
Aber das Singen besteht.[9]

Eine andere PODIUM-Schriftstellerin, genauso wichtig im von uns gewählten Kontext, ist Ilse Tielsch, die jetzige Nestorin der Gruppe, wie Wilhelm Szabo eine der MitbegründerInnen der Vereinigung. Sie wurde 1929 in Mähren geboren, und diese Tatsache hat ganz wesentlich ihr Schaffen beeinflusst. Ihre nationale Identität ist nämlich durchaus kompliziert – als Österreicherin zur Welt gekommen, anfänglich Staatsbürgerin der ersten tschechoslowakischen Republik und später amtlich der deutschen Minderheit zugeordnet, wurde sie samt ihrer Familie als „Sudetendeutsche" aus der Heimat nach Österreich vertrieben. Auf der Flucht aber wurde die damals 16-jährige Ilse von ihren Eltern getrennt, die sie erst ein Jahr nach dem Kriegsende durch eine Anzeige in der Zeitung des Roten Kreuzes wieder finden konnte[10]. Dieses scheinbar glückliche Ende der Geschichte heißt noch lange nicht, dass die künftige Schriftstellerin eine neue Heimat gefunden hätte.

Alle diese Erlebnisse haben dazu geführt, dass für Tielsch das verlorene Heimatland zu einem festen Erinnerungsort geworden ist. Obwohl die für sie altbekannten, topographischen Details auch noch heute bestehen, ist jede weitere Spurensuche nach der Welt der Kindheit nur dank Erinnerungen möglich. Ihre Gedankenwanderungen werden manchmal durch zufällige Impulse initiiert:

---

[9] Wilhelm Szabo, *Schlußwort* [in:] ebda., S. 62.

[10] Vgl. Barbara Neuwirth, *Mein Haus ist ein Kartenhaus*. *Ilse Tielsch und ihre Lyrik* [in:] Ilse Tielsch, *Dorn im Fleisch*/*Cierń w ciele*. *Ausgewählte Gedichte*/*Wiersze wybrane*, hrsg. von/red. Krzysztof Huszcza (=Biblioteka Austriacka, Bd. 37) Wrocław – Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe/Neisse Verlag 2010, S. 7.

[...] Die Thaya führt braunes Wasser
vom Regen
hinter dem alten Zollhaus
kann man die Wachtürme sehen
die grünen Augen der Teiche
die dunklen Büschel der Wälder

Ein alter Mann
hat mir eine Landkarte
vererbt
darauf sind Namen verzeichnet
die gibt es nicht mehr[11]

Nicht nur schmerzende Vergangenheit wird in der literarischen Werkstatt Tielschs zu einem poetischen Stoff gewoben. Sie, wie auch die Mehrheit ihrer PODIUM-KollegInnen, beschreiben sehr oft auch die jetzige Schönheit der konkreten österreichischen Landschaften – oft ist es Niederösterreich. Aber bei Tielsch, häufiger als bei den anderen, können plötzlich ganz „dunkle" Töne erklingen, sogar nach fröhlichen, man könnte auch sagen „hellen" Versen. Und wieder beginnt der Mahlstrom der Gedanken um das verlorene Land zu kreisen, das sich nicht vergessen lässt, was im Übrigen die Autorin selbst nicht wollen würde:

[...] die letzten Kirschenalleen
werden jetzt abgeholzt
das Kreischen der Sägen
schneidet mir ins Herz
ich schließe die Augen und sehe
eine kleine Insel von Dächern
auf die ich zugehen möchte
an einem frostklaren Wintertag
über den knirschenden Schnee[12]

Christian Teissl, ein österreichischer Interpret des lyrischen Werkes von Ilse Tielsch, der zu einer viel jüngeren Generation der PODIUM-Mitglieder als sie gehört, lobt ihre poetischen Texte zum Beispiel für die einfache Diktion, „die klar wie Wasser ist"[13], aber ganz besonders glaubt er, dass die Autorin mit ihren literarisch bearbeiteten Erlebnissen (vor allem nach seiner Lektüre ihres Gedichtes *Schriften und Farben*[14]) für eine Repräsentantin der ganzen Generation gelten kann. Diese Klarheit und unverwechselbare Reinheit des Stils charakterisieren auch das reiche Prosaschaffen der Schriftstellerin; aber was uns besonders auffällig

---

[11] Ilse Tielsch, *Grenzgebiet* [in:] dies., *'Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt'. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Helmuth A. Niederle (=edition pen, Bd. 1), Wien: Löcker 2011, S. 155.

[12] Dies., *Weinviertel nördlich* [in:] ebda., S. 196.

[13] Christian Teissl, *Einige Überlegungen zur Lyrik von Ilse Tielsch* [in:] ebda., S. 403.

[14] Ilse Tielsch, *Schriften und Farben* [in:] ebda., S. 126f.

und wichtig erscheint ist, dass in ihren Romanen und Erzählungen Erinnerungen und damit Erinnerungsorte eine dominierende Rolle spielen. Ein Paradebeispiel ist hier Tielschs Romantrilogie, die in den 1980er-Jahren veröffentlicht wurde. Louis Ferdinand Helbig unterstreicht ihre Relevanz für den gesamteuropäischen Diskurs über Flucht und Vertreibung und damit – wie Teissl – ihren Rang im Kreis der Erinnerungsliteratur-Autoren: „Zu den wenigen vollständigen, die ganze Vielfalt der heimatlichen Lebenswelt bis hin zu ihrem Verlust und dem Stadium intensivsten Erinnerns umfassenden Romanen gehören *Die Ahnenpyramide*[15] und *Heimatsuchen*[16] von Ilse Tielsch[17]. Jeder für sich und beide zusammen sind neben Horst Bieneks Schlesien-Tetralogie das umfang- und faktenreichste Werk zum Thema, besonders aber zur Eingliederung. [...] Der zweite Roman, der die Kriegs- und Vertreibungserlebnisse einer südmährischen Familie gestaltet, kommt dem Ideal einer sowohl geschichtlich wie in seiner Anlage gelungenen Gesamtdarstellung fast aller Flucht- und Vertreibungsaspekte sehr nahe. *Heimatsuchen* zeigt, wie im Erleben eines überschaubaren Familienverbandes das Repräsentative zum Typischen wird. Unsere These ist, daß Ilse Tielsch die Irreversibilität der in der deutschmährischen Geschichte nachgewiesenen Eingliederungsprozesse hervorhebt, indem sie diese romanhaft gestaltet; dadurch erreicht sie, daß ihre Romane die Erinnerung an die heimatlichen Zusammenhänge dem kollektiven Gedächtnis überantworten. Darin liegt die Hauptleistung dieser Romane“[18]. Als weitere Bestätigung für die besondere Relevanz der vorgestellten Romane kann auch die Tatsache verstanden werden, dass im vorigen Jahr die zweite Auflage der zwei ersten Bände dieses Triptychons der Leserschaft zur Verfügung gestellt wurde und der dritte Teil *Die Früchte der Tränen* sich im Verlagsprogramm für das Jahr 2020 findet[19].

Aus den obigen, kurz skizzierten literarischen Biographien geht exemplarisch hervor, wie wichtig für diesen konkreten Kreis von SchriftstellerInnen die Pflege der Erinnerungen war und ist. So kann es auch nicht überraschen, dass dieses besondere Interesse der Einzelnen auch in ihrer Gemeinschaftsarbeit auffallend ist. Zum Beispiel wurden vier Hefte der vereinseigenen Literaturzeitschrift – (die gemeinsam konzipiert und ausschließlich von PODIUM-Mitgliedern redigiert wird) – Themen gewidmet, die mit dem Prozess des Erinnerns sehr nahe verbunden sind: 1997 wurde als Nr. 103 und 2003 auch die Doppelnummer 127/128 unter dem Titel bzw. Motto *Zeit* veröffentlicht, 2012 erschien die Nr. 163/164 mit dem Titel *Unsterblich* und 2015 die Nr. 177/178 zum Thema *Vergessen*. In den genannten Bänden wurden – wie immer in diesem Periodikum – sowohl Gedichte als auch Prosatexte präsentiert, die nicht nur aus der Feder der Vereinsautoren stammen.

---

[15] Ilse Tielsch, *Ahnenpyramide*, Graz, Wien: Verlag Styria 1980.

[16] Ilse Tielsch, *Heimatsuchen*, Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1982.

[17] In der Publikation von Helbig konnte noch aus zeitlichen Gründen der letzte Teil der Trilogie nicht erwähnt werden: Ilse Tielsch, *Die Früchte der Tränen*, Graz, Wien: Verlag Styria 1988.

[18] Louis Ferdinand Helbig, *Der ungeheure Verlust: Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit* (=Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund), Wiesbaden: Otto Harrasovitz Verlag 1988, S. 195.

[19] Alle Bände sind erschienen oder erscheinen im wienerischen Verlag Edition Atelier.

Bedingt durch enormes Volumen und reiche Bandbreite der literarischen Produkte der Gruppierung wollen wir uns aber im vorliegenden Artikel exemplarisch einer besonderen Textsorte widmen, und zwar den Gedichten aus den sogenannten Lyrikflugblättern des Vereines. Schon vor zwei Jahren versuchten wir in einer gemeinsamen Ausführung aufzuzeigen, welch großes literarisches Potential diese PODIUM-Flugblätter aufweisen, die von der Gruppierung seit fast 50 Jahren jährlich zum „Tag der Lyrik" herausgegeben werden[20]. Da wir die Entstehung und Geschichte dieser Publikationsform schon damals ausführlich vorgestellt haben, möchten wir uns jetzt auf die einzelnen Gedichte konzentrieren, mit dem Ziel, die wichtigsten österreichischen Erinnerungsorte zu skizzieren, die in den genannten Lyriktexten abgerufen und mitunter aktualisiert werden: explizit sowie auch implizit. Dabei bedienen wir uns der Definition von „Erinnerungsorten" von Étienne François und Hagen Schulze, die zwar auf Noras Konzept basiert, aber weiter reicht: „Es handelt sich um langlebige, Generationen überdauernde Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert"[21]. Eine solche Definition „betont die identitätsstiftende Funktion und den dynamischen Charakter von Erinnerungsorten"[22]. Speziell zu österreichischen Erinnerungsorten liegt inzwischen eine dreibändige Ausgabe *Memoria Austriae* vor[23], die sich auf die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage über spezifische Topoi eines aktuellen „Österreich-Bewusstseins" stützt und nach den Konstituenten des österreichischen „kulturellen Gedächtnisses" sucht. Ein solches Unternehmen verlangte Mut, denn „das österreichische Gedächtnis zu erforschen, ist eine vielfältige und unendliche Aufgabe"[24]. Die Idee der demoskopischen Suche nach der Antwort auf die Frage nach den spezifisch österreichischen „lieux de mémoire" korrespondiert auch mit unserer Fragestellung: Welche Erinnerungsorte werden von den PODIUM-AutorInnen für aktualisierungswert gehalten? Die rund 25 Gedichte österreichischer LyrikerInnen in jedem Leporello richten sich in hohem Maß an Jugendliche und sind berufen, das Interesse an moderner Lyrik aus Österreich zu wecken. Dementsprechend werden sie jedes Jahr zum „Tag der Lyrik" kostenlos an Schulen verschickt. Somit darf man vermuten, dass die Auswahl der Texte von den jeweiligen HerausgeberInnen

---

[20] Olena Byelozyorova; Krzysztof Huszcza, *Dichtung im Dienste des DaF-Unterrichts. Praxisorientierte Einsätze von Lyrikflugblättern literarischer Gruppe aus Österreich – Literaturkreis PODIUM*, „Orbis Linguarum" 2018, vol. 47, S. 105–115.

[21] Étienne François; Hagen Schulze, *Einleitung* [in:] dies. (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. I, München: Beck 2000, S. 18.

[22] Johannes Grossmann, *Der erste Weltkrieg als deutsch-französischer Erinnerungsort? Zwischen nationalem Gedenken und europäischer Geschichtspolitik*, „Cahiers d'Etudes Germaniques" [online], 66/2014, Online erschienen am: 17. Dezember 2017, abgerufen am 24. Januar 2020. URL: http://journals.openedition.org/ceg/2118; DOI: 10.4000/ceg.2118, S. 207.

[23] Emil Brix; Ernst Bruckmüller; Hannes Stekl (Hrsg.), *Memoria Austriae*, 3 Bde., Wien/München: R. Oldenbourg Verlag, 2004–2005.

[24] Meinrad Ziegler; Waltraud Kannonier-Finster, *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1993, S. 9.

keinesfalls willkürlich vollzogen wird. Und es ist freilich bedeutsam festzustellen, inwieweit diese Lyrik „österreichisch" ist, welche nationalen Erinnerungsorte darin behandelt werden.

Die Analyse der Gedichte sämtlicher PODIUM-Lyrikflugblätter aus dem Zeitraum von 1973 bis 2019 hat die folgenden spezifisch österreichischen Komplexe von „Erinnerungsorten" ergeben, die sich vier großen Schlagworten oder Überschriften zuordnen lassen:

– SCHULD und VERANTWORTUNG: NS-Zeit in Österreich, der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegsjahre (Albert Janetschek *widerlegung einer ansicht*, 1987; Peter Henisch *Ich bin erwacht in einem kriegsversehrten Haus*, 1988; Albert Janetschek *blindgänger*, 1996; Elfriede Haslehner *heldentaten*, 2001), Mauthausen (Doris Mühringer *Eines Tags*, 1990; Peter Paul Wiplinger *Österreichischer Geschichtsunterricht*, 2003), österreichischer Antisemitismus (Hans Raimund *Porträt des Antisemiten als alter Mann*, 1985; Konstantin Kaiser *Nathan Fischmann,* 2017);
– GEMÜT und KINDHEIT: Kirtag, Krampus, Zuckerl (Julia Lajta-Novak, *Erinnerung an die Kindheit meiner Mutter*, 2012), Dirndl (Heinrich Eggerth *Sonntagvormittag*, 1974), Grießnockerl (Thomas Northoff *vier probleme*, 2001);
– HEIMAT: Wien, Schwedenplatz (Gerhard Jaschke *in der sogenannten wirklichkeit*, 2010), Tirol (Marie-Thérèse Kerschbaumer *Tiroler Winter*, 1979), Waldviertel (Nils Jensen *Drei Plätze, die ich liebe*, 2009);
– IDENTITÄTEN: Hitler (Manfred Chobot *es gibt leute*, 1978; Alois Vogel *Schon einmal*, 1996), Adalbert Stifter (Doris Mühringer *Beim Lesen von Adalbert Stifter*, 1988), der Liebe Augustin (Hermann Gail *Warum nennen sie den Augustin lieb?*, 1990).

Die umfangreichste Gruppe unter den Lyriktexten, die sich auf die oben genannten „Erinnerungsorte" beziehen, bilden die Gedichte, die der NS-Zeit in Österreich gewidmet sind. Unmittelbar nach dem Krieg war dieses Thema in Österreich tabu: „Sprach man mit jemandem und erwähnte dabei Auschwitz, dann konnte man nahezu regelmäßig die gleiche Reaktion beobachten. Mitleidvoll wurde man angeblickt und der Gesprächspartner wich dem Thema aus, so, als ob er uns schonen wollte. Ich hatte die Empfindung, daß dieses Mitleid geheuchelt und eher die eigene Schonung beabsichtigt war"[25]. Peter Paul Wiplinger thematisiert dieses „Verdrängen der schlechten Vergangenheit" folgendermaßen:

Österreichischer Geschichtsunterricht

während meiner ganzen
schulischen Ausbildungszeit

weder in der Volksschule
noch später im Gymnasium

[25] Hermann Langbein, *Darf man vergessen?* [in:] Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hrsg.), *Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit*, Innsbruck/Wien: Edition S 1987, S. 9.

habe ich jemals irgendetwas
von KZ und Holocaust gehört

wir lernten in Geschichte
von den Punischen Kriegen

von Karthago und dem
Römischen Weltreich

von Alexander dem Großen
von der Thermopylenschlacht

wir lasen Homer und Ovid
übersetzten Gedichte Catulls

vom Nazifaschismus
von Rassengesetzen

von Auschwitz Treblinka
Bergen-Belsen Mauthausen

von Verbrechen
der Wehrmacht

davon hörten wir nie[26]

Das Verschweigen der NS-Verbrechern wird auch von Elfriede Haslehner in ihrem Gedicht *heldentaten* behandelt, wobei sie die Mauer des Schweigens rechtfertigt:

heldentaten

einen vater zu haben
(gehabt zu haben)
der einen krieg
mitgemacht hat
und – schweigsam geworden –
nichts darüber erzählt hat
ist vielleicht besser
als einen vater zu haben
(gehabt zu haben)
der einen krieg
mitgemacht hat
und gern darüber geredet
und gern
von seinen heldentaten
erzählt hat[27]

---

[26] Peter Paul Wiplinger, *Österreichischer Geschichtsunterricht*, Lyrikflugblatt PODIUM, 2003.
[27] Elfriede Haslehner, *heldentaten,* Lyrikflugblatt PODIUM, 2001.

Dabei wird die Involvierung in die NS-Verbrechen zum rettenden gemeinsamen Tabu: „Ein wesentlicher Grund, warum die NS-Generation mit ihren Kindern über ihre Erfahrungen, ihr ‚Unrechtbewußtsein' nicht sprechen konnte bzw. wollte, war auch die Angst, die Autorität als Eltern zu verlieren. Und für ihre Kinder galt bis 1968 – und er gilt eigentlich bis heute – noch sehr stark verankerte ‚Grundsatz', daß man ‚seine Eltern nicht kritisiert'"[28]. In Österreich mehrten sich obendrein kurz nach Kriegsende „die Forderungen nach einem ‚Schlussstrich' unter die Vergangenheit, konkret: unter die Erinnerung an die Verbrechen des NS-Regimes"[29]. Deswegen ist es kaum verwunderlich, dass „kollektive Amnesie in Österreich nach 1945 für lange Zeit im Range einer nationalen Tugend stand"[30]. Die PODIUM-AutorInnen bieten aber ihre eigene Strategie gegen diese Haltung auf, und zwar durchs Dichten, etwa Albert Janetschek:

widerlegung einer ansicht

kein gedicht mehr
nach auschwitz?

man denkt
an einen himmel
ohne lerchen –

doch die kälte
wird nicht siegen

solang noch
ein dichter
gegen das schweigen
ankämpft

mit einem tapferen
vers[31]

Man kann innerhalb der sich auf den breiten „Erinnerungsort" NS-Zeit in Österreich beziehenden Lyriktexten grundsätzlich drei Hauptbotschaften identifizieren: Kampf gegen das Vergessen (z.B. Albert Janetschek *berechtigte frage an die nachgeborenen*, 1976), Versöhnung mit der Unmöglichkeit, die Vergangenheit zu ändern (z.B. Josef Moosmann *Träume bestimmen die Zeit*, 1988) und Mahnen vor der Wiederholung (z.B. Manfred Chobot *es gibt leute*, 1978; Hermann Jandl

[28] Nadine Hauer, *NS-Trauma und kein Ende* [in:] Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hrsg.)... *op. cit.*, S. 32.

[29] Heidemarie Uhl, *Gedächtnisorte für die Opfer des NS-Regimes – Orte des Gedenkens, Orte der Reflexion über das Erinnern*, „Historische Sozialkunde" 2003, Nr. 4, S. 5.

[30] Reinhard Krammer, *Anmerkungen zu einer Didaktik des Erinnerns in Österreich*, „Historische Sozialkunde" 2003, Nr. 4, S. 14f.

[31] Albert Janetschek, *widerlegung einer ansicht*, Lyrikflugblatt PODIUM, 1987.

friedensappelle, 1986; Peter Paul Wipplinger *Auf Schritt und Tritt*, 1988; Alois Vogel *Schon einmal*, 1996).

Das nächste Cluster der Erinnerungsorte kann man unter dem Oberbegriff HEIMAT zusammenfassen: Heimat klein (die eigene Kindheit, für die Zuckerln, Dirndl, Krampus, Kirtag oder Grießnockerl konstituierend waren) und Heimat groß (Wien und Wiener Orte, Niederösterreich, Tirol), oft verschmilzt dabei die Grenze wie z.B. bei Nils Jensen:

Drei Plätze, die ich liebe:

Das Waldviertel im Norden gegen Tschechien
Im Schweizerischen den Tessin im Norden
Und sehr die Dirndlstauden meiner Kindheit[32]

Heimat – ob groß oder klein, verloren oder neugefunden – bleibt untrennbar beim Menschen und bildet seine Identität, so schreibt z.B. Gerhard Jaschke:

in der sogenannten wirklichkeit
nicht immer nur zu haus.
vom regen geweckt
der aus dem netz gefallene,
an den rand gedrängte,
aus dem leben gespülte.
mit dem blick
auf den schwedenplatz woimmer.
wien in mir
unterwegs.[33]

Schließlich sind IDENTITÄTEN als eine besondere Gruppe von österreichischen Erinnerungsorten zu erwähnen. Bunt ist die Gesellschaft der Persönlichkeiten, die als „Erinnerungsorte" in den Lyriktexten aktualisiert werden: vom „lieben Augustin" über Adalbert Stifter bis Adolf Hitler. Der letztere wird zum „Erinnerungsort" sowohl explizit (Manfred Chobot *es gibt leute*, 1978) als auch implizit (Alois Vogel *Schon einmal*, 1996).

Es sei bemerkt, dass sich unter den Gedichten der analysierten Flugblätter mehrere Texte finden, die den breiten Themenkomplex Erinnern–Gedenken–Vergessen als solchen einfangen, ohne sich auf spezifische Erinnerungsorte zu fokussieren bzw. festzulegen (z.B. Franz Richter *Balanceakt*, 1983; Peter Henisch *Kurze Gedenktafel*, 1985; Norbert Silberbauer *Am Ende unserer Beziehung*, 1999; Elfriede Haslehner, *die vergangenheit*, 1999; Marianne Gruber *Erinnerung*, 2005; Peter Paul Wiplinger *Erinnerung*, 2005; Hannes Vyoral *streulicht*, 2014).

Die analysierten Erinnerungsorte sind keinesfalls starre Konstrukte oder Symbole. Gerade in literarischen Texten kommen ihre neuen Facetten zum Vorschein. Inwieweit

---

[32] Nils Jensen, *Drei Plätze, die ich liebe*, Lyrikflugblatt PODIUM, 2009.
[33] Gerhard Jaschke, *in der sogenannten wirklichkeit*, Lyrikflugblatt PODIUM, 2010.

man behaupten kann, dass es bei den dargestellten Erinnerungsorten ausschließlich um nationale, also österreichische, und nicht transnationale Erinnerungsorte geht (wie es wohl mit der NS-Zeit möglich erscheint), bleibt noch offen. In diesem Zusammenhang bietet sich folgender Kurztext von Gerhard Ruiss als treffendes Zitat an:

> historikerschicksal
>
> immer ist es österreichisch
> und nie
> sagt man mir was[34]

Dieser kurze Überblick lässt uns schlussfolgern, dass Erinnerung und somit Erinnerungsorte stets durch Wissen, Erfahrung und Wertehorizont konstituiert werden. Dabei hängt es von Wertesystem, Erfahrung und Wissen jedes einzelnen Autors/jeder einzelnen Autorin ab, wie sie mit den Erinnerungsorten in ihren Texten umgehen, wie ihre literarische Erinnerung konstruiert wird. In diesem Zusammenhang wäre es durchaus von Interesse, einzelne Erinnerungsorte nicht nur in den poetischen Texten, sondern auch in der Prosa der PODIUM-AutorInnen unter die Lupe zu nehmen.

Literatur

Primärliteratur

Lesen Sie Gedichte. Lesen Sie diese Gedichte, Lyrikflugblätter des Literaturkreises PODIUM 1971 bis 2017.

Thema *Zeit*, „Podium“ 1997, Nr. 103 und 2003, Nr. 127/128.

Thema *Unsterblich*, „Podium“ 2012, Nr. 163/164.

Thema *Vergessen*, „Podium“ 2015 Nr. 177/178.

Tielsch Ilse, *Ahnenpyramide*, Graz, Wien: Verlag Styria 1980. 2. Auflage – Wien: Verlag Edition Atelier 2019.

Tielsch Ilse, *Die Früchte der Tränen*, Graz, Wien: Verlag Styria 1988.

Tielsch Ilse, *Grenzgebiet* [in:] dies., *'Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt'. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Helmuth A. Niederle (=edition pen, Bd. 1), Wien: Löcker 2011, S. 155.

Tielsch Ilse, *Heimatsuchen*, Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1982. 2. Aufl. – Wien: Verlag Edition Atelier 2019.

Tielsch Ilse, *Schriften und Farben* [in:] dies., *'Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt'. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Helmuth A. Niederle (=edition pen, Bd. 1), Wien: Löcker 2011, S. 196., S. 126f.

Tielsch Ilse, *Weinviertel nördlich* [in:] dies., *'Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt'. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Helmuth A. Niederle (=edition pen, Bd. 1), Wien: Löcker 2011, S. 196.

[34] Gerhard Ruiss, *historikerschicksal*, Lyrikflugblatt PODIUM, 1991.

Szabo Wilhelm, *Erinnerung an eine Kammer* [in:] ders., *Im Dunkel der Dörfer*, Gedichte, München: Alber Verlag 1940, S. 5. Der Text als Faksimile: „Podium“ Nr. 61–62, 1986, S. 3.

Szabo Wilhelm, *Schlußwort* [in:] *Wilhelm Szabo*, hrsg. von Hannes Vyoral (=Podium Porträt, Bd. 4), St. Pölten: PODIUM 2001, S. 62.

Szabo Wilhelm, *Selbstbildnis 1966* [in:] *Wilhelm Szabo*, hrsg. von Hannes Vyoral (=Podium Porträt, Bd. 4), St. Pölten: PODIUM 2001, S. 41.

Sekundärliteratur

Byelozyorova Olena; Huszcza Krzysztof, *Dichtung im Dienste des DaF-Unterrichts. Praxisorientierte Einsätze von Lyrikflugblättern literarischer Gruppe aus Österreich – Literaturkreis PODIUM*, „Orbis Linguarum” vol. 47, 2018, S. 105–115. [Artikel in der ähnlichen Version, aber unter einem geänderten Titel: dies., *Einsatz von poetisch-literarischen Texten im DaF-Unterricht: Anregungen und Werkzeuge (am Beispiel der Lyrikflugblätter des Literaturkreises PODIUM)*, „Наукові записки” (=Серія: Філологічні науки, Вип. 165), Кропивницький: „КОД”, 2018, S. 424–431, auch als abgekürzte Forschungspräsentationen: dies., *Lyrikflugblätter des Literaturkreises PODIUM als Quelle poetischer Texte für den kulturreflexiven Deutschunterricht: praxisorientierte Anregungen* [w:] Тези доповідей IV Міжнародної наукової конференції „Художні феномени в історії світової літератури: перехід мови в письменництво („Постколоніальні стратегії”) 6–7 квітня 2018 р.), Харків: ХНУ імені В.Н. Каразіна, 2018, S. 26–27, wie auch dies., *Die Kunst der lapidaren Verse. Ideenpotenzial der neusten österreichischen Lyrik für den DaF-Unterricht* [w:] „Методичні та психолого-педагогічні проблеми викладання іноземних мов на сучасному етапі: шляхи інтеграції школи та ВНЗ”. – Матеріали X Міжнародної науково-методичної конференції, Харків, 20 квітня 2018 р., S. 22–24.

Brix Emil; Bruckmüller Ernst; Stekl Hannes (Hrsg.), *Memoria Austriae*, 3 Bde., Wien/München: R. Oldenbourg Verlag, 2004–2005.

François Étienne; Schulze Hagen, *Einleitung* [in:] dies. (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. I, München: Beck 2000, S. 9–24.

Grossmann Johannes, *Der erste Weltkrieg als deutsch-französischer Erinnerungsort? Zwischen nationalem Gedenken und europäischer Geschichtspolitik*, „Cahiers d’Etudes Germaniques“ [online], 66/2014, Online erschienen am: 17. Dezember 2017, abgerufen am 24. Januar 2020. URL: http://journals.openedition.org/ceg/2118; DOI: 10.4000/ceg.2118.

Hauer Nadine, *NS-Trauma und kein Ende* [in:] Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hrsg.), *Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit*, Innsbruck/Wien: Edition S 1987, S. 28–41.

Helbig Louis Ferdinand, *Der ungeheure Verlust: Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit* (=Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund), Wiesbaden: Otto Harrasovitz Verlag 1988.

Krammer Reinhard, *Anmerkungen zu einer Didaktik des Erinnerns in Österreich*, „Historische Sozialkunde“ 2003, Nr. 4, S. 14–15.

Langbein Hermann, *Darf man vergessen?* [in:] Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hrsg.), *Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit*, Innsbruck/Wien: Edition S 1987, S. 8–16.

Littek Gudrun Susanne, *Existenz als Differenz. Der 'Dichter' im Werk Georg Trakls*, Marburg: Tectum Verlag 1995.

Neidhardt Friedhelm, *Themen und Thesen zur Gruppensoziologie*, [in:] ders. (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien* (=„Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" Sonderheft, Nr. 25), Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 12–34.

Neuwirth Barbara, *Mein Haus ist ein Kartenhaus*. *Ilse Tielsch und ihre Lyrik* [in:] Ilse Tielsch, *Dorn im Fleisch*/*Cierń w ciele*. *Ausgewählte Gedichte*/*Wiersze wybrane*, Hrsg. von/red. Krzysztof Huszcza (=Biblioteka Austriacka, Bd. 37) Wrocław – Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe/ Neisse Verlag 2010, S. 5–13.

Nora Pierre, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1998.

Schmidt-Dengler Wendelin, *Wilhelm Szabo – Niemandskind* [in:] Hannes Vyoral (Hrsg.), *Wilhelm Szabo* (=Podium Porträt, Bd. 4), St. Pölten: PODIUM 2001, S. 6–20.

Teissl Christian, *Einige Überlegungen zur Lyrik von Ilse Tielsch* [in:] Ilse Tielsch, *'Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt'. Gesammelte Gedichte*, hrsg. von Helmuth A. Niederle (=edition pen, Bd. 1), Wien: Löcker 2011, S. 403–409.

Uhl Heidemarie, *Gedächtnisorte für die Opfer des NS-Regimes – Orte des Gedenkens, Orte der Reflexion über das Erinnern*, „Historische Sozialkunde" 2003, Nr. 4, S. 4–8.

Ziegler Meinrad; Kannonier-Finster Waltraud, *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1993.

Schlüsselwörter

Erinnerung und österreichische Erinnerungsorte, literarischer Text, Literaturkreis PODIUM, Lyrikflugblatt, österreichische Gegenwartsliteratur, Poesie, Wilhelm Szabo, Ilse Tielsch

Abstract

Remembrance and Austrian realms of memory in the literary activity of the Literary Group – Literaturkreis PODIUM. Selected aspects

The Literary Group "PODIUM Schloss Neulengbach" is an association of originally Lower Austrian writers – in the broadest sense. This statement has far-reaching consequences, since it is not about uniting random individuals with a common desire to recollect their own memories in the literary form with a view to handing them over to descendants, but above all it is about a literary group that has existed for almost 50 years and includes about 200 active members. Over time, the Group created its history and developed its own tradition, which became the content of shared memories, evolving into a kind of "realm

of memory" (lieu de mémoire) in the understanding of Pierre Nora. Through establishing a social group, individuals with their own memories transfer their experience to a wider field of unity, beginning to form a collective memory.
The report focuses on the research of remembrance issues in a case study of poetic texts included in the leaflets, which Literaturkreis PODIUM publishes annually before the Poetry Day. The purpose of the report is to identify and describe the main Austrian "realms of memory" actualized in the mentioned texts, as well as to describe the specifics of their actualization. The complete analysis of all the leaflet texts dating from 1973 to 2019 made it possible to outline four specific Austrian complexes of "realms of memory" relating to the concepts as follows: SCHULD/VERANTWORTUNG, GEMÜT/KINDHEIT, HEIMAT and IDENTITÄTEN.

Keywords

Remembrance and Austrian realms of memory, literary text, PODIUM Literary Group, poetry, poetry leaflet, modern Austrian literature, , Wilhelm Szabo, Ilse Tielsch

Edward Białek (https://orcid.org/0000–0001–6334–8539)
Uniwersytet Wrocławski
Justyna Radłowska (https://orcid.org/0000–0002–5376–8107)
Uniwersytet Wrocławski

Zwischen Affirmation und Ablehnung: Hermann Stehr im Urteil seiner Zeitgenossen

Die Rezeption von Hermann Stehrs Texten vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung liefert ein Paradebeispiel für das manipulatorische und propagandistische Potenzial von jeglicher Literaturgeschichtsschreibung, für die entstellende und verfälschende Kraft der Literatur- und Theaterkritik. In dem 1932 erschienenen ‚klassischen' literaturgeschichtlichen Nachschlagewerk *Dichtung der Deutschen* von Paul Fechter (1880–1958) wird Stehrs Werk mit den Leistungen des Universalkünstlers Ernst Barlach verglichen! Ein Jahr später wurden Skulpturen, Bilder und Schriften des letzteren als ‚entartete Kunst' verpönt und er selbst aus der Geschichte der deutschen Kultur für zwölf Jahre gestrichen. Fechter, der im Auftrag der neuen Machthaber eine ideologisch zugeschnittene Neuauflage seines Kompendiums präparierte (Berlin 1941), lobt in der Erstedition Barlach als den „dichtenden Bildhauer, der der reichste und menschlich stärkste Dramatiker des beginnenden 20. Jahrhunderts, der trotzdem dazu verdammt ist, in seinem Eigentlichen nur noch von Menschen gleichen dichterischen Wesensbesitzes ganz aufgefasst zu werden."[1] Stehr wird hier als die „reichste und unmittelbarste Begabung der Zeit" bezeichnet und darum – so Fechter – sei er „in einer ähnlichen Situation wie Barlach"[2], was wohl heißen soll, dass seine Texte intellektuell nur wenigen Eingeweihten zugänglich seien. Für Walther Linden (1895–1943), dessen literaturgeschichtliches Schreiben der völkischen Ideologie restlos unterliegt, habe der Expressionismus, aus dem bekanntlich auch Barlach hervorgegangen war, „in seiner eigentlichen Entfaltung einen Schwarm unfähiger Literaten hervorgetrieben und sich besonders stark mit Juden durchsetzt, so dass der größte Teil der einst ‚führenden' Namen heute gänzlich bedeutungslos geworden und vergessen ist. Tot sind für das deutsche Theater heute Georg Kaiser, Fritz von Unruh, Ernst Barlach und viele andere, von denen in einer Kulturgeschichte Deutschlands, nicht aber in einer Geschichte der echten deutschen Dichtung zu reden ist."[3] Stehr wird dagegen in die Reihe ‚volkhafter' Dichter wie Hermann Löns,

[1] Paul Fechter: Dichtung der Deutschen. Eine Geschichte der Literatur unseres Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1932, S. 785.
[2] Ebd., S. 787.
[3] Walther Linden: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1941, S. 423.

Dietrich Eckart und Paul Ernst gestellt, für die der Naturalismus eine Art Sprungbrett in die Heimatkunst bedeutet habe. Die Werke der zwei letzteren sowie die eines Erwin Guido Kolbenheyer seien, so Linden, Vorbilder für die religiösen Texte Stehrs gewesen. Er „vereinigt naturalistische Wirklichkeitsnähe mit dem Gottgefühl und der ringenden Gottsuche schlesischer Mystik."[4] Stehr wird nun als einer der ‚echten deutschen volkhaften' Dichter gelobt, die die für ‚tot' erklärten Literaten ersetzen könnten. Linden nennt mehrere Namen von Repräsentanten des neuen deutschen Schrifttums, die die Belange des Volkes in den Mittelpunkt ihres künstlerischen Tuns stellten; so stünden Stehr – außer den bereits erwähnten – u.a. folgende ‚Größen' zur Seite, die etwa die Heldentaten der Deutschen während des Ersten Weltkrieges besungen hätten: Rudolf Binding, Hans-Friedrich Blunck, Hermann Claudius, Richard Dehmel, Gorch Fock, Stefan George, Friedrich Lienhard, Börries von Münchhausen, Albrecht Schaeffer, Rudolf Alexander Schröder, Ludwig Thoma und Will Vesper. Sowohl Fechter als auch Linden stellten ihre Anpassungsfähigkeit unter Beweis; ihre Geschichten der deutschen Dichtung sind Indizien für einen argen Missbrauch von Literatur und von deren Verfassern, darunter auch Hermann Stehr.

Im vorliegenden Aufsatz wird versucht, Stehrs Wirkung – sowohl zu seinen Lebzeiten wie auch postum – anhand von zahlreichen Stimmen seiner Zeitgenossen zu erhellen. Zu Wort kommen Schriftsteller, Literaturhistoriker und -kritiker; viele der angeführten Aussagen lassen schlussfolgern, dass die verhältnismäßig kurze Lebenszeit, die Stehr im Dritten Reich beschieden war, sich als verhängnisvoll für die Aufnahme seiner Texte erwies. Schon im April 1933 zählte man ihn zu den ‚Überläufern', wie es etwa Ernst Fischer tat: er nennt Stehr neben Rudolf G. Binding und seinen österreichischen Landsleuten Josef Weinheber, Bruno Brehm, Max Mell, Richard Billinger, allesamt Autoren, die sich der neuen Macht willig zur Verfügung gestellt hätten.[5] Peter Sprengel bemerkt, dass Stehr einige seiner früheren publizistischen Arbeiten nach 1933 in einem neuen ideologischen Gewand wieder erscheinen lässt. Dies gilt etwa für seine Rede *Der Schlesier*[6], die zunächst einmal im Jahre 1932 erschien und in der er „das Bild eines reinblütigen deutschen Schlesiens entwirft, dem er beim späteren Druck in seiner Essaysammlung *Das Stundenglas* (1936) noch einige kräftige antipolnische Züge beimischen wird."[7] Derartige Verneigungen vor dem neuen Regime ließen sowohl seine Gegner als auch die zuständigen Kulturmanager aufhorchen; für die einen schien er ein Verräter, die anderen dagegen erkannten in ihm einen Nationalgesinnten, den sie für ihre ideologischen Zwecke gebrauchen konnten. Beweise dafür liefert Wojciech Kunickis Studie zur NS-Kulturpolitik in Schlesien, in der anhand von Archivmaterialien belegt wird, dass sich die einzelnen Funktionäre des ab 1933 neu zu gestaltenden Literaturbetriebs auf vielerlei Weise bemühten, Stehr – nicht zuletzt auf Kosten Gerhart Hauptmanns – zur beherrschenden

[4] Ebd., S. 453.

[5] Vgl. Ernst Fischer: Das Dritte Reich braucht Lakaien. Die Parade der Überläufer. In: „Arbeiter-Zeitung" vom 30.IV.1933, S. 4.

[6] Hermann Stehr: Der Schlesier. In: „Volk und Reich" 8, 1932, Beiheft 6, S. 9–16.

[7] Peter Sprengel: Der Dichter auf hoher Küste. Gerhart Hauptmann im Dritten Reich. Berlin 2009, S. 171.

Figur der nationalsozialistischen Kultur schlesischer Prägung zu stilisieren.[8] Ernst Alker meint hierzu, dass Stehr, „verstimmt durch den ihm durchschnittlich zugebilligten Rang, die nationalsozialistischen Huldigungen allzu bereitwillig akzeptierte und deshalb wenigstens den Anschein seiner Zustimmung zum nationalsozialistischen Religionssurrogat erweckt hat (woran das Bestreben, Magister Germaniae zu sein, nicht unbeteiligt war).“[9] Als ein sichtbares Zeichen seines Opportunismus und seiner Konformität kann auch seine Absenz bei der Bestattung seines jüdischen Wohltäters und Freundes Max Pinkus (1857–1934) gelten, die ihm von vielen Zeitgenossen verübelt wurde. C.F.W. Behl (1889–1968), Literaturwissenschaftler und Hauptmann-Biograph, notierte am 18. Dezember 1934 in Agnetendorf in seinem Tagebuch: „Wir sitzen im Halbdunkel, von den aufflackernden Flammen angestrahlt, und Hauptmann spricht von den Toten des Jahres, von Max Pinkus, dem eine fast heimliche Leichenfeier bereitet wurde, weil die Stadt Neustadt, die ihm so vieles verdankt, sich scheute, ihren Wohltäter angesichts der herrschenden Mächte offiziell zu ehren. Hauptmann und Frau Margarete haben als einzige sogenannte Arier teilgenommen. Stehr aber ist ferngeblieben und hat den Freund nicht auf seinem letzten Wege geleitet.“[10]

Nicht von ungefähr gilt also Hermann Stehr (1864–1940) auch heute als eine der umstrittensten Persönlichkeiten des deutschen Kulturbetriebs in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur. Rolf Meyn stellt ihn sogar in eine Reihe mit Autoren wie Gustav Frenssen, Wilhelm von Polenz und Hermann Löns, die allesamt „aufgrund ihrer chauvinistischen Tendenzen als beispielhafte Vorläufer der völkisch-nationalsozialistischen Literatur nach 1933 gefeiert wurden.“[11] Die Nähe zu Wilhelm von Polenz (1861–1903), dem kontroversen sächsischen Naturalisten, attestiert Stehr auch Klaus Günther Just, der jedoch in der Prosa des *Büttnerbauer*-Autors keine antisemitischen bzw. völkischen Aspekte hervorhebt und ihr eine überregionale Bedeutung sowie eine ästhetisch bedeutsame Verwendung der Mundart beimisst. Das gleiche gelte für Stehr, so Just, er treibe „aus regionalem Material ungeahnt seelische Energien heraus. Nach novellistischen Anfängen (*Auf Leben und Tod*, 1898; *Der Schindelmacher*, 1899) gelingen ihm zwei Eheromane (*Leonore Griebel*, 1900; *Der begrabene Gott*, 1905), in denen der Dialekt als Mittel psychologischer Vertiefung meisterhaft gehandhabt wird. In einem dritten Roman, *Drei Nächte* (1909), wird in der Beschreibung gegenwärtiger Not latente Zukunftsangst laut.“[12] Martin Hollender dagegen bescheinigt ihm eine weitgehende politische Vereinnahmung Eichendorffs,

---

[8] Vgl. Wojciech Kunicki: „… auf dem Weg in dieses Reich.“ NS-Kulturpolitik und Literatur in Schlesien 1933 bis 1945. Leipzig 2006, passim.

[9] Ernst Alker: Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914. Stuttgart 1977, S. 790.

[10] C.F.W. Behl: Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann. Tagebuchblätter. München 1948, S. 35–36.

[11] Rolf Meyn: Abstecher in die Kolonialliteratur. Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide 1997, S. 322.

[12] Klaus Günther Just: Von der Gründerzeit bis zur Gegenwart. Die deutsche Literatur der letzten hundert Jahre dargestellt im Zusammenhang politischer, kultureller und gesellschaftlicher Aspekte. Bern und München 1973, S. 183–184.

die Stehr bereits in seinen „Schmähreden“ zur Volksabstimmung in Oberschlesien betrieben haben sollte.[13] Es steht fest, dass der greise Dichter dem Hitler-Regime auf diverse Art und Weise seine Reverenz zu erweisen suchte. 1937 brachte er z.B. einen Bildband über Schlesien heraus, in dem er das vermeintliche Recht Polens auf diese Provinz wiederum – wie er es in der Zeit des oberschlesischen Volksentscheids tat – entschieden in Frage stellt. Er bezeichnet die Oderregion als einen „Grenzpfosten Deutschlands, von dem es doch alle entschiedenen Anregungen und wesentlichen Kräfte empfangen hat, die ersten Grundlagen des politischen Aufbaus, die kirchliche Organisation, die geistigen Strömungen, die wirtschaftlichen Anregungen. Namentlich in geistiger und kultureller Hinsicht war das Slawentum vollkommen steril. Es gibt ein tieferes Besitzrecht eines Volkes auf ein Land als jenes aus dem Zwange der Staatsmechanismen und kriegerischen Gewalttätigkeiten. Und dieses tiefere Besitzrecht auf Schlesien haben sich die Deutschen durch ihre geistig höhere Kultur erworben.“[14]

Auch nach seinem Ableben blieb Stehr im Dritten Reich nicht nur ein gefeierter Verfechter der ‚(ober)schlesischen Frage‘, sondern auch ein Vertreter der ‚neuen‘ deutschen Mystik, wie ihn etwa Otto Oertel in der 58. Auflage von Hermann Kluges *Geschichte der deutschen National-Literatur* zu würdigen sucht; in seinem Porträt wimmelt es von ideologischen Anspielungen, auf eine arge Weise wird darin auch das Wort ‚deutsch‘ missbraucht. „Er ist Gottsucher und hat unablässig um Gott und mit Gott gerungen, und reicher Segen ist der Gewinn dieses unermüdlichen Ringens. […] Hermann Stehr rang und ringt um die Erkenntnis des ureigenen Wesens des Deutschen und gestaltet auch den echten deutschen Menschen, echtes deutsches Wesen, echte deutsche Art und dadurch bedingtes deutsches Schicksal. […] Er bewies, dass er auf dem Wege zur Mystik war, die in der geheimnisvollen Tiefe der Seelen göttliche Kräfte, einen göttlichen Funken sucht.“[15] Den Hang zum Mystischen attestierten Stehr auch viele andere seiner Zeitgenossen, die in den einzelnen Prosawerken, allen voran im Roman *Der Heiligenhof* Zeugnisse eines religiösen Schrifttums sahen. Dies tut etwa Reinhold Conrad Muschler (1882–1957), der außerdem die Gründe für die mangelnde Popularität Stehrs in der für ein breites Publikum kaum zugänglichen Schreibkunst des „Gottbegnadeten“ erblickt. In einer umfangreichen Besprechung des Romans *Der Heiligenhof*, die im Organ der Literarischen Gesellschaft „Der Osten“ bzw. der Breslauer Dichterschule erschien, behauptet Muschler, Stehrs „siebentes Buch fällt als Lot in die Zeit, misst ihre Tiefe und hält das Erschaute wägend ins Licht. Es ist das religiöse Buch der Gegenwart, ohne Dogmatisieren, frei schreiender Reibungen verrosteter Flächen. Es ist eine Herausläuterung des Religiösen, des zum Unendlichen oszillierenden Komplexes im Ernstmenschen. Aus allen Geschehnissen keimt die Lebensweisheit

[13] Vgl. Martin Hollender: Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888–1988). Frankfurt am Main 1997, S. 109.

[14] Hermann Stehr: Schlesien. Mit 64 Abbildungen. Bielefeld, Berlin, Darmstadt 1952, S. 7.

[15] Hermann Kluges Geschichte der National-Literatur. Bearbeitet von Reinhold Besser, Otto Oertel und Manfred Kluge. 58. Auflage, Altenburg (Thür.) 1937, S. 276–278.

eines Mannes, der jedes Außenlicht durch seine Seele sieht.“[16] In seiner Danksagung an den Rezensenten bekennt sich Stehr eindeutig zu dem in Muschlers Besprechung beschworenen Religiösen; Worte der Anerkennung seitens eines zum Zeitpunkt der Niederschrift der Rezension kaum bekannten jungen Botanikers, der erst einige Jahre später seine schriftstellerische Karriere begann, empfand Stehr als würdigende und ehrende Stimme eines Gleichgesinnten. Dies lässt sich beinahe jedem Satz seines Briefes an den künftigen Führer-Verehrer entnehmen: „Ich weiß sehr wohl, man sollte wie ein blühender Baum in Gottes einsamem Felde sein, der nichts von sich und den Empfindungen der Menschen weiß, die durch ihn bewegt werden. […] Ich habe hart und lange gerungen um das Gut meines Wesens, das ich immer nur durch ein ernsthaftes Pflichtgefühl als ein heiliges Recht erkannt habe. Sie, mitfühlender, tiefer, beschwingter Geist, schenkten mir ein zweites Mal reich und neu die Welt meines Werkes, dessen gestalten und Himmel und Höllen nun schon früh mich, ferner gerückt, im Abblühen begriffen sind. So habe ich nicht umsonst das ungeheure göttliche Chaos Mensch zu bändigen mich unterfangen, nicht umsonst ist das Ringen ungezählter Nächte in den Jahren vorher und die Arbeit am Werk gewesen. Ich bin glücklich! Denn wenn die besten Menschen sich zu meinem Werk bekennen, dann wird es auch der Menge, die nur gekautes Brot zu genießen imstande ist, nach und nach zu dem Glück tieferer Erkenntnis, Freiheit und Verpflichtung werden. So wie Ihre Kritik sollte alle Kritik sein: Eine Verkündigung des Eindrucks von der Tiefe und Fülle der Seele her, aus dem Gefäß reinster, hoher Geistigkeit.“[17]

Von Stehrs Mystik ließ sich u.a. der deutsch-jüdische Schriftsteller Paul Mühsam (1876–1960) beeinflussen. In einem Brief an Felix A. Voigt teilt er dem Hauptmann-Forscher mit, „der dem Schlesier eigene mystische Zug tritt mehr [als bei Gerhart Hauptmann, Anm. E.B. und J.R.] bei Hermann Stehr in Erscheinung, dessen Wesensart sich mir in wiederholten erbaulichen Gesprächen erschloss.“[18] Auch Martin Buber (1878–1965) wusste das Mystische in Stehrs Prosa zu schätzen. In einem 1924 veröffentlichten Aufsatz würdigt er ihn sowohl als einen echten Mystiker als auch einen echten Erzähler. „Ich weiß keinen andern, in keiner Literatur, von dem das gälte.“[19] Buber wagt einen Vergleich Stehrs mit zwei „versponnenen Schlesiern“, mit Jakob Böhme und Johannes Scheffler. Selbst Alfred Döblin (1878–1957) wurde auf die mystischen Tendenzen in der gegenwärtigen Prosa aufmerksam; er sieht

---

[16] Reinhold Conrad Muschler: Ein Evangelium der Zeit (Stehrs *Heiligenhof*). In „Der Osten“ 2, 1919, S. 26.

[17] Brief vom 9. Februar 1919. Abgedruckt in: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung. 1: M. Christl-Perlick: Die Beziehungen Hermann Stehrs zum Rheinland und zu Westfalen. 2: A. Perlick: Hermann-Stehr-Handschriften im Rheinland und in Westfalen. Dortmund 1964, S. 212–213.

[18] Brief vom 13.10.1947. Abgedruckt in: Eugeniusz Klin: In alter, treuer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Felix A. Voigt und Paul Mühsam. Ausgewählt und bearbeitet von Else Levi-Mühsam und Mechthild Pfeiffer-Voigt. Mit einem Vorwort von Eberhard Günter Schulz und einer Einleitung von Eugeniusz Klin. Würzburg 2005, S. 72.

[19] Martin Buber: Geheimnis einer Einheit. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 53.

Affinitäten im Werk von Gerhart Hauptmann und Stehr und verweist auf die zunehmende Poetisierung von erzählender Literatur, die auf die Umsetzung von religiösen Inhalten zurückgehe. Was er dabei vermisst, ist die Verweltlichung des schöngeistigen Schrifttums, die mit der Entpolitisierung des gesamten Kulturbetriebs einhergehen sollte. „Die deutsche zeitgenössische Literatur ist erfüllt von Schwärmern und Ekstatikern, die sittliche oder irgendwelche historische, metaphysische Forderungen in der Hosentasche tragen. Sie sind aus Gedichten in die Romane hineinverschlagen (was auch oft schon der Stil anzeigt). Wir begegnen in Romanen lebender Autoren blinden Mädchen und Heiligen (Hermann Stehr), einem Heiland, der die Nachfolge Christi darstellt (Hauptmann, Emanuel Quint), hundertfach einer eigentümlichen Jenseitigkeit, vielen skurrilen Halbwesen und Schemen. Was diese Literatur charakterisiert, ist der Anhauch – der positive – der deutschen Mystik, andererseits aber ihre geringe Verbundenheit mit realen Menschen, ihren Nöten, ihren Begierden und ihren Verhältnissen. Langsam, unendlich langsam verläuft der Säkularisierungsprozess der deutschen Literatur, – parallel mit der Niederlegung der politischen Sperre.“[20]

Das Hauptwort ‚Seele‘ scheint in den meisten Explikationen von Stehrs Werken als ein Schlüsselwort zu gelten: der Schriftsteller selbst greift relativ oft danach, vor allem in seinen lyrischen Texten, in denen es neben anderen religiös getönten Termini wie ‚Gott‘ (bzw. ‚Herr‘ oder ‚Vater‘), ‚Himmel‘, ‚Geist‘, ‚Tod‘ und ‚Sterne‘ stets präsent ist[21]. Seine Seelen-, Gottes- und Todesauffassung bringt Stehr in mehreren essayistischen und philosophischen Schriften zum Ausdruck, wie etwa in der Skizze *Von der Seele*: „Wir wandlen auf schwankem Seile über einem unabteufbaren unendlichen Abgrund, der sowohl in uns als auch in der Tiefe jedes Dinges ist. Dieses Ungeheure nennen wir in uns unsere Seele, außer uns Gott. Aber hier wie dort ist es dasselbe, wesensgleiche, wenn auch die Formen seiner Emanation hier wie dort unendlich sind. […] Keine Lebensgestalt und kein Geist, auch nicht der höchste, umfasst sein Wesen vollkommen, alles ist nur ein Sinnbild dieser einzigen Realität. Dieses ist unser wahres Selbst, unser absolutes Ich. […] Mit dem Tode sinkt das Kreislein des empirischen Ichs zurück in das Meer des eigentlichen Selbst.“[22] Auch das Gedicht *Ich lechze nach deiner Seele* bringt des Dichters Auslegung dieses Begriffs – die Seele sei das Innere des Individuums, das Unvergängliche:

Nicht dem leisen Laut, nicht der Seufzer Glut,
nicht im Auge das feurige Blitzen! –
Mein Geist überschreit das tobende Blut:
Ich will, was sonst mein, besitzen;
ich lechze nach deiner Seele!

[20] Alfred Döblin: Aufsätze zur Literatur. Olten und Freiburg im Breisgau 1963, S. 205–206.

[21] Vgl. Olga Katharina Schwarz: Die Poetik seelischer Konflikte im Frühwerk Hermann Stehrs. In: Wojciech Kunicki (Hg.): „… und steigert meine Furcht zum Zorn.“ Beiträge zu Leben und Werk Hermann Stehrs (1864–1940). Leipzig 2009, S. 89–106.

[22] Hermann Stehr: Von der Seele. In: Schlesiens Vermächtnis. Ein Lesebuch aus 700 Jahren. Herausgegeben von Wolfgang von Eichborn. Köln, Berlin 1960, S. 440.

Komm her und lehne so zaghaft leis
an mein Herz deine blühenden Wangen
und träume – und schweige beredt und heiß:
Ich will dein Inneres umfangen,
ich lechze nach deiner Seele!

Wie der Wind verweht, wie das Licht versprüht,
wie spurlos verrinnt die Welle,
so vergeht die Liebe, die wild nur glüht,
und es bleibt ohne Ladung und Quelle
die Seele, die lechzende Seele.[23]

Ähnlich diagnostiziert seine eigene geistige Veranlagung der andere schlesische „Seelensucher", und zwar Carl Hauptmann, der die Seele mit der menschlichen Güte gleichsetzt. In seinen Tagebuchaufzeichnungen stößt man auf folgendes Bekenntnis: „Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht immer leuchtend. Alles um mich, alle Wesen, Felsen, Bäume, Tier und Mensch, alles ist ein Grab des Lichts, wie ein Grab der Seele. Manche, die allenthalben den Sehnsuchtsruf vernehmen: ‚Mache mich leuchtend!' Das Böse ist nur eine flüchtige Phase im Kampfe ums Licht."[24] Stehrs Mystizismus ist die Grundlage der Ausführungen von Karl Emil Freitag, eines niederländischen Literaturwissenschaftlers, der 1936 eine umfangreiche Monographie *Hermann Stehr. Gehalt und Gestalt seiner Dichtung* vorlegte. Für den jungen Gelehrten von der Rijsk-Universiteit Groningen ist das Werk seines Protagonisten ein Paradebeispiel für die moderne religiöse Literatur. Stehr zeige Gestalten, die Gott „in tiefster Seele erleben, erfüllen sie ganz mit ihm. […] Diese Erfüllung und die Ausübung des Göttlichen vollzögen sich unbewusst, ohne Überheblichkeit, schlicht, und fänden ihren Lohn nur in sich. Jede andere Belohnung wäre Vorwegnahme des Göttlichen, das die Seele durchleuchtet. In seiner Lyrik findet sich derselbe Gedankengang."[25] Freitag, der in Stehr den würdigen Nachfolger der großen deutschen Mystiker früherer Epochen wie Meister Eckhart, Jakob Böhme und Angelus Silesius entdeckt, expliziert ausführlich Seelenmetaphysik und Dynamik, zwei Wesenselemente der Stehrschen Art von Mystik. Die Seele sei, so der niederländische Literaturhistoriker, stets dessen Ausgangspunkt bei der Gestaltung von den einzelnen Figuren seiner Romane und Erzählungen. „Wohl auf Grund seines katholischen Jugendglaubens fand er die Seele dualistisch. Die Zweiheit wird in Gott, in der ‚unio mystica', der Anonymität, zur Einheit. Stehr trennt das empirische Ich vom wahren Selbst im Sinne der ‚natura naturata'. So stellt seine Kunst den Zwiespalt dar."[26] Für Freitag sei Stehrs Dichtung eine vollkommene Verbindung von abendländischer und orientalischer Mystik, sie zeigt eine Dynamik und Wandlungsfähigkeit, die

---

[23] Hermann Stehr: Ich lechze nach deiner Seele. In: Derselbe: Der Mittelgarten. Ausgewählte frühe und neue Gedichte. Leipzig 1936, S. 47.

[24] Carl Hauptmann: Aus meinem Tagebuch. Zweite vermehrte Auflage. München 1910, S. 29.

[25] Karl Emil Freitag: Hermann Stehr. Gehalt und Gestalt seiner Dichtung. Groningen – Batavia 1936, S. 248.

[26] Ebd., S. 249.

jeder Erstarrung entgegenwirke. Im Schlussteil seiner Monographie setzt er sich mit einigen Thesen auseinander, die der Breslauer Germanist Werner Milch (1903–1950) in seiner Stehr-Studie[27] aufstellt. Es geht vor allem um Milchs Feststellung, Stehr sei ein primitiver Denker, dessen Mystik kein geschlossenes System darstelle. Freitag ist der Auffassung, der Breslauer Literaturhistoriker werte Stehrs Mystik zu einseitig, indem er etwa den Einfluss von Lao Tse, Buddha und Meister Eckhart übersehe.[28]

Den jungen Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) musste die Lektüre von Stehrs Roman *Der begrabene Gott* tief beeindruckt haben. Seine am 9. April 1905 in der Berliner Zeitung „Der Tag" erschienene Besprechung, in der die ihm eigene Sprachskepsis noch stärker als in seinen früheren Texten manifest wird, liest sich wie eine Laudatio auf den schlesischen Schulmeister aus dem Provinznest Dittersbach bei Waldenburg. Ähnlich wie seinem Protagonisten, dem genialen Dichter Philipp Lord Chandos, kommt Hofmannsthal jeder Begriff, den er für die Beschreibung seiner Leseeindrücke gebrauchen möchte, abgegriffen und leer vor. „Hier ist etwas gemacht aus dem Dunkelsten und Tiefsten des Lebens. […] Hier greift im Finstern eine riesige Hand, eine Schöpferhand, um das Ganze von drei Menschen herum und kommt dabei an die dumpfen Ketten, die alles Irdische aneinanderknüpfen, dass sie aufzucken wie Fühlend-Blutig-Lebendiges. […] Hier sind die Menschen geschaffen. Abgegriffenes Wort! Unbegreifliches Wort, unmögliches Wort! […] Mit Schöpferhänden sind hier, wie im Dasein, die Grenzen verwischt zwischen dem Leib und dem was draußen ist, zwischen dem Leiden und dem Tun, zwischen Freiheit und Unfreiheit, zwischen dem menschen und seinem Gott, und aus verwischten Grenzen sind Gestalten geschaffen. Wer denkt hier nicht: Rembrandt? Immerhin, er denke: Rembrandt."[29] Hofmannsthal vergleicht Stehrs Buch mit Otto Ludwigs Erzählung *Zwischen Himmel und Erde* (1856), doch er „weiß nicht, ob das Ältere den Vergleich aushalten würde. Dies Neuere ist mit einer solchen Hand gemacht, ich weiß nicht, was ich von dem Verfasser dieses Buches nicht noch erwarte. […] Er hat etwas gemacht aus Finsternis – lastender, wuchtender Finsternis, wie Berge schwer – und einem blassen, schönen Gesicht, voll Seele, Hoheit, Sehnsucht, etwas – hier ist dies abgegriffene Wort zu gebrauchen: Ich habe, da ich dieses las, etwas erlebt. Und noch ein Wort: Groß, groß, groß. Und noch eins: Ehrfurcht."[30] Am 26. Januar 1905 besuchte der österreichische Schriftsteller Gerhart Hauptmann, auch seine Frau Gerty war zugegen. Hauptmann ließ Stehr von dieser Begegnung wissen und lud ihn nach Agnetendorf ein, dieser sagte aber ab. In einem Brief an den Freund schreibt Stehr: „Lieber Hauptmann, es tut mir sehr leid, Deiner lieben Einladung nicht folgen zu können und so der interessanten Bekanntschaft mit Hoffmannsthal [sic!] verlustig gehen zu müssen, ich muss Ende

[27] Werner Milch: Hermann Stehr. Berlin 1934.

[28] Vgl. Freitag, S. 316.

[29] Hugo von Hofmannsthal: Der begrabene Gott. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 51.

[30] Ebd., S. 52–53.

Februar einen achttägigen Urlaub nach Berlin nehmen."[31] Auf Stehrs Roman *Der begrabene Gott*, den Hofmannsthal so sehr bewunderte, wurde Max Herrmann-Neiße (1881–1941) bereits als Student aufmerksam. Über seine Begegnungen mit Stehrs Texten und mit dem Dichter selbst berichtet er in einer 1924 erschienenen Skizze: „Das Lesen dieses Buches gehörte zu den großen erschütternden Erlebnissen, die damals von Lektüre bereitet werden konnten. […] Nach und nach lernte ich alle Romandichtungen Stehrs kennen, und ihre Welt, in der gleich stark das Menschliche und das Dämonische, das Tragische und das Launige, das Irdische und das Himmlische, das Keusche und das Sinnliche, nebeneinander bestehen und sich gegenseitig ausgleichen, wurde mir ein vertrauter Raum, in den ich immer wieder gern zurückkehre. […] Es war dann wie eine glückhafte Weiterführung dieses In-einem-Werk-Lebens, als ich Stehr persönlich besuchen durfte; denn auch der zweite Beweis dafür, dass einer ein Dichter ist, wurde natürlich erbracht: Werk und persönliches Wesen waren miteinander im Einklang."[32]

Horst Langes (1904–1971) Verhältnis zu Stehr verwandelte sich im Laufe der Jahre. Als angehender Dichter sandte er 1928 seinen ersten Gedichtband an den *Peter Brindeisener*-Autor, der ihn zum weiteren Schreiben ermutigt haben soll. Noch sechs Jahre später, im Jubiläumsjahr 1934, gratulierte er Stehr zu dessen siebzigstem Geburtstag. Hans Dieter Schäfer behauptet aber, diese freundschaftliche Beziehung endete mit seinem ersten persönlichen Besuch bei Gerhart Hauptmann in Agnetendorf (Herbst 1939); seither habe Lange sich ausschließlich negativ über seinen früheren Gönner geäußert.[33] Die Bestätigung dieser These findet sich in den Tagebuchaufzeichnungen des in Liegnitz geborenen Autors der *Schwarzen Weide*. Im Juli 1944 fand nämlich eine Lesereise statt, und zwar „nach Schlesien und in die Grafschaft Glatz, wo ich in Habelschwerdt, Mittelwalde und Bad Langenau aus meinen Büchern vorlesen sollte. Erst in Liegnitz, das mir nicht sonderlich gefiel, dann über Jauer, Schweidnitz […], über Wartha – wo man ja immer das Gefühl hat, als führe man durch ein gewaltiges Tor in eine ganz andere Landschaft – nach Habelschwerdt. Die kleine, enge, auf den Berg gebaute Stadt, in der einem erst der Grund, aus dem das Sektierertum Hermann Stehrs stammt, deutlich wird. […] Besuch bei der Tochter Stehrs, einer hysterischen, hartherzigen Person mit stechenden Augen und von böhmischem Typ, die, nachdem sie zwei oder drei Gläser Wein getrunken hat, ausführlich und voller Rührung auf den wunderbaren Tod ihres Vaters zu sprechen kommt (Heiligenschein um Väterchens Haupt!). Alle Requisiten, die auf die Sentiments wirken können, sind vorhanden und werden wirkungsvoll ausge-

---

[31] Brief von Hermann Stehr an Gerhart Hauptmann, Dittersbach, den 26. Januar 1905. In: Peter Sprengel (Hg.): Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann. Berlin 2008, S.112.

[32] Max Herrmann-Neiße: Was mir Hermann Stehr bedeutet. In: Wilhelm Meridies (Hrsg.): Wangener Beiträge zur Stehr-Forschung. Jahresbericht des Hermann-Stehr-Archivs Wangen im Allgäu für 1979/80. München und Bad Windsheim 1980, S. 44–45.

[33] Vgl. Horst Lange: Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg. Herausgegeben und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Mit einem Lebensbild Horst Langes von Oda Schaefer. Mainz 1979, S. 243.

nutzt. Stehrs Grab auf dem Floriansberg wirkt auf mich wie ein alter Theatercoup. Es kommt mir widernatürlich vor, sich inmitten der Parkanlage auch nach dem Tod zur Schau zu stellen."[34] Was sich diesen Worten entnehmen lässt ist Verzweiflung und Bitterkeit eines im Kriege verstümmelten Soldaten, der nie Soldat werden wollte. Eine äußerst interessante These stellt Langes Biographin Hannelore Kolbe auf: sie ist geneigt, im Roman *Schwarze Weide* vom Jahre 1937 weitgehende Einwirkung von Stehrs Prosa zu sehen. Es gehe vor allem um die Problematik der Schuld und des unmoralischen Verhaltens. In Langes Roman sei es „ein Begriff, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und die Nachkommen schicksalhaft belastet, wie in der christlichen Tradition des Alten Testaments in der Definition der Erbsünde. Diese Genealogie der Schuld erinnert an den schlesischen Schriftsteller Hermann Stehr, den Lange bereits aus seiner Jugendzeit kannte und der ihn zum Schreiben ermutigte."[35] Die vermeintlichen Affinitäten erläutert Kolbe an Stehrs Familienroman *Das Geschlecht der Maechler*, und zwar an dessen zweitem Band *Die Nachkommen* (1933).

In seinen jungen Jahren hielt August Scholtis (1901–1969), ein im Hultschiner Ländchen aufgewachsener Schriftsteller, Stehrs Auffassung von der erneuernden Kraft, die jeder von der Berührung mit der Erde, mit der Scholle schöpfen könne, für einen künstlerischen und ideologischen Wegweiser. Eine einzige Begegnung mit dem bisher als Wortführer geltenden Dichter aus Schreiberhau führte zur Katastrophe: Scholtis, wie er es an mehreren Stellen behauptet, habe sogleich die Plattheit und den Scheincharakter der so oft manifestierten Innerlichkeit seines Idols entdeckt. Den ersten Kommentar zu einem Treffen im Jahre 1936 finden wir in einem Brief an Otto Heinrich Fleischer, Leiter des Verlags Korn in Breslau, in dem der *Ostwind*-Autor seine tiefe Enttäuschung zum Ausdruck bringt: „Löwenberg war ein voller Erfolg geworden. […] Ferner besuchte ich Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr. Hermann Stehr, der mir einstens Ungeheures bedeutete, erforderte nach persönlicher Berührung Korrekturen, die nicht zuletzt meiner aufgewachten Skepsis gegenüber jeglicher verinnerlichten Inflation gelten. Ich habe allen innerlichen Menschen von nun an das allergrößte Misstrauen. Das natürlich spielt mit hinein, dass ich mich nicht überstürzen will."[36] Etwa drei Jahrzehnte später verfasste Scholtis für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" ein literarisches Porträt Stehrs, in dessen Schlussteil er auf den verhängnisvollen Besuch bei dem Schreiberhauer Dichter zurückkommt. Es handelt sich bei diesem umfangreichen Aufsatz um eine durchaus sachliche Analyse von ausgewählten Texten, in denen Scholtis nach Beweisen dafür sucht, dass Stehr kein Vertreter der sogenannten Blut- und Bodenliteratur bzw. der flachen Heimatliteratur gewesen sei. Er habe sich zwar mit den Nationalsozialisten alliiert, er vermochte sich ihren „Verlockungen nicht zu entziehen, und damit steht er nicht allein. In seinem

[34] Ebd., S. 146–147.

[35] Hannelore Kolbe: Horst Lange – Leben und Werk. Ein Autor im Zwischenreich. Bielefeld 2010, S. 80.

[36] Brief vom 20. August 1936. Abgedruckt in: Marek Zybura: August Scholtis 1901–1969. Untersuchungen zu Leben, Werk und Wirkung. Paderborn u.a. 1997, S. 237.

Werk hat er aber dem Nationalsozialismus keine Konzessionen gemacht. Was die Nazis brauchten, war Blubo, das konnte Hermann Stehr beim besten Willen nicht liefern, nämlich Romane, wo Herrenmenschen über östlichem Land kommandieren, und die polnischen Knechte hinter ihre Strohdachscheunen sch… Bemerkenswert spielt Hermann Stehr unter den Vertriebenen keine besondere Rolle. Die Schlesier lesen nach wie vor ihren Heimatdichter Paul Keller, womit sie nur beweisen, dass Hermann Stehr kein Heimatdichter ist."[37] Scholtis, der für seine exzellente Kenntnis der polnischen Literatur bekannt war, vergleicht Stehrs Prosa mit Erzählungen des polnischen Nobelpreisträgers Władysław Stanisław Reymont. Gemeint sind in naturalistischer Manier verfasste frühe Dorfromane des schlesischen Autors, in denen er sich als Gesellschaftsankläger und Sozialkritiker profiliert. „Manche Themen bei Reymont wie auch bei Stehr überschneiden sich bemerkenswert, kleine menschliche Erbärmlichkeiten, Auszüglerschicksale, Erbschaftsstreitigkeiten, Bestalitäten, Sticheleien und Gemeinheiten um Jesu Christi willen, all das, was in Polen nur noch schrecklicher war, im preußischen Schlesien wenigstens durch Stehr eine vielleicht taktisch bedingte, beschönigende, kalligraphische Verzauberung erfuhr und eine immerwährende direkte Aufforderung durch den Dichter, den lebendigen Gott in sich selbst zu suchen."[38] Scholtis stellt eine kühne These auf: hätten die Nazis den greisen Dichter nicht mit Würdigungen und Auszeichnungen verlockt und anschließend für ihre Ideologie vereinnahmt, oder hätte er sich gegen ihre Politik – sei es nur mit einer einzigen Äußerung – aufgelehnt, wäre er aus dem Bewusstsein des deutschen Lesepublikums nicht so rasch verschwunden sein. „Moritz Heimann war sein Mentor, Walther Rathenau sein großartiger Mäzen, Max Tau besorgte seine erste große Gesamtausgabe beim Verlag Linz in Trier. Der Weimarer Staat hätte sicherlich auch Hermann Stehrs siebzigsten Geburtstag nicht minder würdig und festlich begangen wie jenen seines Weggenossen Gerhart Hauptmann. Doch ein Jahr zuvor kam der Radaubruder Hitler an die Macht, und Stehrs siebzigsten Geburtstag feierten die Nazis mit einer Kundgebung im staatlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt. Hans Friedrich Blunck hielt die Festansprache, Maria Koppenhöfer las eine Novelle des Dichters. Stehrs bewährte und ehemalige Freunde blieben dieser Veranstaltung fern. Sie verübelten dem Dichter die Sympathie für den Nationalsozialismus. Oskar Loerke bewunderte ihn, um sich auch bei mir über Stehrs Neigung zum Nationalsozialismus zu beklagen und wegen Hitler an Herzeleid zu sterben."[39] Während des bereits erwähnten Aufenthaltes im Hause des Dichters in Schreiberhau kam es zu einer Auseinandersetzung, deren Ursprung bzw. Gegenstand

---

[37] August Scholtis: Der Narr in Christo Hermann Stehr. In: Derselbe: Feuilletonistische Kurzprosa. Ausgewählt, herausgegeben und kommentiert von Joachim J. Scholz. Berlin 1993, S. 358 [Erstveröffentlichung: „Frankfurter Allgemeine Zeitung", 19. Februar 1964]. Der Meinung von Scholtis kann man kaum zustimmen: in der Nachkriegszeit werden Stehrs Texte in unzähligen Publikationen untergebracht, deren Zielgruppe die aus Schlesien vertriebenen Deutschen sind. Im vielgelesenen „Schlesischen Heimatkalender" für das Jahr 1952, hrsg. von Karl Hausdorff, erschien etwa sein Gedicht *Lebensfreude* (S. 11).

[38] Ebd., S. 361.

[39] Ebd., S. 362.

August Scholtis ausschweigt. Man kann aber annehmen, dass ihn Stehr von der Überlegenheit seiner eigenen Ästhetik zu überzeugen suchte. Von durchaus positiver Auswirkung von Stehrs Ästhetik kann im Falle des aus Oberschlesien stammenden und in Scholtis' Text erwähnten Schriftstellers Max Tau (1897–1976) die Rede sein. Gerhard Kosellek meint, Stehrs Roman *Drei Nächte* aus dem Jahre 1909 konnte auf Taus Werdegang als Schriftsteller einen großen Einfluss ausgeübt haben.[40]

Einen aufschlussreichen Bericht über die Warmbrunner Lebenszeit Stehrs bringen autobiographische Aufzeichnungen des einstigen Provinzialkonservators für Niederschlesien Günther Grundmann (1892–1976). Stehr lebte in dem berühmten Kurort von 1915 bis 1926; sein Haus, ein kleines einstöckiges Gebäude, nach einer seiner Figuren Mandelhaus genannt, galt stets als Treffpunkt von kunstgesinnten Menschen aus ganz Schlesien. 1924 beschloss der Riesengebirgsverein den Dichter anlässlich seines 60. Geburtstages mit einer Feier zu ehren. Grundmann, der zu diesem Zeitpunkt bereits seit vier Jahren dort lebte, wurde gebeten, die Festrede[41] zu halten. Stehr genoss damals den noch aus seiner Zeit als Lehrer in Pohldorf bzw. in Dittersbach kommenden Ruf eines überzeugten Kritikers von Bildungspolitik und Kirche und galt als ein aus politischen Gründen Entlassener; in der Tat wurde er aber wegen eines Ohrleidens vorzeitig pensioniert. In Stehrs kritischer Haltung staatlichen und kirchlichen Einrichtungen gegenüber sieht Grundmann die Ursache dafür, dass dieser offiziellen Feier „die hohen Herrschaften" der Stadt und der Region fernblieben.[42] „Der kleine Badeort war an diesem Morgen tief verschneit, und so konnte ein Hörnerschlitten vor dem Mandelhaus vorfahren, dem ein Gratulant in schlesischer Tracht entstieg, um dem Dichter die Glückwünsche der Künstlergilde St. Lukas in Schreiberhau zu überbringen. Dann riss der Zug der Gratulanten nicht mehr ab. Abgesandte der Städte Hirschberg und Habelschwerdt überreichten ihm die Ehrenbürgerurkunden und drei Orte: Habelschwerdt, die Geburtsstadt, Dittersbach, die Stadt, in der er als Lehrer tätig gewesen war, und Warmbrunn, sein jetziger Wohnsitz, nannten Straßen nach seinem Namen. Als Hermann Stehr zur abendlichen Feier in der Galerie seine Gartenstraße entlangging, an der das Mandelhaus lag, war bereits das neue Straßenschild ‚Hermann-Stehr-Straße' angebracht worden. Bei dieser abendlichen Feier habe ich versucht, meiner Aufgabe mit meinen damals eben dreißig Jahren gerecht zu werden. […] Nach mir las Hans Christoph Kaergel aus Stehrs Werken und der Dichter dankte in seiner bildbeschwerten Sprache jedem von uns mit einer Wendung, immer etwas Vertieftes mitgebend, immer mit starkem seelischen Akzent."[43] Grundmann nennt auch Namen von Gästen, die Stehr nach der Feier zu sich eingeladen hat. Zugegen waren u.a. der oberschlesische Maler und

[40] Vgl. Gerhard Kosellek: Silesiaca. Literarische Streifzüge. Bielefeld 2003, S. 264–265.

[41] Günther Grundmann: Hermann Stehr. Festrede zum 60. Geburtstag des Dichters, gehalten am 16. Februar 1924 in der Galerie zu Bad Warmbrunn / Riesengebirge. In: Wilhelm Meridies (Hrsg.): Wangener Beiträge zur Stehr-Forschung. Jahresbericht des Hermann-Stehr-Archivs für 1966/67. Wangen im Allgäu 1966, S. 27–33.

[42] Vgl. Günther Grundmann: Erlebter Jahre Widerschein. Von schönen Häusern, guten Freunden und alten Familien in Schlesien. München 1972, S. 66–67.

[43] Ebd., S. 67–68.

Graphiker Max Odoy (1886–1976) und der damals als Verfasser einer Bruno Arndt-Monographie bekannte junge Germanist, Verlagslektor und Stehr-Herausgeber Max Tau.

Zwei Jahre später wurde Hermann Stehr eine große Auszeichnung zuteil: er wurde eines der Urmitglieder der neuen Sektion der Berliner Akademie der Künste und zwar der Abteilung für Dichtkunst. Zu den vom preußischen Kultusminister berufenen Autoren gehörten noch Thomas Mann, Arno Holz und Ludwig Fulda. „Gerhart Hauptmann hatte seine Ernennung zurückgewiesen. Arno Holz schied am Tage der Gründungsaktes demonstrativ aus. Auf der ersten Arbeitssitzung wurden sechs Berliner und achtzehn auswärtige Mitglieder zugewählt, neben Ricarda Huch, Georg Kaiser, Bernhard Kellermann, Oskar Loerke, Heinrich Mann, Walter von Molo, René Schickele, Jakob Wassermann und anderen auch Hermann Hesse.“[44]

Im Frühsommer 1900 kommt es zum ersten Zusammentreffen von Stehr und Gerhart Hauptmann in Hain bei Max Marschalk.[45] Stehr gehörte auch zu den ersten Gästen der Villa Wiesenstein. Am 20. September 1901 besuchte er mit Carl Hauptmann dessen jüngeren Bruder, der Anfang August sein neues und letztes Domizil bezogen hatte. Von einer innigen Beziehung der beiden Schriftsteller sowie ihrer Gattinnen zeugt der jahrzehntelang gepflegte Briefwechsel, den Peter Sprengel in einem reichlich kommentierten Band herausgab.[46] 1903 verfasste Hauptmann eine Besprechung der Novelle *Das letzte Kind*, in der er Stehr ein großes erzählerisches Talent und eine tiefe Religiosität attestiert. „Man muss in die Zeiten der Gotik zurückgehen, um die Quellen von Stehrs Kunst zu finden. Von der Gotik hat sie den schweren Ernst. Sie hat von ihr das düster und machtvoll Aufstrebende. Es steigt etwas Narkotisches daraus, wie aus geschwungenen Weihrauchfässern, und des Dichters Seele hat die klare Verzückung des zerknirschten Beters, der durch die Gnade in Gott erhoben wird. Es braust in Stehrschem Buche wie von Seraphschwingen, Glockengeläut und Orgelklang, und die Stimmen seliger Knaben schlagen in himmlischer Ekstase gegen bestirnte Kreuzgewölbe.“[47] Ähnlich bildhafter Sprache bedient sich Hauptmann in seinen Reden, die er zu Stehrs runden Geburtstagen hielt. 1914 lobte er den einmaligen Charakter der Schreibkunst seines Freundes: „Deutschland besitzt in Hermann Stehr einen Künstler von tiefgründiger Bildkraft. Es gibt keinen Vorgänger seiner besonderen Art. Die Welt, die sich in seinen Werken spiegelt, hat den Charakter des Werdenden. Die Menschen darin erleiden die Not des Tons in Gottes formender Hand. […] Möge Stehr bald so allgemein und voll gewürdigt werden, wie es sein tiefer Wert gebieterisch fordert!“[48] Zu seinem

---

[44] Fritz Böttger: Hermann Hesse. Leben, Werk, Zeit. Berlin 1973, S. 355–356.

[45] Vgl. C.F.W. Behl und Felix A. Voigt: Chronik von Gerhart Hauptmanns Leben und Schaffen. Würzburg 1993, S. 57.

[46] Peter Sprengel (Hg.): Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann. Berlin 2008.

[47] Gerhart Hauptmann: Über ein Volksbuch. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 296.

[48] Gerhart Hauptmann: Hermann Stehr zum fünfzigsten Geburtstag. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 313–314.

sechzigsten Geburtstag ließ Hauptmann Hermann Stehr einen Gruß zukommen, in dem er den Jubilar als Dichter und Schlesier würdigt. Er lobt da Werk des damals noch in Warmbrunn ansässigen Schriftstellers, „dieses starke Werk, in dem sich deine besondere Welt erschließt. Sie trägt einen erhabenen, einen dantesken Zug, trotzdem ihre Gestalten meist einfache Bauern und Handwerker sind. […] Mit dem göttlichen Grubenlichte deines hohen Ingeniums lässt du rätselvolle und furchtbare Tiefen in ihnen aufleuchten. […] Dein Geist ist kein wandernder, sondern mit deinem ganzen Wesen ein starker Baum im Granite Schlesien verankert. Es ist ein mächtiges Wurzelsystem, aus dem sich der Stamm, aus dem sich der Wipfel dieses Baumes ernährt.“[49] Hauptmanns Verhältnis zu Stehr veränderte sich rasch nach der Einlieferung von dessen Ehefrau Hedwig in eine Görlitzer Heilanstalt für geistig Verwirrte. In seinen Notiz- und Tagebüchern gibt es einen Bericht über einen Besuch bei Hedwig Stehr im Warmbrunner Krankenhaus, in das sie im September 1937 von Görlitz zurückverlegt wurde. Hauptmann notierte, „sie ist gut untergebracht, wird liebevoll betreut und wünscht keine Veränderung ihrer Situation. […] Wenn sie auf Görlitz und die Irrenanstalt zu sprechen kommt, geschieht es unter Wutanfällen. Die Worte Frechheit, Unverschämtheit, Gemeinheit fallen. Sie dämpft die Stimme, wenn sie mitteilt, sie könne ihrem Mann nicht verzeihen, dass er sie dorthin verbracht habe oder zugelassen habe, dass es geschah.“[50] Hedwig Stehr galt in den Augen von einigen Mitarbeitern Hauptmanns als eine besonders begabte Person, der der Schriftsteller viel zu verdanken gehabt habe. So meinte etwa Felix A. Voigt (1892–1962), der ab 1934, nachdem er wegen seiner politischen Aktivitäten vorzeitig pensioniert worden war, zu engsten Vertrauten des *Weber*-Autors gehörte und sich mit dem Ordnen seines literarischen Nachlasses beschäftigte. In einem Brief an Erhart Kästner (1904–1974), den späteren Sekretär Hauptmanns, beschreibt er seine Eindrücke von seinem letzten Aufenthalt in Agnetendorf: „Hier ist viel Liebe und Tätigkeit. Viktor Ludwig und der beste und größte: Max Pinkus sind ja leider nicht mehr. Hedwig Stehr, die bedeutender und klüger ist als ihr Mann, sagte einmal von Pinkus: für ihn gäbe es nur ein Wort: Weisheit.“[51]

Am 12. September 1940, einen Tag nach Stehrs Ableben, trug Hauptmann in sein Notizbuch ein: „Stehr, soeben die Nachricht, gestorben. […] Lebende wachsen im Tode: die Schlacken fallen von ihnen ab: ihre, und die der andren, die eng mit ihnen lebten. Stehr, endlich und schließlich, in seiner dichterischen Wesenheit, wichtiger als all neuen Menschenverachtungswerkzeuge. Ich bin und bleibe ein Mensch.“[52] Eine Woche später erscheint in seinem Notizbuch ein neuer Eintrag und zwar ein Vierzeiler, *Fr[eund]schaft von St.[ehr]* überschrieben:

---

[49] Gerhart Hauptmann: Gruß an Hermann Stehr zum sechzigsten Geburtstag. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 334–335.

[50] Zit. nach: Peter Sprengel (Hg.): Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann. Berlin 2008, S. 234.

[51] Brief vom 4. September 1934. Zit. nach: Julia Freifrau Hiller von Gaertringen (Hrsg.): Perseus-Auge Hellblau. Erhart Kästner und Gerhart Hauptmann. Briefe, Texte, Notizen. Mit einem Vorwort von Albert von Schirnding. Bielefeld 2004, S. 22.

[52] Zit. nach: Ebd., S. 235.

Es brausen ohne Dich die Stürme
und tanzen rauschend Wind und Meer
Es läuten ohne dich die Türme
Du bist gestorben – Hermann Stehr[53]

Am 14. September trug Behl, der Hauptmann in Kloster auf Hiddensee begleitete, folgende Worte in sein Tagebuch ein: „Stehr ist gestorben. Als ich heute Vormittag Hauptmann auf einem Spaziergang begleitete, war unser Gespräch zuerst von Erinnerungen an den Freund erfüllt, dessen späteres Schaffen Hauptmann mit einer gewissen Skepsis verfolgt hatte. Aber es überwogen Gedanken der Freundschaft und das Gedenken an frühe und fruchtbare Begegnungen mit dem Heimgegangenen.“[54]

Der in Voigts Brief erwähnte Dr. Viktor Ludwig (1880–1933), Lehrer und Bildungsrat in Liegnitz, gehörte zu den bekanntesten Literaturkritikern im Niederschlesien der Zwischenkriegszeit. Sein Engagement für die wissenschaftliche Erschließung des Werkes von Gerhart Hauptmann war enorm groß – es kann also nicht wundernehmen, dass ihn Voigt in einem Zug mit Max Pinkus nennt! Ludwig hat aber auch Wesentliches beigesteuert zur Popularisierung der Texte von Hermann Stehr. Die Aktivitäten von ihm und einigen anderen Literaturwissenschaftlern, -kritikern und Schriftstellern stellen in der Förderung des Schaffens Stehrs in Liegnitz ein Kapitel für sich dar. Dem Wirken der hiesigen Literaturkritiker und -wissenschaftler, Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Saat“, die allesamt dem Logaubund Liegnitz[55] angehörten, hatte wohl Hermann Stehr viel zu verdanken: unzählige Aufsätze und Besprechungen sowie die erste wissenschaftlich fundierte Monographie von Helmut Wocke (1890–1966)[56] zeugen von einem anhaltenden Interesse sowie von einem Stehr-Kult, der sich zwar in allen Teilen Schlesiens bemerkbar machte, der aber in Liegnitz mit besonderer Intensität betrieben wurde. Bereits 1916 erwies Wocke Stehr eine besondere Ehre, indem er dessen Gedicht *Aufruf an die Heimatskämpfer* einer Sammlung von deutschen Frontsoldaten gewidmeten Beiträgen voranstellte[57]. Weder in einem kurzen und äußerst neutralen Vorwort des Herausgebers noch in Stehrschem Gedicht lassen sich Spuren eines Kriegsenthusiasmus oder einer

---

[53] Zit. nach: Ebd., S. 236.

[54] C.F.W. Behl: Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann. Tagebuchblätter. München 1948, S. 48.

[55] Vgl. Edward Białek: Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg. Neisse Verlag. Dresden 2012.

[56] Helmut Wocke: Hermann Stehr und sein Werk. Ein Bekenntnis. Berlin [1923]. Stehr erwähnt Wockes Buch in einem Brief an Marie Oehlke vom 23. Dezember 1922: „Habt alle Glück zu Weihnacht und im neuen Jahr, seid so froh wie ich beim Lesen der Besprechung des Wockeschen ‚Herm. Stehr-Buches' war.“ Bei der „Besprechung“ handelte es sich wahrscheinlich um ein internes Gutachten, das Oehlke auf Verlangen des Wilhelm Meister-Verlags vor der Drucklegung des Wocke-Buches verfasste. Brief abgedruckt in: Wilhelm Meridies: Hermann Stehr und Marie Oehlke. Ein Briefwechsel. Würzburg 1963, S. 112. In einem Brief vom 10. Juli 1923 bedankt sich Stehr bei seiner Breslauer Freundin „für den schönen Artikel über Wockes Buch.“ Ebd., S. 113.

[57] Helmut Wocke (Hrsg.): Eine Kriegsgabe deutscher Künstler. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1916.

Verherrlichung des Soldatenlebens feststellen; was den beiden Beiträgen zu bescheinigen wäre, ist eher das Gegenteil. So fängt Stehrs Aufruf an:

> Schon zwanzig lange Monde steht der Tod
> im Feld und mäht an einer Menschenernte,
> so reich und gräßlich, qualvoll, blutig-rot,
> wie er sie selber nie noch kennen lernte,
> ob auch sein Schnitteramt währt seit Äonen,
> solange Sterne an dem Himmel wohnen. [...]
> Da steht kein Haus in unserm Vaterland,
> auf dessen Dach nicht Trauerschatten sanken.
> Ganz ohne Beben blieb nicht eine Hand,
> kaum gibt's noch Wangen, die nicht Tränen tranken.
> Denn, die als Helden draußen sie bestatten,
> sind unsre Söhne, Brüder, unsre Gatten.[58]

Einen bedeutenden Platz nimmt Stehrs Werk in dem im Liegnitz der Zwischenkriegszeit intensiv betriebenen Vortragswesen ein. Am 30. Oktober 1919 hielt Viktor Ludwig (1880–1933) in der Aula der Realschule einen Vortrag zum Thema „Vom Naturalismus zum Expressionismus, erläutert an den Dichtungen Hermann Stehrs". Wenige Tage später, am 3. November 1919, besuchte der Schriftsteller als Gast des Logaubundes die Stadt Liegnitz und las vor einem größeren Publikum aus seinen Werken. In einem in pathetischem Ton gehaltenen Bericht, der in der Zeitschrift „Die Saat" erschien, heißt es u.a.: „Die Vorlesung Hermann Stehrs am 3. November vom Lenlein aus dem *Heiligenhof* wurde durch den Dichter selbst zu einer über alles Irdische erhebenden Feier- und Weihestunde erhoben."[59] Erst anderthalb Jahre später, am 9. Mai 1921 fand eine weitere öffentliche Veranstaltung statt, in der sein Werk wieder im Zentrum stand: Dr. Helmut Wocke sprach nämlich über „Dichter der Stille", zu denen er Stehr, Hans Christoph Kaergel[60] und Bruno Arndt zählte. Wocke, ein angesehener Literaturhistoriker und -kritiker musste – als einer der ersten Stehr-Biographen – im Besitz von einer ansehnlichen Anzahl von Briefen des Schriftstellers gewesen sein, die allesamt dem Krieg zu Opfer fielen. In einem Brief an Alfons Perlick schreibt der bis zur Vertreibung in Liegnitz ansässige Gelehrter: „Meine Stehrbriefe sind in Liegnitz geblieben; das Haus, in dem ich wohnte, ist zerbombt."[61] Verlorengegangen ist auch Wockes Bibliothek, die er im westfälischen Werste, wohin es ihn nach Kriegsende verschlagen hatte, vermisste

---

[58] Hermann Stehr: Aufruf an die Heimatskämpfer. In: Eine Kriegsgabe deutscher Künstler. Herausgegeben von Helmut Wocke. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1916, S. 9.

[59] Mitteilungen des Logaubundes. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 1, Dezember 1919, S. 8.

[60] Näheres über Kaergel bringt der Aufsatz von Edward Białek: Hans Christoph Kaergel und Wilhelm Müller-Rüdersdorf im Umkreis des Logaubundes Liegnitz. In: „Orbis Linguarum", Vol. 40, Dresden – Wrocław 2014, S. 139–152.

[61] Brief vom 19. November 1963 (Oeyenhausen). Abgedruckt in: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung. 1: M. Christl-Perlick: Die Beziehungen Hermann Stehrs zum Rheinland und zu Westfalen. 2: A. Perlick: Hermann-Stehr-Handschriften im Rheinland und in Westfalen. Dortmund 1964, S. 196.

und wiederaufzubauen suchte. So wandte er sich u.a. an den hier bereits erwähnten niederländischen Literaturhistoriker Emil Freitag, mit dem er noch vor dem Krieg korrespondierte, um Zusendung von dessen Stehr-Monographie. In einem Antwortschreiben des Niederländers heißt es diesbezüglich: „Glücklicherweise bin ich imstande, Ihre freundliche Bitte zu erfüllen. Zuerst möchte ich mich erkundigen, ob Bücher nach der britischen Zone geschickt werden dürfen. Bejahendenfalls erhalten Sie dann in nicht zu langer Zeit das Werk. Selbstverständlich hätte ich auch ohne ihre Bitte eine Widmung hineingeschrieben, da auch Sie, wie mir bekannt ist, zur Hermann-Stehr-Gemeinschaft gehören.“[62]

Am 11. November 1921 las Hermann Stehr wieder aus eigenen Werken in dem Großen Saal des Volkshauses in Liegnitz. In einem diesbezüglichen zeitgenössischen Bericht ist u.a. zu lesen: „Das war uns allen ein großer Feiertag. In weihevoller Stimmung erlebten wir die scharf gezeichneten Gestalten Stehrs, wurden im zweiten Stück Prosa von der aufwühlenden Leidenschaft der Charaktere des ‚Feuersamens’ erschüttert und standen in den Sonetten vor letzten Geheimnissen des Ringers und Dichters.“[63] An die Lesung in Liegnitz schloss sich eine in Glogau an; Stehr berichtet darüber in seinem Brief an den dortigen Verleger und Buchhändler Oskar Hellmann: „Sehr geehrter Herr, bin erst gestern von mehrwöchiger Vortragsreise zurückgekehrt. Ihr fr[eun]dl[iches] Schreiben wurde mir nachgesandt, hat mich aber nicht erreicht und scheint in Verlust geraten zu sein. Deswegen antworte ich nach den ungefähren Informationen meiner Frau. – Sie wünschen meinen Abend für Glogau, der im Anschluss an Liegnitz steigen soll. Dort lese ich am 11.XI. So viel ich mich erinnere, hatte ich für Glogau den 12.XI. vorgeschlagen und Ihnen wäre – nach dem verlorengegangenen Schreiben – der 13.XI. gelegener gewesen. Nun ich wäre damit, aber keinem späteren Termin, einverstanden und bitte um Kartennachricht an Ihren hochachtungsvoll ergebenen Hermann Stehr.“[64] Die nächste Begegnung des Liegnitzer Publikums mit Stehr fand anlässlich des sechzigsten Geburtstages des Dichters statt. Am 14. Februar 1924 wurde der Jubilar im Gesellschaftshause gefeiert. Begrüßungsreden hielten der Oberregierungsrat Große und der Stadtschulrat Dr. Weidemann. „Die Stehrfeier nahm den würdigsten Verlauf. [...] Das Quartett der Gerigkschen Kapelle leitete den Abend ein und beendete ihn auch. Kurze, treffliche Gedichte von Hans Zuchhold gingen der gehaltvollen Festrede Dr. Ludwigs voraus. Der Festredner, ein Freund Stehrs, erweckte durch seinen eingehenden, glänzenden Vortrag das größte Interesse für den Dichter und seine Werke und hat dadurch wohl das Beste getan, was getan werden konnte.“[65]

Stehr ist, neben Carl Hauptmann, eines der wichtigsten Vorbilder für die um die Zeitschrift „Die Saat” gescharten Mitglieder des Logaubundes Liegnitz. In einem

---

[62] Brief von Emil Freitag an Helmut Wocke, Haag, den 15. August 1950 (Privatarchiv von Edward Białek).

[63] Mitteilungen des Logaubundes. In: „Die Saat“, 3. Jahrgang, Dez. 1921, Nummer 12, S. 191.

[64] Abgedruckt in: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung. 1: M. Christl-Perlick: Die Beziehungen Hermann Stehrs zum Rheinland und zu Westfalen. 2: A. Perlick: Hermann-Stehr-Handschriften im Rheinland und in Westfalen. Dortmund 1964, S. 257–258.

[65] Verein für deutsche Bildung. In: „Die Saat“, 6. Jahrgang, März 1924, Nummer 3, S. 72.

autobiographischen Text erinnert sich z.B. Hans Zuchhold (1876–1953)[66] an die gemeinsame Zeit mit Stehr: „Hermann Stehr, in dessen Freundeskreis ich nach dem ersten Weltkrieg gelangte und mit dem ich in unsern Bergen einige Male gewandert bin, nannte mich bei solcher Gelegenheit scherzhaft einmal den ‚Landstörzer', ein anderes Mal jedoch rief er mich in einem Briefe als den ‚Unzerbrechbaren' an. Mit der Sehergabe, die seinen Augen geschenkt war, bezeichnete er auf diese Weise die beiden Pole meiner Wesenheit, zwischen deren Spannungen die Linie meines Lebens sich hin und her warf."[67] Seine Bekanntschaft mit dem *Heiligenhof*-Autor dauerte bis zu dessen Tod; noch im Mai 1934 führt Zuchhold in einem Fragebogen für Mitglieder des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller Hermann Stehr aus Oberschreiberhau und Waldemar Glaser[68] aus Breslau als Bürgen an, „die erschöpfende Auskunft geben können."[69] Der „Saat"-Redakteur widmet ihm sogar einige Gedichte, eines davon *An Hermann Stehr* überschrieben und höchstwahrscheinlich während der erwähnten Stehr-Feier im Gesellschaftshause von dem Liegnitzer Dichter persönlich vorgetragen:

Du führst durch Nächte, deren Schweigen spricht,
Abgründe hin, daraus Gottauge zittert,
Aushuscht, wie Vogelflug, vorbeigewittert,
Jäh glastet, Blitz, und Blendung wird Gesicht.

Gesicht: Drin Heute, Hier, Geburt und Grab
Nur Masken sind, und Tod und Leben Schalen,
Die wandelhaft um Wandelloses prahlen,
Und ewigem Waller Schutz nur sind und Stab.

Du führst das Herz tief unter seine Not,
Bis es erschüttert in sich wiederspiegelt
Das Antlitz des, der sonnentorentriegelt
Uns goldne Brücken baut ins Abendrot.[70]

Dieses lyrische Bekenntnis in Form eines Huldigungsgedichts eröffnet ein Sonderheft der Zeitschrift „Die Saat", das im Februar 1920 erschien und als eine Würdigung des Menschen und Künstlers Stehr konzipiert ist. Als Beilage ist hier eine Zeichnung von einem gewissen Paul Seifert aus Jauer zu finden, die eine Straße von Habelschwerdt darstellt mit dem Blick auf das Geburtshaus des Dichters. In das literarische Werk Stehrs führt ein Aufsatz von Viktor Ludwig ein, in dem er

[66] Näheres über Zuchhold bringt der Aufsatz von Edward Białek und Justyna Radłowska: Bilder aus der russischen Gefangenschaft in Hans Zuchholds Erinnerungsbuch „Aus der Hölle empor" (1917), [w:] Karsten Dahlmanns, Matthias Freise, Grzegorz Kowal (Hg.): Krieg in der Literatur, Literatur im Krieg. Göttingen 2020, S. 295–312.

[67] Hans Zuchhold: Der Heidegänger. In: Ders.: Bruder der Wolken und Winde. Kindheitserinnerungen aus einem fröhlichen Pfarrhaus. München 1956, S. 103.

[68] Schriftsteller und NS-Funktionär; geb. 1903 in Striegau, starb 1953 in Hof.

[69] BArch. Personalakte Hans Zuchhold.

[70] Hans Zuchhold: An Hermann Stehr. Zum 16. Februar. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 3, Februar 1920, S. 1.

– dem von Houston Stewart Chamberlain in dessen Kant-Buch formulierten Prinzip des Sichumwendens folgend – den Versuch unternimmt, Stehr von der „Last" des Naturalismus zu befreien. Diese Tendenz stellt übrigens den Grundton von vielen anderen hier untersuchten kritischen Texten dar. „Fast all die großen Gestalten vor ihm, insbesondere die Naturalisten, schildern die Außenwelt, sie gliedern sie bis ins feinste, und auch der menschliche Geist wird als ein Stück dieser Außenwelt betrachtet und als solches einer peinlichen Sezierung unterzogen. Und Hermann Stehr? Er vollzieht hier die entscheidende Wendung: nicht die Außendinge, sondern fast allein und ausschließlich das Innere des Menschen beleuchtet er, aber das bis zu einer Tiefe, zu der vorher kein anderer künstlerischer Gestalter vorgedrungen ist. Seele ist etwas schlechthin Unabänderliches, Tiefstes im Menschen, etwas, wovon er oft selbst wenig oder gar nichts weiß, das raum- und zeitlos ist. Das Göttliche im Menschen. Geist ist dagegen etwas Äußerliches, etwas Vergängliches, das durch angelernte Kenntnisse oft zur Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit neigt und den Menschen im Grunde nur unglücklich macht."[71] Ludwig erblickt nicht nur in Stehrs lyrischen Versen, sondern auch in seiner Prosa eine Hinneigung zu orientalischen Weltanschauungen, vor allem zur Lehre Buddhas. Der Dichter verehre, so der Liegnitzer Kritiker, die tiefe Innerlichkeit des Buddhismus, die den Menschen des Morgenlandes von dem hybrisbedrohten Europäer abhebe: „Wir Abendländer halten uns wohl gern für höher stehend als die ewig vor sich hinbrütenden Orientalen. Aber mit welchem Recht? Ist der Europäer wirklich mehr als der Orientale, weil seines Geistes Wesen Unruhe ist, weil er im unersättlichen Drange den Erdball umkreist, weil er unfähig ist, in beschaulicher Innerlichkeit dauerndes Genügen zu finden?"[72] Weitere Affinitäten von Stehrs philosophischem System glaubt Ludwig in der mittelalterlichen Mystik gefunden zu haben, insbesondere in der Lehre von Meister Eckhart, und in der Gotik, was bekanntlich auch Gerhart Hauptmann zu behaupten pflegte. Stehr wolle, so Ludwig, mit einer überholten Religion aufräumen, „die nicht mehr im Menschen lebendig wirkt, darum Religion zweiter Hand ist und gründlich erneut werden muss."[73] Ludwig ist der Hauptakteur dieses Stehr-Heftes: zwei weitere Texte belegen es eindeutig. In dem ersteren, einem Aufsatz über Stehrs Weltanschauung, werden grundsätzlich keine neuen Thesen aufgestellt: erneut wird auf Chamberlain und Kant verwiesen, wiederum ist die Rede vom „Streben nach dem Unpersönlichen, so wie es die buddhistische Religion kennt."[74] Interessant scheinen Ludwigs Ausführungen über Stehrs „transparente Ausdrucksweise" zu sein: der große „Weltanschauer" wird hier als ein überzeugter Sprachskeptiker hingestellt: „Ähnlich ergeht es uns mit unserem Bestreben, unsere tiefsten Gedanken auszudrücken: wir sind dazu durchaus nicht imstande. Niemals können wir das aussprechen, was wir wirklich denken, immer müssen wir irgend eine Art Bild gebrauchen und stets meinen wir etwas anderes, Umfassenderes, manchmal auch etwas Engeres als das, was wir sagen. Daher sollten

---

71 Viktor Ludwig: Hermann Stehr. In: Ebd., S. 2.
72 Ebd., S. 2.
73 Ebd., S. 3.
74 Viktor Ludwig: Hermann Stehrs Weltanschauung. In: Ebd., S. 7.

wir immer unsere Worte so wählen, dass sie transparent sind, d.h. dass man noch etwas dahinter sieht, was auf ihren wahren Sinn schließen lässt; vielleicht vermag ihn dann ein anderer annähernd zutreffend zu erkennen."[75] In dem letzten hier vorzustellenden Aufsatz Ludwigs wird das lyrische Œuvre Stehrs einer schlichten Analyse unterzogen. Es handelt sich dabei um eine längere Besprechung des soeben erschienenen Gedichtbandes *Ein Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten* (Berlin 1920). Der Rezensent versteht Stehrs Lyrik als ein Pendant zu dessen Prosadichtungen: „Denselben Weg hat er beschritten, als er uns vor wenigen Jahren sein Hauptwerk, den *Heiligenhof*, schenkte, denselben Weg beschreitet er heute, da er uns seine Gedichte vorlegt. Wie nahe ich mich dem Höchsten, das zugleich das Tiefste und Innerste ist, das die Menschen in sich Seele, außer sich Gott nennen? So könnte man etwa die Frage stellen, die uns der *Heiligenhof* nicht minder wie Stehrs Gedichte beantworten. Die Erfahrungen und Schicksale von Menschenkindern sind die Antwort in dem großen Roman, die wechselnden Erlebnisse, Stimmungen und Gefühle des Künstlers selbst die Antwort in dem *Lebensbuch*."[76] Das erste Stehr-Heft der Zeitschrift „Die Saat" enthält außer den besprochenen Aufsätzen von Ludwig drei Gedichte von Stehr: *Kampf des grauen Mannes*, *Das Riesengebirge* und *Die Uhr*, eine kurze Lebensskizze, die der Schriftsteller dem Breslauer Kenner seines Werkes, Oskar Wilda überließ, ein Verzeichnis seiner Buchveröffentlichungen und eine Liste des Sekundärschrifttums.

1924, nachdem der Logaubund in den Verein für deutsche Bildung eingegangen und die Zeitschrift „Die Saat" Vereinsorgan geworden war, erschien als Doppelheft 1/2 (Januar / Februar) wiederum ein Stehr gewidmetes Heft. Das Titelblatt enthält ein in pathetischem Ton gehaltenes Gedicht von Zuchhold, *Dem Meister Hermann Stehr* überschrieben:

> Aus tiefster Brust entquoll empörter Schrei;
> den Hammer griffst du und zerbrachst die Wände,
> die dich beengten, blutend Herz und Hände,
> schlugst du den tönernen Koloß entzwei.
> Und wie in Brunnens abgrundtiefe Nacht
> drangst du hinab und grubst dich unverdrossen
> ins Namenlose, bis sich dir erschlossen
> das Reich der Mütter wie ein Grubenschacht.
> Nun aber stiegst du feierlich empor,
> Gold in den Händen, Stirne lichtgebadet,
> und Stein um Stein fügst du des Tempels Tor,
> das alle Sehnsucht zur Erlösung ladet.[77]

Den „Leitaufsatz" verfasste der Chemnitzer Literaturhistoriker Albert Soergel. Er scheint den Liegnitzern schon seit längerer Zeit wohlbekannt zu sein: Bereits 1920

---

[75] Ebd., S. 8.

[76] Viktor Ludwig: Hermann Stehr. Ein Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, 7/8, Doppelheft, S. 14.

[77] „Die Saat", 6. Jahrgang, 1924, Nr. 1/2, S. 1.

verweist die Redaktion der Zeitschrift „Die Saat“ in dem besprochenen Sonderheft auf Soergel, „der in seinem Werk *Dichtung und Dichter der Zeit* auf etwas breiterem Raum Stehr gerecht zu werden sucht. In den großen Literaturgeschichten, selbst in denen, die ausschließlich das 19. Jahrhundert behandeln, ist Stehr bisher nur knapp und daher im Grunde ganz unzureichend behandelt, so auch in den Werken von A. Bartels, A. Biese, F. Kummer, R.M. Meyer und, zum Teil mit Meyer wörtlich übereinstimmend, A. Salzer.“[78] Auch Soergel beklagt die nicht besonders intensive Aufnahme von Stehrs Texten, von Texten eines Sechzigers, für den man immer noch „werben“ müsse. Stärker als es Ludwig tut, unterstreicht er die volkstümliche und die regionale Komponente, die ja seiner Meinung nach dem Stehrschen Werk innewohne: „Stehr ist ein Dichter, der von seinem ersten Buche an, lange bevor eine neue Jugend es wieder forderte, in der Vision lebte und aus ihr schuf, Seele gab, nicht Körper, Innerliches, nicht Äußerliches, Wesentliches, nicht Zufälliges. Aber weil er das gab in fester Verwurzelung mit dem Irdischen, heimischen, der schlesischen Scholle, konnte der Irrtum aufkommen, daß man den Dichter, der von Anfang an gegen die ‚stumpfe Gegenständlichkeit’ die innere seelische Bilderwelt ausspielte, für einen engen Naturalisten hielt. In Wahrheit gab Stehr das Sichtbare nur wieder, um das Unsichtbare daraus auferstehen zu lassen, war er als deutscher Dichter Schlesier, weil der Seele Heimat überall ist, war keines seiner Werke Abbild der Körperwelt, sondern der Versuch einer Erlösung ihrer stummen Melodie, ein Schmerzens- und Sehnsuchtssang, jedes seiner Werke eine Jenseitsspiegelung, ein Ringen des Menschen mit seinem Gotte.“[79]

Abgedruckt werden in diesem Heft mehrere, darunter zwei bisher unveröffentlichte Gedichte: *Für Lebenswunde* (gedichtet am 8.12.1923) und *Traumerfahrung*. Aus dem Band *Lebensbuch* wurden folgende Texte entnommen: *An der Grenze der Jugend*, *Weltgeheimnis* und *An einen hochbetagten Greis*. Aus Stehrs „soeben im Druck erscheinenden neuesten Werk *Buchhalter Brindeisener*“[80] wählte die „Saat“-Redaktion das Kapitel *Das Zusammentreffen des jungen Bankbeamten mit dem alten Brindeisener im Tolkebusch*.[81] Als Vorabdruck erschien in diesem „Saat“-Heft Max Taus Text *Hermann Stehrs „Peter Brindeisener“. Ein Brief an den Dichter*, der wenig später in einem von Wilhelm Meridies herausgebrachten Sammelwerk[82] untergebracht wurde. In seiner Würdigung des neuen Romans von Stehr, scheut Tau nicht vor pathetischen und hymnischen Worten zurück: „Ja, mein verehrter lieber Meister, die lautlosen Worte ergreifen am tiefsten und heute vermag ich nur freudig und glücklich zu sagen: Ehrfurcht! Dankbarkeit und immer wieder Dankbarkeit! Sie haben dem deutschen Volke viele große, schöne und tiefe Bücher geschenkt. Aber hier haben Sie, wie der Geigenspieler im höchsten Moment, Ihre eigene Kunst zur Intensität und inneren Fülle des Lebens erhöht. Brindeisener zeitennah: weil in ihm der Konflikt der gegenwär-

---

78 Ebd., S. 5.
79 Albert Soergel: Zu Hermann Stehrs 60. Geburtstage am 16. Februar 1924. In: Ebd., S. 2.
80 Ebd., S. 8.
81 Ebd., S. 8–21.
82 Wilhelm Meridies (Hrsg.): Hermann Stehr. Sein Werk und seine Welt. Habelschwerdt 1924.

tigen Jugend überhaupt lebt, die die Erschütterungen des Wirklichkeitserlebens vor der inneren Reise der seelischen Bereitschaft empfangen hat. Brindeisener zeitenfern: weil in ihm der ewige Zwiespalt zwischen der Erlebnisrealität und der himmlischen Sehnsucht aller Jugendlichen lebt."[83] Seinen Schreiberhauer Nachbarn, „den großen schlesischen Dichter und Menschen", der „leuchtende Strahlen in die Schatten meiner Hütte gesendet [hatte]"[84], würdigt der Maler Hanns Fechner. Die erste Geige spielt aber auch in diesem zweiten Stehr-Heft Viktor Ludwig: in einem zehnseitigen Beitrag versucht er seinen Meister als Künder von überzeitlichen Wahrheiten, Seelenforscher und Gottessucher darzustellen. Seine Ausführungen beginnt er mit der Behauptung, die nicht ausreichende Rezeption von Stehrs Werken sei auf eine Abneigung des modernen Lesers gegen eine philosophisch orientierte Literatur zurückzuführen. „Für seine Werke haben sich die führenden Dichter, die bedeutendsten Kritiker der Nation eingesetzt –, und doch fanden seine Bücher beim Publikum wenig Anklang, denn das Publikum will keine Schriften, die ernsthaftes Denken fordern."[85] Jenes „ernsthafte Denken" sei vor allem notwendig, wenn der Leser Stehrs Auseinandersetzung mit der herkömmlichen Religionsauffassung begreifen will. Diese hänge vor allem mit dem Infragestellen von einigen Glaubenssätzen des Christentums zusammen; so befinde sich Stehrs Lehre „in gewissem Widerspruch zur christlichen Kirche, schwerlich aber zur Lehre Jesu. Den Begriff Erlösungslehre lehnt er für seine Weltanschauung ab. Die Lehre vom ewigen Sündenfall bezeichnet er geradezu als eine Irreführung. Jeder Mensch, sagt er, könne alles Fremde, jede ‚Sünde' von sich abstreifen, wenn er nur wolle, wenn er nur seiner ureigenen Natur folge, wenn er nur seine Seele zur Geltung kommen lasse."[86] Die Erlösung wird durch eine „Selbstbefreiung" ersetzt, die „in jedem Falle durch den Menschen selbst [vollzogen] werden müsse und nur durch ihn. Sei es geschehen, dann sei der Mensch ein Fürst, ein König, ein Heiliger. So bezeichnet Stehr mit Vorliebe seine Weltanschauung als die Lehre vom urgeborenen Königtum oder von der urgeborenen Heiligkeit des Menschen."[87] Viel Platz widmet der Verfasser Stehrs Skepsis, mit der er dem Fortschrittsglauben gegenüberstehe: das Wesen des Menschen sei unveränderlich, kaum wandelbar seien auch seine intellektuellen Fähigkeiten. Er könne zwar fortschreiten, aber nur dann, wenn er seinen Geist immer mehr erweitern will. Eine wahre Entwicklung der gesamten Menschheit sei für Stehr nicht denkbar: „Für jede neu erworbene Fähigkeit verliert sie eine, die sie früher besessen."[88]

Das Stehr gewidmete Heft bringt darüber hinaus einige Passagen aus den Tagebüchern, die der Jubilar der Redaktion offensichtlich zur Verfügung stellte, Auszüge aus „früheren Stimmen über Hermann Stehr" (von Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Harry Schumann, Walther Rathenau, Julius Bab, Arthur Eloesser, Georg Engel und Hanns Johst), ein „Verzeichnis der in Buchform veröffentlichen Werke Stehrs" und eine Rezension: Alfred Geyer bespricht das ein Jahr

[83] Ebd., S. 21–22.
[84] Hanns Fechner: Wie ich Hermann Stehr fand. In: „Die Saat", 6. Jahrgang, 1924, Nr. 1/2, S. 25.
[85] Viktor Ludwig: Hermann Stehrs Lehre. In: Ebd., S. 27.
[86] Ebd., S. 28.
[87] Ebd., S. 28–29.
[88] Ebd., S. 31.

zuvor erschienene Buch von Helmut Wocke *Hermann Stehr und sein Werk. Ein Bekenntnis*. Diese schmale Monographie ist übrigens als der wohl wichtigste Beitrag der Liegnitzer Literaturwissenschaft zur Stehr-Forschung zu bezeichnen. In vieler Hinsicht sind Wockes und Ludwigs Analysen komplementär; gemeinsam ist den beiden Jüngern das Ringen um Loslösung des Meisters vom Bann des Naturalismus: „Stehr ist Naturalist – wenn es überhaupt möglich ist, das Wesen eines Menschen, eines Künstlers mit einem Worte zu kennzeichnen. Naturalist freilich nicht in dem Sinne, dass er in seinen Büchern – Einzelheiten an Einzelheiten reihend – herbste Wirklichkeitsschilderung böte. Auf äußere Handlung legt er so gut wie gar kein Gewicht. Nicht die sichtbaren Dinge der Umwelt zergliedert er bis ins feinste – er ist Naturalist der Seele.“[89] Wocke schreibt Stehr einen starken Hang zum Mystizisieren zu, was er als Suche nach Gott und zugleich Loslösung von Gott in herkömmlicher Auffassung versteht. Wofür der Dichter plädiert sei „die Göttlichkeit des Menschen“, er selbst tritt als „der Priester eines neuen Evangeliums“, der „in nächtlich-einsamer Stunde von Gott und der Würde des Menschentums spricht.“[90] Wocke nennt in Bezug auf den Gegenstand seiner Anbetung mehrere Begriffe, die er aber ohne eine entsprechende Erörterung und nicht kontextgebunden lässt. So ist es z.B. mit dem „Philosophen Hermann Stehr, dem Künder einer neuen Lebensbotschaft“[91]: auf die Einzelheiten dieser anzustrebenden Botschaft wird leider nicht näher eingegangen. Viel Platz widmet Wocke dagegen dem schlesischen Element in Stehrs Persönlichkeit. Was sich in seinen Ausführungen bemerkbar macht, ist eine leise Kritik an Versuchen, den *Heiligenhof*-Autor als eine Lokalgröße einzustufen und ihn und sein Werk als schlesisch zu vereinnahmen. „Hermann Stehr ist ja Schlesier. Und wiederholt hat man ihn, vor allem im Anschluss an sein öffentliches Auftreten in Dresden, einen bedeutenden ‚Heimat'dichter genannt. Die Vielfältigkeit in dem Wesen seiner Landsleute hat er trefflich in seinem Aufsatze gezeichnet, der den ersten Band der *Schlesischen Bücher* eröffnet. Gewiss, Schlesien bildet den Hintergrund seiner Werke; schlesische Menschen schildert er. Er bedient sich ihrer jedoch, um überhaupt wahrhafte Gestalten schaffen zu können. Fest wurzelt er in dem Boden seiner Heimat; aber die Heimat weitet sich ihm zur Welt – und diese Welt ist es, die in seinen Schöpfungen zum Dauerleben erweckt wird. Ihn zu einem schlesischen Heimatdichter stempeln zu wollen, hieße den poetischen und philosophischen Gehalt seiner Bücher verkennen. Alles Große freilich bricht sich zumeist nur langsam Bahn. Aber Stehrs hohe dichterische Bedeutung für das gesamte deutsche Schrifttum wird ein vorurteilsfreier Beurteiler wohl nicht leugnen können.“[92]

Im Verzeichnis der Sekundärliteratur brachte Wocke das Sonderheft der Zeitschrift „Die Saat“ vom Februar 1920 unter; alle Beiträge dieses Heftes werden einzeln genannt[93]. Unter den hier aufgeführten „wertvollsten Gesamtwürdigungen“ findet man

---

89 Helmut Wocke: Hermann Stehr und sein Werk. Ein Bekenntnis. Berlin [1923], S. 37–38.
90 Ebd., S. 95.
91 Ebd., S. 101.
92 Ebd., S. 128–129.
93 Ebd., S. 133–134.

auch einen Aufsatz von Johannes Hönig (1889–1954)[94] aus dem Jahre 1914[95]. Eine späte Laudatio auf Wockes Buch kam überraschend 1934: Kaergel schließt nämlich die Einleitung zu seinem wiederaufgelegten Stehr-Buch (erste Auflage 1927) mit folgenden Worten ab: „Ich verweise hier ausdrücklich auf die bisher einzig umfassende Biographie Hermann Stehrs von Dr. Helmut Wocke, die im gleichen Geist die Welt Stehrs zeigt.“[96]

In der Auffassung der meisten Liegnitzer Literaturkritiker galt Stehr als ein durchaus nachahmenswertes Vorbild; nur wenigen Autoren wurde jedoch das Recht zugesprochen, sich in seiner Nachfolge bewegen zu dürfen. Wenn von Ebenbürtigen die Rede war, dann nannte man gewöhnlich die Brüder Hauptmann. Nur Johannes Hönig wagt einen Vergleich Stehrs mit dessen Landsmann Joseph Wittig. In seinem Festbeitrag zum 60. Geburtstag Stehrs, den er in der Zeitschrift „Schlesien“ erscheinen lässt, gilt der Jubilar als einer der wenigen aus Schlesien stammenden Autoren, denen es gelungen sei, „[...] sich zu einem gesamtdeutschen Dichter größten Ausmaßes auszuwachsen.“[97] Im weiteren Teil seiner Ausführungen vergleicht Hönig das literarische Werk Stehrs mit demjenigen von Wittig und bescheinigt den beiden den Hang zur Mystik: „Die Grafschafter Wesensart mit ihrem starken Hange zu religiöser Entfaltung und Naturbetrachtung birgt in sich zwei sich selbst ergänzende Gegensätze: Eine fast spielende, wie mit Engelflügeln über die blumige Erde gleitende Heiterkeit der Seele, verbunden mit der Neigung zu sonnigem Humor, wie Josef Wittig, der neben Stehr zweifellos größte der aus der Grafschaft hervorgegangenen lebenden Dichter, sie als Grundzug seiner tief innerlichen Sinnierkunst zur Schau trägt, und einen zu schwermütiger, grüblerisch bohrender Seelenzerfaserung neigenden Hang, wie er sich uns in allen Werken Stehrs ausnahmslos bemerkbar macht. Aber wie Wittig durch das scheinbare Spiel zum tiefen Ernst des Lebens durchzudringen strebt, so wird‘s keinem, der Hermann Stehrs Schaffen zeitlich verfolgt, entgehen, dass ihm, der ebenso wie Wittig ein Mystiker ist, Sinn seines Lebens und Dichtens, Sinn seiner schweren religiösen Kämpfe ist, sich zur Heiterkeit der Seele, eigene Wege findend, durchzukämpfen.“[98] Das Spezifische des Schaffens von Stehr glaubt Hönig in dessen konsequentem Katholizismus zu sehen, „[...] obwohl er sich von der katholischen Kirche als konfessioneller Glaubensgemeinschaft bewusst getrennt hat, doch Wert darauf [legt], als ein Mensch katholischer Herkunft zu gelten, wie das bei einem eingeborenen Grafschafter nur natürlich ist.“[99]

---

[94] Ausführliches über ihn bringt die Abhandlung von Agnieszka Włodarczak: Johannes Hönig als Organisator des literarischen Lebens in Liegnitz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dresden 2011.

[95] Johannes Hönig: Hermann Stehr. Zu seinem 50. Geburtstag. In: „Akademische Blätter“. Organ der freien Studentenschaft Breslau, 19. Februar 1914, S. 44–45.

[96] Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Herausgegeben von Hans-Christoph Kaergel. Leipzig [1934], S. 24.

[97] Johannes Hönig: Hermann Stehr. Zu seinem 60. Geburtstage. In: „Schlesien“, 4. Jahrgang, Liegnitz 1924, S. 38.

[98] Ebd., S. 38–39.

[99] Ebd., S. 38.

1929 unternahm Will-Erich Peuckert (1895–1969) einen Versuch, ein aktuelles Bild der Literatur aus Schlesien zu entwerfen. Die Brüder Hauptmann sowie Stehr erhebt Peuckert zu „Errettern" der schlesischen Dichtung aus einer falsch verstandenen und von einer Reihe von zum Teil laienhaften Autoren getragenen Heimatliteratur: „Wir kommen dazu, über die Frage ‚Heimatkunst' und ‚allgemeine Kunst' zu urteilen. Das, was von Bartels und seinen Freunden als Heimatkunst gepriesen wurde, hatte mit Kunst nicht viel zu tun. Ja schlimmer, diese Los-von-Berlin-Bewegung als eine Bewegung gegen das Literatentum wurde zu einer Bewegung gegen die Kunst. Auch Schlesien wäre dem nicht entgangen, und eine schlesische Heimatkunst, getragen von König und seinen dichtenden Freunden, wäre am Ausbruch nicht zu verhindern gewesen, wenn nicht die Namen Carl Hauptmann, Gerhart Hauptmann und Stehr die eitlen Woller und Nichtskönner in ihre Schranken zurückgewiesen hätten. Denn immer galten die drei als Schlesier. Sie weiteten den Begriff der schlesischen Dichtung in einer Weise aus, der ein für allemal verhinderte, dass er zu einem Schibboleth für die Nichtskönner wurde."[100]

Noch in den dreißiger Jahren, als man doch zu den vehement verlaufenden Wandlungen von literarischen Moden des ausgehenden 19. Jahrhunderts sowie zu der an diversen „-ismen" noch reicheren Jahrhundertwende eine gewisse Distanz gewann, blieb die „Verstrickung" Stehrs sowie der beiden Brüder Hauptmann in naturalistische Tendenzen eines der Lieblingsmotive in den Texten mancher Kritiker aus Liegnitz. Den Ausgangspunkt bildete jeweils eine Auseinandersetzung mit dem *Weber*-Autor, an die sich gewöhnlich ein Plädoyer für die beiden anderen „Gott-" und „Seelensucher" anschloss. So tut es z.B. Hans Zuchhold: „Während Gerhart Hauptmann seine Freude darin findet, jeden einzelnen Menschen so plastisch als möglich zu gestalten, so etwa wie der Bildhauer seine Skulptur aus dem Stein herausholt mit aller Liebe, während dessen suchen Carl Hauptmann und Hermann Stehr immer das, was hinter dem Bildnis und hinter der Gestalt steht: die Seele suchen sie. Carl Hauptmann verfährt dabei wie ein Sammler von Pflanzen und Gesteinen. Er holt sich das Ungewöhnliche heraus, das Auffällige, das noch Rätselhafte, Problematische. Und viele seiner Novellen sind solche Seelenstudien nur, auch sein großer Künstlerroman *Einhart der Lächler* ist im Wesentlichen Seelenbeobachtung. Hermann Stehr ist um vieles tiefer; mit seherhafter Dichtergewalt begabt, geht er den Dingen immer auf den Grund. Er begnügt sich nicht mit der Darstellung von seelischen Erscheinungen; einem Bergmann gleich gräbt er sich in die dunklen Schächte der Seele hinein und holt, in harter und leidvoller Arbeit ringend, ihre Schätze an das Licht."[101] Zuchhold huldigt hier nicht nur dem schlesischen „Dreigestirn", sondern auch dem Duktus der nunmehr nationalsozialistischen Literaturwissenschaft: der den neuen Machthabern genehme Stehr sei nämlich für den Liegnitzer Dichter und Kritiker der „Tiefere", der „Gewaltigere", der „Begabtere", er sei der einzige „Ringende", der echte Schlesier; die beiden anderen, der zu plastischer Gestaltung

[100] Will-Erich Peuckert: Lebende Dichter Schlesiens. In: „Schlesische Monatshefte", Jahrgang VI, Nr. 11, Breslau 1929, S. 462.

[101] Hans Zuchhold: Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter. Breslau 1937, S. 44.

Neigende und der „Seelensucher" seien Stehr unterlegen. Selbst die Verehrung wird also in dem neuen System kontingentiert; Zuchhold scheint dieses „kulturpolitische" Postulat restlos zu akzeptieren. Helmut Wocke dagegen scheut in seinen nach 1933 verfassten Aufsätzen und Besprechungen zu Stehrs Büchern vor jeglicher Ideologisierung und Vergleichen mit anderen Autoren zurück. In seiner Rezension der 1936 erschienenen Gedichtsammlung *Der Mittelgarten* nennt er Stehr einen künstlerischen Einzelgänger, „der sich in erbittertem Kampfe gegen eine enge, in platter Dumpfheit befangene Umgebung eine Welt erbaute. Wir sehen, wie er unbeirrt seinen Weg gegangen ist, trotzig sich auflehnend, tapfer sich behauptend – und wie er als Sieger ins Helle fand und schließlich im Lichte des Wissens stand, verbunden, dem ewig Unerforschlichen, des ‚Weltallsgrundes Meister', in dem jede Seinsgestalt erschlossen und begründet ist und in jedes Wesen wieder einmündet."[102]

Auch Kaergel trug in den dreißiger Jahren dazu bei, Stehr als einen „rein" schlesischen Dichter profilieren zu lassen, als einen „ringenden" ostdeutschen Menschen, der allerlei Affinitäten mit den Größten des deutschen Schrifttums aufweise. Im Vorwort zur zweiten Auflage seines *Stehr-Buches*, die anlässlich des 70. Geburtstages von Stehr erschien, führt er den Fall Eichendorff heran, als einen Schlesier, der der beste Beweis dafür sei, dass „sich in dem Jahrhunderte langen schlesischen Geschlecht das Deutsche rein erhalten hat."[103] Stehr, der nunmehr vom „neuen Deutschland verstanden wird", wird das „faustische Ringen um die letzten Dinge des Lebens", wie es auch im Werk Goethes empfunden wird, bescheinigt. Kaergel stellt ihn außerdem in eine Reihe mit zwei anderen schlesischen „Gottsuchern", und zwar mit Angelus Silesius und Jakob Böhme[104]. Fritz Richter, der dreißig Jahre später ein Sammelwerk zum hundertsten Jubiläum des Dichters aus Habelschwerdt vorlegte, übt eine scharfe Kritik an Kaergels Anpassungsfähigkeit, indem er u.a. die neue Ausgabe mit der Erstedition des *Stehr-Buches* vergleicht: „Nun bekam es ein neues Gewand und eine neue Einleitung. Bei Stehr ist jetzt plötzlich alles urdeutsch, alles nur auf die Gemeinschaft Bezogenes."[105]

Als ein Bekenntnis zu einer geistigen Verwandtschaft mit dem *Heiligenhof*-Autor gilt Kaergels *Nachtgespräch mit Hermann Stehr*, in dem die von ihm wahrgenommene und auch andernorts erwähnte Einheit von Leben und Kunst als Stehrs wichtigstes Charakteristikum konstatiert wird. „Stehr gehört zu den Menschen, die Werk und Leben nicht zu trennen vermögen. Das Bild, das man sich im Innersten vom Schöpfer des *Heiligenhofes* schafft, ist in Wahrheit nur noch vertiefter und mit satten Farben vor uns lebendig. Immer ist er der ganze Mensch, der im Leben dichtet und im Dichten lebt. Er offenbart eine alte Vorstellung vom dichterischen Menschen in uns

[102] Helmut Wocke: Hermann Stehr, Der Mittelgarten. In: „Ostdeutsche Monatshefte", Jahrgang 17, 1936.

[103] Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Herausgegeben von Hans-Christoph Kaergel. Leipzig [1934], S. 10.

[104] Vgl. ebd., S. 10–11.

[105] Fritz Richter: Das Hermann-Stehr-Bild der Deutschen. In: Fritz Richter (Hrsg.): Hermann Stehr – Schlesier, Deutscher, Europäer. Ein Gedenkbuch zum 100. Geburtstag des Dichters. Würzburg 1964, S. 42.

wieder aufs neue und bleibt darum zunächst in unserer atemberaubenden Zeit eine zeitlose Erscheinung.“[106]

In seinem fragwürdigen literargeschichtlichen Buch *Schlesische Dichtung der Gegenwart* nennt Kaergel Kriterien der „neuen“ Dichtung und Bedingungen für die Zugehörigkeit zum „neuen“ Pantheon des deutschen Schrifttums: „Die Entscheidung ist längst aus den Gelehrtenstuben und Schulstuben dem Volk übergeben worden. Man wird niemals mehr fragen, ob der oder jener der ‚Große’ oder ‚Größte’ ist, sondern man wird darauf hören, ob dieser eine Mutter zum Schluchzen bringen kann, einen Vater erschüttert, einen Sohn zum letzten Opfer begeistert, ein Mädchen in den Traum einer hohen Liebe reißt – ob er in jeder Zeit unseres Volkes lebt.“[107] Auf Stehr wird in Kaergels Buch eine Hymne gesungen; der greise Dichter wird zum literarischen Vollstrecker des Willens des Führers hochstilisiert: „Alles hat Hermann Stehr von der hohen Warte seines Lebens aus gesehen und alles zuletzt von dem einen Ziel: unsere Volkwerdung! Wie es ja Stehr in seinem ganzen Schaffen um das Heiligste unseres Volkes geht. Er fordert in seiner Dichtung von jedem einzelnen Volksgenossen das, was Adolf Hitler als Verantwortung gegenüber dem ganzen Volke hinstellte.“[108]

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg versuchten einige einstige Mitglieder bzw. Mitarbeiter des Logaubundes die Erinnerung an Hermann Stehr aufrechtzuerhalten. Helmut Wockes Tagebuchaufzeichnungen ist zu entnehmen, dass er noch vor der Flucht aus Liegnitz ein neues Buch über Stehr plante. Der Verlust von seiner reichen Bibliothek, Korrespondenzen und Notizen habe dieses Vorhaben jedoch vereitelt.

Erich Worbs gedenkt des Schriftstellers Stehr in seinem 1954 im Osten Deutschlands erschienenen Buch *Ewige Musik*: „In seinem Geigenmacher lässt Hermann Stehr den Geigenbauer in der Raum- und Zeitlosigkeit seiner Waldhütte eine Geige schnitzen, die – als sie erklingt – eine Musik hören lässt, so jenseitig, so völlig von der Welt gelöst, dass sie alles Menschensein zerstört. Alle, denen sie tönt, wissen nichts mehr von sich. Im Takt der Sterne schlägt ihr Herz. Jedes Gefühl für eine den Menschen von Blume und Tier, von Stein und Stern trennende Besonderheit ging verloren.“[109] Dass Stehrs Schaffen „vom Musikalischen her gestaltet“ sei, versucht Worbs 1964 in einem längeren Aufsatz zu beweisen. Untersucht wird hier „die magische Kraft des Liedes, die in so mancher Dichtung Stehrs in den Ablauf der Handlung entscheidend eingreift. Ganz im Zentrum des dichterischen Geschehens steht diese geheimnisvolle Gewalt im Roman *Mandelhaus*.“[110] Auch anderen Werken wird Musikalisches attestiert, so z.B. *Himmelschlüssel* und *Leonore Griebel*. In seinem „Opus vitae“, in der fünf Jahre vor seinem Tode erschienenen Anthologie *In die*

---

[106] Hans Christoph Kaergel: Nachtgespräch mit Hermann Stehr. In: Das Buch Hans Christoph Kaergel. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Zerkaulen. Schweidnitz 1933, S. 81.

[107] Hans Christoph Kaergel: Schlesische Dichtung der Gegenwart. Breslau 1939, S. 50.

[108] Ebd., S. 64.

[109] Erich Worbs: Ewige Musik. Gedanken und Erlebnisse aus ihrem Reich. Berlin 1954, S. 81.

[110] Erich Worbs: Die magische Macht des Liedes in der Dichtung Hermann Stehrs. In: „Schlesien. Eine Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum“, 1964, Jahrgang IX, Heft II, S. 75.

Ewigkeit gesprochen. Letzte Gedanken, lässt Worbs Stehr wieder zu Wort kommen. Er wird hier als „Gottsucher" gepriesen, dessen Todesdenken eine bei anderen wohl nicht feststellbare „innere Freudigkeit" aufweise, die wiederum auf das Bewusstsein einer Erlösung zur Anonymität, einer endgültigen Aufgabe des Ichs zurückzuführen sei. Seine Thesen belegt Worbs mit Auszügen aus einem Brief, den der schwerkranke Stehr 1902 an den damals sechsjährigen und im Ersten Weltkrieg gefallenen Sohn Willy[111] richtete und der erst nach dem Tode des Schriftstellers gefunden wurde.[112]

Rege Kontakte zu Liegnitzer Schriftstellern und Literaturkritikern unterhielt der Breslauer Dichter und letzter Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft ‚Der Osten' Waldemar von Grumbkow (1988–1959). Er war Mitglied des Logaubundes und veröffentlichte seine Texte in der Liegnitzer Zeitschrift „Die Saat"; viele Autoren aus der Katzbachstadt publizierten dagegen ihre Gedichte und Prosastücke in dem von Grumbkow herausgegebenen Breslauer Periodikum „Der Osten". Eine von ihm veranstaltete Stehr-Feier wurde sowohl ihm als der von ihm geleiteten Gesellschaft zum Verhängnis; der einzige Grund war die von Grumbkow betriebene Internationalisierung von Stehrs Mystik, die nicht unbedingt mit der gleich nach der Machtübernahme einsetzenden politischen und regionalen Vereinnahmung der Person und des Werkes des Geehrten im Einklang stand. Über die Umstände eines öffentlichen Eklats, der das Bild der literarischen Kultur Breslaus mit einem Schlage veränderte, unterrichtet ein Zeitzeuge, der damals achtzehnjährige Wolfgang Schwarz (1916–2012), der noch einige Wochen früher vor Mitgliedern der Gesellschaft aus seinem Erstlingstext las. „Waldemar von Grumbkow trat zum letzten Mal im Februar 1934 öffentlich auf: Hermann Stehr wurde zu seinem siebzigsten Geburtstag öffentlich geehrt. Im barocken Musiksaal der Universität sprach Grumbkow über Stehr. Er sprach von der symbolischen Wanderung dieses Schriftstellers auf dem Kamm des Riesengebirges, das für ihn eine Scheide wäre, der Sattel eines europäischen Pegasus, dessen Reiter auf der einen Seite die hesperischen Gärten, auf der anderen Seite die sarmatischen Weiten sehe – und der auf der einen und anderen Seite gleich gern zu Hause wäre, doch nur auf dem Pferde wirklich zu Hause sei. Er sprach vom west-östlichen Charakter dieses Schriftstellers. Das war ein schönes und großes Bild – nicht nur für Hermann Stehr, sondern auch für den schlesischen Menschen allgemein. Aber einer im Publikum, einer von den eleganten Trägern der braunen Uniform ging, als er dies hörte, langsam, doch für alle unmissverständlich durch den mittleren Gang und dann zur Tür hinaus. Grumbkow durfte von diesem Abend an nicht ein einziges Mal mehr in der Öffentlichkeit sprechen. Er musste auch den Vorsitz im ‚Osten' abgeben.

---

[111] Willy Stehr (1896–1915). Vgl. Hermann Stehr: Brief an den Sohn Willy. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 31–33.

[112] Vgl. Erich Worbs: In die Ewigkeit gesprochen. Letzte Gedanken. Eine tröstliche Anthologie. München 1970, S. 268–270. Anlässlich runder Geburts- und Todestage würdigten Stehr auch andere Schriftsteller aus dem Umkreis des Logaubundes Liegnitz. Vgl. Hans-Eberhard von Besser: Als Hermann Stehr starb. Zum 11. September, dem 20. Todestag des Dichters. In: „Liegnitzer Heimatbrief. Lübener Heimatblatt. Heimatzeitung der Niederschlesier", 12. Jahrgang, Nr. 17, 10. November 1960, S. 274.

Von uns ging keiner mehr hin. Die Literarische Gesellschaft ‚Der Osten', die Dritte Schlesische Dichterschule, hatte aufgehört zu bestehen."[113]

Hermann Stehrs Bild, das sich aus den hier schlicht besprochenen Statements von Literaturwissenschaftlern, Kritikern und Schriftstellern ergibt, ist das eines um seinen Platz in der Literaturgeschichte ringenden Individuums, das sein Leben lang mit Haltungen und Reaktionen konfrontiert war, die zwischen Affirmation und Ablehnung schwankten. Dies gilt gleichermaßen sowohl für seine Lehrerlaufbahn wie auch für seine schriftstellerische Karriere. Teils gegen seinen Willen, teils mit seinem Einverständnis wurde er politisch und ideologisch missbraucht und sein Werk zu Unrecht als schlesisches Heimatschrifttum vereinnahmt. Vergeblich versuchte seit den frühen dreißiger Jahren der in dieser Studie bereits erwähnte Stehr-Verehrer und -herausgeber Max Tau seinem literarischen Vorbild zu internationalem Durchbruch zu verhelfen. Er war es eben, der einer Gruppe von deutschen Geisteswissenschaftlern den Entwurf des Vorschlags zum Nobelpreis für Stehr vorlegte. In einem Brief an Alfons Perlick schrieb er: „Es war wohl im Jahre 1930, und ich habe dann verschiedene Universitätsprofessoren aufgefordert, den Aufruf zu unterschreiben, was auch geschehen ist. Aber leider fallen mir im Augenblick keine Namen der Professoren ein, mit Ausnahme von meinem Lehrer, Professor Dr. Robert Petsch, der den Aufruf auch als Erster unterschrieben hat."[114] Perlick bringt in seinem Buch den Wortlaut der Eingabe, die erst am 28. Januar 1933 an die Schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm abgesandt wurde. Außer Petsch haben sie folgende Gelehrte aus ganz Deutschland unterzeichnet: Julius Petersen, Paul Merker, Walther Brecht, D.H.A. Korff, Levin L. Schücking, Georg Witkowski, Friedrich von der Leyen, O. Behagel, Otto Walzel, Rudolf Unger und Konstantin Reichardt.

Hermann Stehr galt jahrzehntelang als ein literarischer Einzelgänger, der sich nie unter eine konkrete Gruppierung von Literarten einreihen ließ. Im Frühjahr 1931 folgte er aber dem Ruf Börries von Münchhausens (1874–1945) und nahm an einer auf Schloss Osterstein in Gera organisierten Begegnung deutschvölkischer Schriftsteller teil. Münchhausen hatte die Gründung eines elitären Schriftstellerbundes vor, dem die zwölf von ihm nominierten ‚besten' Dichter Deutschlands angehören sollten und der auf der Wartburg zu tagen hatte – dem neuen Mittelpunkt des geistigen Lebens Deutschlands. Zu dem Gründungstreffen wurden außer Stehr noch folgende Autoren eingeladen: Paul Ernst, Hans Grimm, Hanns Johst, Erwin Guido Kolbenheyer, Benno von Mechow, Wilhelm Schäfer, Emil Strauß, Joseph M. Wehner und Ernst Wiechert. Die erste offizielle Tagung des neugegründeten Wartburgbundes fand am 29. und 30. Mai 1932 statt. „Anlässlich dieses Treffens wurden Hermann Stehr, Erwin Guido Kolbenheyer,

---

[113] Wolfgang Schwarz: Abland. Erinnerungen II. Neustadt/Weinstraße 1995, S. 181–183.

[114] Brief vom 17. April 1964. Zit. nach: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung. 1: M. Christl-Perlick: Die Beziehungen Hermann Stehrs zum Rheinland und zu Westfalen. 2: A. Perlick: Hermann-Stehr-Handschriften im Rheinland und in Westfalen. Dortmund 1964, S. 264.

Börries von Münchhausen, Heinrich Lilienfein und *in absentia* Paul Ernst im großen Sängersaal der Wartburg die Silbernen Wartburgrosen überreicht."[115] Mit der Entgegennahme dieser neuen Auszeichnung ließ sich Stehr in einen Prozess einspannen, den konservative Kreise als Erneuerung bzw. Umbau der deutschen Kultur bezeichneten. Noch einmal, unmittelbar vor der Machtübernahme durch Nationalsozialisten, erscheint Stehrs Name auf einer Liste, die Münchhausen erstellte, und zwar unter den Mitgliedern einer erst zu gründenden Deutschen Dichter-Akademie. Neben dem *Heiligenhof*-Autor und den bereits oben erwähnten konservativen Schriftstellern findet man hier u.a. Hans Friedrich Blunck, Hans Carossa, Isolde Kurz, Agnes Miegel, Johannes Schlaf und Ina Seidel. Zwar ist Münchhausens Projekt an dem politischen Umbruch in Deutschland gescheitert, doch der Ruf Stehrs als eines ‚völkischen' Dichters war damit besiegelt. Drei Jahre später konnte Stehr wiederum seine Treue dem neuen Regime gegenüber unter Beweis stellen: die Nazi-Ideologen, die seit langem schon auf der Suche nach einer Weltanschauungsliteratur nationalsozialistischer Prägung waren, stifteten einen Staatlichen Schillerpreis für das dramatische Werk eines lebenden deutschen Schriftstellers, dessen Leistungen die Prädikate ‚volkhaft', ‚heroisch' bzw. ‚rassenbewusst' verdienen würden. Der schlesische Dichter wurde in den Auswahlausschuss gewählt, ähnlich wie Agnes Miegel und Rudolf Binding und der seinerzeit berühmte Germanist Julius Petersen (1878–1941). Sie sollten „dem preußischen Kultusminister Rust einen Preisträger vorschlagen. Sie fanden jedoch keinen. Am 9. Mai 1935 ließen sie öffentlich erklären, dass ein ‚im nationalsozialistischen Geiste schaffender Dichter größten Formats' im Augenblick noch nicht zu finden sei."[116] So hatte Hermann Stehr im Dritten Reich zum höchsten Richter in Sachen ‚echte' da ‚judenfreie' deutsche Dichtung avanciert. Nur einige Jahre früher, 1929, erschien ein ergreifendes Bekenntnis eines vielbegabten Juden, in dem auch der Name Stehr erwähnt wird. Ludwig Meidner (1884–1966), ein stolzer schlesischer Jude, der sich als Maler und Dichter einen Namen machte, gehörte zu den vielen Intellektuellen und Künstlern seiner Zeit, die sich ihr Domizil sowohl im Deutschtum wie auch Judentum einzurichten suchten. „Der dies schreibt, ist dem konservativen Judentum aufs engste verbunden. Er steht unbeirrbar zu seinen Lehren und Gebräuchen, findet sie wahr, überaus schön, dass sie das einzig Richtige für ihn sind, und er ist entschlossen, der Zeit und Ewigkeit Trotz zu bieten mit ihnen. Auf der anderen Seite sind mir gar viele Seiten des deutschen Geisteslebens ans Herz gewachsen, deutschen Gedanken und Sehnsüchten bin ich verfallen. Ich lerne zwar im Midrasch, Talmud und Schulchan Aruch fast jeden Tag. Zu jenen aber, wie Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Gotthelf, Mörike, Raabe, Stehr oder zu Dürer, Cranach und Menzel, die mir die liebsten sind, zieht es mich ebenso, und ich weiß gut, dass das zwei grundverschiedene Seelenbereiche

[115] Jost Hermand: Die deutschen Dichterbünde. Von den Meistersingern bis zum PEN-Club. Köln u.a. 1998, S. 233.

[116] Wolfgang Schieder: Schriftsteller im Dritten Reich. In: Werner Link (Hrsg.): Schriftsteller und Politik in Deutschland. Düsseldorf 1979, S. 91.

sind.“[117] Vier Jahre später war Meidner, wie die meisten seiner expressionistisch gesinnten Kollegen, ein den neuen Machthabern unliebsamer Vertreter der ‚entarteten‘ Kunst, ähnlich wie Ernst Barlach mit Schreib-, Mal- und Ausstellungsverbot belegt. Einer seiner ‚liebsten‘ deutschen Dichter, sein schlesischer Landsmann Hermann Stehr, den man früher gern mit Barlach verglich, stand aber bereits auf der Seite von ihren Verfolgern.

Bibliographie

Alker, Ernst: Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914. Stuttgart 1977.

Behl, C.F.W.: Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann. Tagebuchblätter. München 1948.

Besser, Hans-Eberhard von: Als Hermann Stehr starb. Zum 11. September, dem 20. Todestag des Dichters. In: „Liegnitzer Heimatbrief. Lübener Heimatblatt. Heimatzeitung der Niederschlesier“, 12. Jahrgang, Nr. 17, 10. November 1960, S. 274.

Białek, Edward: Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg. Neisse Verlag. Dresden 2012.

Białek, Edward: Hans Christoph Kaergel und Wilhelm Müller-Rüdersdorf im Umkreis des Logaubundes Liegnitz. In: „Orbis Linguarum“, Vol. 40, Dresden – Wrocław 2014, S. 139–152.

Białek, Edward und Radłowska, Justyna: Bilder aus der russischen Gefangenschaft in Hans Zuchholds Erinnerungsbuch „Aus der Hölle empor“ (1917), [w:] Karsten Dahlmanns, Matthias Freise, Grzegorz Kowal (Hg.): Krieg in der Literatur, Literatur im Krieg. Göttingen 2020, S. 295–312.

Böttger, Fritz: Hermann Hesse. Leben, Werk, Zeit. Berlin 1973.

Buber, Martin: Geheimnis einer Einheit. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 53–54.

Christl-Perlick, Maria und Perlick, Alfons: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung. Dortmund 1964.

Döblin, Alfred: Aufsätze zur Literatur. Olten und Freiburg im Breisgau 1963.

Fechner, Hanns: Wie ich Hermann Stehr fand. In: „Die Saat“, 6. Jahrgang, 1924, Nr. 1/2, S. 25–26.

Fechter, Paul: Dichtung der Deutschen. Eine Geschichte der Literatur unseres Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1932.

Fischer, Ernst: Das Dritte Reich braucht Lakaien. Die Parade der Überläufer. In: „Arbeiter-Zeitung“ vom 30.IV.1933, S. 4.

[117] Ludwig Meidner: Der Trennungsstrich. In: „Deutsche Allgemeine Zeitung” vom 19.9.1929. Zit. nach: Idis B. Hartmann: Der schlesische Maler und Dichter Ludwig Meidner. Vom Propagandisten des Expressionismus zum bekennenden Juden. In: Hans Henning Hahn und Jens Stüben (Hrsg.): Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2000, S. 98.

Freitag, Karl Emil: Hermann Stehr. Gehalt und Gestalt seiner Dichtung. Groningen – Batavia 1936.

Grundmann, Günther: Hermann Stehr. Festrede zum 60. Geburtstag des Dichters, gehalten am 16. Februar 1924 in der Galerie zu Bad Warmbrunn / Riesengebirge. In: Wilhelm Meridies (Hrsg.): Wangener Beiträge zur Stehr-Forschung. Jahresbericht des Hermann-Stehr-Archivs für 1966/67. Wangen im Allgäu 1966, S. 27–33.

Grundmann, Günther: Erlebter Jahre Widerschein. Von schönen Häusern, guten Freunden und alten Familien in Schlesien. München 1972.

Hauptmann, Carl: Aus meinem Tagebuch. Zweite vermehrte Auflage. München 1910.

Hauptmann, Gerhart: Über ein Volksbuch. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 294–300.

Hauptmann, Gerhart: Hermann Stehr zum fünfzigsten Geburtstag. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 313–314.

Hauptmann, Gerhart: Gruß an Hermann Stehr zum sechzigsten Geburtstag. In: Derselbe: Das Gesammelte Werk. Erste Abteilung, siebzehnter Band. Berlin 1943, S. 334–335.

Hermand, Jost: Die deutschen Dichterbünde. Von den Meistersingern bis zum PEN-Club. Köln u.a. 1998.

Hermann Kluges Geschichte der National-Literatur. Bearbeitet von Reinhold Besser, Otto Oertel und Manfred Kluge. 58. Auflage, Altenburg (Thür.) 1937.

Herrmann-Neiße, Max: Was mir Hermann Stehr bedeutet. In: Wilhelm Meridies (Hrsg.): Wangener Beiträge zur Stehr-Forschung. Jahresbericht des Hermann-Stehr-Archivs Wangen im Allgäu für 1979/80. München und Bad Windsheim 1980, S. 44–45.

Hiller von Gaertringen, Julia Freifrau (Hrsg.): Perseus-Auge Hellblau. Erhart Kästner und Gerhart Hauptmann. Briefe, Texte, Notizen. Mit einem Vorwort von Albert von Schirnding. Bielefeld 2004.

Hönig, Johannes: Hermann Stehr. Zu seinem 50. Geburtstag. In: „Akademische Blätter". Organ der freien Studentenschaft Breslau, 19. Februar 1914, S. 44–45.

Hönig, Johannes: Hermann Stehr. Zu seinem 60. Geburtstage. In: „Schlesien", 4. Jahrgang, Liegnitz 1924, S. 38–40.

Hofmannsthal, Hugo von: Der begrabene Gott. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 51–53.

Hollender, Martin: Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888–1988). Frankfurt am Main 1997.

Just, Klaus Günther: Von der Gründerzeit bis zur Gegenwart. Die deutsche Literatur der letzten hundert Jahre dargestellt im Zusammenhang politischer, kultureller und gesellschaftlicher Aspekte. Bern und München 1973.

Kaergel, Hans-Christoph (Hrsg.): Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Leipzig [1934].

Kaergel, Hans Christoph: Schlesische Dichtung der Gegenwart. Breslau 1939.

Klein, Eugeniusz: In alter, treuer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Felix A. Voigt und Paul Mühsam. Ausgewählt und bearbeitet von Else Levi-Mühsam und Mechthild Pfeiffer-Voigt. Mit einem Vorwort von Eberhard Günter Schulz und einer Einleitung von Eugeniusz Klin. Würzburg 2005.

Kolbe, Hannelore: Horst Lange – Leben und Werk. Ein Autor im Zwischenreich. Bielefeld 2010.

Kosellek, Gerhard: Silesiaca. Literarische Streifzüge. Bielefeld 2003.

Kunicki, Wojciech: „… auf dem Weg in dieses Reich." NS-Kulturpolitik und Literatur in Schlesien 1933 bis 1945. Leipzig 2006.

Kunicki, Wojciech (Hg.): „… und steigert meine Furcht zum Zorn." Beiträge zu Leben und Werk Hermann Stehrs (1864–1940). Leipzig 2009.

Lange, Horst: Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg. Herausgegeben und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Mit einem Lebensbild Horst Langes von Oda Schaefer. Mainz 1979.

Linden, Walther: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1941.

Ludwig, Viktor: Hermann Stehr. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 3, Februar 1920, S. 2–4.

Ludwig, Viktor: Hermann Stehrs Weltanschauung. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 3, Februar 1920, S. 6–8.

Ludwig, Viktor: Hermann Stehr. Ein Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 7/8, Doppelheft, S. 14.

Ludwig, Viktor: Hermann Stehrs Lehre. In: „Die Saat", 6. Jahrgang, 1924, Nr. 1/2, S. 27–35.

Meidner, Ludwig: Der Trennungsstrich. In: „Deutsche Allgemeine Zeitung" vom 19.9.1929. Zit. nach: Idis B. Hartmann: Der schlesische Maler und Dichter Ludwig Meidner. Vom Propagandisten des Expressionismus zum bekennenden Juden. In: Hans Henning Hahn und Jens Stüben (Hrsg.): Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2000, S. 98.

Meridies, Wilhelm (Hrsg.): Hermann Stehr. Sein Werk und seine Welt. Habelschwerdt 1924.

Meridies, Wilhelm: Hermann Stehr und Marie Oehlke. Ein Briefwechsel. Würzburg 1963.

Meyn, Rolf: Abstecher in die Kolonialliteratur. Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide 1997, S. 316–346.

Milch, Werner: Hermann Stehr. Berlin 1934.

Muschler, Reinhold Conrad: Ein Evangelium der Zeit (Stehrs *Heiligenhof*). In „Der Osten" 2, 1919, S. 26–32.

Peuckert, Will-Erich: Lebende Dichter Schlesiens. In: „Schlesische Monatshefte", Jahrgang VI, Nr. 11, Breslau 1929, S. 460–465.

Richter, Fritz (Hrsg.): Hermann Stehr – Schlesier, Deutscher, Europäer. Ein Gedenkbuch zum 100. Geburtstag des Dichters. Würzburg 1964.

Richter, Fritz: Das Hermann-Stehr-Bild der Deutschen. In: Fritz Richter (Hrsg.): Hermann Stehr – Schlesier, Deutscher, Europäer. Ein Gedenkbuch zum 100. Geburtstag des Dichters. Würzburg 1964, S. 19–50.

Schieder, Wolfgang: Schriftsteller im Dritten Reich. In: Werner Link (Hrsg.): Schriftsteller und Politik in Deutschland. Düsseldorf 1979, S. 83–99.

Scholtis, August: Der Narr in Christo Hermann Stehr. In: Derselbe: Feuilletonistische Kurzprosa. Ausgewählt, herausgegeben und kommentiert von Joachim J. Scholz. Berlin 1993, S. 357–362.
Schwarz, Olga Katharina: Die Poetik seelischer Konflikte im Frühwerk Hermann Stehrs. In: Wojciech Kunicki (Hg.): „… und steigert meine Furcht zum Zorn." Beiträge zu Leben und Werk Hermann Stehrs (1864–1940). Leipzig 2009, S. 89–106.
Schwarz, Wolfgang: Abland. Erinnerungen II. Neustadt/Weinstraße 1995.
Soergel, Albert: Zu Hermann Stehrs 60. Geburtstage am 16. Februar 1924. In: „Die Saat", 6. Jahrgang, 1924, Nr. 1/2, S. 2.
Sprengel, Peter (Hg.): Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann. Berlin 2008.
Sprengel, Peter: Der Dichter auf hoher Küste. Gerhart Hauptmann im Dritten Reich. Berlin 2009.
Stehr, Hermann: Aufruf an die Heimatskämpfer. In: Eine Kriegsgabe deutscher Künstler. Herausgegeben von Helmut Wocke. Leipzig 1916, S. 9.
Stehr, Hermann: Der Schlesier. In: „Volk und Reich" 8, 1932, Beiheft 6, S. 9–16.
Stehr, Hermann: Der Mittelgarten. Ausgewählte frühe und neue Gedichte. Leipzig 1936.
Stehr, Hermann: Schlesien. Mit 64 Abbildungen. Bielefeld, Berlin, Darmstadt 1952.
Stehr, Hermann: Lebensfreude. In: „Schlesischer Heimatkalender" 1952, hrsg. von Karl Hausdorff, S. 11.
Stehr, Hermann: Von der Seele. In: Schlesiens Vermächtnis. Ein Lesebuch aus 700 Jahren. Herausgegeben von Wolfgang von Eichborn. Köln, Berlin 1960, S. 440.
Stehr, Hermann: Brief an den Sohn Willy. In: Wilhelm Meridies: Vom Geheimnis des Jenseits im Diesseits. Jahresgabe der Hermann Stehr-Gesellschaft zum 20. Todestag des Dichters. Stuttgart 1960, S. 31–33.
Włodarczak, Agnieszka: Johannes Hönig als Organisator des literarischen Lebens in Liegnitz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dresden 2011.
Wocke, Helmut (Hrsg.): Eine Kriegsgabe deutscher Künstler. Leipzig 1916.
Wocke, Helmut: Hermann Stehr und sein Werk. Ein Bekenntnis. Berlin [1923].
Wocke, Helmut: Hermann Stehr, Der Mittelgarten. In: „Ostdeutsche Monatshefte", Jahrgang 17, 1936.
Worbs, Erich: Ewige Musik. Gedanken und Erlebnisse aus ihrem Reich. Berlin 1954.
Worbs, Erich: Die magische Macht des Liedes in der Dichtung Hermann Stehrs. In: „Schlesien. Eine Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum", 1964, Jahrgang IX, Heft II, S. 75–79.
Worbs, Erich: In die Ewigkeit gesprochen. Letzte Gedanken. Eine tröstliche Anthologie. München 1970.
Zerkaulen, Heinrich (Hrsg.): Das Buch Hans Christoph Kaergel. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Schweidnitz 1933.
Zuchhold, Hans: An Hermann Stehr. Zum 16. Februar. In: „Die Saat", 2. Jahrgang, Heft 3, Februar 1920, S. 1.
Zuchhold, Hans: Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter. Breslau 1937.
Zuchhold, Hans: Bruder der Wolken und Winde. Kindheitserinnerungen aus einem fröhlichen Pfarrhaus. München 1956.
Zybura, Marek: August Scholtis 1901–1969. Untersuchungen zu Leben, Werk und Wirkung. Paderborn u.a. 1997.

Schlüsselwörter

Hermann Stehr, Schlesien, schlesische Literatur, Literaturrezeption, Drittes Reich, deutsche Literatur

Abstract

Between affirmation and rejection: Hermann Stehr in the jugdment of his contemporaries

The authors of this article discuss how the works of Hermann Stehr (1864–1940), a German writer from Silesia, were received. An author, who – like Gerhart Hauptmann – stayed in Germany after the national socialists took over. That fact affected the reception of his writing: to this day, he is considered as a representative of the so-colled ‘literature of blood and land’, which the Nazis perceived as expression of „German spirit”. This article presents Stehr’s literary works from various perspectives. It shows the tragedy of the author making political choices in times, when an individual, even the most prominent, was subjected to totalitarian processes of unification and de-individualization.

Keywords

Hermann Stehr, Silesia, Silesian literature, reception of literature, Third Reich, German literature

Monika Mańczyk-Krygiel (https://orcid.org/0000–0003–0588–9526)
Uniwersytet Wrocławski

Friedhof als Ort der Freiheit, der Erlösung und der Hoffnung. Überlegungen zu ausgewählten Werken von Ruth Hoffmann und Heinz Piontek

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der Darstellung des Friedhofs in seiner besonderen, doppelten Funktion – öffentlich als Teil eines Stadtgefüges und intim als Ort der Selbstbegegnung – in zwei Kurzgeschichten von Ruth Hoffmann (1893–1974) und Heinz Piontek (1925–2003). Die im Folgenden angebotene Lesart wurde vornehmlich von den Erkenntnissen der Geopoetik angeregt. Zum einen handelt es sich dabei um einige Aspekte der multisensorischen literarischen Geografie, die als ein interdisziplinäres Forschungsfeld im Schnittpunkt von sensorischer Geografie, sensorischer Anthropologie und literaturwissenschaftlicher Perspektive verortet wird.[1] Im Zentrum der wissenschaftlichen Reflexion stehen demzufolge folgende Schwerpunkte: die (sich verändernde) Rolle der Sinne in der Raumerfahrung, die Relationen zwischen dem menschlichen Sensorium und der geografischen Umgebung sowie die Überzeugung davon, dass die Sinneswahrnehmung keineswegs nur eine passive Rezeption von Reizen ist, sondern zusätzliche Informationen und Bedeutungen vermittelt. Nicht minder wichtig erscheinen dabei der kulturelle Rahmen der Perzeption sowie die mehrfach – sozial, kulturell, historisch und durch Geschlechterrollen – bedingten Unterschiede und Besonderheiten. Innerhalb dieser Themenstellung interessieren den Literaturwissenschaftler z. B. die literarische Gestaltung der sinnlichen Komplexität der Umwelt sowie die visuellen und nicht-visuellen (Geruchs-, Ton/Klang-, Geschmacks-, Tast-) Landschaften und ihr Einfluss auf die individuellen und kollektiven Identitäten.

Weitere anregende Konzepte liefert die Affektgeografie, die Relationen zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem Ort zu ergründen versucht. Eine gewisse Interaktion zwischen Mensch und Ort, der eine emotionale Bindung an Orte und Räume zugrunde liegt, erfolgt nicht nur aufgrund von deren besonderen Eigenschaften, sondern auch durch soziale Wechselbeziehungen. Aufgrund dessen lassen sich emotionale Topographien[2] erkennen, in denen es nicht primär um die Bewegung im Raum und territoriale Grenzüberschreitungen geht, sondern vielmehr um die innere Wandlung des Subjekts. Der vorliegende Aufsatz versteht sich in diesem Sinne als ein Versuch, Spuren

[1] Vgl. Elżbieta Rybicka: Geopoetyka. Przestrzeń i miejsce we współczesnych teoriach i praktykach literackich. Kraków 2014, S. 247f.

[2] Ebenda, S. 269f.

von besagten Theorien bei Hoffmann und Piontek zu verfolgen. Bezeichnenderweise sind beide Texte durch einen ähnlichen Plot verbunden, nämlich die Reise einer alten Frau in die Stadt, in der wiederum Friedhofsbesuche eine zentrale Rolle spielen. Dadurch eröffnen sie zugleich Raum für inspirierende Überlegungen über die Redefinition der weiblichen Identität im dritten Lebensabschnitt.

Die Menschen sind fort, die Gräber sind fremd

Der Text *Die Lüge* entstammt Ruth Hoffmanns Debüt *Pauline aus Kreuzburg* aus dem Jahre 1935. Die gebürtige Breslauerin hat mit ihrem Erstling nicht nur eine einfache Biografie ihrer schlesischen Großmutter, sondern auch einen in narrativer Hinsicht um die Originalität bemühten Roman vorgelegt. Diesem ist nämlich eine spezifische Struktur eigen, die die Autorin nach dem Zweiten Weltkrieg auch in ihren weiteren Werken verwendet hat. Die Biografie der Protagonistin erschließt sich dem Leser aus einer Reihe von betitelten Geschichten, die wiederum in größere Einheiten geschlossen werden. Durch die relativ große Selbständigkeit von diesen Erzählungen (die meisten sind auch ohne den Gesamtrahmen verständlich und können ohne weiteres als eigenständige Texte fungieren) sind sie m. E. wesensmäßig den Kurzgeschichten verwandt.

Im Hinblick auf den anvisierten Forschungsansatz ist vorauszuschicken, dass emotionale Beziehungen der Protagonistin zu den Orten und der geografische Rahmen ihrer Biografie für den ganzen Roman konstituierend sind. Man darf wohl annehmen, das dies auch einen bewussten Niederschlag in der literarischen Verfahrensweise der Autorin findet. Interessanterweise hat Ruth Hoffmann nämlich in ihrer Autobiografie über die Arbeit an ihrem ersten Werk in emotionalen, alle Sinne evozierenden Bildern gesprochen:

> Die Unbefangenheit dieses ersten Buchschreibens ist mir nie wieder geworden. Ich war nicht vorbereitet als Autor durch kleinere Erzählungen, durch journalistische Versuche. Es war ein jungfräulicher Wald, in den ich eindrang und mir meinen Weg bahnte. Ich fand allerorten die blaue Blume der Romantik. Ich fand den Hauch von Quendel, von Knieholz, ich fand die Blüte des alten Apfelbaumes und den Duft des Pfefferkuchens.[3]

Die Handlung der Geschichte *Lüge* spielt sich während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1921 ab. Nach mehr als 50 Jahren sucht die inzwischen 72-jährige Pauline ihren Heimatort wieder auf, um ihre Stimme für Deutschland abzugeben und so ihre patriotische Pflicht zu erfüllen. Für sie ist es aber kein leichter Weg, denn der Ort der Kindheit und der Jugend ist durch die Traumata des frühen Elternverlustes, der Trennung von Geschwistern und vom Familienhaus und der jahrelangen Misshandlung in der Pflegefamilie stigmatisiert. Dazu gesellt sich die auch vielen anderen, besonders älteren „Heimkehrern" gemeinsame Erfahrung der unerwarteten Fremdheit und Unbehaustheit:

[3] Ruth Hoffmann: Die Häuser, in denen ich lebte. Stuttgart 1969, S. 222.

> Wir wissen wenig davon, wie es in den ganz Alten aussieht, die nach langen Jahren die Heimat suchen und meist nur einen Bruchteil von ihr finden. Die Menschen sind fort, die Gräber sind fremd. […] Es geht sich bequemer auf dem glatten Pflaster, aber die Katzenköpfe fehlen den Alten, und was ihnen noch fehlen mag, sagen sie nicht. Sie lassen sich feiern und suchen Kindheitswege und kämpfen mit der unüberwindlichen, der brennenden Wehmut allzu später Wiederkehr.[4]

Die Stadt ist viel größer als in der Erinnerung der Besucher, sie wurde in vergangenen Jahrzehnten weitgehend modernisiert und hat sich zum Positiven verändert, aber die Alten empfinden es als eine Art Entfremdung. Sie sind zu (oberflächlichen) Flaneuren in einer für sie alt-neuen Stadt geworden und erleben sie nun als Mangel, Leere und Abwesenheit. Die ganze Stadt erstarrt quasi zu einem Grabstein und wird für die Alten zu einer *Nekropolis*.[5] Mit der Überquerung der Stadtmauer durch das neue Kreuzburg kollabiert die alte Ordnung, die neuen Übergänge „werden fließend und vieldeutig“[6] und verlangen nach einer Neupositionierung innerhalb dieses Geflechts, da alte Sicherheiten suspendiert wurden. Alle Zeichen von Freiheit, Hoffnung und Verwurzelung sind verschwunden, selbst Paulines Elternhaus wird für sie zu einem Zeichen der Vergänglichkeit und nicht der Geborgenheit.

> Das Haus, stand es nicht mitten in den Wiesen? Jetzt hat die Stadt es in ihre steinerne Umarmung genommen. Nicht mit Siebenmeilenstiefeln wie die Großstadt, aber unabweislich hat die kleine Stadt sich vorgewagt, und was einmal „vor den Toren“ hieß, frei und grün, ein herrlicher Auslauf für die Hühner und für die Kinder, trägt nun eine Straßennummer und liegt mitten in der Stadt.[7]

Dieses Gefühl wird noch durch die Friedhofsbesuche intensiviert, denn am Grab ihres Bruders erinnert sich Pauline an seine Herzlosigkeit, da er sie in der Vergangenheit in ihrer Notzeit als mittellose Witwe mit zwei kleinen Kindern unbarmherzig im Stich gelassen hat. Ihre Gefühle sind verwirrend und ambivalent, denn zugleich hat sie nun seinen kleinen, kranken Enkel ins Herz geschlossen. Der Junge erwartet von Pauline Geschichten über den geliebten Großvater, aber sie sieht sich außerstande, etwas Gutes über den Bruder zu erzählen: „Sie hat ihn sehr liebgewonnen, und die Bestandteile dieser Liebe sind viel holde Erinnerung, viel Mitleid und noch etwas, das man vielleicht Vergeben und Vergessen nennen könnte, wenn für die vielfältigen Vorgänge in Paulines Gemüt überhaupt eine Bezeichnung zu finden wäre.“[8] Sie muss sich nunmehr ihrem Trauma und ihren negativen Emotionen stellen und dies geschieht im Medium der Erinnerung an die gemeinsame, glückliche Kindheit, die gleichsam vor dem inneren Auge, Ohr und Nase aufsteigt:

---

4 Ruth Hoffmann: Pauline aus Kreuzburg. Leipzig 1935, S. 317–318.

5 Vgl. Tadeusz Sławek: Akro/nekro/polis: wyobrażenia miejskiej przestrzeni. In: Anna Zeidler-Janiszewska (Hg.), Pisanie miasta – czytanie miasta. Poznań 1997, S. 11–40, S. 31.

6 Susanne Frank: Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Freiburg/Br. 2002, S. 47.

7 Hoffmann: Pauline aus Kreuzburg (wie Anm. 4), S. 318.

8 Ebenda, S. 319.

> Das Grab des Bruders liegt da, wo einmal Heuhaufen auf den Piatzek-Wiesen standen, Heuhaufen zum Hinaufklettern und zum Hinabrutschen, zum Höhlenbauen, wenn es die Knechte nicht sehen. Nicht nur mit den Lebenden ist die Stadt vor die Tore gezogen, nein, auch die Toten wollen ihren Platz. Und das ist die unfaßlichste Verwandlung, daß aus dem sorglosen Bezirk kindlicher Spiele nun die neuen Friedhöfe geworden sind. Fuchsschwanz stand einmal hier, Schlangenwurz, dicht und üppig, Dotterblumen in gelben Beeten, Vergißmeinnicht und Pechnelken. – Hügel und Kreuze wachsen nun auf Piatzeks Wiesen, nur zwei Jahreszahlen und wenige Buchstaben sind vom lebendigen Leben geblieben, das einmal über die Heuhaufen tollte.[9]

Am Grab des Bruders versucht Pauline, die verletzenden Ereignisse mental zu bewältigen. Dies verläuft zunächst nur mühsam, da sie bekennen muss, dass der Schmerz immer noch tief sitzt und die Vergebung verhindert. Dies stürzt sie in einen tiefen inneren Konflikt, da es ihr klar wird, dass sie so doch stets dem täglichen Vaterunser: „... wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" zuwider handelt. Ihr ganzes Selbstverständnis als Christin wird tief erschüttert, zumal es ihr bewusst wird, dass sie sich durch ihre fehlende Versöhnungsbereitschaft von Gott entfernt.[10] Sie versucht, mit dem toten Bruder zu sprechen, denn sein Grab scheint für sie ein Ort der Vermittlung zu sein, der Hoffnung auf eine geistige Begegnung mit dem Verstorbenen bietet. Letztendlich besinnt sich Pauline auf den gemeinsamen Ursprung, auf das liebevolle Elternhaus, überwindet ihren Groll und versöhnt sich innerlich mit dem Verstorbenen: „Das Grab schweigt, der Efeu schweigt. Die goldene Schrift auf dem Stein sagt nur, was Pauline schon weiß: geboren, gestorben. Geboren, denkt Pauline, geboren doch wie ich als meiner Eltern geliebtes Kind. Ja, Bruder, ich will ihm von dir erzählen."[11] Dem Enkel erzählt sie nun eine erlogene Geschichte über die Güte, Treue und Großzügigkeit des Großvaters. Damit (re) konstruiert sie zugleich die Narration über die Familiengeschichte für die Kreuzburger Angehörigen. Die Vergebung befreit Pauline von der Verstrickung in Wut und von hartnäckigen Gedanken an die Vergangenheit. Es stärkt ihr Selbstgefühl, sodass sie mutig und ohne jedwede Ressentiments einen neuen Lebensabschnitt beginnen kann.

Und durfte man seine Gräber einfach im Stich lassen?

Heinz Piontek schildert in der Kurzgeschichte *Bäume im Wind* aus der Sammlung *Kastanien aus dem Feuer* (1963) die Umsiedlung der etwa sechzigjährigen Frau Milke aus Berlin zu ihrer Tochter Renate in den Süden. Bereits als die Zugreise durch einen Baumsturz unterbrochen wird, spürt der Leser den inneren Widerstand der Protagonistin gegen den Umzug, denn sie identifiziert sich mit dem entwurzelten Baum: „ […] eine

---

[9] Ebenda, S. 320.

[10] Vgl. Monika Mańczyk-Krygiel: „Ist es ein Gott der Rache, ist es ein Gott der Liebe?" Überlegungen zur Prosa von Maria Waser, Paula Grogger, Ruth Hoffmann und Paula von Preradović. In: Agnieszka K. Haas, Dariusz Pakalski (Hg.): Religion und Philosophie in neuerer deutschsprachiger Literatur und Kunst. Erkundungen auf Haupt- und Nebenwegen. Gdańsk 2016 (Studia Germanica Gedanensia 34), S. 159–168.

[11] Hoffmann: Pauline aus Kreuzburg (wie Anm. 4), S. 321.

nicht zu große Fichte, aber mit armdicken Wurzeln, einem wahren Schirm von Wurzeln, die dürre Krone genickt. […] Sie bedauerte den Baum."[12] Dabei ist es am Anfang nicht klar, woraus ihre Abwehr resultiert: Ihr Ehemann ist bereits seit Jahren tot, in Berlin gibt es keine Familienangehörigen mehr und die einzige Tochter möchte ihre Mutter bei sich haben. Zum Teil liegt es in ihrem Charakter begründet, sie gehört einfach zu den sesshaften Menschen, denen „alles Fortgehen das Herz abschnürt"[13]. In traurigen Gedanken hängt sie ihrer Wohnung, ihrer Umgebung und ihrer Nachbarschaft nach, die ihr das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit gegeben haben. Trotz der Sehnsucht nach der Tochter war ihr bisheriger Alltag, wenn auch eintönig, so doch vertraut. Daran sieht man, dass sie Berlin als Stadt auf eine spezifische Weise wahrgenommen und aufgefasst hat. Es war nämlich für sie keine Haupt- oder Großstadt, sondern eine persönliche (private) Stadt.[14] „Ihr" Berlin bestand aus ihrer Straße und ihrem Wohnviertel, und war infolgedessen eine kleinere, quasi intime Gemeinschaft innerhalb der großen Stadtgemeinschaft. Da war keiner anonym, man teilte mit den anderen die gleichen Alltagsabläufe und war nicht gleichgültig den anderen gegenüber. So eine Stadt war familiär, gar vermenschlicht[15] und dadurch ein Garant der emotionalen Stabilität.

Eine solche durch ein krampfhaftes Festhalten an der Vergangenheit immer wieder aufgeputschte Nostalgie signalisiert indessen das Vorhandensein von ungelösten inneren Konflikten: „Ihr toter Mann kam ihr in den Sinn. Die jungen Leute wissen nicht, wie schwer es ist, die Gräber aufzugeben, dachte sie. Ob ich seins wohl noch einmal wiedersehen werde? – Sie dachte viel seltener an den Toten als an sein Grab in Berlin."[16] Die Ehe der beiden war von Anfang an konfliktbeladen. Die Leichtfertigkeit des bedeutend jüngeren Ehemannes, der Verlust des ersten Sohnes, die Krankheit des Gatten und schließlich sein Betrug nach der Geburt der Tochter machten Frau Milke unglücklich und trafen sie tief in ihrer Weiblichkeit und ihrem Selbstwertgefühl. Um den guten Ruf der Familie zu schützen, hat sie ihre Gefühle unterdrückt: „So gut sie es vermochte, vertuschte sie seine Schwäche vor den andern, ihr Inneres jedoch wurde leerer von Tag zu Tag, und ihr war zumute wie jemandem, der sich über eine endlose zerschossene Brücke schleppt: es wankte unter ihr, und die Tiefe sog."[17] Sie hat die Entfremdung von dem Ehemann mit der inneren Leere und der damit einhergehenden, schleichenden Depression bezahlt.[18] Im Zusammenhang damit sind ihre Vertuschungsversuche und die Fixierung auf die Tochter als Kompensationsversuche zu deuten. Des Weiteren wurde es ihr nicht vergönnt, sich von dieser Demütigung zu erholen, denn der Treulose ist nach einigen Jahren zu der Familie zurückgekehrt. Sie hat ihn zwar um der Tochter willen wieder aufgenommen und bis zu seinem Tod gepflegt, aber zu einer richtigen Aussprache und Versöhnung zwischen den beiden

---

[12] Heinz Piontek: Bäume im Wind. In: ders.: Wintertage Sommernächte. Gesammelte Erzählungen und Reisebilder. München, Wien 1977, S. 180–188, hier S. 181.
[13] Ebenda, S. 183.
[14] Vgl. Andrzej Majer: Miasto osobiste. In: Folia sociologica (2011), Nr. 36, S. 17–34.
[15] Vgl. ebenda, S. 22–23.
[16] Piontek: Bäume im Wind (wie Anm. 12), S. 182.
[17] Ebenda, S. 183.
[18] Vgl. Julia Kristeva: Czarne słońce. Depresja i melancholia. Kraków 2007, S. 87.

kam es nicht. Er hat sie bis zuletzt ausgenutzt und sie hat um sich eine innere Mauer aufgebaut, um sich nicht (mehr) verletzen zu lassen.

Da sie ihren inneren Halt verloren hat, sucht sie ihn nun verzweifelt draußen. Zugleich schwankt sie zwischen der mitunter verinnerlichten Selbstaufgabe und dem mehr oder weniger bewussten Wunsch nach Befreiung. Die Familiengräber werden in ihren zwanghaften Gedanken und Gewissensbissen, diese zu verlassen, zu dichotomen Zeichen einer positiv konnotierten Verwurzelung, aber auch einer negativ empfundenen, inneren Gefangenschaft. Zweifelsohne lässt sich diese Fixierung auf die Vergangenheit (für die diese Gräber stehen) als ein Zeichen der Depression deuten. Obwohl Frau Milke ihre Vergangenheit als schmerzhaft und traumatisch erlebt hat, vermag sie nicht, diese Ereignisse endgültig hinter sich zu lassen. Sie entwickelt ein seltsames Gedächtnis, indem sie dem bereits Abgeschlossenen und Vergangenen nicht nur treu ist, sondern daran festgenagelt bleibt und deswegen keine Zukunft für sich sieht.[19] Dieses spezifische Gedächtnis ohne Zukunft wird zu einer verschlossenen Krypta des eigenen Ich.

Die Lage spitzt sich an einem Sonntagmorgen zu, als sich Frau Milke auf dem Weg zur Kirche verläuft. Den Irrweg durch die Straßen der ihr immer noch unbekannten Stadt empfindet sie seelisch und körperlich als bedrückend. Ihre dunkle, altmodische Kleidung und ihr fahles Gesicht widerspiegeln sich in einer gewissen Farblosigkeit der Umgebung und es wächst in ihr das Gefühl, ein Störfaktor innerhalb des Stadtraumes zu sein:

> Die Kühle und das Leuchten des Himmels, die Verlassenheit der Straßen, die vielen Fenster über ihr, die ihre Schritte wie Augen stumm verfolgten, dazu das Klingen verwehter Glocken: das zusammen kam wie ein schwaches Fieber von Schwermut über sie, und sie ging wie durch starres geträumtes Land. […] Unvertrautes und Abweisendes, wohin sie auch schaute.[20]

Die Wahrnehmung der neuen Stadt durch die Protagonistin ist gestört, die Wohnung ist für sie zu einem Refugium und zum Ersatzzentrum ihres Lebens geworden und die Straßen erscheinen ihr als chaotische Kommunikationswege. Es ist egal, dass sie eine Großstadt gegen eine andere getauscht hat. Während Berlin ihr als die persönliche (private) Stadt zur Verfügung stand, entzieht sich die neue Stadt der Eroberung. Sie bleibt fragmentarisch, verschleiert ihr wahres Gesicht (indem sie auch das Zentrum verheimlicht). Man darf aber nicht übersehen, dass sich auch Frau Milke der Stadt verweigert und diese ausschließlich in ihrer Leere und Abwesenheit auffasst.[21] Sie fühlt sich fremd und ausgeschlossen sowie von ihrer Trauer betäubt. Zufällig kommt sie an einem Friedhof vorbei und tritt, Zuflucht suchend, ein. Dieser Besuch wird zu einem aufwühlenden Schlüsselerlebnis:

> Noch stiller war es über den Totenhügeln, es roch nach nasser Erde, Buchs, verwelkten Kränzen; darüber strich die Luft durch den grünen Flaum der Bäume. Amseln und

[19] Vgl. ebenda, S. 65.
[20] Piontek: Bäume im Wind (wie Anm. 12), S. 185.
[21] Vgl. Sławek: Akro/nekro/polis (wie Anm. 5), S. 22.

> Meisen pickten im Kies. Wie ein Strom, dem man die Schleusen geöffnet hat, brach die aufgestaute Trostlosigkeit in ihr Bewußtsein ein. Fortgesetzt dachte sie: Ich hab es geahnt. Aber ich wußte nicht, daß es so schlimm wird. O ja, ich hab es geahnt. – Jeder der zehn Tage, die seit ihrer Abreise vergangen waren, war ihr gegenwärtig mit seinem Elend. […] Nichts, nichts weit und breit, was Erinnerungen auslöste, was widerstrahlte von gelebter Zeit, keine Stelle, die sie kannte! Tausend Tote nur zur Seite. Und was sie bisher mit aller Kraft unterdrückt hatte, das schoß nun ans Licht. In dieser Stadt werde ich sterben! Und tot werde ich unter fremden Toten liegen.[22]

Die Ruhe und die Einsamkeit der Friedhofs korrespondieren mit der inneren Leere der Protagonistin. Ihre körperliche Erfahrung der (Welt)Entrücktheit am Friedhof beeinflusst ihre Raumwahrnehmung und beschwört eine existenzielle Distanz herauf. Die Bewegung und die Zeit sind Hauptkomponenten dieser Art der Erfahrung, untrennbar mit dem Raum verbunden.[23] Die Protagonistin verschmilzt quasi mit der sie umgebenden Landschaft und nimmt diese mit allen Sinnen in sich auf. Dieses unvermittelte Erlebnis bricht die innere Mauer auf und löst einen emotionalen Zusammenbruch aus, der sich zu einem Kampf mit dem Tod entwickelt: „Vergangenheit umringte sie, redete wirr auf sie ein, es war jedoch in jedem Geschehen, in all den Zeichen, die sie empfing, ein geheimes Hinstreben zu einem dunklen Wort …“[24] Vor ihrem inneren Auge zieht ein Reigen von Toten und Lebenden, jeder weist sie so oder so auf den unentwegten (Ab)lauf der Zeit hin. Frau Milke fühlt sich ihrem inneren Dämon ausgeliefert. Zuerst allerdings scheint sie zu scheitern und ist dem Selbstmord nahe. Im Taumel der Gefühle verliert sie jedwedes Raum- und Zeitgefühl und weiß nicht einmal, wie sie in die Wohnung zurückgefunden hat. Dort dreht sie bereits den Gashahn auf, besinnt sich jedoch eines besseren und will einen Abschiedsbrief schreiben. In diesem Augenblick geschieht etwas Seltsames: Sie spürt auf einmal, dass sie die Vergangenheit hinter sich gelassen hat:

> Sie versuchte zu beten, Jesus Christus, aber es würgte sie im Hals, alle Worte entzogen sich ihr, immer öder wurde es. […] Da, mitten in ihrer Angst, spürte sie, daß sie den Frieden *hatte*. Er war ihr nicht zugefallen, war einfach da – so, als hätte sie ihn bisher übersehen. Jede Faser in ihr bebte, jeder Nerv, und doch hielten Wirbelsäule und Schulter sie aufrecht im Kreuz.[25]

Die Geschichte endet mit der regenbedingt verfrühten Rückkehr der Tochter und des Schwiegersohnes von einem Ausflug und Frau Milke tritt ihnen befreit entgegen. Sie hört draußen den Wind wüten. Und überraschenderweise ist sie diesmal zuversichtlich, dass sie ihm standhält, im Gegensatz zu dem Baum am Anfang der Geschichte. Letztendlich hat die Protagonistin ihr Selbstverständnis erfolgreich korrigiert resp. rekonstruiert: Während ihre Identität bisher durch – inneren und äußeren – Zwang

---

[22] Piontek: Bäume im Wind (wie Anm. 12), S. 186.

[23] Vgl. Ewa Rewers: Post-Polis. Wstęp do filozofii ponowoczesnego miasta. Kraków 2005, S. 67f.

[24] Piontek: Bäume im Wind (wie Anm. 12), S. 186–187.

[25] Ebenda, S. 188.

bestimmt und deformiert wurde, fußt sie nun – nach der Überwindung der depressiven Stimmungen – auf dem Prinzip der freien Wahl und der Selbstbestimmung.[26]

Exkurs: „Doing ageing“

Gezwungenermaßen setzen sich die Protagonistinnen beider Werke während der Friedhofsbesuche nicht nur mit der Vergänglichkeit *per se*, sondern auch mit ihrem individuellen Aspekt, d. h. mit dem eigenen fortgeschrittenen Alter auseinander. Beide sind Witwen, beide haben Kinder, aber nur eine von ihnen hat bereits Enkel. Unbewusst aber unausweichlich kommt die Frage auf, was sie mit den ihnen noch verbleibenden Jahren anfangen können.

Hoffmanns Protagonistin ist eine selbständige alte Frau, die ihre Kinder und Enkelkinder liebt, jedoch nicht auf sie fixiert ist. Insbesondere das innige Verhältnis zu der Enkelin ist für sie Quelle einer besonderen Lebensfreude, da sich beide auch als Teile einer weiblichen Gemeinschaft über Generationen hinweg verstehen. Als Mutter und Großmutter lebt Pauline im Einklang mit sich selbst, erfüllt diese beiden Rollen gern und geht in ihnen auf. Problematisch bleibt für sie allerdings immer noch das zerrüttete Verhältnis zu dem älteren Bruder. Jahrelang hat sie ihren Schmerz und ihre Ressentiments verdrängt und erst im hohen Alter ist sie gezwungen, sich ihnen zu stellen. Wenn man ihren Gedankengängen folgt, bemerkt man, dass eben die Tatsache der gemeinsamen Erfahrung der Großelternschaft und der Verpflichtung als Teil der gemeinsamen Familienkette die Vergebung und Versöhnung erleichtert, wenn nicht erst gar ermöglicht. Paulines altersbedingte Weisheit äußert sich in der Vergangenheitsbewältigung im Zeichen der Sorge um nachkommende Familiengenerationen – als alte Frau blickt sie bereits in die Zukunft, über ihre eigene Existenz hinweg.

Pionteks Heldin dagegen muss erst zu sich selbst finden. Wie andere Frauen ihrer Generation ist sie nicht frei von den gesellschaftlichen Zuschreibungen bezüglich Alter und Geschlecht und kann sich den Auswirkungen zunächst nicht entziehen. Die jahrhundertelange Tradition und Stellung der Frau, die Sicherheit, Wohlstand und Status nur über die Ehe erreichen konnte, erweisen sich in Frau Milkes Fall als ausgesprochen destruktiv, verlogen und emotional verheerend, denn ihr Selbstwertgefühl als Frau wurde eben durch den männlichen Ehebruch und die anschließende Erniedrigung infolge der Anpassung an gesellschaftliche Erwartungen im Hinblick auf die Unantastbarkeit der Familie zerstört. Der innere Friede kommt nach der Befreiung von der Fremdbestimmung, nach der Verabschiedung jeglicher Erwartungen seitens der Gesellschaft. Dafür ist es nie zu spät und selbst im fortgeschrittenen Alter ist es noch möglich. Frau Milke reift zu der Erkenntnis heran, dass die Zeit, die einem bleibt, beschränkt und kostbar ist. Demzufolge darf sie also weder verschwendet noch den anderen geopfert werden.

Es fällt auf, dass die in beiden Texten kreierten Bilder der alten Frau das literarische Stereotyp der guten Großmutter aus dem 19. Jahrhundert unterlaufen, sich vorwiegend an der Realität orientieren und der gesellschaftlichen Wandlung Rechnung tragen:

[26] Vgl. Rewers: Post-Polis (wie Anm. 23), S. 292.

„Das ‘goldene Herz‘ der mütterlichen, liebevollen alten Frau als Großmutter ist mit dem Stereotyp des aktiven Alterns inkompatibel – da hilft kein frommes Wünschen: Das Bild des modernen Alterns ist ego- nicht familienzentrisch.“[27] Großmutter Pauline bleibt bis an ihr Lebensende unabhängig, unterhält eine eigene Wohnung und trifft eigene Entscheidungen, zuweilen zum Missfallen ihrer Familie. Bei aller Liebe zu den Kindern und Enkeln ist sie nicht bereit, das eigene Ich aufzugeben und ihr Leben nach den Wünschen anderer einzurichten. Frau Milke soll dies wohl erst lernen, ehe sie Großmutter wird, damit sie nicht wieder einem domestizierenden weiblichen Rollenentwurf verfällt. Hoffmann und Piontek bieten m. E. mit ihren Entwürfen Angebote weiblicher Altersrollen an, die über die Konvention einer alten, mütterlichen Frau hinausgehen und die Eigenständigkeit in jeder Lebensphase als wünschenswert propagieren.

In diesem Zusammenhang erscheinen Pionteks Gedanken über moderne weibliche Altersrollenentwürfe als überaus aufschlussreich. In einem teils heiteren, teils ernsten Essay räsoniert er über das Leben alter Frauen. Er ehrt ihre Hingabe an Kinder und Enkelkinder sowie ihre Sorge um Familienmitglieder und Bekannte, ohne sie jedoch auf diese Sphäre zu beschränken. Verschmizt bemerkt er nämlich, dass die Frauen den Männern in ihrem Alter an Aktivität, Gepflegtheit und Interesse an der Welt weit voraus sind und sich von ihnen weitgehend emanzipiert haben. Indessen schreckt Piontek nicht davor zurück, die Janusköpfigkeit des Alterns darzustellen. Er notiert durchaus die Einsamkeit und Verzweiflung der Alten, attestiert ihnen jedoch zugleich eine gewisse innere Stärke und Unverwüstlichkeit:

> Muß ich mir nicht auch noch vorstellen, wie die alten, einsam gewordenen Frauen ganz allein in ihren Appartements sitzen, wie ihnen Ausdauer oder Zähigkeit stundenweise nichts nützt, die Welt scheint ohne sie weiterzugehen, und wie es schwer für sie wird, jetzt nicht die Hände vors Gesicht zu schlagen? Schließlich aber summen sie sämtliche Strophen eines Kirchenliedes oder Evergreens, und langsam kehrt die gottergebene Listigkeit in ihre einsamen alten Augen zurück.[28]

Fazit

Zweifelsohne kommt dem Friedhof in beiden Texten eine wichtige Bedeutung im Sinne der Foucaultschen Heterotopie insbesondere in Verbindung mit dem Aspekt der Zeitauffassung zu: Für die Menschen löst sich dort die herkömmliche Zeitkontinuität zugunsten der Zeitschnitte auf, denn der Friedhof „beginnt mit der sonderbaren Heterochronie, die für das Individuum der Verlust des Lebens ist und die Quasi-Ewigkeit, in der es nicht aufhört, sich zu zersetzen und zu verwischen.“[29] Für die

---

[27] Gerd Göckejan: Die Erfindung der Großmutter im 19. Jahrhundert. In: Henriette Herwig (Hg.): Alterskonzepte in Literatur, bildender Kunst, Film und Medizin. Freiburg i. Br. 2009, S. 103–121, hier S. 107.

[28] Heinz Piontek: Lob der alten Frauen. In: Werke in sechs Bänden, Bd. 4: Farbige Schatten. Die Aufzeichungen. Die Reiseprosa. München 1984, S. 159–161, hier S. 161.

[29] Michel Foucault: Andere Räume. In: Karlheinz Barck (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer andere Ästhetik. Leipzig 1992, S. 34–46, hier S. 43.

Hinterbliebenen wird der Totenacker demzufolge zu einem Ort der Reflexion und Auseinandersetzung mit der eigenen Identität durch die Konfrontation mit der (eigenen) Vergänglichkeit oder mit den Traumata der Vergangenheit. Paradoxerweise kann diese wegweisend für die Zukunft, also für das Leben sein. Bei Ruth Hoffmann fungiert der Kreuzburger Friedhof darüber hinaus als ein symbolischer Speicher der Stadtgeschichte,[30] die unzertrennlich mit Familiengeschichten der Bewohner verbunden ist, somit auch ein Teil der regionalen Identität. Bei Piontek ist es anders, ein mehr oder weniger zufälliger Friedhof in einer fremden und namenlosen Stadt hat für die Protagonistin keinen konkreten Bezug als letzte Ruhestätte von Angehörigen. Die Gräber werden vielmehr entkontextualisiert, weil es zu den Toten keine emotionale Verbindung gibt. Wie die ganze Stadt wird der Friedhof zum Fragment, er ist nunmehr kein Träger einer kollektiven Identität jeglicher Art. Zugleich jedoch wird er zu einem seltsamen Ort des Übergangs,[31] zum Ort der positiv verstandenen Selbstbegegnung im Gegensatz zu der Einsamkeit unter den Menschen in der Stadt, aber auch zu allen äußerlichen Einflüssen und Zwängen. Dadurch kommt es zu einer Befreiung, zu einer Veränderung der emotionalen Wechselwirkung zwischen dem Subjekt und seinem Lebensraum. Es steht zwar nicht fest, ob die neue Stadt für Frau Milke auch zu einer persönlichen (privaten) Stadt wird, aber die Frau lässt nunmehr das Leben – und die Stadt – an sich heran.

Bibliografie

Primärliteratur

Hoffmann, Ruth: Pauline aus Kreuzburg. Leipzig 1935

Hoffmann, Ruth: Die Häuser, in denen ich lebte. Stuttgart 1969.

Piontek, Heinz: Wintertage Sommernächte. Gesammelte Erzählungen und Reisebilder. München, Wien 1977.

Piontek, Heinz: Werke in sechs Bänden. Bd. 4: Farbige Schatten. Die Aufzeichungen. Die Reiseprosa. München 1984.

Sekundärliteratur

Foucault, Michel: Andere Räume. In: Karlheinz Barck (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer andere Ästhetik. Leipzig 1992, S. 34–46.

Frank, Susanne: Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 2002.

Göckejan, Gerd: Die Erfindung der Großmutter im 19. Jahrhundert. In: Henriette Herwig (Hg.): Alterskonzepte in Literatur, bildender Kunst, Film und Medizin. Freiburg i. Br. 2009, S. 103–121.

---

[30] Vgl. Katarzyna Szalewska: Figura cmentarza i czytanie historii regionu. Trzy modele lektury. In: Daniel Kalinowski, Małgorzata Mikołajczak, Adela Kuik-Kalinowska (Hg.): Geografia wyobrażona regionu. Literackie figury przestrzeni. Kraków 2014, S. 328–341, hier S. 328.

[31] Vgl. Tadeusz Sławek: Miasto. Próba zrozumienia. In: Ewa Rewers (Hg.): Miasto w sztuce – sztuka miasta. Kraków 2010, S. 17–69, hier S. 28.

Kristeva, Julia: Czarne słońce. Depresja i melancholia. Kraków 2007.
Majer, Andrzej: Miasto osobiste. In: Folia sociologica (2011), Nr. 36, S. 17–34.
Mańczyk-Krygiel, Monika: „Ist es ein Gott der Rache, ist es ein Gott der Liebe?" Überlegungen zur Prosa von Maria Waser, Paula Grogger, Ruth Hoffmann und Paula von Preradović. In: Agnieszka K. Haas, Dariusz Pakalski (Hg.): Religion und Philosophie in neuerer deutschsprachiger Literatur und Kunst. Erkundungen auf Haupt- und Nebenwegen. Gdańsk 2016 (Studia Germanica Gedanensia 34), S. 159–168.
Rewers, Ewa: Post-Polis. Wstęp do filozofii ponowoczesnego miasta. Kraków 2005.
Rybicka, Elżbieta: Geopoetyka. Przestrzeń i miejsce we współczesnych teoriach i praktykach literackich. Kraków 2014.
Sławek, Tadeusz: Akro/nekro/polis: wyobrażenia miejskiej przestrzeni. In: Anna Zeidler-Janiszewska (Hg.), Pisanie miasta – czytanie miasta. Poznań 1997, S. 11–40.
Sławek, Tadeusz: Miasto. Próba zrozumienia. In: Ewa Rewers (Hg.): Miasto w sztuce – sztuka miasta. Kraków 2010, S. 17–69.
Szalewska, Katarzyna: Figura cmentarza i czytanie historii regionu. Trzy modele lektury. In: Daniel Kalinowski, Małgorzata Mikołajczak, Adela Kuik-Kalinowska (Hg.): Geografia wyobrażona regionu. Literackie figury przestrzeni. Kraków 2014, S. 328–341.

Schlüsselwörter

Ruth Hoffmann, Heinz Piontek, Geopoetik, Friedhof, Vergangenheitsbewältigung, Alter

Abstract

The cemetery as a symbol of freedom, salvation and hope. About selected works by Ruth Hoffmann and Heinz Piontek

These considerations refer to the images and symbolic functions of the cemetery in the urban space and in the intimate experience of the individual. The analysis of two short stories by Ruth Hoffmann (*Lüge/The Lie*) and Heinz Piontek (*Bäume im Wind/The Trees in the Wind*) was inspired by geopoetics as a research orientation which consider the interaction and mutual influence of literary works and geographical region. In both stories, the cemetery is a peculiar and significant landmark in urban space, where wandering takes the heroines back. It allows them to face psychological traumas, and, consequently, experience catharsis or inner change. A place *per se* dedicated to death becomes for both elderly women a place of hope and a symbol of new beginning.

Keywords

Ruth Hoffmann, Heinz Piontek, geopoetics, cemetery, reckoning with the past, ageing

Natalia Południak (https://orcid.org/0000–0003–3977–8111)
Uniwersytet Wrocławski

„An steiler Höh', von Felsen eingesäumet" – die Kirche Wang in literarischen Zeugnissen deutscher Autoren

Das Riesengebirge mit seiner herrlichen Landschaft bezaubert seit Jahrhunderten bildende Künstler, Komponisten und Schriftsteller. Nicht nur die Natur, sondern auch mehrere architektonische Sehenswürdigkeiten tragen zum Ruhm dieser Gegend bei. In Krummhübel-Brückenberg (jetzt Karpacz Górny-Bierutowice) steht eine kleine Holzkirche, die der dortigen evangelischen Gemeinde gehört. Wie sie an diesen Ort kam, können wir u.a. aus dem Bericht des einstigen Brückenberger Pastors Erich Gebhard erfahren, der ausführlich über die Vor- und Frühgeschichte dieses Bauwerks unterrichtet. Das Christentum in Norwegen, wo die Kirche zuerst stand, sei durch den nach seinem Tode heiliggesprochenen König Olav II. Haraldsson eingeführt worden, der auch die ersten Holzkirchen bauen ließ. Im Zuge dieser Tradition wurde im 12. Jahrhundert auch eine Stabkirche in Valdres am Vangsee in Südnorwegen erbaut. Da sie im Laufe der Jahrhunderte durch Zunahme der Bevölkerung zu klein wurde, beschloss man, in ihrer Nähe eine neue zu bauen und die alte Stabkirche abzureißen. Im Jahre 1840 wurde sie versteigert und durch Johann Christian Claussen Dahl, Professor an der Dresdner Kunstakademie und seinerzeit auch bekannten Landschaftsmaler für 427 Mark erworben. Dahl war Norweger und wollte, dass die Kirche in Norwegen bleibt, aber niemand – wie Gebhard zu wissen glaubt – habe daran Interesse bekundet. So sollte er den König Wilhelm IV. von Preußen dazu überredet haben, die Kirche nach Deutschland zu bringen und sie in Potsdam wieder aufzubauen[1].

Über die Einzelheiten des Erwerbs der Kirche und ihren – für damalige Zeit – durchaus komplizierten Transport nach Preußen informiert ausführlich auch Günther Grundmann (1892–1976), Kunsthistoriker und der einstige Provinzialkonservator für Niederschlesien. Grundmann nennt auch einige weitere Personen, die in der Abwicklung des sonderbaren Auftrags eine wesentliche Rolle gespielt haben sollten. So dürfte hier der Name des berühmten Gelehrten Henrik Steffens (1773–1845) nicht fehlen: der Philosoph und Naturwissenschaftler wirkte längere Zeit als Professor in Preußen und zwar Halle, in Breslau und Berlin. Er war es eben, der den letzten Brief des Pastors Schmitler aus Vang in Valdres an Dahl, in dem der Geistliche die Bedingungen für den Kauf der Kirche nennt, dem Freiherrn Julius von Minutoli

[1] Erich Gebhard: *Die Kirche Wang im Riesengebirge und ihre Geschichte*. Auf Grund der vorhandenen Quellen und in Norwegen gemachter Studien von Erich Gebhard, Pastor in Wang. Mit 70 Illustrationen, Vignetten und Zeichnungen vom Verfasser. 4., stark vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg 1913, S. 18, 22, 28–29.

(1804–1860) aus dem Norwegischen ins Deutsche übersetzt habe. Der von Dahl beauftragte Freiherr wandte sich anschließend an die höchste Instanz: der König gab ihm seine Zustimmung.[2] Im Sommer 1841 wurde dann der anerkannte deutsche Architekt und Maler Friedrich Wilhelm Schiertz, ein Schüler von Dahl, nach Norwegen geschickt, um die Arbeiten zum Abbau der Kirche zu leiten. Das Kirchenmaterial wurde dann – wie man dem Bericht von Gebhard entnehmen kann – über Filefjeld und Bergen nach Stettin verschifft und von dort nach Berlin befördert. Der ursprüngliche Plan, die Kirche in Potsdam wieder aufzubauen, wurde aber nicht realisiert. Über weitere Verhandlungen unterrichtet ausführlich ein Aufsatz von A.V. Sundheim, der in der norwegischen Zeitschrift „Samband" erschien. Nach dem Scheitern des Potsdamer Planes kam dann gar unerwartet ein Ruf aus Schlesien: die berühmte Gräfin Frederike von Reden (1774–1854) aus Buchwald bei Hirschberg, die sich seit langem für die alte norwegische Stabkirche interessierte, bat den König, die Kirche der kleinen lutherischen Gemeinde in Brückenberg im Riesengebirge in Niederschlesien zu spenden. Sie betonte, dass diese kleine Gemeinde einen unerträglich langen Weg sowohl zur Kirche als auch zur Schule habe und sowohl eine Kirche mit Pfarrhaus als auch ein Schulhaus benötige, aber dass das Dorf viel zu arm sei, um dafür die Kosten aufbringen zu können. Indem die Kirche dieser Gemeinde gespendet und dort aufgebaut werde, werde sie zu ihrem ursprünglichen Recht als Gotteshaus zurückkehren und in der herrlichen natürlichen Umgebung des Riesengebirges nicht nur eine Attraktion, sondern auch von großem praktischen Nutzen sein. Der zuständige Bischof sowie mehrere Beamte aus dem Adelsstand unterstützten den Vorschlag. Schließlich ordnete der König in einer Kabinettssitzung im Februar 1842 an, das Kirchenmaterial auf persönliche Kosten des Hofes nach Brückenberg zu bringen und die Kirche unter Anleitung eines sachkundigen Architekten und Bauherrn auf einer natürlichen Terrasse in der Felswand wieder aufzubauen.[3] Bis zur Vollendung dieser Aufgabe vergingen fast zwei Jahre. Der erste Geistliche auf Wang war Carl Johann Hermann Werkenthin, der zusammen mit seiner Frau am 27. Juli 1844 in das neu erbaute Pfarrhaus zog und erst nach über zehn Jahren in die Hirschberger Gnadenkirche als Prediger wechselte. Die Einweihung der Kirche, an der der König Friedrich Wilhelm IV mit seiner Gemahlin Elisabeth, die Gräfin Friederike von Reden, Graf Leopold von Schaffgotsch sowie viele geladene vornehme Gäste und einfache Menschen teilnahmen, fand am 28. Juli 1844 statt.[4] Grundmann meint, „über diesem kleinen Holzkirchlein liegt ein Schmelz zartester Stimmung, und noch heut glaubt man die rührende Liebe und Frömmigkeit zu spüren, die ihm als heimliches Geschenk ihres Wesens die Gräfin Reden gegeben hat."[5] Ihre

---

[2] Vgl. Günther Grundmann: *Der Erwerb der Kirche Wang und ihr Transport von Norwegen nach Berlin*. In: Derselbe: *Kunstwanderungen im Riesengebirge. Studien aus 50 Jahren*. München 1969, S. 176.

[3] Vgl. A.M. Sundheim: *Den gamle stavkirke fra Vang i Valdres*. In: „Samband", Nr. 4, December 1930, 6. Aarg., S. 101–109.

[4] Vgl. Erich Gebhard: *Die Kirche Wang im Riesengebirge und ihre Geschichte*, S. 49–51.

[5] Günther Grundmann: *Die Briefe der Gräfin Reden während der Aufrichtung der Bergkirche unseres Erlösers zu Wang*. In: Derselbe: *Kunstwanderungen im Riesengebirge. Studien aus 50 Jahren*. München 1969, S. 184.

Kirche Wang. Fot. Natalia Południak

Briefe an den Kabinettsrat von Müller und an den Grafen von Medem aus den Jahren 1842 und 1844[6], die Grundmann veröffentlicht hat und die die einzelnen Phasen ihrer Bemühungen um die Übernahme der norwegischen Holzkirche dokumentieren, sind ein beredtes Zeugnis für ihre Frömmigkeit und Kunstliebe.[7] Als die Gräfin Friederike von Reden am 14. Mai 1854 starb, beschloss König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Kirchplatz vor der Kirche Wang ein Denkmal für sie zu errichten. Das Denkmal, das sich immer noch dort befindet, wurde Ende Oktober 1857 fertig[8] und trägt die Inschrift:

---

6 Ebenda., S. 184–199.

7 Im heutigen Polen wird die Erinnerung an die Herrin auf dem Buchwälder Schloss wachgehalten; vgl. etwa die umfangreiche Monographie von Urszula Bończuk-Dawidziuk: *Działalność kulturalna hrabiny Friederike von Reden (1774–1854)*. Wrocław 2019. Die Verfasserin widmet ein Kapitel dem Ringen der Gräfin um die Bergkirche von Wang (S. 269–298).

8 Vgl. Erich Gebhard: *Das Denkmal der Gräfin Friederike von Reden auf Buchwald auf dem Kirchplatz von Wang*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge. Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins", Nr. 2. Hirschberg, den 1. Februar 1914, S. 17–18.

JOHANNE JULIANE FRIEDERIKE GRÄFIN v. REDEN GEB. v. RIEDESEL ZU EISENBACH, WITTWE SEIT 1815 DES STAATSMINISTERS GRAFEN v. REDEN GEB. ZU WOLFENBÜTTEL D. 12. MAI 1774, SEELIG ENTSCHLAFEN ZU BUCHWALD D. 14. MAI 1854.

EINE TREUE UND DEMÜTIGE JÜNGERIN GOTTES IHRES HEILANDES, TREU IM KLEINSTEN, KLAR UND BEHARRLICH IM SCHWIERIGSTEN, IMMER SICH GLEICH VOR HOHEN WIE VOR NIEDEREN, EINE MUTTER DER ARMEN, EINE ZUFLUCHT ALLEN FÜR RATH UND HÜLFE WAR SIE EINE STÜTZE DES RETTUNGSHAUSES ZU SCHREIBERHAU, EINE PFLEGERIN DER ANSIEDLUNG DER UM DES EVANGELISCHEN WILLEN AUSWANDERNDEN ZILLERTALER, IM JAHRE 1815 STIFTETE SIE MIT IHREM GEMAHL DEN BIBELVEREIN IN SCHLESIEN, UND STAND DEMSELBEN VOR BIS AN IHR SEELIGES ENDE, DIE HIRSCHBERGER BIBEL ENTZOG SIE ARGEM VERGESSEN ZU NEUER VERBREITUNG, DIE URALTE KIRCHE VON WANG IN NORWEGEN VOM UNTERGANG GERETTET, WURDE AUF IHREN RATH HIER NEU AUFGERICHTET DIE PFARRKIRCHE DER BERGBEWOHNER. IM JAHRE 1848, 74 JAHRE ALT, MUSSTE SIE EINE ZEITLANG VOR DENEN FLIEHEN, DIE IHR FÜR LEIBLICHE UND GEISTLICHE WOHLTHAT TIEF VERPFLICHTET WAREN, SIE VERGALT IHNEN MIT VERDOPPELTER LIEBE UND HAT ALLSO VIELE HERZEN GEWENDET: FÜR BERG UND TAL EIN SCHEINENDES LICHT EVANGELISCHEN BEKENNTNISSES.

DER HERR HAT IHR ALLE VERHEISSUNGEN ERFÜLLT DES KAMPFES UND DER TRÜBSAL FÜR IHN, WIE DES SIEGES UND DER SEELIGKEIT IN IHM, DENEN GEGEBEN, DIE IHN LIEBEN.

KÖNIG FRIEDRICH WILHELM IIII. SEIT BEGINN DES JAHRHUNDERTS MIT DER FREUNDSCHAFT DER UNVERGESSLICHEN BEEHRT, SETZTE IHR DIESES DENKMAL IN UNVERGESSLICHER LIEBE, ANERKENNUNG UND DANKBARKEIT IM JAHRE 1856.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Kirche Wang in Brückenberg in jedem Reiseführer durchs Riesengebirge als örtliche Attraktion gepriesen. Julius Peter (1813–1890)[9], Verfasser von mehreren Wanderbüchern, nennt sie in einem von ihnen „eine berühmte Kirche“ und rühmt ihre landschaftlich hervorragende Lage: „Wang ist absichtlich an einem abgeholzten Waldesplatz so ausgestellt, dass man, vom Erdmannsdorfer Schlosse aus, eine freie Fernsicht genießt.“[10] In einer alten Monographie über die Riesengebirgsregion wird die Lage der kleinen Holzkirche folgendermaßen gewürdigt: „So hat auf einem der entzückendsten Punkte des Mittelgebirges, angesichts der großartigsten Szenerie der Sudeten, dieses

[9] Näheres über Julius Peter bringt der Aufsatz von Natalia Południak: *Julius Peter und seine Wanderbücher über das Riesengebirge*. In: Edward Białek, Cezary Lipiński, Józef Zaprucki (Hrsg.): *Literarisches Hirschberg. Beiträge zur Kulturgeschichte der „Riesengebirgs-Goldstadt“ und ihrer Umgegend*. Dresden 2016, S. 579–622.

[10] Julius Peter: *Neuester und zuverlässigster Führer durch das Riesengebirge und seine Anschlüsse mit besonderer Berücksichtigung der Bäder Warmbrunn, Johannisbad, Flinsberg und Liebwerda*. Hirschberg 1873, S. 117–118.

künstlerische Kleinod eine neue Heimat und neues Leben gewonnen."[11] Relativ viel Platz widmet der Brückenberger Kirche Franz Schroller, Verfasser einer dreibändigen Beschreibung der Sehenswürdigkeiten Schlesiens. Er bringt seinen Lesern ihre Entstehungsgeschichte und die Umstände ihres Ankaufs sowie ihres Transports von Norwegen nach Preußen näher. Er würdigt auch die Verdienste der „frommen und wohltätigen Gräfin Reden, der Witwe des bekannten Staatsministers"[12] um die Verbringung der Holzteile nach Schlesien. Schroller behauptet, „im Äußern hat die Bauart der Wangkirche manche Ähnlichkeit mit den alten oberschlesischen Holzkirchen. Hier wie dort steht der Turm getrennt von der Kirche; der geschlossene Lop-Gang der Wangkirche findet sich in etwas roher Form auch bei den oberschlesischen Holzkirchen als Laufgang oder Säulengalerie, welche aber offen und nur durch ein Dach geschützt ist. Der Zweck ist bei beiden derselbe: die Laufgänge sollen vor allem der eigentlichen Kirche Schutz gegen die Witterung gewähren."[13] Kurt Frömberg meint dagegen, „der hohe Wert der Kirche Wang sind die alten Holzschnitzereien, besonders an den Türen, und eine Kostbarkeit sind der kleine Löwe, der Umgang und überhaupt das Innere. Eine kleine Orgel ist vorhanden und ein Kruzifix, das ein Holzschnitzer aus Kupferberg geschaffen hat."[14] Fritz Wiedemann nannte sie die „Hochzeitskirche", die „weit über die Grenzen Schlesien hinaus bekannt ist."[15] Wegen ihrer durchaus romantischen Lage lassen sich hier auch heutzutage viele Brautpaare trauen.

Außer zahlreichen publizistischen Skizzen, die Aufschluss über die Geschichte und die kunsthistorische Bedeutung der Kirche Wang geben, gibt es in kulturpolitischen Zeitschriften Schlesiens Erinnerungen, Reiseberichte und andere Zeugnisse von erlebnisreichen Begegnungen. Viele Wanderer preisen in ihren Aufsätzen die Schönheit der Bergkirche und ihrer Umgebung. So tut z.B. Siegfried Beck, der seine Eindrücke von einer Riesengebirgsreise in einem Heft des traditionsreichen Periodikums „Schlesische Provinzialblätter" aus dem Jahre 1874 wie folgt beschrieb:

> Die Kirche ist klein. […] und macht einen besonderen Eindruck im Vergleich zu großartigen Dombauten. Etwa, wie wenn man die kindliche Liebe zu seinem barmherzigen göttlichen Vater in Gegensatz stellt zur Ehrfurcht vor dem allmächtigen Schöpfer und strengen höchsten Richter.[…] Hier, lieber Freund, hast du ein Bild von dieser still-freundlichen und doch auch feierlich-ernsten Gebirgsstelle, von wo aus man übrigens südwestlich mit gutem Auge die Leute sehen kann, welche die Koppenkegel

---

[11] P. Regell: *Das Riesen- und Isergebirge*. Bielefeld und Leipzig 1905 [= Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel; Band XX], S. 63.

[12] Franz Schroller: *Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes*. Erster Band. Mit 44 Stahlstichen und 51 Holzschnitten von Theodor Blätterbauer. Glogau 1885, S. 289.

[13] Ebenda., S. 290.

[14] Kurt Frömberg: *Die Kirche Wang im Riesengebirge*. In: *Riesengebirge. Eine Landschaft im Bild ihrer Dichter*. Herausgegeben von Jochen Hoffbauer. Tübingen 1982, S. 236.

[15] Fritz Wiedemann: *Kirche Wang. Eine nordische Bauernkirche in Schlesien*. In: „Der heimattreue Schlesier", Folge 2, Berlin, den 1. Februar 1938, S. 34.

hinauf- und herabsteigen, während gegen Norden an der Friedhofmauer sich dem Beschauer eine der reizendsten Aussichten nach den Thalgegenden ausbreiten.[16]

Auch der in Liegnitz geborene Dichter Horst Lange (1907–1971) besuchte als junger Mann das Riesengebirge; eines Tages machte er mit einem Freund einen Winterausflug, um sich in Brückenberg zu erholen, zu entspannen und Ski zu fahren; er berichtet darüber in einem Zeitungsaufsatz. Am frühen Morgen, als sie aufwachten, sei alles mit Schnee bedeckt gewesen. Sie gingen „bei der verschneiten Kirche Wang vorbei in den Bergwald hinein. Stille herrschte in den weiten weißen Hallen. Die Flocken fielen wirbelnd, und der Künstler Winter schuf Bilder von unvergleichlicher Schönheit."[17]

Das Riesengebirge mit seiner kleinen Holzkirche war auch ein beliebtes Ausflugsziel des weitbekannten Schriftstellers Theodor Fontane. Am 27. August 1868 kam Fontane von Berlin mit dem Zug in Hirschberg an und von dort fuhr er mit der Kutsche nach Erdmannsdorf; von dort machte er eine Tour zur Kirche Wang und zur Schneekoppe.[18] Über seinen Aufenthalt in dieser Region berichtete O.Th. Stein in der Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge", Jahrgang 1916, in einem Zyklus von Aufsätzen, die in den Nummern 9 bis 12 erschienen. Meistens wohnte Fontane in Krummhübel, zwei Mal in der Brotbaude und das letzte Mal in einem kleinem Haus bei Schmiedeberg. In dem Brief an seine Frau Emilie vom 5. September 1868 schrieb er, dass er sich nach einer arbeitsreichen Woche schließlich eine „Parthie nach der norwegischen Kirche Wang"[19] gönnen konnte. Im Sommer 1872 war Fontane „mit dem ganzen Haushalt", wie es in seinem Tagebuch heißt, wieder in Krummhübel. „Den vierwöchigen Aufenthalt im Riesengebirge bezeichnete Fontane als ‚sehr schöne Zeit'. Er las viel, und zwar sämtliche Dramen von Heinrich von Kleist, *D. Katzenbergers Badereise* von Jean Paul und Arnims Essay über Volkslieder. Seine eigene literarische Arbeit erstreckte sich auf den Band *Havelland* der *Märkischen Wanderungen*. An seinem Lieblingsplatz, einer Bank am Eingang zum Melzergrund, einem lang gestreckten Gebirgstal, schrieb er das Einleitungsgedicht."[20] Zwischen 1884 und 1887 hielt sich Fontane jeweils längere Zeit in Krummhübel auf. In einem Brief an Moritz Lazarus, der am 9. August 1888 signiert ist, beschrieb er seinen Aufenthalt in der Brotbaude. „Die Brotbaude ist ein Korb, der wohl nicht höher gehängt werden konnte: 2500 Fuß [900 Meter], sehr respektabel. Um uns hier liegt schon Schnee, […] dazu die Kirchenglocken von Wang und die Kuhglocken der Hampelbaude; fehlt nur

[16] Siegfried Beck: *Das Riesengebirge. 15. Fischbach und Wang*. In: „Rübezahl". Der Schlesischen Provinzialblätter achtundsiebzigster Jahrgang. Der Neuen Folge dreizehnter Jahrgang 1874. Heft 7. Breslau, S. 348.

[17] Horst Lange: *Schneesturm im Riesengebirge*. In: „Schlesien. Zeitschrift für Heimatschutz und Heimatkultur – Werkblatt der Schlesierzentrale, der Beratungsstelle für Heimatpflege und der Organisationen für Heimatbildung", Heft 1. Liegnitz, den 1. Januar 1925, S. 2.

[18] Vgl. Udo Wörffel: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. Husum 2000, S. 47 sowie O.Th. Stein: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Zeitschrift des deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Vereins Nr. 9. Hirschberg, den 1. September 1916, S. 67.

[19] Zit. nach: Gisela Heller: *Unterwegs mit Fontane von der Ostsee bis zur Donau*. Pinnow 2019, S. 540 [Edition Digital].

[20] Udo Wörffel, S. 49.

noch der Stier von Uri, um uns ganz in die schweizerisch alpine Welt zu träumen."[21] Bei seinem dreieinhalb Monate dauernden Aufenthalt in Krummhübel im Jahre 1885 entwarf Fontane seine Novelle *Quitt* und arbeitete daran dort noch später bis sie im Jahre 1890 erschien.[22] Auf mehreren Seiten dieser Novelle wird auch die Kirche aus Brückenberg erwähnt.[23] Walter Müller-Seidel behauptet, Fontane habe 1885 Krummhübel als Urlaubsort nur deswegen gewählt, weil er vor Ort, vor allem aber im Gespräch mit dem mit ihm befreundeten Schmiedeberger Amtsgerichtsrat Georg Friedlaender, Einzelheiten über einen tragischen Vorfall erfahren wollte, der sich am 21. Juli 1877 in der Umgebung von Krummhübel ereignet hat: ein Wilderer namens Knobloch hat nämlich den Förster Frey erschossen. Dass dieses Verbrechen in die Fabel einer zu schreibenden Mordgeschichte eingeflochten wird, habe Fontane seinen Schmiedeberger Freunden bereits am 26. März 1885 brieflich mitgeteilt.[24]

Die Kirche Wang ist der Schauplatz einer Prosaminiatur von Fedor Sommer (1864–1930) *Auf Wang*, die in seiner Novellensammlung *Das Rokokopult und Anderes* erschien. Der Protagonist, ein alter Pastor, berichtet über seine Arbeit in der kleinen Holzkirche in Brückenberg, die er bald nach ihrer Wiedererrichtung angetreten hat. Er und seine Gemahlin enthüllen dem Ich-Erzähler, dem die beiden schon einmal am Zobtenberg begegnet sind, die Einzelheiten ihres vierzigjährigen Dienstes an der Kirche und für die Gemeinde. Der Erzähler ist von der einmaligen Lage der Kirche entzückt: „Stimmungsvoller ist kein Platz im Riesengebirge, als der an der Friedhofmauer von Wang. Wieder einmal – zum ungezählten Male – lehnte ich an der Bruchsteinumgehung, wo der Blick so ungehemmt umher und hinab schweifen kann. Unter mir die Talenge von Krummhübel, draußen die freie Talweite von Erdmannsdorf."[25] Sommer verfasste viele andere Prosatexte, in denen er die Schönheit der schlesischen Berge besingt. Lucie Hillebrandt meint, „die Riesengebirgsliteratur verdankt ihm einige beachtenswerte Werke, hauptsächlich die beiden großen Romane *Die Fremden* und *Das Waldgeschrei*."[26] Sowohl Hillebrandt als auch der polnische Germanist Józef Zaprucki warnen vor einer Einstufung Sommers als ‚Heimatdichter': der im Falle des überkommenen Schrifttums heimatlicher Prägung leicht feststellbare Hang zur Gegenüberstellung der lärmenden Großstadt und des ländlichen Idylls treffe auf die meisten der Texte von Sommer

[21] Zit. nach: Gisela Heller, S. 551.

[22] Vgl. O. Th. Stein: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Zeitschrift des deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Vereins Nr.11. Hirschberg, den 1. November 1916, S. 82 und Nr. 12, den 1. Dezember 1916, S. 92.

[23] Vgl. Theodor Fontane: *Quitt*, Berlin 2016, passim.

[24] Vgl. Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 1980, S. 228.

[25] Fedor Sommer: *Auf Wang*. In: Derselbe: *Das Rokokopult und Anderes*. 3 Erzählungen. Halle 1913, S. 119.

[26] Lucie Hillebrandt: *Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung*. Breslau 1922, S. 162–163.

gar nicht zu; das gleiche gilt für die den traditionellen Heimatroman kennzeichnende Ahistorizität und die darin mangelnde Sozialkritik.[27]

Eines der wichtigsten literarischen Bilder vom Holzkirchlein Wang hinterließ Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962) in seiner Novelle *Die Begegnung auf dem Riesengebirge* vom Jahre 1933. Der Erzähler berichtet dem Leser über eine geheimnisvolle und märchenhafte „altertümliche Kostbarkeit, die ungefähr in halber Gipfelhöhe liegt. Ein König hat sie in Norwegen erworben, zerlegen lassen und sie am Nordhange des Riesengebirges wieder errichtet. Nun steht es in der Fremde mit seinen niedrigen Holzwänden und den vierfach gesteilten Reiterdächern, deren Firstenden von langhalsigen Drachenköpfen überragt sind – fremd wie eine Pagode. Und sein Wächter, der Steinturm, steht abseits neben ihm und misst die Stunden an einem großen Uhrschilde. Wäre das Zeitalter nicht über das Papier und Druckerschwärze verödet, so stünde das Kirchlein lange genug auf fremdem Boden, um ein Märchen zu werden.“[28]

Die Besichtigung der Kirche Wang war für manch einen Dichter Anlass, die Geschichte, aber auch die Schönheit dieser Holzkirche darzustellen und andere dazu zu ermuntern, dieses architektonisch einmalige Objekt anzuschauen. Einige von ihnen waren lediglich poetische Lokalgrößen, über die man vergeblich nach Informationen in der Literaturgeschichte sucht; ihre Gedichte wurden vorwiegend – wenn überhaupt – in Regionalzeitungen veröffentlicht und nie wieder verlegt. Die meisten von diesen lyrischen Texten kennzeichneten Pathos und ein sich zum Kitsch steigernder Gefühlsüberschwang, mit Neigung zum Sentimentalen; ihre sprachliche Qualität ist nicht immer als besonders hoch zu bezeichnen. Es ist trotzdem angebracht, an sie zu erinnern und längere Passagen daraus anzuführen, da der Zugang zu ihnen recht erschwert ist. Eines von den frühesten Wang-Gedichten, das im Jahre 1842 geschrieben wurde, ist mit den Initialen C.G.L signiert und entstand noch vor der Einweihung der Stabkirche.

Die Kirche von Wang auf – Brückenberg

In die Wolkenregion gebetet
Berg auf Berg bedeckt oft tief mit Schnee,
ziehest Du, von ihrem Saum umkettet,
Aus des Königsthales Zaubersee,
Was des Nordenvölkchens frommer Ahnen,
Was Dich eines Königes will mahnen,
Der, erkorne Höhe, Seinen Preis
Sich mit Deinem Wohl zu einen weiß

Berge sind des Ew´gen Hochaltäre,
Berge kränzen seiner Gnade Macht:

[27] Vgl. Józef Zaprucki: *Zum Heimatphänomen im Schaffen von Fedor Sommer (1864–1930)*. In: Marek Adamski und Wojciech Kunicki (Hg.): *Schlesien als literarische Provinz. Literatur zwischen Regionalismus und Provinzialismus*. Leipzig 2008, S. 62–71.

[28] Erwin Guido Kolbenheyer: *Die Begegnung auf dem Riesengebirge*. In: Derselbe: *Novellen, Erzählungen, Legenden*. Darmstadt 1965, S. 61.

Was die Schöpfung Großes auch gewähre
Was der Mensch sich Edles je gedacht,
Größer, edler steht es vor dem Sinne,
Daß den Geist es glücklicher gewinne,
Seit von einem Berge, frei und groß,
Des Erlösers heil'ge Predigt floß.

Jenes Berges Seitenstück zu werden,
Wölbte, Brückenberg, sich Deine Höh´
Würdenreich in Lage und Geberden
Steht Du über Nacht und Erdenweh,
Daß hinaus in Deines Thales Schöne
Eines Rufers Stimme Dir enttöne;
„Erdner, über Schicksal, Raum und Zeit
Liegt Euch „das gelobte Land" bereit!"

Sucht das Felsenbette dann zum Grunde
Rüstig, Gräber! Thürmet, ihm Gestein,
Maurer! Zimmerer in ihrem Bunde,
Greift mit Axt und Meißel kräftig ein,
Daß der fromme Bau sich freundlich hebe,
Und sein stilles „Brückenberg" belebe,
und durch seines Fußes dichten Wald
dann sein Wonnegesang zum Thale hallt.

Welche Feier auf der Wolkenschwelle!
Von des Betaltares Kranze steigt
Dann hinauf ein Thurm von einer Stelle,
Die den Geist zum Sterngebiete zeigt:
Ha! Wie wird, wenn seine Glöcklein hallen,
Fort ihr Lied durch Höh´n Thäler wallen,
Und hinauf zu sich die Hörer ziehn,
Und mit ihnen leis` der Erd entfliehn! –

Welche Fernsicht hin zum Feenschlosse
Erdmanssdorf, zur holden Wilhelmsruh!
Dort herauf winkt Deines Stammes Sprosse,
Edler Bau, Dir Seinen Beifall zu
Dort herauf will Seine Schöpfung tagen:
Dort herauf will Seine Schöpfung tagen:
„Ja, Du wirst mit jedem Blick Ihm sagen,
Daß das Heiligthum, auf auf Dir erhöht,
Würdevoll an seinem Platze steht!"

Ringet Pilger, zum Sudetenbrocken
Künftig froher, rüstiger hinan;
Brückenbergs Kapelle, Thurm und Glocken
Ebnen, kürzen euch die steile Bahn:
Seht vom tiefen, nordentlegenen Wangen

Trägt herauf sie glücklich ein Verlangen,
Wie es Väter, Väter ganz zu sein,
Dankbeseelten Kindern freudig weihn!

Rütteln werdet ihr Gebirgsorkane,
nur vergeblich Tempel hier und Thurm;
Brückensbergs geweihte Glaubensfahne,
stehn sie ruhig über jedem Sturm:
Wilhelm, Reden, Schaffgotsch, Stolberg – Namen,
Würdig schmückend diesen Altarrahmen,
Bürgen hin in ferne graue Zeit
Seine Stellung Zier und Festigkeit.

Ringe, von Sudeten dicht umkettet,
„Kirche Brückenbergs", dann wolkenan!
Wie auf einen Fürstenstuhl gebettet,
Siehst Du Sinn und Geist Dir unterthan,
Daß herab zu Dir die Koppe schaue,
Dir die Weihe ihrer Bahn vertraue,
Und ihr Thälersee sich dann entzückt
Mit Dir seiner Uferkrone schmückt.[29]

Das Gedicht preist in unterschiedlichsten Wendungen den Aufbau und die Existenz der Kirche Wang in einer Diktion, die wir heute als schwülstig und aufgeblasen empfinden. Es liegt wohl an der Entstehungszeit (1842), dass der Dichter meinte, seinem Publikum nur gerecht zu werden und die Bedeutung der Kirche nur hinreichend zu würdigen, indem er das, was er mitteilen wollte, so aufblähte. Wäre das ein Gedicht aus heutiger Zeit, würden wir es für überzogen und unangemessen halten.

Zur 50-jährigen Gründungsfeier der Kirche wurde der Aussichtspunkt „Hoher Stein" in „Hohenzollernstein" umgetauft.[30] Aus diesem Anlass verfasste Otto Bauer das Gedicht *Zur Einweihung des „Hohenzollernsteins" bei Kirche Wang am 2. August 1892*. In der dritten Strophe schrieb er:

[…] Dem Hohenstein bei Kirche Wang
Ist Großes heut geschehen. […][31]

Dieses und noch zwei weitere Gedichte über die Kirche Wang wurden im Jahre 1892 in der Sammlung *Sommerfrische* veröffentlicht.

---

[29] C.G.L: *Die Kirche von Wang auf – Brückenberg*. In: „Der Bote aus dem Riesengebirge". Eine Wochenschrift für alle Stände. Als Fortsetzung der König. privilegierten Gebirgsblätter, Nr. 32. Hirschberg, Donnerstag, den 11. August 1842, S. 646.

[30] Vgl. *Meyers Reisebücher: Riesengebirge und die Grafschaft Glatz.* Fünfzehnte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung der Gebirgs-Vereine. Leipzig und Wien 1906, S. 136.

[31] https://gedichte.xbib.de/Bauer%2C+Otto_gedicht_0057.+Zur+Einweihung+des+%84Hohenzollernstein%93+bei+Kirche+Wang.htm [Zugriff: 12.12.2019].

Kirche Wang

Es steht ein hölzern' Kirchlein
An steilem Bergesrand,
Weithin von hoher Warte
Schaut es hinein ins Land.

Auf Wälder und auf Felder
Blickt es von stolzer Höh'
Und träumt vom fernen Norden
Und von der grünen See.

Die fing ihm einst die Lieder
Und küßte seinen Fuß,
Nun rauschen deutsche Wälder
Ihm zu dem duft'gen Gruß.

Und wie in Nordlands Fluren
Scholl laut der Glocken Klang,
Klingt es durch Schlesiens Berge
Weithin von Kirche Wang.

Am Morgen, Mittag, Abend
Tönt es ins Land hinein
Die Glockenklänge laden
Zur frommen Andacht ein.

Ich trete in das Kirchlein
Und lausch' auf Gottes Wort,
Dann setz' ich frisch und freudig
Die Bergeswandrung fort.[32]

Kirche Wang

Jetzt ist die Sehnsucht heiß und tief
Im Herzen mir gestillt,
Du winkst mir vom Gebirge her,
Du trautes, liebes Bild.

Du winkst mir zu, du rufst mir zu:
Komm schnell herauf zu mir,
Die Ruhe, die Du lang ersehnt,
Die findest Du nur hier! —

Nun schau ich auf das weite Thal,
Auf die geschmückte Flur,
Kein Künstler malt so farbenreich
Und herrlich die Natur!

[32] Otto Bauer: *Kirche Wang aus der Sammlung Sommerfrische*. https://gedichte.xbib.de/Bauer%2C+Otto_gedicht_0053.+Kirche+Wang.htm [Zugriff: 02.11.2019].

Schön Schmiedeberg, du alte Stadt,
Wie herrlich liegst du da,
Ihr schmucken Dörfer, wohlbekannt,
Ich bin euch wieder nah!

Gott grüße dich! du Kirche Wang,
So schlicht erbaut aus Holz,
Ein Edelstein bist du fürwahr
Und des Gebirges Stolz![33]

Die Brückenberger Holzkirche würdigte auch Clara Fechner-Leyde (1810–1900), bekannt geworden hauptsächlich für ihre Legenden und Märchen, die sogar als Libretto zur Musik für Frauenchöre dienten; die Musik dafür wurde durch den Komponisten Ferdinand Hummel komponiert und erschien im Druck in Berlin und Leipzig in den Jahren 1881 und 1882.[34] Die Riesengebirgsmotivik taucht in ihren Texten relativ oft auf: Im Jahre 1896 schrieb sie z.B. *Prinzessin Ilse – eine Rübezahl-Legende*.[35] In der Monatsschrift „Der Wanderer im Riesengebirge" aus dem Jahre 1897 wurden zwei ihrer Gedichte veröffentlicht, das eine *Klage und Bitte an den Rübezahl* und das andere *Kirche Wang* überschrieben.

Kirche Wang

Unnütze Hände
Beschmutzen Tisch und Wände;
Da ist ein altes Wort!
Doch wer an heil'gem Ort
Den Unfug nicht kann lassen,
Den kann Gott wohl so fassen,
Gott Schütz' Dich, Kirche Wang![36]

Die Kirche Wang musste auf Besucher aus allen deutschen Provinzen großen Eindruck gemacht haben; dies galt auch für Gäste aus Norddeutschland. Der seinerzeit geschätzte Heimatdichter Gustav Ritter kam am 22. August 1867 in Grabow in Mecklenburg zur Welt und starb dort am 15. Mai 1945. Von Beruf war er Kaufmann und Fabrikant, er war nämlich Inhaber der berühmten Bollhagenschen Pfeffernuss- und Bisquit-Fabrik in Grabow, aber sein Interesse galt auch der Literatur. Schon als Schüler sollte er einige Gedichte verfasst haben. „Über viele Jahre entstanden in seinen Notizbüchern Gedichte und

[33] Ebenda.
[34] Vgl.https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=autoren_index&ab=Fechner-Leyde%2C+Clara&l= de. [Zugriff: 20.12.2019].
[35] Vgl. http://hofmeister.rhul.ac.uk/2008/content/monatshefte/1886_01.html. [Zugriff: 10.11.2019].
[36] Clara Fechner-Leyde: *Kirche Wang*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Organ des Riesengebirgs-Vereins Nr. 5. Hirschberg, den 1. Mai 1897, S. 77.

Prosastücke, die er in späteren Jahren veröffentlichte. […]"[37] Er verfasste auch viele Texte in plattdeutsch; gern publizierte er unter dem Pseudonym Gottlieb Bottermelk. Einige Gedichte von ihm wurden auf Postkarten vermarktet, unter ihnen das Gedicht über die Kirche Wang.

Vom Hohen Berge grüßt die Kirche Wang
Mit ihren Drachenköpfen in das weite Land,
Dies Gotteshaus, das schon jahrhundertelang,
Bevor es herverpflantz ward, hoch im Norden Land.

Es träumt so still hier oben von der Zeit,
Da man es schuf! Viel wunderbare Schnitzerei
In Wikingart gab ihm ein kostbar Kleid
Und schmückte Türen, Säulen, Chor und Sakristei.

Der Kirche-Wand – ein überdeckter Gang,
Ein Glockenturm abseits, der in die Höhe strebt
Und auf die Gräber sieht um Kirche Wang,
Die unbeschwert vom Alter mit dem Leben lebt.

Ein Glockenton durchschwebt die stille Luft,
Schwingt sich zum Kamm empor, senkt sich herab in's Tal,
Ein Echo lauscht, das leis zurück ihn ruft.
Und Gottes Friede herrscht im Reich von Rübezahl.[38]

Dieses Gedicht wurde auch in dem Sudetendeutschen Heimtatblatt „Riesengebirgsheimat" im Jahre 1962 abgedruckt. In der Zeitschrift lesen wir auch, dass die norwegische Regierung „diese wertvolle Holzkirche mit ihrem altnordischen Schnitzwerk" zurückkaufen wollte.[39]

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat man in der Monatsschrift „Der Wanderer im Riesengebirge" oft berichtet, dass in der Nähe der Kirche einige Gebäude, Pensionen und Hotels für die Touristen erbaut wurden, die den Blick auf die Kirche störten. Unter den Leserbriefen gab es auch lyrische Texte, in denen ihre Verfasser, meistens Laiendichter, ihre Empörung über derartige Missstände zur Sprache brachten. Von vielen Einsendungen beschloss die Redaktion, das Gedicht von P. Kriegel aus Seiffersdorf unter dem Titel *Kirche Wang-Klage*, zu veröffentlichen.

Ihr böse Menschen, was hab ich gethan,
Daß ihr mich so grausam Verbannet?
Sonst blickt' ich so freundlich herab vom Altan,
Von grünenden Hügeln umspannet.

---

[37] *Grabower Heimatdichter Gustav Ritter*, www. grabow-erinnerungen.de/pdfDateien/Ritter-Teil1.pdf, S. 11 [Zugriff: 15.12.2019].

[38] Gustav Ritter-Grabow: *Kirche Wang*. In: „Riesengebirgsheimat. Heimatblatt für die ehemaligen Kreise Trautenau und Hohenelbe" Nr. 5. Kempten/Allg. 1962, S. 162.

[39] Ebenda.

Sonst lacht' ich so fröhlich, so heiter herab
Von schwindelndem lustigen Höhen –
Nun ist mir zu Mute, als läg' ich im Grab –
Nun kann ich nicht vor mich mehr sehen.

Nun ist er verschlossen der herrliche Blick
In winkende blinkende Thäler;
Nun ist mir geworden das herbste Geschick;
Ich weiß nicht, war's Absicht, war's Fehler.

Was hab ich gethan denn, o sagt es mir an,
ihr Menschen, was hab' ich verbrochen,
Daß ihr mich belegtet mit Acht und mit Bann
Nun schon seit viel Monden und Wochen?

Sonst stiegt ihr so fröhlich, so mutig hinan,
Die lachende Lust in den Blicken;
Es winkt euch mein Türmlein vom lustigen Plan,
Von weitem schon euer Entzücken.

Von weitem schon rief es dem Wanderer zu:
Glück auf zu dem fröhlichen Wagen!
Hier oben erwartet dich gastliche Ruh
Und ein weites und freies Behagen.

Laß dich nicht verdrießen beschwerliche Müh,
Bald weilest du glücklich hier oben
Und wirst, wie ich pflege, seit's spät oder früh
Des Schöpfers Erhabenheit loben.

Nun kann ich euch winken und grüßen nicht mehr,
Nun sind mir die Augen verbunden,
Nun liegts wie ein Alp auf mir bleiern und schwer,
Seit man mir die Freiheit entwunden.

Ich hab euch gegrüßet wohl fünfzig Jahr.
Seit gnädig ein König hier oben
Mich weihte zum Dienste für Gott und Altar,
Die Herrlichkeit Gottes zu loben.

Hab treu dir gedienet, lieb Brückenberg,
Ihr Bauden all rings in der Runde,
Gemahnt euch zu frommem, ersprießlichem Werk
In guter und fährlicher Stunde.

Dein Krönlein war ich, dir bräutliche Zier,
Du Dörflein an grünenden Matten,
O sage mir an doch: was that ich nur dir,
Daß du mich verbannt in den Schatten?

Was bin ich nun schnöde zurückgestellt,
Verbannt in des Gasthauses Rücken,
Das mir nun verdecket die herrliche Welt,
Mich droht wie ein Alp zu erdrücken?

Leb wohl denn ihr Freunde, die ihr mich geliebt,
Und ferne schon freundlich mich grüßtet!
Hab Dank auch, ihr Lieben, die ihr euch betrübt,
Weil ihr meinen Anblick vermisset.

Will weiterhin dienen, trotzt Acht und trotzt Bann,
Dem höchsten zum Preise und Ehren,
Und wenn ich euch auch nicht mehr sehen kann,
Wer wollte die Zunge mir wehren?

Wer will mir verwehren, mit hellem Geläut
Den redlichen Wanderer zu locken?
Und wer mich nicht findet, der folg' nur bereit
Dem freundlichen Rufe der Glocken.

Und wer mich gefunden, der trete nur ein
In meine gastlichen Hallen
Und lerne den irrenden Brüdern verzeihn
Und lerne die Liebe zu allen.[40]

Über Erich Worbs schrieb Arno Lubos, dass er „einer von den gehobenen Lyrikern der zwanziger und dreißiger Jahre […] ist."[41] Er wurde 1893 in Liegnitz geboren und starb 1975 in Hamburg. Worbs war „Studienrat, Jugenderzieher, Lyriker, Erzähler, Volkskundler und Zeitschriftenherausgeber."[42] Zusammen mit Kurt Bock redigierte er die Zeitschrift „Romantik" und mit Will-Erich Peuckert und Walter Eberhard Loch das Periodikum „Der Berg". Er war auch ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Saat", die in Liegnitz erschien. Viele Gedichte und Erzählungen widmete er dem Riesengebirge, wo er sehr oft wanderte. Einige Texte von ihm erschienen auch in der Liegnitzer Halbmonatsschrift „Schlesien". In einem dort veröffentlichten Text beschrieb er unter anderem eine Silvesterwanderung im Riesengebirge.[43] Bei seinen Wanderungen besuchte Worbs auch die Kirche Wang und verfasste ein Gedicht über sie.

---

[40] P. Kriegel: *Kirche Wang-Klage*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge. Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins" Nr. 6. Hirschberg, den 15. Mai 1899, S. 93–94.

[41] Vgl. Arno Lubos: *Geschichte der Literatur Schlesiens*, II. Band. München 1967, S. 496.

[42] Edward Białek: *Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat" in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg*. Neisse Verlag. Dresden 2012, S. 403.

[43] Erich Worbs: *Eine Silvesterwanderung im Riesengebirge*. In: „Schlesien. Halbmonatsschrift für Heimatschutz und Heimatkultur". Werkblatt der Schlesierzentrale, der Beratungsstelle für Heimatpflege und der Organisationen für Heimatbildung, Heft 3. Liegnitz den 1. Februar 1923, S. 37–38.

Kirche Wang

Der letzten Glocke dunkler Abendsang
Irrt durch die Gräber nach verlornem Glück.
Auf stilles Holzkreuz ernst verträumte Tannen schauen.

Fern schluchzt ein Vogel an des Kammes Hang.
Ein Traum aus Gottes sanftem Abendblick
Glüht hell ein Stern auf Wald und blaue Bergesauen.[44]

Die Tourismus-Branche hat von Anfang an in der in Brückenberg aufgestellten Holzkirche einen potentiellen Anziehungspunkt für auswärtige Gäste erblickt. Es wurden also viele Werbemittel eingesetzt, die immer mehr Besucher locken sollten. Zu diesen gehörten etwa zahlreiche besonders attraktiv gestaltete Ansichtskarten, auf denen neben dem Bild der Kirche Wang auch literarische Texte erschienen. Auf diese Weise wurde z.B. das soeben zitierte Gedicht von Gustav Ritter popularisiert; auf manchen Postkarten-Editionen wird auch das Gedicht von E. Eisendick abgedruckt, dessen Herkunft und Lebensdaten sich leider nicht ermitteln ließen. Sein Gedicht über die Kirche Wang musste seinerzeit sehr populär gewesen sein, wovon auch seine freie Übersetzung ins Norwegische zeugt[45].

Riesengebirge – Kirche Wang!

An steiler Höh', von Felsen eingesäumet,
da steht ein Häuschen, still als wenn es träumet;
in Einsamkeit, nur Gott geweiht!
Sein Baustil wird dein Auge stets entzücken,
so oft du es umfängst mit deinen Blicken
vergißt es nie dein Leben lang! –
„Sieh' Wand'rer, das ist Kirche Wang!"

Nach vieler Müh', aus nordischem Gefilde
kam sie zerlegt in einzelne Gebilde
weit übers Meer, zu uns daher.
Und liebevoll ward sie gefügt dort oben,
um mit uns den Allmächtigen zu loben.
Drum betet mit beim Orgellklang:
„Gott, schütze deine Kirche Wang!"

Nun Wand'rer, der du weilst in diesen Bergen,
der du hier träumst von Rübezahl und Zwergen,
vor deinem Schöpfer beug' die Knie!
Der du Erholung suchst auf diesen Wegen,

[44] Erich Worbs: *Kirche Wang*. In: Derselbe, *Magische Erde. Gedichte über das Riesengebirge*. Herausgegeben von Edward Białek und Volker Dutkowski. Dresden und Wrocław 2011, S. 30.

[45] E. Eisendick: *Kirche Wang* (Frit oversat fra tysk). In: „Samband" Nr. 4, December 1930, 6. Aarg., S. 110.

willst deine Seelenlast vor Gott ablegen,
macht sie dein Herze noch so bang',
„Kehr, Wand'rer, ein in Kirche Wang!"[46]

Monika Taubitz, die deutsche Schriftstellerin aus Meersburg am Bodensee, die 1937 in Breslau geboren wurde und ihre Kindheit hauptsächlich in der Grafschaft Glatz verbrachte, kam nach der Vertreibung im Jahre 1946 mit ihrer Mutter nach Nordenham, von wo sie es in mehrere Ortschaften und Regionen Deutschlands verschlug. Das erste Mal besuchte sie die Städte und Dörfer, in denen sie ihre Kinderjahre verbrachte, erst im Jahre 1972 und seit dieser Zeit kommt sie regelmäßig nach Niederschlesien. In der lyrischen Dichtung der Autorin spielt das Riesengebirge eine wichtige Rolle, und wird, wie Justyna Kubocz meint, zum Symbol der verlorenen Heimat hochstilisiert.[47] Es kann also nicht wundernehmen, dass auch die Heimat des Berggeistes Rübezahl auf dem Programm der ein Vierteljahrhundert nach ihrer Austreibung aus Eisersdorf bei Landeck unternommenen Schlesien-Reise stand, einer gar nicht sentimentalen Reise in die gewaltsam zerrissene Kindheit. Sie führte die Dichterin auch nach Krummhübel, wo sie sich das weitbekannte Kirchlein anschauen wollte. Ihre Eindrücke trug Taubitz in ihr Tagebuch ein: „Zunächst mutet uns die Stabholzkirche fremd an. […] Ringsum auf dem verwilderten Friedhof, der in seltsamem Kontrast zu der gut erhaltenen Kirche steht, alte Grabkreuze mit deutschen Namen: verwittert, teilweise umgefallen, zerbrochen. Eine Christusfigur mit abgeschlagenen Händen."[48] Im Anschluss an die Begegnung mit den schlesischen Bergen entstand der Gedichtzyklus *Zwiesprache mit einem Stein aus dem Riesengebirge*, wobei bereits im ersten Teil der Reihe, *Fundort* überschrieben, die Kirche Wang erwähnt wird.

Fundort

Auf dem Weg zur Kirche Wang,
zwischen dem Postkartenhändler
und der polnischen Bäuerin,
die ihre bunten Wolltücher
auf der nackten Erde feilbot,
hielt ich an,
als der Stein,
von fremden Füßen verlockt,
talwärts wanderte und dabei
gegen meinen Schuh stieß.
Jener leise Anschlag
traf mich in der Herzgegend

[46] Auf einer Postkarte aus dem Familien-Archiv von Hildegard Buhl (Rübezahl-Verlag Paul Höckendorf, Hirschberg i. Rsgb. 1939).

[47] Justyna Kubocz: *Die Naturwelt als Refugium. Das Riesengebirge und das Glatzer Bergland in der Lyrik von Monika Taubitz*. In: Edward Białek, Cezary Lipiński, Józef Zaprucki (Hg.): *Literarisches Hirschberg. Beiträge zur Kulturgeschichte der „Riesengebirgs-Goldstadt" und ihrer Umgegend*. Dresden 2016, S. 477.

[48] Monika Taubitz: *Schlesien – Tagebuch einer Reise*. Heidenheim 1972, S. 24.

in dem Augenblick,
als zwischen den Tannen
die blaue Kammlinie der Berge
sichtbar wurde.
Das war der Grund,
mich nach ihm zu bücken.
Unscheinbar und gewöhnlich
lag er in meiner Hand,
leicht angewärmt
von der Septembersonne.
Trotz seines geringen Gewichts
wog er schwer.
Nach eingehender Zwiesprache
mit ihm,
nach Prüfung
seines Steinalters,
seiner Härte und Beständigkeit,
wußte ich, daß ihm zuzumuten war,
heimatlos
eines Menschen Schicksal
zu teilen.
Und ich trug ihn
mit mir fort
über die Grenze.[49]

In die Welt seiner Kindheit führt den Leser Joseph Wittig (1879–1949) in seinem selbstdarstellenden Text *Wie ich das Riesengebirge bauen wollte* ein. Der einer armen Familie entstammende Erzähler träumt von einer Reise in die schlesischen Berge, und da er sich dessen bewusst ist, dass dieser Traum nicht in Erfüllung gehen darf, keimt in ihm der Plan auf, aus einem Schlammhaufen „selbst ein Riesengebirge [zu] bauen. Von diesem Augenblicke an hörte ich nicht mehr auf den Lehrer, weder in der Stunde noch in den folgenden, und bekam während der nächsten sieben Tage sechsmal Schläge wegen Unaufmerksamkeit. […] Es war ein kalter Novembertag, als ich ans Werk schritt, Schaufel und Hacke über den Schultern. Meine einzige Sorge war, es könnte über Nacht gefrieren. Ich wollte ja auch das Kirchlein Wang recht schön einrichten.“[50]

Viele heutige Besucher des Riesengebirges sehen sich veranlasst, die Kirche Wang als das architektonische Sinnbild der Region zu besichtigen. Für gebürtige Schlesier ist sie zusätzlich ein wichtiger Erinnerungsort, was man zahlreichen Berichten über Reisen in die Stätten ihrer Kindheit entnehmen kann. Im Jahre 1997 verbrachte Eginhard Kranz mit seiner Frau Weihnachten und Silvester im Riesengebirge. In seinem Bericht heißt es: „Das Gebirge ist sanft verschneit. Die Koppe schält sich

[49] Monika Taubitz: *Fundort*. In: Dieselbe: *Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien*. Wrocław-Dresden, 2007, S. 26 und 30.

[50] Joseph Wittig: *Wie ich das Riesengebirge bauen wollte*. In: Jochen Hoffbauer (Hrsg.): *Du Land meiner Kindheit. Schlesische Dichter erzählen aus ihrer Kinderzeit*. München 1966, S. 181.

aus den Wolken. Die Kirche Wang in Brückenberg steht in Morgensonne inmitten der weißen Pracht."[51] Doris Ertel, die zusammen mit ihrer Familie durch Europa reist und oft nach Krummhübel kommt, schrieb etwa: „Es scheint fast als wäre die Zeit hier stehen geblieben. Die kleine Holzkirche wirkt fast wie aus einem Märchenbuch und verleitet geradezu in Träumereien zu verfallen."[52] Die aus Hirschberg stammende Schriftstellerin Barbara Ruthe-Strehblow, die unter dem Pseudonym Erle Bach[53] als Verfasserin von Mundarttexten bekannt geworden ist, beschwört in dem Bildband *Niederschlesien. Zwischen Iserkamm und Schlesiersee* die Kirche Wang als einen bedeutsamen Bestandteil der schlesischen Identität: „Seit der Einweihung […] bis auf den heutigen Tag ist sie die heimliche Liebe aller Schlesier geblieben und unterstreicht damit die in Niederschlesien oft zu beobachtende enge Bindung an den Norden."[54]

Hans-Dieter Rutsch (geb. 1954), Regisseur, Drehbuchautor und Schriftsteller, erinnert in einem ergreifenden Aufsatz an den letzten Pastor der evangelischen Gemeinde Brückenberg, mit dessen unaufgeklärtem Mord vom 7. Juni 1946 die deutsche Geschichte der Kirche Wang zu Ende war. „Er bleibt in der Erde der alten Heimat zurück. Seit 1930 lenkt er die Geschicke der Gemeinde, und er ist zugleich ihr eigenwilliger Chronist. […] Der Nationalsozialismus will auch in Schlesien mit eigenen Riten und eigenen Heilsversprechen an die Stelle des bisherigen Glaubens treten. Als Verkünder des kommenden Endsiegs sehen sich die Männer in den braunen Hemden als die neuen Propheten. Die christliche Kirche wird für sie zum Gegner. Und damit auch Ernst Passauer. Nach dem Ende des Krieges und des braunen Spuks erlebt der Pfarrer ganz Ähnliches noch einmal. Auch die Offiziere der Roten Armee erblicken in dem Mann der Kirche einen Schamanen; und für die polnischen Milizen ist er gleich ein zweifacher Feind: Passauer ist ein evangelischer Priester und ein Deutscher obendrein."[55] Die in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstandenen Schäden wurden in den folgenden Jahren allmählich behoben, Grabsteine mit deutschen Inschriften kehrten an ihren Platz zurück, das Denkmal der Gräfin von Reden durch polnische Restauratoren professionell erneuert. Rutsch sieht darin Anzeichen einer neuen Zeit: nach der Abgrenzung kommt nämlich die Periode der Erinnerung und Aufarbeitung. „Auf Ernst Passauers Grab stehen immer frische Blumen. Ein Sinnbild des Gedenkens, wie dieser Friedhof überhaupt."[56]

---

[51] Eginhard Kranz: *Zur Jahreswende im Riesengebirge*. In: „Waldenburger Heimatbote". Offizielles Organ für den Gesamten Heimatkreis Waldenburg (Schlesien), Nr. 983. Lübbecke, November 2005, S. 12.

[52] *Doris Ertel*. In: www.urlaub-durch-europa.de/polen/kirche-wang.php [Zugriff: 15.12.2019].

[53] Vgl. Friedrich-Wilhelm Preuß (Hrsg.): *Erle Bach. Eine herausragende Schlesierin*. Arbeitskreis für schlesische Mundart, Band 20. Wangen 2016.

[54] Erle Bach: *Niederschlesien Zwischen Iserkamm und Schlesiersee*, Würzburg, o.J., unpaginiert.

[55] Hans-Dieter Rutsch: *Das preußische Arkadien. Schlesien und die Deutschen*. Berlin 2014, S. 174.

[56] Ebd., S. 175.

Bibliographie

Bach, Erle: *Niederschlesien Zwischen Iserkamm und Schlesiersee*, Würzburg, o.J, unpaginiert.

Bauer, Otto: *Kirche Wang aus der Sammlung Sommerfrische*. https://gedichte.xbib.de/Bauer%2C+Otto_gedicht_0053.+Kirche+Wang.htm [Zugriff: 02.11.2019].

Beck, Siegfried: *Das Riesengebirge. 15. Fischbach und Wang*. In: „Rübezahl". Der Schlesischen Provinzialblätter achtundsiebzigster Jahrgang. Der Neuen Folge dreizehnter Jahrgang 1874. Heft 7. Breslau, S. 348.

Białek, Edward: *Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat" in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg*. Neisse Verlag. Dresden 2012.

Bończuk-Dawidziuk, Urszula: *Działalność kulturalna hrabiny Friederike von Reden (1774–1854)*. Wrocław 2019.

Doris Ertel. In: www.urlaub-durch-europa.de/polen/kirche-wang.php [Zugriff: 15.12.2019].

Eisendick, E.: *Kirche Wang* (Frit oversat fra tysk). In: „Samband" Nr. 4, December 1930, 6. Aarg., S. 110.

Fechner-Leyde, Clara: *Kirche Wang*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Organ des Riesengebirgs-Vereins Nr. 5, Hirschberg, den 1. Mai 1897, S. 77.

Fontane, Theodor: *Quitt*, Berlin 2016.

Frömberg, Kurt: *Die Kirche Wang im Riesengebirge*. In: *Riesengebirge. Eine Landschaft im Bild ihrer Dichter*. Herausgegeben von Jochen Hoffbauer. Tübingen 1982, S. 235–236.

Gebhard, Erich: *Das Denkmal der Gräfin Friederike von Reden auf Buchwald auf dem Kirchplatz von Wang*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge. Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins", Nr. 2. Hirschberg, den 1. Februar 1914, S. 17–18.

Gebhard, Erich: *Die Kirche Wang im Riesengebirge und ihre Geschichte*. Auf Grund der vorhandenen Quellen und in Norwegen gemachter Studien von Erich Gebhard, Pastor in Wang. Mit 70 Illustrationen, Vignetten und Zeichnungen vom Verfasser. 4., stark vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg 1913.

Grabower Heimatdichter Gustav Ritter, www. grabow-erinnerungen.de/pdfDateien/RitterTeil1.pdf, S. 1–10 [Zugriff: 15.12.2019].

Grundmann, Günther: *Der Erwerb der Kirche Wang und ihr Transport von Norwegen nach Berlin*. In: Derselbe: *Kunstwanderungen im Riesengebirge. Studien aus 50 Jahren*. München 1969, S. 175–182.

Grundmann, Günther: *Die Briefe der Gräfin Reden während der Aufrichtung der Bergkirche unseres Erlösers zu Wang*. In: Derselbe: *Kunstwanderungen im Riesengebirge. Studien aus 50 Jahren*. München 1969, S. 183–200.

Heller, Gisela: *Unterwegs mit Fontane von der Ostsee bis zur Donau*. Pinnow 2019 [Edition Digital].

Hillebrandt, Lucie: *Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung*. Breslau 1922.

Kolbenheyer, Erwin Guido: *Die Begegnung auf dem Riesengebirge*. In: Derselbe: *Novellen, Erzählungen, Legenden*. Darmstadt 1965, S. 51–104.

Kranz, Eginhard: *Zur Jahreswende im Riesengebirge*, „Waldenburger Heimatbote". Offizielles Organ für den Gesamten Heimatkreis Waldenburg (Schlesien), Nr. 983. Lübbecke, November 2005, S. 12.

Kriegel, P.: *Kirche Wang-Klage*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge. Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins" Nr. 6. Hirschberg, den 15. Mai 1899, S. 93–94.

Kubocz, Justyna: *Die Naturwelt als Refugium. Das Riesengebirge und das Glatzer Bergland in der Lyrik von Monika Taubitz*. In: Edward Białek, Cezary Lipiński, Józef Zaprucki (Hg.): *Literarisches Hirschberg. Beiträge zur Kulturgeschichte der „Riesengebirgs-Goldstadt" und ihrer Umgegend*. Dresden 2016, S. 469–481.

L., C.G.: *Die Kirche von Wang auf – Brückenberg*. In: „Der Bote aus dem Riesengebirge". Eine Wochenschrift für alle Stände. Als Fortsetzung der König. privilegierten Gebirgsblätter, Nr. 32. Hirschberg, Donnerstag, den 11. August 1842, S. 646.

Lange, Horst: *Schneesturm im Riesengebirge*. In: „Schlesien. Zeitschrift für Heimatschutz und Heimatkultur – Werkblatt der Schlesierzentrale, der Beratungsstelle für Heimatpflege und der Organisationen für Heimatbildung", Heft 1. Liegnitz, den 1. Januar 1925, S. 2.

Lubos, Arno: *Geschichte der Literatur Schlesiens*, II. Band. München 1967.

Meyers Reisebücher: Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Fünfzehnte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung der Gebirgs-Vereine. Leipzig und Wien 1906.

Müller-Seidel, Walter: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 1980.

Peter, Julius: *Neuester und zuverlässigster Führer durch das Riesengebirge und seine Anschlüsse mit besonderer Berücksichtigung der Bäder Warmbrunn, Johannisbad, Flinsberg und Liebwerda*. Hirschberg 1873.

Południak, Natalia: *Julius Peter und seine Wanderbücher über das Riesengebirge*. In: Edward Białek, Cezary Lipiński, Józef Zaprucki (Hrsg.): *Literarisches Hirschberg. Beiträge zur Kulturgeschichte der „Riesengebirgs-Goldstadt" und ihrer Umgegend*. Dresden 2016, S. 579–622.

Preuß, Friedrich-Wilhelm (Hrsg.): *Erle Bach. Eine herausragende Schlesierin*. Arbeitskreis für schlesische Mundart, Band 20. Wangen 2016.

Regell, P.: *Das Riesen- und Isergebirge*. Bielefeld und Leipzig 1905 [= Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel; Band XX].

Ritter-Grabov, Gustav: *Kirche Wang*. In: „Riesengebirgsheimat. Heimatblatt für die ehemaligen Kreise Trautenau und Hohenelbe" Nr. 5, Kempten/Allg. 1962, S. 162.

Rutsch, Hans-Dieter: *Das preußische Arkadien. Schlesien und die Deutschen*. Berlin 2014.

Schroller, Franz: *Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes*. Erster Band. Mit 44 Stahlstichen und 51 Holzschnitten von Theodor Blätterbauer. Glogau 1885.

Sommer, Fedor: *Auf Wang*. In: Derselbe: *Das Rokokopult und Anderes*. 3 Erzählungen. Halle 1913, S. 119–133.

Stein, O. Th.: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Zeitschrift des deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Vereins Nr. 9. Hirschberg, den 1. September 1916, S. 67.

Stein, O. Th.: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. In: „Der Wanderer im Riesengebirge". Zeitschrift des deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Vereins Nr.11. Hirschberg, den 1. November 1916, S. 82 und Nr. 12, den 1. Dezember 1916, S. 92.

Sundheim, A.M., *Den gamle stavkirke fra Vang i Valdres*. In: „Samband" Nr. 4, December 1930, 6. Aarg., S. 101–109.

Taubitz, Monika: *Schlesien – Tagebuch einer Reise*. Heidenheim 1972.
Taubitz, Monika: *Fundort*. In: *Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien*. Wrocław-Dresden 2007, S. 26 und 30.
Wiedemann, Fritz: *Kirche Wang. Eine nordische Bauernkirche in Schlesien*. In: „Der heimattreue Schlesier", Folge 2, Berlin, den 1. Februar 1938, S. 34.
Wittig, Joseph: *Wie ich das Riesengebirge bauen wollte*. In: Jochen Hoffbauer (Hrsg.): *Du Land meiner Kindheit. Schlesische Dichter erzählen aus ihrer Kinderzeit*. München 1966, S.180–184.
Wörffel, Udo: *Theodor Fontane im Riesengebirge*. Husum 2000.
Worbs, Erich: *Eine Silvesterwanderung im Riesengebirge*. In: „Schlesien. Halbmonatsschrift für Heimatschutz und Heimatkultur". Werkblatt der Schlesierzentrale, der Beratungsstelle für Heimatpflege und der Organisationen für Heimatbildung, Heft 3. Liegnitz, den 1. Februar 1923, S. 37–38.
Worbs, Erich: *Magische Erde. Gedichte über das Riesengebirge*. Herausgegeben von Edward Białek und Volker Dutkowski. Dresden und Wrocław 2011.
Zaprucki, Józef: *Zum Heimatphänomen im Schaffen von Fedor Sommer (1864–1930)*. In: Marek Adamski und Wojciech Kunicki (Hg.): *Schlesien als literarische Provinz. Literatur zwischen Regionalismus und Provinzialismus*. Leipzig 2008, S. 62–71.
https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=autoren_index&ab=Fechner-Leyde%2C+Clara&l=de. [Zugriff: 20.12.2019].
https://gedichte.xbib.de/Bauer%2C+Otto_gedicht_0057.+Zur+Einweihung+-des+%84Hohenzollernstein%93+bei+Kirche+Wang.htm [Zugriff: 12.12.2019].
http://hofmeister.rhul.ac.uk/2008/content/monatshefte/1886_01.html. [Zugriff: 10.11.2019].

Schlüsselwörter

Kirche Wang, Niederschlesien, Riesengebirge, Karpacz, deutsche Dichter

Abstract

**„An steiler Höh', von Felsen eingesäumet…" –
The Wang Church in literary testimonies of German authors**

The Wang Church was transported from the Norwegian village Vang to Berlin, and then do Giant Mountains in 1842. The Norwegian painter Dahl made the king Frederick William IV of Prussia buy the church. Countless Frederica von Reden of Bukowiec convinced him to move it to Giant Mountains, to Karpacz. On 28th July 1844 the church was consecrated. Now it is a very important tourist attraction of the Giant Mountains. It has been an inspiration for writers and poets.

Keywords

Wang Church, Lower Silesia, Giant Mountains, Karpacz, German poets

Leszek Dziemianko (https://orcid.org/0000–0002–0183–6761)
Uniwersytet Wrocławski

Der Breslauer Dichter und Schauspieler Karl von Holtei (1798–1880) als schlesische Kulturikone und Identifikationsfigur

I

Der 1823 von Karl von Holtei eigenwillig arrangierte Auftritt von Zirkusartisten auf der Bühne des Breslauer Theaters „Kalte Asche" löste einen eklatanten Theaterskandal aus, der seine baldige Entlassung vom Posten des Theaterdichters herbeiführte. Dieses Ereignis ist als ein markanter biographischer Einschnitt einzuschätzen. „Der heitere, jugendliche Sinn war verschwunden, um hypochondrischen Launen Platz zu machen"[1] – schrieb Holtei noch gut zwanzig Jahre danach. Infolgedessen verließ er seine Heimat, führte jahrzehntelang ein unruhiges Wanderleben und siedelte erst im Dezember 1865 dauerhaft nach Breslau über. Während seiner gelegentlichen Aufenthalte an der Oder trat er nur selten als *persona publica* auf und beschränkte sie vorwiegend auf den privaten Bereich: auf den Umgang mit seinen „nächsten Freunde[n] und Gönner[n]"[2].

Obwohl der Dichter in Schlesien immer noch präsent war, vor allem durch Presseveröffentlichungen und Theateraufführungen, wurde er hier in genere mit einer großen Dosis Skepsis oder Zurückhaltung wahrgenommen. Ein naheliegendes Beispiel dafür bildet die negative Reaktion auf sein einaktiges Theaterstück *Der Kalkbrenner*: „In Breslau fühlte sich der Nationalstolz durch die Vorführung eines einfältigen Schlesiers verletzt, und das harmlose Stück wurde bei seiner ersten und letzten Aufführung am 29. März 1826 […] ausgepfiffen."[3] Ähnliches gilt auch für seine mundartlichen *Schlesischen Ge*dichte (1830), mit denen die schlesische Dialektdichtung ihren künstlerischen Höhepunkt erreichte.[4] Trotz ihrer günstigen Aufnahme in Goethes Zeitschrift „Kunst und Alterthum" wurden sie hier zunächst keineswegs positiv aufgenommen.[5]

---

1 Karl von Holtei: *Vierzig Jahre*, Bd. 3. Breslau 1859, S. 174. Ausführlich dazu: Leszek Dziemianko: *Der junge Karl von Holtei. Leben und Werk*. Wrocław – Dresden 2007, S. 201–222.

2 Holtei, wie Anm. 1, Bd. 5. Breslau 1859, S. 414.

3 Ebd., Bd. 3, S. 423. Vgl. auch: Karl von Holtei: *Theater. In einem Bande*. Breslau 1845, S. 33.

4 Vgl. hierzu u.a. Arno Lubos: *Schlesien im Leben und Werk Holteis*. In: Arno Lubos: *Schlesisches Schrifttum der Romantik und Popularromantik*. München 1978, S. 75–98.

5 Vgl. o. A.: *Gedichte in schlesischer Mundart, von Karl von Holtei*. In: Über Kunst und Alterthum 1828, H. 2, S. 351–355; Karl von Holtei: *Einladung zur Subscription auf Schlesische*

Als sich Holtei 1833 gemeinsam mit seinem Freund Klemens Remie um die Theaterpacht in Breslau bewarb, stieß er hingegen auf zähen Widerstand des Verwaltungsausschusses. Im nächsten Jahr, als er während einer längeren Gastspielreise seiner zweiten Frau, der Schauspielerin Julie Holzbecher, in seinem dramatischen Quodlibet *Eines Schauspielers Morgenstunde* persönlich auf der Breslauer Bühne erschien, „weckte er in den Zeitungen alte Feindschaft zu neuen Flammen."[6] In Zusammenhang damit schrieb er in einem Brief an den Literatur- und Theaterkenner August Kahlert mit unverhohlener Bitterkeit: „Für mich hat die liebe Vaterstadt keine angenehmen Rückerinnerungen!"[7]

Als eine *persona ingrata* wurde Karl von Holtei in der Theaterszene Breslaus auch zehn Jahre später angesehen. Wegen der angespannten Verhältnisse legte er im März 1845 die ihm von seinem Jugendfreund, dem damaligen Theaterpächter Friedrich Christian Eugen von Vaerst angebotene Dramaturgenstelle nieder, die er im Oktober 1844 angetreten hatte. In einem späteren Brief an seinen „Herzensfreund"[8], den bereits erwähnten Kahlert, ist unter anderem Folgendes zu lesen:

> Wenn ich einen Brief vom „gutten Kahlert" entfalte, wird mir jedesmal so „heemlich" zu Muthe, daß die schlesische Sehnsucht, mit der ich mich, je älter ich werde, desto mehr herumtrage, in trübe Wehmut übergeht. Frag' ich mich dann: was ich damit will? und ob ich etwa dort sein möchte? dann antwort' ich mir: Nein, das ist es nicht. Denn mögt Ihr mich auslachen, seit 1848 ist mir die Heimath gewissermaßen verleidet; ich würde mich schier fürchten sie mit leiblichen Augen wieder zu sehen und körperlich in ihr zu leben. Mit Geist und Seele werd' ich mich niemals von ihr trennen.[9]

Die Angst vor öffentlichen Auftritten in der schlesischen Metropole begleitete Holtei noch im Alter. Während seiner mehrmonatigen erfolgreichen Vortragsreise durch Schlesien (1860/61), während derer er von seinen Landsleuten als großer Dichter und Vorleser gefeiert wurde, hat er Breslau „nur mit Widerwillen aufgesucht."[10] In seinem Stolz gekränkt, konstatierte er in seinen Memoiren mit einer bitteren Enttäuschung, es liege im Wesen seiner „lieben Vaterstadt [...], diejenigen

---

Gedichte von Karl von Holtei. In: Breslauer Zeitung 1828, Nr. 178, S. 2270; Karl von Holtei: *Schlesische Gedichte*. Berlin 1830, S. 131–133; Maria Katarzyna Lasatowicz: *Zu Karl von Holteis Konstruktion regionaler Identität durch Sprache*. In: Maria Katarzyna Lasatowicz, Andrea Rudolph (Hg.): *Literaturgeschichtliche Schlüsseltexte zur Formung schlesischer Identität. Kommentierte Studienausgabe*. Berlin 2005, S. 235–260, hier S. 243–246.

6 Maximilian Schlesinger: *Geschichte des Breslauer Theaters*, Bd. 1. Berlin 1898, S. 201. Vgl. auch Holtei, wie Anm. 1, Bd. 5. Breslau 1859, S. 27–35.

7 Karl von Holtei: *Nachlese. Erzählungen und Plaudereien*, Bd. 3. Breslau 1870, S. 16. Vgl. auch ebd., S. 9, 19, 34 und 44. Des weiteren vgl. Karl von Holtei an August Timotheus Kahlert. Ein Brief vom 1.11.1834, Brünn. In: *August Timotheus Kahlert. Der Briefwechsel zwischen Karl von Holtei und August Timotheus Kahlert*. Herausgegeben, mit einem Vorwort versehen und kommentiert von Wojciech Kunicki. Leipzig 2018, S. 66.

8 Karl von Holtei an August Timotheus Kahlert. Ein Brief vom 30.4.1839, Grafenort. In: ebd., S. 102.

9 Karl von Holtei an August Timotheus Kahlert. Ein Brief vom 29.1.1855, Gräz. In: ebd., S. 185.

10 Alfred Schneider: *Holteis Schlesische Vortragsreise von 1860/61*. In: Der Wanderer im Riesengebirge 46 (1926), S. 97–99 und 118–120, hier S. 118.

ihrer Söhne, welche mit Wärme des Gefühls und mit mannichfachen Aufopferungen für sie handelten, wenig anzuerkennen[,] ihrer Wärme Kälte entgegenzustellen. Wenn ich mit meinen Erinnerungen bis in die Kindheit zurückgehe – setzt Holtei fort –, finde ich fast dieselbe Undankbarkeit gegen Jeden, der sich um geistige Interessen dort Verdienste erwarb."[11]

Die 1850 im Breslauer Verlag von Eduard Trewendt erschienene zweite Auflage seiner *Schlesischen Gedichte* erwies sich jedoch als eine veritable Initialzündung. Die hier enthaltenen rhythmischen, durch ungetrübte Heiterkeit und witzige Pointen gekennzeichneten Lieder, Naturschilderungen, buntschillernden Genrebilder und tiefsinnigen, mit Schwermut durchdrungenen Erlebnisgedichte, die einen interessanten Einblick in die Mentalität, Gebräuche und Umgangsformen der Schlesier gewährten, brachten Holtei große Beliebtheit und hohe Wertschätzung ein. Die Sammlung, die ursprünglich 43 Gedichte zählte (samt Notenbeilagen und einem knappen Idiotikon), erlebte zu Lebzeiten des Dichters 16 neubearbeitete und beachtlich erweiterte Auflagen und fand auch außerhalb Schlesiens ziemlich weite Verbreitung.

Während seiner Schlesienreise hielt Holtei eine Reihe von beifällig aufgenommenen Autorenlesungen, führte ein lebhaftes soziales Leben und flanierte durch die Straßen der von ihm besuchten Städte. Als er sich „in dem [einst] undankbaren Breslau"[12] aufhielt, wurde er auf Vielfalt und Ausmaß von gravierenden, sowohl in der Dynamik der Urbanisierungsentwicklung als auch in der Auflockerung der Sitten in Erscheinung tretenden Veränderungen aufmerksam, was bei ihm ein irritierend-frustrierendes Gefühl der Fremdheit hervorrief. Unter dem 29. August 1861 heißt es in seinem Tagebuch:

> Ich mache verschiedene Beobachtungen […], und was ich sehe, gefällt mir keinesweges. Breslau hat sich allerdings bedeutend verändert; ja, es ist mächtig „fortgeschritten"; […] äußerlich hat es unglaublich viel gewonnen in verhältnißmäßig geringer Frist. Doch ich vermag nicht, mich daran zu erfreuen. Es geht ein Zug trotziger Widersetzlichkeit durch die Bevölkerung, der sich auch in lärmenden Vergnügungen kund giebt, und die Sucht nach diesen wird auf beängstigende Weise zur Schau getragen. Mir ist unheimlich. Ich bin hier nicht mehr „derheeme". Wenigstens auf der Straße und auf den Spaziergängen nicht. Deshalb trachte ich danach, es in den Häusern zu bleiben, und suche alle mir befreundete[n] und bekannte[n] Familien auf […].[13]

Die in diesem Passus mitschwingende Abneigung gegen Modernisierungsprozesse, insbesondere gegen den technischen Fortschritt und die Liberalisierung sittlicher

---

[11] Holtei, wie Anm. 1, Bd. 6. Breslau 1859, S. 27–28. Während seines Aufenthalts in Lübeck im Jahr 1848 wurde er deshalb von der „patriotische[n] Verehrung" fasziniert, die er „über die ganze Stadt in allen Ständen für [den einheimischen Dichter Emanuel] Geibel verbreitet fand". Ebd., S. 34. Vgl. auch Leszek Dziemianko: *Zum soziokulturellen Schlesienbild in Karl von Holteis Lebenserinnerungen*. In: Edward Białek, Robert Buczek, Paweł Zimniak (Hg.): *Eine Provinz in der Literatur. Schlesien zwischen Wirklichkeit und Imagination*. Wrocław – Zielona Góra 2003, S. 47–68, hier S. 64–65.

[12] Holtei, wie Anm. 1, Bd. 2. Breslau 1862, S. 271.

[13] Karl von Holtei: *Noch ein Jahr in Schlesien!*, Bd. 2. Breslau 1864, S. 173–174.

Normen, sowie die Sehnsucht nach dem Breslau seiner Kindheit und Jugendzeit spiegelt noch plakativer einer der späteren Einträge in seinen Reiseaufzeichnungen wider. In seinen bis ins Jahr 1806 zurückreichenden Erinnerungen fällt der Kontrast zwischen den romantisch anmutenden Wunschbildern der ersehnten Heimat und der nach Jahren vorgefundenen Wirklichkeit auf:

> Dann, mit eintretender Dämmerung, habe ich durchgeführt, was ich mir als Pflicht auferlegt; einige Stunden in dem Gewühle mich drängen zu lassen, welches in und um jene lärmende Garten-Musiken tobt, durch die Breslau's dereinst so anmuthige, durch Göppert's Fürsorge zu blühenden Anlagen erhobene Promenade in ein Bierkneipenfeld verwandelt wird. […]
> Ich suchte einige Ruhe und fand sie auf der Ziegelbastion, von der ich bei milder Nacht über die vom Widerschein der Gestirne flimmernde Oder nach der Dominsel blickte und mich in ernste Betrachtungen verlor. Sie reichten zurück bis vor 1806… Als ich mich endlich fröstelnd aufraffte, war ich ganz allein auf dem kleinen Hügel, den ich, als ich ihn, ein fünfjähriger Junge, mit meinem Hauslehrer zuerst bestieg, für einen hohen Berg gehalten. Ich kann mich genau darauf besinnen. Damals ging man zwischen Geschützen und Kugelhaufen um die Wälle. – Heute ging ich zwischen grünen Gebüschen und fast schon herbstlich nachblühenden Blumen. Die Gartenkonzerte waren beendet. Rings umher herrschte Ruhe. Von den Thürmen der Sand- und Domkirchen schlug es ein Viertel nach elf Uhr. Ich zog langsam über die Promenade, nur einzelne Gestalten huschten hier und her, verschwanden hinter Gesträuchen; ich bemerkte verdächtige Kerls, die sich versteckten, und hielt es für gerathen, bei der Wache an der Ohlauerstraße einzubiegen und mich ohne Weiteres nach Hause zu begeben. […]
> Wo seid ihr hin, ihr Sommernächte, da ich bis gegen Sonnenaufgang um die Promenade strich, Verse an den Mond richtend, sonder Gefahr und Angst; oft allein, in poetischen und erotischen Luftschlössern schwärmend; […] wer hätte da auf unseren Wällen räuberische Angriffe zu besorgen gehabt? – Ja, die Kultur schreitet vorwärts![14]

II

Das Phänomen des außergewöhnlichen, aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehbaren Ansehens, das Karl von Holtei in seinen letzten Lebensjahren in Breslau und ganz Schlesien genoss, schilderte sein Biograph Max Kurnik mit folgenden Worten:

> Kein junger Lyriker, kein angehender Dramatiker, kein beginnender Bühnenheld, der nicht bei Holtei anklopft und seinen Rath, seinen Beistand erbittet. Kein Schriftsteller oder Künstler, der Breslau passirt, der nicht zur kurzen Rast bei dem „Alten vom Berge" einkehrt. Es ist wie ein ununterbrochenes Wallfahrten nach der mansardenartigen Wohnstätte des greisen Dichters. Sie kommen von Nah und Fern, Männlein wie Weiblein, ehrwürdige Matronen wie zierliche Backfischchen, um dem liebenswürdigen Alten zu huldigen und sich ein Autograph oder ein Bildchen zu erbitten. Er wird in allen möglichen Tonarten angesungen und noch mehr vielleicht angebettelt. Ist es doch allgemein bekannt, daß er den letzten Silberling mit dem Hilfsbedürftigen theilt, und wenn die

[14] Ebd., S. 177–180.

> eigenen Mittel nicht ausreichen, scheut er weder Mühen noch Strapazen, um Hilfe und Beisteuer aus anderen Quellen zu beschaffen. […] Wo irgend eine Abendgesellschaft versammelt ist, soll der Alte vorlesen oder erzählen, zu Festlichkeiten soll er Gedichte fabriciren, und selten nur versagt er seine Dienste, solange es seine Kräfte nur gestatten. Er wird die populärste Persönlichkeit in den schlesischen Gauen. Wenn die hohe, vom Alter ungebeugte Gestalt mit dem ehrwürdigen, von Silberhaar reich umwallten Haupte, aus dessen hellblickenden blauen Augen Milde und Güte strahlen, durch die Straßen und über die Promenaden von Breslau dahinschreitet, da sammeln sich die Schulkinder auf seinen Wegen und grüßen ihn als den allbekannten „alten Holtei", und die Hökerfrauen auf den Marktplätzen rufen sich zu: He, da kommt unser alter Holtei![15]

Die enorme Popularität Holteis erreichte am Tag seines achtzigsten Geburtstags ihren Höhepunkt. Aus diesem Anlass erhielt der greise Dichter, der sich selbst wegen einer schweren Erkrankung an der in Breslau stattgefundenen Geburtstagsfeier nicht beteiligen konnte, mehr als 1000 Depeschen und Gratulationen, unter anderem von namhaften Autoren und Theaterleitern.[16] Der Oberpräsident der Provinz Schlesien Robert von Puttkammer brachte ihm außerdem, im Auftrag Sr. Majestät des Kaisers, das Ritterkreuz des königlichen Hausordens von Hohenzollern – eine Auszeichnung, die nur für patriotische und persönliche Anhänglichkeit an den König und sein Haus verliehen wurde.

Von der Hochachtung, die die Stadteinwohner und -behörden Karl von Holtei an seinem Lebensabend zollten, zeugt darüber hinaus die Tatsache, dass 1869 eine der neuangelegten Straßen Breslaus den Namen Holteistraße erhielt (heute ul. Prosta).[17] Bis 1945 gab es in Nieder- und Oberschlesien wohlgemerkt mehrere Holteistraßen, und zwar in Bad Warmbrunn (Cieplice Zdrój), Beuthen (Bytom), Gleiwitz (Gliwice), Glogau (Głogów), Görlitz, Hindenburg (Zabrze), Kattowitz (Katowice), Kreuzburg (Kluczbork), Liegnitz (Legnica), Oels (Oleśnica), Oppeln (Opole), Patschkau (Paczków), Ratibor (Racibórz) und Schweidnitz (Świdnica).[18] Die nach Holtei

---

[15] Max Kurnik: *Karl von Holtei. Ein Lebensbild*. Breslau 1880, S. 9. Ein ähnlicher Tenor tritt uns auch in vielen anderen Aufzeichnungen entgegen. Vgl. z.B. Rudolf von Gottschall: *Karl von Holtei. Ein literarischer Essay*. In: Unsere Zeit 1880, S. 481–508, hier S. 504–505; Max Kalbeck: *Erinnerungen an den alten Holtei*. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 1880, Nr. 16, S. 260–263 und Nr. 17, S. 274–276. Diese Stimmung spiegeln auch mehrere panegyrische Gelegenheitsgedichte wider, die von Holteis Freunden verfasst wurden. Hierzu vgl. Karl von Holtei: *An Grabes Rande. Blätter und Blumen auf langer Wanderschaft gesammelt*. Breslau 1876.

[16] Vgl. o. A., o. T. In: Blätter für literarische Unterhaltung 1878, S. 95 [Rubrik: *Aus der Schriftstellerwelt*]; Wilhelm Anthony: *„Suste weiter nischt ack heem." Aus den alten Tagen des „Dichter-Vagabunden"*. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 1878, Nr. 7, S. 116–120, hier S. 117–118; Karl Weinhold: *Rede bei der Feier des achtzigsten Geburtstags Karl von Holteis (am 24. Januar 1878 im Liebichschen Saale zu Breslau gehalten). Mit Prolog von Max Kalbeck.* Breslau 1878.

[17] Vgl. Hermann Markgraf: *Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren Namen*. Breslau 1896, S. 76; Zygmunt Antkowiak: *Ulice i place Wrocławia*. Wrocław 1970, S. 203.

[18] Hierzu und zum Folgenden vgl. Tobias Weger: *Miejsce Karla von Holteia w śląskiej i niemieckiej pamięci kulturowej w XIX i XX wieku*. In: Leszek Dziemianko, Marek Hałub (Hg.): *Karl von Holtei (1798–1880). Leben und Werk. Fragestellungen – Differenzierungen – Auswertungen.* Leipzig 211, S. 390–410, hier S. 399–403.

benannten Straßen befinden sich in Deutschland auch heute. Es ist dabei auffallend und interessant, dass die meisten von ihnen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg bestanden haben. Dies weist darauf hin, dass damit keineswegs das Ziel verfolgt wurde, unter den 1945 und später vertriebenen Schlesiern, die sich in unterschiedlichen Regionen Deutschlands ansiedelten, ihre gebrochene Heimatidentität erneut zu stiften. Ganz im Gegenteil: nur mit Ausnahme der Holteistraße in Stuttgart, die seit 1960 diesen Namen trägt, sind alle anderen Holteistraßen viel älteren Datums und sind mehrere Jahre vor 1945 so benannt worden. Die Holteistraße in Leipzig besteht beispielsweise seit 1906 und die in Duisburg seit 1908. Die nach dem schlesischen Dichter benannten Straßen kann man heute auch in vielen anderen deutschen Städten finden, unter anderem in Bielefeld, Berlin, Hannover und Münster.

Die hohe Wertschätzung des im Breslauer Kloster der Barmherzigen Brüder verstorbenen Holtei kam während seines Begräbnisses, an dem die Stadtbevölkerung massenweise teilnahm, deutlich zum Ausdruck. Den viel verehrten Dichter begleiteten „alle Stände" zu seiner letzten Ruhestätte: „Offiziere und Studenten, Bürger und Beamte", und nicht zuletzt die Schuljugend, die an diesem Tag vom Unterricht entlassen wurde.[19] Im Trauerzug folgte auch der junge Gerhart Hauptmann, der dieses Ereignis in seinem autobiographischen Werk *Das Abenteuer meiner Jugend* verewigte:

> In corpore wohnten wir eines Tages dem Begräbnis Karl von Holteis bei. Ich hatte die schöne auffällige Greisenerscheinung mit dem weißen, bis auf die Schultern hängenden wohlgepflegten Haar einmal auf der Straße gesehen. Ein unauslöschlicher Eindruck ist mir davon zurückgeblieben. Nun lag er im Sarg und wurde zur letzten Ruhe getragen. Ich hatte den Eindruck, daß die ganze Stadt mit ihm zu Grabe zog. Abertausende Menschen, unter die wir hineingerieten, gaben ihm das letzte Geleit.
>
> Im Munde der Unmündigen hast du dir dein Lob zugerichtet! Ich war gerührt, als ich einen Jungen, der auf einem Lattenzaune saß, immer wieder sagen hörte: Das ist der größte deutsche Dichter gewesen! Das ist der größte deutsche Dichter gewesen! wiederholte er, unter eigener Rührung lehrhaft umherblickend.[20]

Auch Franz Scholler hielt die Trauerfeier für Karl von Holtei im zweiten Band seiner bekannten Monographie Schlesiens fest:

> Ein prunkvolles Leichenbegräbnis und eine Grabrede hatte er sich verbeten, aber die nach vielen Tausenden zählende Volksmenge veranstaltete ihm einen Leichenzug, wie er wenigen zu teil geworden sein dürfte, und weit ergreifender als alles Gepräge war jener Augenblick, als beim Erscheinen des Sarges unter der Klosterpforte ein Musikkorps des Dichters bekanntes Mantellied (Schier dreißig Jahre bist du alt u. s. w.) anstimmte.[21]

---

[19] Rudolf von Gottschall: *Erinnerungen an Carl von Holtei*. In: Deutsche Revue 29 (1904), Bd. 2, S. 296–305, hier S. 305.

[20] Gerhart Hauptmann: *Das Abenteuer meiner Jugend. Zweites Vierteljahrhundert*. Berlin und Weimar 1980, S. 356.

[21] Franz Scholler: *Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes*, Bd. 2. Glogau 1887, S. 396. Vgl. auch o. A.: *Trauerfeier für Holtei*. In: o. A.: *3 Jahrhunderte im Spiegel der Schlesischen Zeitung*. Breslau 1935, S. 84.

Auf Holteis Grab auf dem Bernhardinfriedhof wurde ein schlichtes Granitdenkmal aufgestellt. Fortan wurde die Begräbnisstätte des Dichters, deren Pflegekosten 1898 die städtischen Verwaltungsbehörden übernahmen, zu einer touristischen Attraktion, die sowohl die Breslau-Besucher als auch die Stadteinwohner anzog. Holteis Grabmal überstand den Kampf um die Festung Breslau sowie die in der Nachkriegszeit durchgeführte großangelegte Entdeutschungs- und Repolonisierungsaktion der Stadt und wurde erst 1970, ähnlich wie der ganze Friedhof, unwiederbringlich zerstört.[22]

Der als „unser (alter) Holtei" gefeierte Dichter[23] lebte posthum lange Zeit im kollektiven Gedächtnis der Breslauer fort. Die an einer reizvollen Oderpromenade gelegene Anhöhe, die bislang die Überreste der ehemaligen Ziegelbastion beherbergt und eine herrliche Aussicht auf die Dom- und Sandinsel bietet, erhielt bald seinen Namen (heute Wzgórze Polskie).[24] Kaum Wunder, denn zu diesem Ort ging Holtei sowohl in seiner Jugendzeit als auch in seinen letzten Lebensjahren oft und gern spazieren. 1882 wurde dort ein Holteidenkmal errichtet, eine Granitsäule mit der von Albert Rachner geschaffenen Bronzebüste des Dichters.[25] Am Sockel wurde die mundartliche Inschrift „Suste nischt, ack heem!" angebracht, was im Hochdeutschen „Sonst nichts als nach Hause" bedeutet und Titel eines der bekanntesten Gedichte Holteis im schlesischen Dialekt ist. Die Holteihöhe mit dem 1947 abgerissenen Denkmal des Dichters galt als einer der schönsten Orte der schlesischen Hauptstadt und war daher bei Touristen äußerst beliebt.

Mit Holteis Popularität in Schlesien und seiner Hauptstadt ging ein beachtenswertes Forschungsinteresse einher. In der von den Breslauer Germanisten Max Koch und Gregor Sarrazin herausgegebenen wissenschaftlichen Reihe „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" erschienen zu Beginn des 20. Jahrhunderts einige auf fundierten Forschungen gestützte Abhandlungen, in denen sein literarisches Schaffen und seine außerliterarische Tätigkeit einer eingehenden Analyse unterzogen wurden.[26]

Den posthumen Ruhm Karl von Holteis spiegeln außerdem zahlreiche Essays, Erinnerungen, Gelegenheitsschriften und populärwissenschaftliche Beiträge wider, die mehr oder weniger den Zielen der im ausgehenden 19. Jahrhundert in ganz Deutschland

---

[22] Vgl. Weger, wie Anm. 18, S. 392–393.

[23] Diese in vielen dem Dichter gewidmeten Erinnerungstexten vorkommende Formulierung bildet auch den Titel eines der Bücher. Vgl. Margarete Kiefer-Steffe: *Unser Holtei*. Schweidnitz 1914.

[24] Vgl. Gerhard Scheuermann: *Das Breslau-Lexikon*, Bd. 1. Dülmen 1994, S. 630–631; Gregor Thum: *Die fremde Stadt. Breslau 1945*. Berlin 2003, S. 384.

[25] Das Breslauer Holtei-Denkmal wurde auf Postkarten verewigt. Vgl. z.B. Walter Nickel: *Die öffentlichen Denkmäler und Brunnen Breslaus*. Breslau 1938, S. 72–73; Maciej Łagiewski: *Przyjaciel Polaków*. In: Maciej Łagiewski: *Wrocław. Wędrówka przez wieki. Ludzie, miejsca, wydarzenia*. Wrocław 2018, S. 30–32, hier S. 32. Zur Geschichte des Denkmals vgl. Weger, wie Anm. 18, S. 393–397.

[26] Vgl. Paul Landau: *Karl von Holteis Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur*. Leipzig 1904; Alfred Moschner: *Holtei als Dramatiker*. Breslau 1911. Ferner vgl. Dora Böttger: *Holteis Werke als Quelle der schlesischen Volkskunde*. In: Schlesische Jahrbücher für Geistes- und Naturwissenschaften, Bd.1 (1923), S. 173–198 und Bd. 2 (1924), S. 15–53; Wilhelm L. Höffe: *Karl von Holtei als Dramenvorleser. Ein Beitrag zur Stil- und Kulturgeschichte der deutschen Vortragskunst*. Breslau 1939.

eingesetzten Heimatbewegung entsprachen. Ihre Autoren feierten den Breslauer Dichter am häufigsten in sehr selektiver, vereinfachter, ja einengender Weise als eine Inkarnation des Schlesientums schlechthin, und Hans Christoph Kaergel bezeichnete ihn im Titel eines seiner Beiträge als „ewigen Schlesier".[27] Derartige Veröffentlichungen gehen auf die These Karl Weinholds zurück, der in seiner Feierrede zum achtzigsten Geburtstag Holteis ihn allzu emphatisch als „literarischen Vertreter der schlesischen Art" apostrophiert hat, „nicht weil er Gedichte in schlesischem Dialekt verfasste, sondern weil die Adern des schlesischen Blutes durch seine Persönlichkeit gehen und seine Schriften von seiner Person unzertrennlich sind."[28] Weinholds Ansicht wurde rasch zum Topos der Rezeption und zum Angelpunkt mehrerer Beiträge. In diesem Sinne schrieb Max Kurnik in seiner kurzen biographischen Skizze:

> Als vollends allgebietende Macht über Holtei erwies sich durch sein ganzes Leben seine Liebe zum schlesischen Heimathslande. Mit treuerer Liebe hängt kein Kind an seiner Mutter, wie unser Dichter an Schlesien. Dieses Heimathsgefühl lodert wie eine heilige Flamme auf dem tiefsten Grunde seines Herzens, an diesem Gefühl befruchtete sich sein Talent mit stets neuen Trieben. Ob sich Leid auf sein Haupt herniedersenkte, ob ihn Freude und Glanz umgab, die schlesische Heimath war es allein, in deren Schatten er Trost und Erquickung suchte und auch stets fand. […]
> War es eine Tugend, war es eine Beschränktheit, genug, diese Liebe zur schlesischen Heimath beherrschte sein ganzes Thun und Lassen, und sie auch war es, die ihn zum Dichter machte, zu dem Dichter wenigstens, als welchen ihm die Geschichte der Poesie einstens einen unbestrittenen Ehrenplatz in ihren Annalen anweisen wird.[29]

Diesem Stereotyp trug auch die Feierrede zum hundertsten Geburtstag des Dichters Rechnung, die vom Schriftsteller und damaligen Bürgermeister von Breslau Karl Jaenicke gehalten wurde. Darin heißt es:

---

[27] Vgl. Hans Christoph Kaergel: *Holtei, der ewige Schlesier. Zu seinem Gedenktage*. In: Schlesische Monatshefte 1930, Nr. 7, S. 75–79. Hierzu vgl. auch Paul Kutzer: *Holtei's Schlesiertum*. In: Schlesischer Musenalmanach 1919, Bd. 2, H. 5, S. 25–36; Georg Jensch: *Karl von Holtei und die Musik*. In: Schlesische Musikwarte 1920, Nr. 4–5, S. 37–43; o. A.: *Karl von Holtei. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages, des 12. Februars 1880*. In: Schlesische Schulzeitung 59 (1930), Nr. 7, S. 122–123.

[28] Weinhold, wie Anm. 16, S. 16. Eine ähnliche Wahrnehmung Holteis tauchte in der deutschen Literaturkritik bereits nach der zweiten Ausgabe seiner *Schlesischen Gedichte* (1850) auf. Hierzu vgl. insbesondere die Beiträge von Gustav Freytag (*Schlesische Gedichte von Karl v. Holtei*. In: Die Grenzboten 9, 1850, Bd. 2, S. 1006–1010) und Robert Prutz (*Holtei's schlesische Gedichte*. In: Deutsches Museum 1, 1851, Bd. 1, S. 237–240); *Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858*, Bd. 2. Leipzig 1870, S. 185–194). Vgl. auch o. A.: *Briefe aus und nach Grafenort. Von Karl von Holtei. Altona, bei Hammerich. 1841*. In: Abendzeitung 1840, Bd. 4, Nr. 94, S. 765–768, hier S. 765 (Blätter für Literatur und bildende Kunst).

[29] Kurnik, wie Anm. 15, S. 12–13. Ferner vgl. u.a. Max Koch: *Karl von Holtei*. In: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 5 (1898), Nr. 3, S. 23–30; Maria Brie: *Carl von Holtei*. In: *Schlesische Lebensbilder*, Bd.1: Schlesier des 19. Jahrhunderts, namens der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Friedrich Andreae, Max Hippe, Otfried Schwarzer, Heinrich Wendt. Sigmaringen 1985, S. 8–16.

> Holtei! Bei der bloßen Nennung dieses Namens durchdringt den Schlesier und zumal den Breslauer ein Gefühl innigster Gemüthlichkeit. Vor unseren geistigen Blicken erscheint die ehrwürdige, schmächtige Greisengestalt mit dem langen, weißen Haupthaar, das bis auf die Schultern herabhing, die den Stock mit dem silbernen Knopf tragenden Hände auf dem Rücken gefaltet, das mit dem großen Schlapphut bedeckte Haupt etwas nach vorn gebeugt, als horchte es irgend einer von fernher kommenden Melodie.[30]

Die in populären schlesischen Zeitschriften veröffentlichte reiche Ikonographie Holteis trug zur Verbreitung dieses Stereotyps deutlich bei. In diesem Zusammenhang sind auch Ansichtskarten zu nennen, die von verschiedenen Firmen hergestellt wurden.[31] So gab beispielsweise der Görlitzer Verlag von Robert Scholz in hoher Auflage eine Postkarte heraus, auf der neben einem bekannten, von Alfred Neumann geschaffenen Porträt des Dichters ebenfalls sein Landhaus in Obernigk und sein Breslauer Denkmal zu sehen sind. Da Holtei unter anderem als Autor des in ganz Schlesien populären mundartlichen Gedichts *Der Zutabärg*[32] bekannt war, wurden daraus stammende Ausschnitte oft auf Postkarten gedruckt und auf dem Gipfel des Zobtenberges verkauft.

Holteis Mythos als des ewigen Schlesiers war die eigentliche Ursache dafür, dass mit seinem Namen nicht nur Straßen benannt wurden, sondern ebenfalls Einrichtungen und andere topographische Objekte in schlesischen Städten und Dörfern, vor allem in denen, mit denen er biographisch eng verbunden war. Eine besonders große Konstellation der dem Dichter gewidmeten Gedenkstätten und Erinnerungsorte gab es im ländlichen Obernigk (Oborniki Śląskie).[33] Die Ortsbewohner gedachten seiner in unterschiedlicher Weise. Die Obernigker Schüler besuchten die Holteischule, die Kurgäste bummelten die Holteipromenade (heute ul. Kasztanowa) entlang, die über die Holteihöhe (heute Góra Holteia) führte, auf der 1902 ein Holteidenkmal aufgestellt wurde. Darüber hinaus bestand die Möglichkeit, im Holteihaus vorbeizuschauen. Das erwähnte Obernigker Holteidenkmal, das bis heute besteht, bildet ein großer Granitstein, an dem zunächst die schlichte Inschrift „Holtei" und später auch ein Medaillon mit dem Gesichtsrelief des Dichters angebracht wurden.

Ein anderer Ort in Niederschlesien, in dem Karl von Holtei auf ähnliche Art und Weise geehrt wurde, war Bad Reinerz (Duszniki Zdrój), wo er sich zweimal längere

---

[30] Karl Jaenicke: *Zur Erinnerung an Karl von Holtei (1798–1880)*. In: *Silesiaca. Festschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens zum siebzigsten Geburtstage seines Präses Colmar Grünhagen*. Breslau 1898, S. 385–398, hier S. 386.

[31] Hierzu vgl. Weger, wie Anm. 18, S. 391–392, 395–396 und 401–402.

[32] Zu diesem Gedicht vgl. z.B. Wojciech Kunicki: *Der Zobtenberg. Texturen einer Landschaft bis 1945*. In: Walter Engel, Norbert Honsza (Hg.): *Kulturraum Schlesien. Ein europäisches Phänomen*. Wrocław 2001, S. 241–266, hier S. 253–254.

[33] Hierzu vgl. Wolfgang Sanft: *Carl von Holtei*. In: Hellmut Seidel, Ekkehard Loch (Hrsg.): *Obernigk bei Breslau. Ein schlesisches Heimatbuch*. Weiden 1996, S. 178–180; Leszek Dziemianko: *Karl Eduard von Holtei i Oborniki. Życie. Twórczość. Pamięć.* In: Kazimierz M. Pudło (Hg.): *Księga Dolnośląskiej Ziemi Obornickiej. Przeszłość – współczesność – przyszłość*. Oborniki Śląskie 2008, S. 347–364, hier S. 360–362; Weger, wie Anm. 18, S. 398–399.

Zeit „zur Kur seines kranken Halses“[34] aufhielt, und zwar im Sommer 1861 und 1863. Zur Erinnerung an diese beiden Aufenthalte verlieh ihm die Stadt im September 1867 die Ehrenbürgerschaft. „Das Andenken an Holtei dauerte in Reinerz lange. Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters am 24. Januar 1898 hat die Stadt eine Marmortafel gestiftet, die Holteis Gedicht auf Bad Reinerz als Inschrift trägt. Die Tafel wurde am Theater angebracht. Außerdem gab man *für ewig* den Plätzen seinen Namen, wo er am häufigsten war: Holteis bevorzugter Spazierweg [im Tal der Reinerzer Weistritz (heute Bystrzyca Dusznicka)] bekam den Namen *Holteisteg*, Park und Teich in den Kuranlagen *Holteipark* und *Holteiteich*“[35]. Die Alte Försterei hingegen, in der er während seiner dortigen Aufenthalte wohnte, wurde in Holteihof umbenannt.

III

Nach 1945 fand im großen Teil des deutschen Schrifttums, vor allem im außerwissenschaftlichen Diskurs, im Prinzip kein Wandel der Wahrnehmungsparadigmen statt. Im Grunde genommen wurde nach wie vor das von Karl Weinhold geprägte Bild Holteis als eines schlesischen Heimatdichters schlechthin verbreitet. Dies gilt in erster Linie für zahlreiche, von tiefer Nostalgie, emotionalen Ressentiments und starken rhetorischen Akzenten durchdrungene Aufsätze und Erinnerungen, die größtenteils in der Vertriebenenpresse veröffentlicht wurden, u.a. in den Zeitschriften „Breslauer Nachrichten“, „Volkskalender für Schlesier“, „Der Schlesier“, „Wir Schlesier!“ und „Schlesien“.[36]

Der spezifische Duktus dieser Texte ist auch für das 1985 erschienene kleine Buch von Karl Schindler paradigmatisch, in dessen Titel Karl von Holtei als ein „Stück Alt-Breslau“ apostrophiert wird. Bereits am Anfang dieser Veröffentlichung fällt eine prätentiöse Banalität der Inhalte und Formulierungen auf:

---

[34] Krystyna Oniszczuk-Awiżeń, Krystyna Toczyńska-Rudysz: *Karl von Holteis Beziehungen zum Glatzer Land*. In: *Karl von Holtei (1798–1880). Ein schlesischer Dichter zwischen Biedermeier und Realismus*, im Auftrag der Stiftung Kulturschlesien hrsg. von Christian Andree und Jürgen Hein, unter Mitarbeit von Claudia Meyer. Würzburg 2005, S. 215–232, hier S. 223.

[35] Ebd., S. 225. Hierzu vgl. auch Weger, wie Anm. 18, S. 397–398.

[36] Vgl. z.B. Lydia Grober: *Karl von Holtei*. In: Breslauer Nachrichten 1 (1949), Nr. 12, S. 3; Walter Steller: *Karl von Holtei zum Gedächtnis*. In: Breslauer Nachrichten 2 (1950), Nr. 5; Elfriede Kudera: *Holteis letzte Tage*. In: Volkskalender für Schlesier 1953, S. 68–70; J. Weno: *Suste nischt, ack heem! Carl Eduard von Holteis Leben*. In: Der Schlesier 5 (1953), Nr.12, S. 6; Marie Barsch-Muthreich: *Karl von Holtei*. In: Wir Schlesier! 20 (1954), Nr. 1, S. 2–3; Wolfgang Baumgart: *Carl von Holtei (1798–1880)*. In: Schlesien 3 (1958), Nr. 3, S. 97–100; Karl Fleischer: *Gustav Freytag und Karl von Holtei. Ein Gedenkblatt*. In: Der Schlesier 10 (1958), Nr. 6, S. 6; Alfons Hayduk: *„Heem will ich, suste nischt, ack heem…“. Carl von Holtei starb vor 80 Jahren*. In: Volkskalender für Schlesier 1960, S. 58–59; Gerhard Beyer: *Wer ist Carl von Holtei gewesen?* In: Der Schlesier 14 (1962), Nr. 18, S. 6; Max Warzecha: *„Suste nischt ock heem!“*. In: Der Schlesier 15 (1963), Nr. 21, S. 6; Ernst Günther Bleisch: *Vor hundert Jahren starb Carl von Holtei*. In: Schlesischer Kulturspiegel 15 (1980), H. 1, S. 4–5; Horst Hiemsch: *August 1945. Schlesienreise*. Nürnberg 1998, S. 7.

> Er ist ein Urschlesier. Er verkörpert den schlesischen Gefühlsmenschen, das schlesische Gemüth in der Vollendung […]. Er war leicht entzündlich, oft ein Kindskopf. Er war kein Verstandesmensch, kein Willensmensch, hatte eigentlich nie rechte, wohldurchdachte Pläne; eines aber nahm er sich vor, fest und bewußt: Schlesier zu sein, Schlesien zu lieben. […] Er wurde ein berühmter Mann, seine Schlesier hingen an ihm wie an keinem anderen.[37]

Die Holteihöhe in Breslau wurde für viele vertriebene Schlesier offenbar zum Symbol des verlorenen Arkadiens. In ihrem Gedächtnis speicherten sie die ihnen gut vertraute schöne und heimatlich anmutende Aussicht, die sich von dieser Höhe erstreckte. In den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, nach Kriegszerstörungen, vermochte sie jedoch an ihre alte Pracht kaum erinnern. Solch ein kontrastives Bild dieses Ortes zeichnete unter anderem der gebürtige Breslauer Erwin Hirschberg, Sohn eines jüdischen Arztes, der 1954 seine Heimat bereiste und seine Impressionen und Reflexionen im Buch *Unser Schlesien heute* verewigte:

> Der Blick von der Holteihöhe nach der Dom- und Sandinsel, wenn die Sonne ihre lichten Strahlen über den Stadtteil ergoss, war wohl einer der schönsten, von Künstlerhand immer wieder festgehalten. Doch heute? Wenn man den Blick von der Höhe nach der Dom- und Sandinsel richtet, schliesst man vor Schmerz und Schreck die Augen, um sie tränenschwer wieder zu öffnen für ein Bild des Grauens und Schreckens. Alle Pracht und Schönheit sind verflogen. Sieht man über den Fluss hinweg, so trifft das Auge überall auf Ruinen.[38]

Das erwähnte, unter den vertriebenen Schlesiern populäre mundartliche Gedicht *Suste nischt, ack heem!*, in dem der Dichter seine Sehnsucht nach seinem Haus in Obernigk, und in weiterem Sinne nach ruhigem Landleben, zum Ausdruck brachte, erhielt in der neuen politischen Realität der Nachkriegszeit eine besondere symbolische Dimension, wurde zu einem wichtigen „Medium der generationellen Selbstverständigung und Identitätsbildung“[39] und klang jahrelang, wie es der damalige Präsident der Landsmannschaft Schlesien Herbert Hupka bezeichnete, „als das *Hohelied der Heimat*“[40]. In der letzten Strophe heißt es:

---

[37] Karl Schindler: *Carl von Holtei – ein Stück Alt-Breslau*. München 1985, S. 1.

[38] Erwin Hirschberg: *Unser Schlesien heute. Eine Reise in die Heimat. Aufzeichnungen über eine Reise durch alle schlesische Kreise im Jahre 1954. Ein aktuelles Städte- und Landschaftsbild, unter Verwendung von Briefen, Informationen und Gesprächen in und außerhalb Schlesiens*. Aachen 1955, S. 23. Vgl. auch Weger, wie Anm. 18, S. 406–407.

[39] Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2011, S. 203. „Bedeutung als Medium des kommunikativen Gedächtnisses erlangt Literatur […] dort, wo sie traumatische Geschichtserfahrungen einer nahen Vergangenheit inszeniert.“ Ebd.

[40] Wilhelm Menzel: *Karl von Holtei*. In: Herbert Hupka (Hg.): *Große Deutsche aus Schlesien*. Wien – München 1979, S. 121–129, hier S. 129. In ähnlicher Weise wurden auch andere Gedichte Holteis instrumentalisiert. Vgl. Tobias Weger: *„Silesia imaginata“ – Mental Maps von Schlesien, Śląsk und Slezsko*. In: Bernd Balzer, Marek Hałub (Hg.): *Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*, Bd. 4: Marek Hałub, Frank Stucke (Hg.): Kulturwissenschaft. Wrocław – Dresden 2006, S. 19–40, hier S. 26–27.

Im besten Freu'n, im allergrüssten Teebse,
Liss sihch doch immerzu die Sehnsucht spüren.
Nach wahs? – Nu globt mersch, ader globt mersch nich,
Nach meinem kleenen Haus in Obernigk,
Samt seinem Schindeldächel, und a Tannen,
Die vur der Thüre stihn, däm Bissel Gaarten,
Däm Taubenschlage und där grünen Laube!
Wie schilgemol, – du weeßt's, mei lieber Got,
Hab ihch geseufzt und seufz' ich hinte noch:
„H e e m w i l l i h c h , s u s t e w e i t e r n i s c h t , a c k h e e m ! "[41]

Für die nach Westen übersiedelten Schlesier symbolisierte der Titel dieses 1857 zum ersten Mal veröffentlichten balladenartigen Gedichts einerseits ihren traumatischen Schmerz wegen des Heimatverlustes, ließ ihre Identität und kulturelle Integration erneut stiften, andererseits wurde er aber auch als ein Träger ideologisch-politischer Inhalte betrachtet und für bestimmte Propagandazwecke missbraucht.[42] Obwohl Holteis Zuneigung zu seiner schlesischen Heimat, die ihm gewiss viel mehr „als nur einen zufälligen individuellen Erfahrungshorizont bedeutete"[43], unbestreitbar ist, empfand er dort indes nicht selten ein überwältigendes diffuses Gefühl der emotionalen Entfremdung, und seine in Schlesien verbrachten jungen Lebensjahre kamen ihm im erinnernden Rückblick wie ein „Lauffeuer" und eine „Hölle" vor.[44] Obendrein verspürte er nie das Bedürfnis, bewegliches Eigentum zu besitzen oder materielle Güter zu sammeln und zu vermehren, was hinsichtlich seines unsteten Wanderlebens als Schauspieler und Vortragskünstler augenscheinlich plausibel erscheint. Nach der Lektüre von Holteis sechsbändigen Memoiren mit dem Titel *Vierzig Jahre* sollte die Schauspielerin und Autorin von damals populären Unterhaltungsromanen Ida Hahn-Hahn den Eindruck gewonnen haben, als lebte er „auf einem ganz anderen Planeten als unsere Erde", und konnte nicht umhin, mit einem gewissen Unbehagen seine „freiwillige Heimathlosigkeit"

[41] Karl von Holtei: *Schlesische Gedichte*. Breslau 1899, S. 14 (Hervorhebung im Original). Zu diesem Gedicht vgl. Lasatowicz, wie Anm. 5, S. 258–260.

[42] Derartige Instrumentalisierungsstrategien sind auch in der Rezeptionsgeschichte anderer schlesischer Autoren nicht zu übersehen. Vgl. z.B. Martin Hollender: *Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888–1898)*. Frankfurt am Main 1997; Kirsti Dubeck: *Heimat Schlesien nach 1945. Eine Analyse deutscher, polnischer und tschechischer Prosatexte.* Hamburg 2003; Jürgen Joachimsthaler: *Schlesiophobie. Arno Schmidt über seine „Bezugslandschaft"*. In: Białek, Buczek, Zimniak (Hg.), wie Anm. 11, S. 287–302; Jutta Faehndrich: *Papierene Erinnerungsorte: Die Heimatbücher schlesischer Vertriebener*. In: Marek Czapliński, Hans-Joachim Hahn, Tobias Weger (Hg.): *Schlesische Erinnerungsorte. Gedächtnis und Identität einer mitteleuropäischen Regi*on. Görlitz 2005, S. 323–342.

[43] Peter J. Brenner: *Behaglichkeit. Konservatives Erzählen in Holteis Romanen*. In: Andree, Hein (Hg.), wie Anm. 34, S. 123–147, hier S. 134. Ursprünglich erschien der Beitrag in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 2002, S. 111–129.

[44] Holtei, wie Anm. 1, Bd. 1. Breslau 1862, S. 175.

zu konstatieren.[45] Vor diesem Hintergrund sind die profunden Erkenntnisse von Peter J. Brenner als besonders treffend zu betrachten:

> Holtei hat das Fehlen einer intakten sozialen Umgebung, die als „Heimat" hätte erfahren werden können, in seiner Autobiographie genau registriert. Die Heimat als Begriff tritt immer wieder auf als Fluchtpunkt von Bedürfnissen und Bestrebungen, die faktisch unrealisierbar erscheinen – unrealisierbar in der Biographie, aber merkwürdigerweise auch in den Romanen. […] Der heimatliche Raum wird [von Holtei] […] nicht idealisiert, sondern ganz im Gegenteil als Beengung erfahren […]. Die Enge des Obernigker Raums etwa ruft in ihm Fluchtbedürfnisse hervor, wie er in seinen Memoiren berichtet. Das Mittel gegen die Enge der realen „Heimat" des Landlebens ist das Vagabundenleben als Schauspieler. […] [D]ie Heimat ist als Wunschhorizont der individuellen Biographie des Autors wie seiner Helden zwar stets präsent, aber stets präsent ist ebenso das Bewußtsein, daß sie nicht gewähren kann, was von ihr verlangt wird. In keiner ihrer Formen – als geographischer oder sozialer Raum, als Landschaft oder als Familie – bietet sie den Schutzraum vor den Katastrophenerfahrungen, die Holteis Weltbild prägen; sie steht stets der Konkurrenz eines Bedürfnisses nach Umtriebigkeit gegenüber. Das „Satisfaktionsbedürfnis", das Holteis Romane wie seine Autobiographie so überdeutlich erkennen lassen, sucht seine Erfüllung nicht im Raum der „Heimat".[46]

IV

In der 1945 wieder polnisch gewordenen Hauptstadt Schlesiens sind zwar die materiellen Holteispuren verschwunden – gemeint sind vor allem sein Denkmal und seine Beerdigungsstätte –, doch bereits in der Nachkriegszeit gab es hier Wissenschaftler, die sich mit der Erforschung des Lebens und Werks des Dichters befassten. In der Volksrepublik Polen wurden in den ihm gewidmeten Veröffentlichungen vor allem polnische Aspekte seines literarischen Schaffens hervorgehoben, was der vorgeschriebenen ideologischen Tendenz Rechnung trug, die Repolonisierung Schlesiens auch mittels Kultur und Wissenschaft zu betreiben. Karl von Holtei war zweifelsohne besonders prädestiniert dazu. Bereits in seiner Jugendzeit unterhielt er enge Beziehungen zu den in seiner Heimatstadt studierenden Polen, nahm „regen Anteil an den Belangen Polens und der Polen"[47], und im akademischen Milieu Berlins war er als „Polenfreund"[48] bekannt.

In dem 1829 zum ersten Mal veröffentlichten erfolgreichen polonophilen Liederspiel *Der alte Feldherr* verewigte Holtei den polnischen Nationalhelden Tadeusz Kościuszko. Indem er dem polnischen General seine Huldigung darbrachte,

---

[45] Karl von Holtei (Hg.): *Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten*, Bd. 1. Hannover 1872, T. 1, S. 166 (Ida Hahn-Hahn an Karl von Holtei. Ein Brief vom 27.5.1846, Dresden).

[46] Brenner, wie Anm. 43, S. 127,129 und 134–135.

[47] Przemysław Bentkowski: *Karl von Holteis Stücke auf der Bühne des Posener Stadttheaters*. In: Studia Germanica Posnaniensia XXVII (2001), S. 25–38, hier S. 27.

[48] Holtei, wie Anm. 1, S. 323.

manifestierte er unverkennbar seine Anerkennung für den Kampfgeist und die patriotische Gesinnung des polnischen Volkes. In Breslau ging das Stück allein im Jahr seiner Erstaufführung (1826) neunmal über die Bretter und gehörte jahrelang zum eisernen Bestand des Spielplans. Außerdem kam es auf vielen anderen deutschen Bühnen zur Aufführung und trug dank dessen maßgeblich zur Popularisierung der polnischen Sache in der deutschen Gesellschaft bei. Es ist bezeichnend, dass manche Vorstellungen dieses Liederspiels nicht nur mit brausenden Beifallrufen, sondern auch mit dem vom Publikum intonierten polnischen Nationallied *Noch ist Polen nicht verloren* endeten. Nachhaltiger Beliebtheit erfreuten sich die in die Handlung des *Alten Feldherrn* eingeflochtenen Lieder, die noch im ausgehenden 19. Jahrhundert den alten Theodor Fontane tief zu beeindrucken vermochten.[49]

Von Holteis polenfreundlicher Haltung zeugen ebenfalls einige andere Werke, insbesondere jedoch das 1832 im Druck erschienene Gedicht *Der letzte Pole*, in dem der Dichter in einer bildkräftigen Sprache die Wechselfälle der jüngsten Vergangenheit des Nachbarlandes heraufbeschwört und sich als ein engagierter Befürworter von Polens Unabhängigkeit erweist. In der Eröffnungsstrophe heißt es:

Weil durch scharfe Säbel mir mein Haupt
In drei Teile ward gespalten,
Daß ich oft im Fieber schon geglaubt,
Ich sei dreifach, lachen sie des Alten.
Ja, ich bin geteilt!
Nie kein Balsam heilt
Dies zerris'ne Leben, und kein Band
Bindet wiedermein zerris'nes Land.
Ach, es ist doch jämmerlich!
Geh' deines Weges fort und lasse mich,
Ich bin der letzte Pole, ich![50]

Als sich nach der politischen Wende die Chance auftat, die Geschichte und Kultur des deutschen Breslau ohne ideologische Zwänge aufzuarbeiten, ging das Interesse an Holteis Leben und Schaffen über einen bis dato engen, elitären Kreis der Forscher sowie Breslau- und Schlesienliebhaber hinaus. Der Name des polonophilen Dichters dringt seitdem allmählich ins kollektive Bewusstsein der in der Volksrepublik Polen „ihres Gedächtnisses beraubten"[51] Stadtbewohner ein, der Erben der materiellen und

[49] Vgl. u.a. Antoni Knot: *Wrocławskie echa kultu Kościuszki*. In: Sobótka 1 (1946), S. 85–99; Marek Jaroszewski: *Literatur und Geschichte. Studien zu den deutsch-polnischen Wechselbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Warszawa 1995, S. 8 und 89–90; Leszek Dziemianko: *Zur Polenpräsenz im Breslau der Restaurationszeit*. In: Balzer, Hałub (Hg.), wie Anm. 40, S. 115–134 , hier S. 119–122.

[50] Karl von Holtei: *Ausgewählte Werke*, Bd 1: Gedichte, Lieder, Stücke, Schriften zu Literatur und Theater. Im Auftrage der Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg) hrsg. von Jürgen Hein und Henk J. Koning. Würzburg 1992, S. 64.

[51] Eduard Mühle: *Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole*. Köln, Weimar, Wien 2015, S. 309. Als bahnbrechend gilt hierzu das Buch von Andrzej Zawada: *Bresław. Eseje o miejscach*. Wrocław 1996.

geistigen Vergangenheit, und wird ein Bestandteil der im Aufbau begriffenen historischen Identität der Odermetropole, deren ungewöhnlicher Genius Loci auf ihre wechselvolle Geschichte und multikulturelle Tradition zurückzuführen ist.

Besonders relevant für die einen mentalen Wandel markierende Verortung Holteis im kollektiven Gedächtnis der Breslauer waren folgende, gegen Ende der 1990er Jahre geschehene Ereignisse. Anlässlich des zweihundertsten Geburtstags des Dichters wurde 1998 vom Historischen Museum Breslau eine Holtei-Feier veranstaltet. Ihren Höhepunkt bildete die Enthüllung einer zweisprachigen, polnisch-deutschen Holtei-Gedenktafel an der Eingangsfassade eines Hauses in der ehemaligen Büttnerstraße (heute ul. Rzeźnicza). An Stelle dieses Gebäudes stand im 19. Jahrhundert Gasthof Zu den drei Bergen, in dem Holtei in den Jahren 1865–1876 wohnte. Anschließend fand im Alten Rathaus eine literarisch-musikalische Veranstaltung statt, während derer unter anderem Szenen aus dem erwähnten Liederspiel *Der alte Feldherr* zur Aufführung gebracht wurden. Auch im Breslauer Rathaus gibt es heute Orte, die an den Dichter erinnern. In der Galerie Großer Breslauer wurde nämlich 1997 die von Ryszard Zarycki geschaffene Holteibüste untergebracht, und an der Eingangstür zum Schweidnitzer Keller unter dem Rathaus sowie über einem der Tische dieses alten Gasthauses waren bis 2017, als das Restaurant auf unabsehbare Zeit geschlossen wurde, Inschriften mit seinem Namen zu sehen. Vom inzwischen gewandelten Umgang mit der Vergangenheit der schlesischen Hauptstadt zeugt unverkennbar die 2009 im aufwändig sanierten preußischen Königsschloss eröffnete Dauerausstellung „1000 Jahre Breslau". In dem nach Karl von Holtei benannten, dem Breslauer Musik- und Theaterleben der Biedermeierzeit gewidmeten Ausstellungsraum kann man heute vor allem wertvolle Erinnerungsstücke des Dichters sehen, unter anderem einen stattlichen Schranksekretär aus seiner Grazer Lebens- und Schaffensperiode sowie eine barocke Standuhr. Das Andenken an Holtei wird ebenfalls in dem unweit von Breslau entfernten Obernigk wachgehalten, wo die dortige Oberschule bereits seit 1997 seinen Namen trägt.[52]

Das einst prachtvolle, doch seit Jahrzehnten völlig verwahrloste Renaissanceschloss Grafenort (Gorzanów), das sowohl im künstlerischen, literarischen als auch im privaten Leben des Breslauer Autors eine signifikante Rolle gespielt hatte, ging indes 2012 in den Besitz der Stiftung Schloss Grafenort (Fundacja Pałac Gorzanów) über. Zur Zeit wird es gründlich saniert und soll in Zukunft eine wesentliche kulturbildende Funktion als Veranstaltungsort für Konzerte, Theateraufführungen, Wechselausstellungen, Workshops etc. erfüllen. Eine Reihe von großangelegten vielfältigen Kulturveranstaltungen, die zum großen Teil unter der geistigen Schirmherrschaft Karl von Holteis standen, fand bereits im Spätsommer 2018 statt.[53]

---

[52] Zu den obigen Angaben vgl. z.B. Roswitha Schieb: *Literarischer Reiseführer Breslau. Sieben Stadtspaziergänge*. Potsdam 2004, S. 75–76; Maciej Łagiewski: *Karl von Holtei we wrocławskiej kulturze pamięci po 1945 roku*. In: Dziemianko, Hałub (Hg.), wie Anm. 18, S. 411–419, hier S. 412–416; Małgorzata Bruder, Maciej Łagiewski: *Theater und Musik – das Holtei-Zimmer*. In: Maciej Łagiewski, Halina Okólska, Piotr Oszczanowski (Hg.): *100 Jahre Breslau. Führer durch die Ausstellung*. Wrocław 2011, S. 245–252, hier S. 249–250.

[53] Vgl. Leszek Dziemianko: *„In orbe theatrum Grafenortis." Karl von Holtei i Gorzanów*. In: Orbis Linguarum 52 (2018), S. 73–88, hier S. 84–85.

Zum Schluss seien emphatisch-prophetische Worte aus dem bereits zitierten, zum hundertsten Geburtstag des Dichters veröffentlichten Beitrag Karl Jaenickes angeführt, die die heutigen Einwohner Schlesiens und ganz besonders Breslaus, einer *Stadt der Begegnungen*, zu erinnerungskulturellen Reflexionen über das geistige Kulturerbe ihrer Region anregen könnten: „Unvergänglicher aber als der Stein auf seinem Grabe ist das Denkmal, daß Holtei sich selbst in den Herzen seiner Schlesier gesetzt hat, die ihres Sängers nicht vergessen werden von Geschlecht zu Geschlecht.“[54]

Bibliographie

Anthony, Wilhelm: *„Suste weiter nischt ack heem.“ Aus den alten Tagen des „Dichter-Vagabunden“*. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 1878, Nr. 7, S. 116–120.

Antkowiak, Zygmunt: *Ulice i place Wrocławia*. Wrocław 1970, S. 203.

Barsch-Muthreich, Marie: *Karl von Holtei*. In: Wir Schlesier! 20 (1954), Nr. 1, S. 2–3.

Baumgart, Wolfgang: *Carl von Holtei (1798–1880)*. In: Schlesien 3 (1958), Nr. 3, S. 97–100.

Bentkowski, Przemysław: *Karl von Holteis Stücke auf der Bühne des Posener Stadttheaters*. In: Studia Germanica Posnaniensia XXVII (2001), S. 25–38.

Beyer, Gerhard: *Wer ist Carl von Holtei gewesen?* In: Der Schlesier 14 (1962), Nr. 18, S. 6.

Bleisch, Ernst Günther: *Vor hundert Jahren starb Carl von Holtei*. In: Schlesischer Kulturspiegel 15 (1980), H. 1, S. 4–5.

Böttger, Dora: *Holteis Werke als Quelle der schlesischen Volkskunde*. In: Schlesische Jahrbücher für Geistes- und Naturwissenschaften, Bd.1 (1923), S. 173–198 und Bd. 2 (1924), S. 15–53.

Brenner, Peter J.: *Behaglichkeit. Konservatives Erzählen in Holteis Romanen*. In: *Karl von Holtei (1798–1880). Ein schlesischer Dichter zwischen Biedermeier und Realismus*, im Auftrag der Stiftung Kulturschlesien hrsg. von Christian Andree und Jürgen Hein, unter Mitarbeit von Claudia Meyer. Würzburg 2005, S. 123–147.

Brie, Marie: *Carl von Holtei*. In: *Schlesische Lebensbilder*, Bd.1: Schlesier des 19. Jahrhunderts, namens der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Friedrich Andreae, Max Hippe, Otfried Schwarzer, Heinrich Wendt. Sigmaringen 1985, S. 8–16.

Bruder, Małgorzata; Łagiewski, Maciej: *Theater und Musik – das Holtei-Zimmer*. In: Łagiewski, Maciej; Okólska, Halina; Oszczanowski, Piotr (Hg.): *100 Jahre Breslau. Führer durch die Ausstellung*. Wrocław 2011, S. 245–252.

Dubeck, Kirsti: *Heimat Schlesien nach 1945. Eine Analyse deutscher, polnischer und tschechischer Prosatexte.* Hamburg 2003.

Dziemianko, Leszek: *Der junge Karl von Holtei. Leben und Werk*. Wrocław – Dresden 2007.

Dziemianko, Leszek: *„In orbe theatrum Grafenortis.” Karl von Holtei i Gorzanów*. In: Orbis Linguarum 52 (2018), S. 73–88.

Dziemianko, Leszek: *Karl Eduard von Holtei i Oborniki. Życie. Twórczość. Pamięć.* In: Pudło, Kazimierz M. (Hg.): *Księga Dolnośląskiej Ziemi Obornickiej. Przeszłość – współczesność – przyszłość*. Oborniki Śląskie 2008, S. 347–364.

[54] Jaenicke, wie Anm. 30, S. 398.

Dziemianko Leszek: *Zum soziokulturellen Schlesienbild in Karl von Holteis Lebenserinnerungen*. In: Białek, Edward; Buczek, Robert; Zimniak, Paweł (Hg.): *Eine Provinz in der Literatur. Schlesien zwischen Wirklichkeit und Imagination*. Wrocław – Zielona Góra 2003, S. 47–68.

Dziemianko, Leszek: *Zur Polenpräsenz im Breslau der Restaurationszeit*. In: Balzer, Bernd; Hałub, Marek (Hg.): *Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*, Bd. 4: Hałub, Marek; Stucke, Frank (Hg.): Kulturwissenschaft. Wrocław – Dresden 2006, S. 115–134.

Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2011.

Fleischer, Karl: *Gustav Freytag und Karl von Holtei. Ein Gedenkblatt*. In: Der Schlesier 10 (1958), Nr. 6, S. 6.

Freytag, Gustav: *Schlesische Gedichte von Karl v. Holtei*. In: Die Grenzboten 9 (1850), Bd. 2, S. 1006–1010.

Gottschall, Rudolf von: *Karl von Holtei. Ein literarischer Essay*. In: Unsere Zeit 1880, S. 481–508.

Gottschall, Rudolf von: *Erinnerungen an Carl von Holtei*. In: Deutsche Revue 29 (1904), Bd. 2, S. 296–305.

Grober, Lydia: *Karl von Holtei*. In: Breslauer Nachrichten 1 (1949), Nr. 12, S. 3.

Faehndrich, Jutta: *Papierene Erinnerungsorte: Die Heimatbücher schlesischer Vertriebener*. In: Marek Czapliński, Hans-Joachim Hahn, Tobias Weger (Hg.): *Schlesische Erinnerungsorte. Gedächtnis und Identität einer mitteleuropäischen Regi*on. Görlitz 2005, S. 323–342.

Hauptmann, Gerhart: *Das Abenteuer meiner Jugend. Zweites Vierteljahrhundert*. Berlin und Weimar 1980.

Hayduk, Alfons: *„Heem will ich, suste nischt, ack heem…". Carl von Holtei starb vor 80 Jahren*. In: Volkskalender für Schlesier 1960, S. 58–59.

Hiemsch, Horst: *August 1945. Schlesienreise*. Nürnberg 1998.

Hirschberg, Erwin: *Unser Schlesien heute. Eine Reise in die Heimat. Aufzeichnungen über eine Reise durch alle schlesische Kreise im Jahre 1954. Ein aktuelles Städte- und Landschaftsbild, unter Verwendung von Briefen, Informationen und Gesprächen in und außerhalb Schlesiens*. Aachen 1955.

Höffe, Wilhelm L.: *Karl von Holtei als Dramenvorleser. Ein Beitrag zur Stil- und Kulturgeschichte der deutschen Vortragskunst*. Breslau 1939.

Hollender, Martin: *Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888–1898)*. Frankfurt am Main 1997.

Holtei, Karl von: *An Grabes Rande. Blätter und Blumen auf langer Wanderschaft gesammelt*. Breslau 1876.

Holtei, Karl von: *Ausgewählte Werke*, Bd 1: Gedichte, Lieder, Stücke, Schriften zu Literatur und Theater. Im Auftrage der Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg) hrsg. von Jürgen Hein und Henk J. Koning. Würzburg 1992.

Holtei, Karl von (Hg.): *Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten*, Bd. 1. Hannover 1872.

Holtei, Karl von: *Einladung zur Subscription auf Schlesische Gedichte von Karl von Holtei*. In: Breslauer Zeitung 1828, Nr. 178, S. 2270.

Holtei, Karl von: *Nachlese. Erzählungen und Plaudereien*, Bd. 3. Breslau 1870.

Holtei, Karl von: *Noch ein Jahr in Schlesien!*, Bd. 2. Breslau 1864.
Holtei, Karl von: *Schlesische Gedichte*. Berlin 1830; Breslau 1899.
Holtei, Karl von: *Theater. In einem Bande*. Breslau 1845.
Holtei, Karl von: *Vierzig Jahre*, Bd. 1–2. Breslau 1862; Bd. 3–6. Breslau 1859.
Jaenicke, Karl: *Zur Erinnerung an Karl von Holtei (1798–1880)*. In: *Silesiaca. Festschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens zum siebzigsten Geburtstage seines Präses Colmar Grünhagen*. Breslau 1898, S. 385–398.
Jaroszewski, Marek: *Literatur und Geschichte. Studien zu den deutsch-polnischen Wechselbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Warszawa 1995.
Jensch, Georg: *Karl von Holtei und die Musik*. In: Schlesische Musikwarte 1920, Nr. 4–5, S. 37–43.
Joachimsthaler, Jürgen: *Schlesiophobie. Arno Schmidt über seine „Bezugslandschaft"*. In: Białek, Edward; Buczek, Robert; Zimniak, Paweł (Hg.): *Eine Provinz in der Literatur. Schlesien zwischen Wirklichkeit und Imagination*. Wrocław – Zielona Góra 2003, S. 287–302.
Kaergel, Hans Christoph: *Holtei, der ewige Schlesier. Zu seinem Gedenktage*. In: Schlesische Monatshefte 1930, Nr. 7, S. 75–79.
Kalbeck, Max: *Erinnerungen an den alten Holtei*. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 1880, Nr. 16, S. 260–263 und Nr. 17, S. 274–276.
Koch, Max: *Karl von Holtei*. In: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 5 (1898), Nr. 3, S. 23–30.
Kiefer-Steffe, Margarete: *Unser Holtei*. Schweidnitz 1914.
Kudera, Elfriede: *Holteis letzte Tage*. In: Volkskalender für Schlesier 1953, S. 68–70.
Kunicki, Wojciech (Hg.): *August Timotheus Kahlert. Der Briefwechsel zwischen Karl von Holtei und August Timotheus Kahlert*. Leipzig 2018.
Kunicki, Wojciech: *Der Zobtenberg. Texturen einer Landschaft bis 1945*. In: Engel, Walter; Honsza, Norbert (Hg.): *Kulturraum Schlesien. Ein europäisches Phänomen*. Wrocław 2001, S. 241–266.
Kurnik, Max: *Karl von Holtei. Ein Lebensbild*. Breslau 1880.
Kutzer, Paul: *Holtei's Schlesiertum*. In: Schlesischer Musenalmanach 1919, Bd. 2, H. 5, S. 25–36.
Łagiewski, Maciej: *Karl von Holtei we wrocławskiej kulturze pamięci po 1945 roku*. In: Dziemianko, Leszek; Hałub, Marek (Hg.): *Karl von Holtei (1798–1880). Leben und Werk. Fragestellungen – Differenzierungen – Auswertungen*. Leipzig 2011, S. 411–419.
Łagiewski, Maciej: *Przyjaciel Polaków*. In: Łagiewski, Maciej: *Wrocław. Wędrówka przez wieki. Ludzie, miejsca, wydarzenia*. Wrocław 2018, S. 30–32.
Landau, Paul: *Karl von Holteis Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur*. Leipzig 1904.
Lasatowicz, Maria Katarzyna: *Zu Karl von Holteis Konstruktion regionaler Identität durch Sprache*. In: Maria Katarzyna Lasatowicz, Andrea Rudolph (Hg.): *Literaturgeschichtliche Schlüsseltexte zur Formung schlesischer Identität. Kommentierte Studienausgabe*. Berlin 2005, S. 235–260.
Lubos, Arno: *Schlesien im Leben und Werk Holteis*. In: Lubos, Arno: *Schlesisches Schrifttum der Romantik und Popularromantik*. München 1978, S. 75–98.
Markgraf, Hermann: *Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren Namen*. Breslau 1896.

Menzel, Wilhelm: *Karl von Holtei*. In: Hupka, Herbert (Hg.): *Große Deutsche aus Schlesien*. Wien – München 1979, S. 121–129.
Moschner, Alfred: *Holtei als Dramatiker*. Breslau 1911.
Mühle, Eduard: *Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole*. Köln, Weimar, Wien 2015.
Nickel, Walter: *Die öffentlichen Denkmäler und Brunnen Breslaus*. Breslau 1938.
O. A.: *Briefe aus und nach Grafenort. Von Karl von Holtei. Altona, bei Hammerich. 1841*. In: Abendzeitung 1840, Bd. 4, Nr. 94, S. 765–768 (Blätter für Literatur und bildende Kunst).
O. A.: *Gedichte in schlesischer Mundart, von Karl von Holtei*. In: Über Kunst und Alterthum 1828, H. 2, S. 351–355.
O. A.: *Karl von Holtei. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages, des 12. Februars 1880*. In: Schlesische Schulzeitung 59 (1930), Nr. 7, S. 122–123.
O. A.: *Trauerfeier für Holtei*. In: o. A.: *3 Jahrhunderte im Spiegel der Schlesischen Zeitung*. Breslau 1935.
O. A., o. T. In: Blätter für literarische Unterhaltung 1878, S. 95 [Rubrik: *Aus der Schriftstellerwelt*].
Oniszczuk-Awiżeń, Krystyna; Toczyńska-Rudysz, Krystyna: *Karl von Holteis Beziehungen zum Glatzer Land*. In: *Karl von Holtei (1798–1880). Ein schlesischer Dichter zwischen Biedermeier und Realismus*, im Auftrag der Stiftung Kulturschlesien hrsg. von Christian Andree und Jürgen Hein, unter Mitarbeit von Claudia Meyer. Würzburg 2005, S. 215–232.
Prutz, Robert: *Holtei's schlesische Gedichte*. In: Deutsches Museum 1 (1851), Bd. 1, S. 237–240.
Prutz, Robert: *Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858*, Bd. 2. Leipzig 1870.
Sanft, Wolfgang: *Carl von Holtei*. In: Hellmut Seidel, Ekkehard Loch (Hg.): *Obernigk bei Breslau. Ein schlesisches Heimatbuch*. Weiden 1996, S. 178–180.
Scheuermann, Gerhard: *Das Breslau-Lexikon*, Bd. 1. Dülmen 1994.
Schieb, Roswitha: *Literarischer Reiseführer Breslau. Sieben Stadtspaziergänge*. Potsdam 2004.
Schindler, Karl: *Carl von Holtei – ein Stück Alt-Breslau*. München 1985.
Schlesinger, Maximilian: *Geschichte des Breslauer Theaters*, Bd. 1. Berlin 1898.
Schneider, Alfred: *Holteis Schlesische Vortragsreise von 1860/61*. In: Der Wanderer im Riesengebirge 46 (1926), S. 97–99 und 118–120.
Scholler, Franz: *Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes*, Bd. 2. Glogau 1887.
Steller, Walter: *Karl von Holtei zum Gedächtnis*. In: Breslauer Nachrichten 2 (1950), Nr. 5.
Thum Gregor: *Die fremde Stadt. Breslau 1945*. Berlin 2003.
Warzecha, Max: *„Suste nischt ock heem!"*. In: Der Schlesier 15 (1963), Nr. 21, S. 6.
Weger, Tobias: *„Silesia imaginata" – Mental Maps von Schlesien, Śląsk und Slezsko*. In: Balzer, Bernd; Hałub, Marek (Hg.): *Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*, Bd. 4: Hałub, Marek; Stucke, Frank (Hg.): Kulturwissenschaft. Wrocław – Dresden 2006, S. 19–40.
Weger, Tobias: *Miejsce Karla von Holteia w śląskiej i niemieckiej pamięci kulturowej w XIX i XX wieku*. In: Dziemianko, Leszek; Hałub, Marek (Hg.): *Karl von Holtei*

(1798–1880). Leben und Werk. Fragestellungen – Differenzierungen – Auswertungen. Leipzig 211, S. 390–410.
Weinhold, Karl: *Rede bei der Feier des achtzigsten Geburtstags Karl von Holteis (am 24. Januar 1878 im Liebichschen Saale zu Breslau gehalten). Mit Prolog von Max Kalbeck.* Breslau 1878.
Weno, J.: *Suste nischt, ack heem! Carl Eduard von Holteis Leben*. In: Der Schlesier 5 (1953), Nr.12, S. 6.
Zawada, Andrzej: *Bresław. Eseje o miejscach*. Wrocław 1996.

Schlüsselwörter

Karl von Holtei, schlesische Literatur und Kultur im 19. Jahrhundert, Erinnerungskultur in Schlesien, Schlesien als Heimat

Abstract

Breslaw poet and actor Karl von Holtei (1798–1880) as Silesian cultural icon and identification figure

The article above presents the importance of Breslaw poet, actor and reciter Karl von Holtei on shaping local identity of Breslaw and Silesian inhabitants as well as his place in the local memory. After second edition of his *Schlesiche Gedichte* (1850) written in local dialect, and especially after his long artistic journey around Silesia (1860–1861) and permanent return to Breslaw (1865) Holtei won respect his compatriots. He became very well known and popular in Breslaw. Streets, squares and other topographic buildings in other Silesian towns and cities were named after Holtei already during his lifetime. Postcards with his portraits were published and just after his death, a monument was unveiled. After 1945, Holtei became a very important identification figure for expelled Silesian people in West Germany. However, Holtei was forgotten for many years in Polish Silesia, even though he wrote many pro-Polish pieces including *Der alte Feldherr* a drama about Polish national hero Tadeusz Kościuszko. A breakthrough came only in the end of 20th century when Holtei's importance for Polish-German relationship rediscovered and appreciated. A commemorative plaque was unveiled on the house that he had lived in, his bust was placed in Town Hall and secondary school in Oborniki Śląskie was given Holtei's name.

Keywords

Karl von Holtei, literature and culture of Lower Silesia in 19th century, Silesian memorial culture, Silesia as homeland

Jan Pacholski (https://orcid.org/0000–0001–8108–678X)
Universität Wrocław

Beobachtungen zum Herstellen eines Kriegsbuches. Der preußisch-österreichische Krieg von 1866 bei Theodor Fontane

Die drei sogenannten Kriegsbücher[1], in denen die Geschichte der deutschen Einigungskriege geschildert wird, stellen ein wichtiges Kapitel im epischen Werk des „mittleren" Fontane dar. Sie bilden, neben den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, eine wichtige Etappe auf dem Wege des märkischen Dichters vom Journalisten zum reifen Romancier. 1864 – nach dem Ausbruch des Krieges gegen Dänemark – erhoffte sich Rudolf von Decker, Inhaber des Verlages der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei, einen stattlichen Gewinn; er wollte nämlich das sogenannte Generalstabswerk der preußischen Armee in seinem Verlag veröffentlichen. Jenen Auftrag bekam aber das Verlagshaus Ernst Siegfried Mittler und Sohn, das preußische und später deutsche Generalstabswerke bis in das 20. Jahrhundert hinein drucken sollte. Decker wollte aber keinesfalls darauf verzichten, mit dem neuen Krieg von 1864 Geld zu verdienen, und kam auf die Idee, ein Kriegsbuch herauszugeben, das nicht nur – wie das Generalstabswerk – für das Fachpublikum, sondern für breitere Kreise der Gesellschaft bestimmt wäre. Deswegen sollte das geplante Buch auch einige „nichtmilitärische" Passagen enthalten, wie z.B. Anekdoten,

[1] Die am Anfang des Jahres 2018 vorbereiteten Beiträge für das eben entstehende neue Fontane-Handbuch, das nach dem Jubiläumsjahr 2019 erscheinen soll, gaben dem Autor der vorliegenden Skizze eine Gelegenheit, seine einstigen Studien zur Kriegsberichterstattung des märkischen Dichters an einigen Stellen zu erweitern bzw. zu revidieren. Es sind inzwischen etliche Jahre vergangen, seitdem der Autor zum besagten Thema im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam recherchiert und auf Böhmens, Deutschlands und Frankreichs Schlachtfeldern geforscht hat. Der vorliegende Beitrag wiederholt einige Thesen und übernimmt wortwörtlich etliche längere Passagen der 2005 verteidigten und veröffentlichten Dissertation – vgl. Jan Pacholski, *Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter*, Wrocław 2005, sowie einiger Beiträge – vgl. u.a. Ders., *Das Polenbild in Fontanes Kriegsbüchern und in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg"*, in: „Zeszyty Kulickie" / „Külzer Hefte" 6 (2010), S. 120–139; Ders., *Theodor Fontane i bitwa pod Trutnovem* / *Theodor Fontane a bitva u Trutnova*, in: Vladimír Wolf / Vlastimil Málek (Hg.), *Pod Libavským sedlem* / *Pod Przełęczą Lubawską*, Trutnov 2010, S. 177–199; Ders., *Mit Theodor Fontane (und den preußischen Truppen) durch die Rhön*, in: „Germanica Wratislaviensia" 137 (2013), S. 47–64; Ders., *„Der Deutsche Krieg von 1866" in Theodor Fontanes Berichten*, in: „Frankenland. Zeitschrift für Fränkische Geschichte, Kunst und Kultur", Sonderheft (2016), S. 48–61.

wie auch und Informationen über Land und Leute. *Last, but not least* sollte jeder gefallene Offizier beim Namen genannt und, sofern möglich, porträtiert werden, um dadurch Familien der Verstorbenen zum Erwerb eines Exemplars anzuspornen.

Neben den genannten Bildnissen der verdienten Militärpersonen sollte das geplante Werk weitere Abbildungen beinhalten, wie Schlachtenszenen, Landschaftsaufnahmen, Karten und ferner die für das 19. Jahrhundert so typischen Verzierungen: Vignetten, Initiale usw. Mit der Aufgabe, die graphische Seite des Vorhabens zu sichern, wurde der für den Deckerschen Verlag regelmäßig wirkende Zeichner Ludwig Burger betraut. Von weit größerer Bedeutung war aber die Wahl eines Schriftstellers, der auf eine anschauliche und fesselnde Weise vom Kriege berichten würde. Hier begann die Zusammenarbeit Rudolf von Deckers mit Theodor Fontane, der damals, noch lange vor seinem Debüt als Romancier, bei einer Zeitungsredaktion wirkte und bereits zwei Bände seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* veröffentlicht hatte. In diesen Werken befasste sich der märkische Dichter nicht nur mit der Geschichte dieser oder jener Lokalität, sondern vielmehr mit dem Schicksal ihrer Besitzer bzw. Bewohner.

Jene waren brandenburgische Junker, Vertreter traditionsreicher Offiziersfamilien, die viele Generationen hindurch an zahlreichen Feldzügen und Schlachten beteiligt waren. Ihre Kämpfe wusste Fontane recht anschaulich und überzeugend darzustellen. Diese Gefechtsbeschreibungen fand Decker besonders ansprechend und schlug dem märkischen Dichter vor, den Krieg gegen Dänemark auf ebendiese Weise zu schildern; Fontane nahm das Angebot an, und zwar nicht nur aus pekuniärem Grund. Der künftige *Effi Briest*-Autor interessierte sich schon seit seiner Kindheit für die Militärgeschichte und fand sich für diese Aufgabe berufen.

Weder der Verleger noch der Schriftsteller, noch der Illustrator konnten es erwarten, dass ihre Zusammenarbeit so lange dauern wird. Anstatt eines Feldzuges galt es, wie sich bald herausstellen sollte, drei Kriege zu beschreiben. In seinem ersten militärgeschichtlichen Werk suchte Fontane nach einer passenden Form, um einerseits der getreulichen Wiedergabe der historischen Tatsachen, andererseits einer spannenden Erzählweise gerecht zu werden. 1864 war der Stoff einfach, im Grunde genommen rein chronologisch geordnet, weil auch der Verlauf des Feldzuges unkompliziert war. Mit einer politischen Vorgeschichte des Konfliktes und der Schilderung von Land und Leuten Schleswig-Holsteins wurde das Werk eröffnet; die Erstürmung der Düppeler Schanzen stand im Zentrum des Berichtes.

Jenem Teil des ersten Kriegsbuches ist die damals schon ausgeprägte Vorliebe seines Autors zum theatralischen Aufbau zu entnehmen. Es ist kein Wunder, dass die militärhistorische Erzählung des künftigen Theaterkritikers der „Vossischen Zeitung" einen markanten Höhe- und Wendepunkt haben musste. Der genannte Punkt wurde zu einem militärischen Ereignis von epochaler Bedeutung hochstilisiert, und zwar ungeachtet dessen, dass es eigentlich weder strategisch noch taktisch sinnvoll war.

Mit einem kurzen Exkurs über den Krieg zur See wird das Schleswig-Holsteinische Werk abgerundet. In jenem ersten Kriegsbuch tauchen auch einige Anekdoten und amüsante Geschichten auf, am Rande werden auch einige Bedenken über den Krieg ausgesprochen; in seinem zweiten militärhistorischen Bericht erlaubt sich Fontane

derartige „Ausrutscher“ nicht mehr. Auch das Bildwerk des 1866er Kriegsbuches wird wesentlich vervollkommnet. Es ist nicht nur der quantitative Zuwachs, was die Anzahl der Illustrationen angeht; auch qualitativ zeigt sich hier eine Neuerung, nämlich die genaue Verkupplung der Erzählung mit dem Bildwerk, und zwar derart, dass sich beide Teile gegenseitig sehr gewinnbringend ergänzen (das letzte Kriegsbuch Fontanes über den Konflikt von 1870/71 kam ohne Illustrationen aus).

Die erwähnte „Multimedialität“ ist nur ein Teil des Fortschrittes, der sich im Falle des 1866er Kriegsbuches zeigt. Die Komplexität des Stoffes hat eine weit raffiniertere Strukturierung des Werkes erzwungen. Im zweiten Einigungskrieg gab es zwei Feldzüge, die voneinander vollkommen getrennt verliefen. Es gab den preußischen Hauptfeldzug gegen Österreich und Sachsen, wo grundsätzlich das Gebiet Böhmens und Mährens die Rolle des Kriegsschauplatzes spielte, und den zweitrangigen Feldzug in West- und Mitteldeutschland, wo neben den Preußen auch ihre Alliierten gegen Österreichs Verbündete kämpften. Dem entspricht auch die Einteilung des 1866er Kriegsbuches in zwei Bände: *Der Feldzug in Böhmen und Mähren* (Bd. I) und *Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland* (Bd. II).

Schon dem Umfang der beiden Teile ist es zu entnehmen, dass der erste Band wichtiger ist. Der mehr als siebenhundertseitige erste Band ist doppelt so umfangreich wie der zweite. Im ersten Band wird die wichtigste Schlacht bei Königgrätz[2] dargestellt; auf dem Wege der preußischen Truppen aus dem Gebiet des okkupierten Sachsens und aus Schlesien gab es eine Reihe von weiteren Gefechten. Den ersten Teil des böhmischen Bandes macht eben die Schilderung jener Kämpfe aus. Fontane musste dabei ein kompliziertes Raum- und Zeitverhältnis bewältigen, weil selbst auf dem böhmischen Kriegsschauplatz mehrere Kämpfe gleichzeitig ausgetragen wurden. Eine rein chronologische Erzählung, wie im 1864er Kriegsbuch, wäre hier unmöglich. Der Autor begleitet die einzelnen Verbände auf ihren Wegen ins heutige Tschechien, indem er über die Gefechte der jeweiligen Abteilung berichtet. Jene Beschreibungen der einzelnen Kämpfe erfolgten nach einem bestimmten, im Laufe der langen Arbeit an den Kriegsbüchern vervollkommneten Muster.

Die Schilderung jedes Aufeinandertreffens beginnt in der Regel mit der Aufgabe, die den am Gefecht beteiligten preußischen Truppen gestellt wird. Gleich danach wird meistens mitgeteilt oder zumindest angedeutet, dass die Aufgabe erfolgreich gelöst wird. Im nächsten Zug geht der Autor zur minutiösen Schilderung des Schauplatzes über. Interessanterweise handelt es sich hier nicht nur um eine Beschreibung etwa der strategisch wichtigen Höhenzüge bzw. eines Engpasses, den es zu passieren gilt, sondern auch um absolut friedliche, von der militärischen Thematik unabhängige Dinge. Es gibt längere Textpassagen, in denen die Schönheit der Landschaft und die Eigenart der lokalen Architektur geschildert werden. Der Wanderer durch die Mark Brandenburg, der den Kriegsschauplatz Böhmen persönlich durchstreifte, fand jene Gegend besonders anziehend. Hervorgehoben sei, dass der künftige Theaterkritiker und große Schiller-Verehrer sich besonders durch die Stätten angezogen fühlte, die mit Wallensteins Geschichte verbunden waren.

---

[2] Tschechisch Hradec Králové.

Nach dem genannten landeskundlichen Teil folgt in jeder Gefechtsschilderung die Beschreibung der eigentlichen militärischen Operation, die minutiös dargestellt wird. Fontane, der diesen Krieg nicht gesehen hatte (er besuchte Böhmen erst im August 1866 und später noch 1868), bediente sich einer Reihe von Berichten aus fremder Hand, der märkische Dichter integrierte jene Augenzeugen-Berichte in seinen eigenen Text. Interessanterweise erlaubt er sich nicht selten weitgehende Eingriffe in fremde Textpassagen, wodurch er sie seinem eigenen Stil anpasst. Obwohl er meistens deutlich hervorhebt, dass aus dem Bericht eines Augenzeugen zitiert wird, wirkt die Erzählung in den meisten Fällen natürlich und „nahtlos".

Als ein Beispiel hierfür sei nachstehend eine längere Passage angeführt, die dem Kapitel *Die Vereinigung der I. Armee mit der Elb-Armee. Münchengrätz*[3] des 1866er Kriegsbuches entnommen wird. Fontane verwendet hier eine in Halle an der Saale noch im Kriegsjahr veröffentlichte Broschüre unter dem Titel *Antheil des 2. Magdeburg*[*ischen*]. *Infant*[*erie*].*-Regim*[*ents*]. *№ 27. an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866*, die aus der Feder des damaligen Obersten und künftigen Generals Franz von Zychlinski[4] stammt. Im Unterkapitel *Das Gefecht am Musky*[5]*-Berg*[6] des 1866er Kriegsbuches wird fast der ganze Brief Zychlinskis abgeschrieben. Um zu veranschaulichen, wie der Dichter in die zitierten Passagen eingreift, werden hier die beiden Texte miteinander verglichen und in Form folgender Edition zusammengestellt:

- Mit normaler Schriftart werden diejenige Passagen abgedruckt, die sowohl in Zychlinskis Broschüre (*Antheil des 2. Magdeburg. Infant.-Regim. № 27. an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866*) als auch in Fontanes 1866er Kriegsbuch (*Der deutsche Krieg von 1866*) enthalten sind.
- *Kursiv erscheinen Hervorhebungen (in beiden Texten)*.
- ~~Durchgestrichen sind diejenigen Passagen, die nur in Zychlinskis Broschüre enthalten und von Fontane weggelassen worden sind.~~

---

[3] Vgl. Theodor Fontane, *Der deutsche Krieg von 1866*, mit Illustrationen von Ludwig Burger, Berlin 1870, Bd. I (*Der Feldzug in Böhmen und Mähren*), Halbbd. 1 (*Bis Königgrätz*), S. 164–183; Münchengrätz – tschechisch Mnichovo Hradiště.

[4] Am Rande sei hier erwähnt, dass der künftige *Stechlin*-Autor jenen Offizier persönlich gekannt hat. Er war derjenige, der dem Dichter sehr viele wichtige Details und Nuancen der militärischen Taktik, Strategie und moderner Bewaffnung erklärte. Es gibt auch eine andere Seite dieser Bekanntschaft. Der General versuchte, auf mehrere Bitten des märkischen Dichters, die stockende militärische Kariere seines im September 1887 verstorbenen Sohnes George Emile Fontane in die richtigen Bahnen zu lenken. Die Bekanntschaft der beiden Herren, des militärisch interessierten Schriftstellers und des literarisch interessierten Offiziers, hinterließ einige Spuren in Form von teilweise bisher unveröffentlichten Briefen; ein anderes Werk Zychlinskis, die *Geschichte des 24. Infanterie-Regiments*, benutzte Fontane als Quelle während seiner Arbeit am Kapitel *Die Ruppiner Garnison* des ersten Bandes (*Die Grafschaft Ruppin*) seiner berühmten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*.

[5] Tschechisch Mužský.

[6] Vgl. Fontane, *Der deutsche Krieg …*, wie Anm. 3, Bd. I, Halbbd. 1, S. 176–181.

- **Fett hervorgehoben werden diejenige Passagen, die von Fontane in seinem 1866er Kriegsbuch hinzugefügt worden sind**.

~~Der 7. Division fiel die Aufgabe zu, im Iserthale[7] vorzugehen, welches gerade hier östlich von schroffen, zum Theil bewaldeten Felsenhöhen dominirt wird. Die Absendung eines Seitendetachements war also dringend geboten, und mir wurde der Auftrag, mit meinem 2. und Füsilier-Bataillon die linke Flanke durch denen Marsch über ein Gebirge zu sichern, das dem Auge geradezu als unzugänglich erschien, da es, nur im ausgedehnterem Maaße, den Eindruck der Heuscheuer machte, die Ihnen bekannt sein wird.~~ **Oberst v. Zychlinski selbst hat über seinen „Zug über den Musky-Berg" in anschaulicher Weise berichtet. Wir geben daraus das folgende:**[8]

„Also über den Musky-Berg! so lautete die Ordre. Wie ineinandergeschlungene Kränze starrten uns die Felsen ~~von einem~~ **dieses** isolierten **kleinen Gebirges** ~~Gebirge entgegen~~ **an**, in dessen Mitte die spitze ~~Kegelhöhe des Muskyberges~~ **Höhe, der ‚Musky-Kegel',** uns als Orientirungspunkt diente.[9]

~~Also dorthin, nachdem wir nach einem kurzen ungehinderten Vormarsche bis *Wschen*[10] am 27. etwa um ½9 Uhr, immer mit der beliebten Warnung, uns ja nicht zu compromittieren, abgezweigt worden waren~~. Führer, die wir mitgenommen hatten, erneuerten und wiederholten die Erklärung, daß über jenes Gebirge **(den Musky-Berg)** nicht zu marschieren sei.[11]

Endlich fand ich einen Deutschen, der, ~~aus den~~ **im** Dorfe *Zdiar*[12] **zu Hause**, im Begriffe stand, seine ganze Habe auf einer Karre irgend wohin**,** (er wußte selbst nicht ~~wohin~~ **wo hin)?** zu flüchten. Seine **junge** Frau**,** ~~ein hübsches Weib~~, trug ein Kind an der Brust~~,~~**;** zwei andere lagen, in ~~reinliche~~ Betten gewickelt, auf der Karre, die der Vater eben durch einen Bach schieben wollte. Ich stellte dem Mann die Thorheit seines Unternehmens vor**,** ~~ließ durch ihn seine Frau, die kein Wort Deutsch verstand, mit ihrem Kinde aber etwas Madonnenartiges hatte, beruhigen, gab ihnen ein blankes Viergroschenstück und nahm dann die Dienste des von Hause aus zutraulichen Mannes in Anspruch. Er erklärte,~~ und machte ihn zutraulich, worauf er endlich erklärte, **‚**daß zwischen Teichen hindurch und über sumpfige Wiesen ~~und Gewässer~~ wohl ein Weg bis *Prihraz*[13] führe, ~~dann~~ **von da ab** aber nur mit *Umgehung*[14] der *Musky*[15]-Höhe, über welche **letztere** nur ein Fußsteig gehe.**'** Gut, also diesen~~.~~**!**[16]

Immer noch glaubte ich ~~letztere~~ **indeß**, daß ein grüner Saum zwischen zwei Waldstreifen vor mir, mich leichter und in breiterer Front hinaufführen würde. Ich schickte zwei Husaren, die man mir zum Melden beigegeben hatte, zum Recognosciren voraus. Sie kamen bald zurück mit dem Bericht, daß sie im morastigen Boden fast versunken wären. Ich erkannte, daß der vor mir ~~aufsteigende~~ **ansteigende** Abhang einer ~~der~~ **jener**

---

7 Iser (Fluß) – tschechisch Jizera.
8 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.
9 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.
10 Tschechisch Všeň.
11 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.
12 Tschechisch Žďar.
13 Tschechisch Příhrazy; Hervorhebung nur in Zychlinskis Broschüre.
14 Hervorhebung nur im 1866er Kriegsbuch.
15 Hervorhebung nur in Zychlinskis Broschüre.
16 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.

trügerischen Abfälle wäre, wie sie auch in der *Falkenberger*[17] Gegend bei *Neiße*[18] häufig vorkommen. Gewarnt durch ein Begebniß bei einer Generalstabsreise in dortiger Landschaft[19], folgte ich nunmehr meinem Führer**, den Fußsteig hinauf**.[20]

Anfangs ging's leidlich in Reihen**,**; dann aber, bald von dichtem gestrüppartigen Wald umgeben, bald in engen Felsschluchten, die mitunter an das Annathal bei Eisenach, öfter aber an die Pfade um die Heuscheuer[21] erinnerten, beschwerlich nur zu Einem. Die Berittenen hatten ihre Pferde den Husaren zurückgelassen**,**; nur mein Adjutant und der des 2. Bataillons führten die ihren. Später sind alle Pferde denselben Weg nachgekommen. Ich hätte nie geglaubt, daß die Thiere so klettern könnten**;**.[22]

~~denn die Meyenwand in der Schweiz ist mir für die dieses Weges gewohnten Pferde nicht so beschwerlich vorgekommen~~. In jeder Lichtung des Waldes, jeder Erweiterung der Schlucht erwarteten wir von den Felsen durch einen bleiernen Regen begrüßt zu werden. Aber nein!. Nur die höchste und engste Stelle des Passes hatte man durch einen Verhau vollends gesperrt. Der Fall vorgesehen: die Pioniersection ~~befand sich an der Tête. Der umsichtige und besonnene Hauptmann Graf *Finkenstein*, leider bei *Königgrätz* gefallen, die Spitze führend, ordnete schnell und~~ räumte ~~bald~~ das Hinderniß fort.[23]

Nicht minder interessant scheint die Tatsache zu sein, dass der märkische Dichter auch seine eigenen, bereits früher veröffentlichten Texte auf ähnliche Weise verwertet hat. So geschah es z.B. mit einer umfangreichen Passage des Textes unter dem Titel *Land und Leute*, der als VI. Folge der *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz* [*Böhmen 1866*][24] im Oktober 1866 erschien; später diente er als Grundlage für das gleichnamigen Kapitel[25] des 1866er Kriegsbuches. Ähnliche kleine Korrekturen, Auslassungen und Ergänzung nahm Fontane auch hier vor, als es seine eigenen

---

17 Hervorhebung nur in Zychlinskis Broschüre; Falkenberg auf Polnisch Niemodlin.

18 Polnisch Nysa.

19 In der Neisser Militärschule tagte vor dem Kriege von 1866 der preußische Generalstab und bereitete ebendort den defensiven Plan für den eventuellen Fall eines verlorenen Feldzuges gegen Österreich vor – so hieß es zumindest in offiziellen Berichten; an der damaligen Beratung nahm der Oberbefehlshaber der II. (schlesischen) Armee Kronprinz Friedrich – der künftige Kaiser Friedrich III. – teil.

20 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.

21 Polnisch: Szczeliniec Wielki.

22 Absatzumbruch nur im 1866er Kriegsbuch.

23 Fontane, *Der deutsche Krieg …*, wie Anm. 3, Bd. I, Halbbd. 1, S. 177–178; in allen zitierten Passagen werden sämtliche orthographische Eigentümlichkeiten des Originals beibehalten.

24 Fontanes *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz* [*Böhmen 1866*] wurden anonym publiziert, sie erschienen in elf Folgen im sogenannten „Deckerschen Fremdenblatt" (eigentlich *Berliner Fremden- und Anzeigeblatt*), einer Zeitschrift, die im vorher mehrmals erwähnten Rudolf von Deckers Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei gedruckt wurde. Die ersten sechs Reisebriefe sind zwischen dem 19. September 2. Oktober 1866 veröffentlicht worden, es ist anzunehmen, dass die restlichen fünf noch im gleichen Monat erschienen sind. Zum Theil dienten sie später dem Autor als Grundlage für einige Kapitel seines 1866er Kriegsbuches; mit dem Zusatz „*Böhmen 1866*" wurden *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz* 1973 von Christian Andree herausgegeben.

25 Vgl. Fontane, *Der deutsche Krieg …*, wie Anm. 3, Bd. I, Halbbd. 1, S. 96–101.

Zeilen zitierte. Darüber hinaus führte er jenen Abschnitt mit einem bemerkenswerten distanzierenden Kommentar ein:

> Die Schönheiten dieser Landschaft, auch ihre Eigenthümlichkeiten schildern wir am besten durch Auszüge aus einem Briefe, der, fast unmittelbar nach den großen Ereignissen geschrieben und sich allgemein über „Land und Leute" dieser Gegenden verbreitend, ersichtlich von dem Streben dictirt wurde, parteilos, die Dinge, wie die Menschen zu Betrachten.[26]

In der Tat wurden im nachstehenden Passus böhmische Landschaft, Dörfer und Städte, wie auch deren Bevölkerung so wohlwollend geschildert, dass der Autor sich womöglich genötigt sah, diese durchaus positive Aussage seines früheren Berichtes ein wenig zu mildern. Nach der Passage, die dem *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz* entnommen worden war, drückte er seine Zurückhaltung seinem eigenen Text gegenüber ziemlich deutlich aus, indem er schrieb:

> Wir haben dieser Schilderung nichts hinzuzufügen; vielleicht daß sie in dem Streben nach Gerechtigkeit hier und da „gerechter" geworden ist, als die Gerechtigkeit selbst gestatten würde. Durch wie freundliche Gläser aber auch der Briefsteller (dem wir die Schilderung entnehmen) geblickt und wie mancherlei *nicht* zu Vertheidigendes sich seinem Auge entzogen haben mag, jedenfalls war es, – wie irrthümliche Auffassungen zu schildern versucht haben – kein Land der Noth, des Elends, der Uncultur, in das unsere Bataillone von den lausitzer und schlesischen Bergen niederstiegen.[27]

Da der Autor kein Beobachter des eigentlichen Kriegsgeschehens war[28], musste er sich, wie bereits erwähnt, auf Aussagen von verschiedenen Augenzeugen berufen. Meistens entnahm er sie publizierten Berichten verschiedener Offiziere, wie z.B. der bereits erwähnten Broschüre Zychlinskis. Nur eine allgemeine Situation vor und nach dem jeweiligen Gefecht, wie auch den Verlauf der Kämpfe in recht groben Umrissen, schilderte Fontane mit wirklich eigenen Worten. Die Einzelheiten der jeweiligen militärischen Handlung werden aus etlichen Augenzeugenberichten montiert, und zwar derart, dass der künftige *Stechlin*-Autor hier durchaus modern wie ein Reporter oder sogar Moderator wirkt. Das von Ludwig Burger gelieferte reichhaltige Bildwerk steigert nur den Eindruck von Multimedialität.

Neben vielen Szenen, die den Ernst des Kampfes schildern, gibt es im 1866er Kriegsbuch auch einige heitere Geschichten, wie z.B. die von der „Eroberung" durch

---

[26] Ebd., Bd. I, Halbbd. 1, S. 97.

[27] Ebd., Bd. I, Halbbd. 1, S. 101.

[28] Seine erste Reise nach Böhmen, u.a. nach Gitschin (Jičín), München- und Königgrätz, unternahm Fontane im August 1866, also schon einige Wochen nach der eigentlichen militärischen Auseinandersetzung; sein zweiter Besuch, der dem böhmischen Kriegsschauplatz von 1866 galt, fand noch später statt, und zwar am Rande seiner Sommerfrische in Erdmannsdorf (polnisch Mysłakowice) im schlesischen Riesengebirge (Polnisch Karkonosze, tschechisch Krkonoše) im Sommer 1868, als er auf dem Rückwege nach Berlin die übrigen Schlachtfelder von Trautenau (tschechisch Trutnov), Nachod (Náchod), Skalitz (Česká Skalice), Burkersdorf (Střítež), Alt-Rognitz (Starý Rokytník) und Rudersdorf (Rubínovice) besichtigte.

die preußischen Truppen der Brauerei in Münchengrätz – samt unerschöpflichen Biervorräten.[29] Fontane verschweigt allerdings die Verluste der preußischen Armee nicht, sie werden immer am Ende der jeweiligen Gefechtsschilderung als trockene Zahlen angegeben. Es werden aber immer wieder einzelne Helden genannt. Ein Tod für Gott, König und Vaterland muss spektakulär und „schön" sein. Der Held stirbt nicht etwa durch eine Granate zerrissen, sondern „durch eine Kugel ins Herz getroffen".[30] So starb zum Beispiel während des Gefechts bei Podol[31] Oberleutnant Eugen von Drigalski (eigentlich Drygalski): „Unter den Gefallenen auf unsrer Seite war der heldenmüthige Commandeur des Füsilier-Bataillons und zeitige Führer des Regiments, Oberstlieutenant v. Drigalski, der an der Spitze seiner Leute, von zwei Kugeln durch den Kopf geschossen, niedersank".[32]

Abb. 1. Kriegerfriedhof in Podol (Podolí), rechts die letzte Ruhestätte des Oberstleutnants Eugen von Drygalski; Foto: J.P. 2009

[29] Vgl. Fontane, *Der deutsche Krieg …*, wie Anm. 3, Bd. I, Halbbd. 1, S. 183.
[30] Ebd., Bd. I, Halbbd. 1, S. 188.
[31] Auch Podoll, tschechisch Podolí – heute eingemeindet in den Ort Swigan (auch Swijan, tschechisch Svijany); nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Dorf nördlich von Münchengrätz (tschechisch Mnichovo Hradiště) am linken Ufer des Flusses Iser (tschechisch Jizera); das im Jahre 1866 umkämpfte Dorf Podol und der Ort Swigan befinden sich am rechten Iser-Ufer.
[32] Fontane, *Der deutsche Krieg …*, wie Anm. 3, Bd. I, Halbbd. 1, S. 161.

Besondere Bedeutung hat in diesem Kontext die fast genau in der Mitte der umfangreichen Schilderung der Schlacht bei Königgrätz befindliche Szene des Todes vom Generalleutnant Hiller von Gärtringen, die beinahe theatralisch wirkt:

> Am Südwestausgange des Dorfes, […] hielt Generallieutenant *v. Hiller*. Hier am exponirtesten, aber einen vollen Ueberblick gewährenden Platz hielt er seit einer Stunde und leitete das Gefecht. An ihn sprengte jetzt Major v. Sommerfeld heran, um zu melden.
>
> „Gott sei Dank, da kommt ihr! Was bringen Sie mit?“.
>
> „Mein Bataillon, gefolgt von der Avantgarde des I. Corps“.
>
> „Nun wird Alles gut werden!“. In diesem Augenblick fuhr General v. Hiller mit der Hand nach der Brust. „Herr Kamerad, helfen Sie, ich bin verwundet“. Das waren seine letzten Worte. Ein Sprengstück war ihm von der Seite in die Brust gedrungen. Er sank lautlos aus dem Sattel.
>
> So starb General v. Hiller in demselben Augenblick, der die Entscheidung brachte, den *Sieg*, an dessen Erringung er und seine Division die letzten Kräfte gesetzt hatten.
>
> Einzelne Jäger trugen ihn nach Chlum zurück; das Bataillon aber avancirte bis an die Hohlweglinie, dann über diese hinaus und gefolgt vom 1. und Füsilier-Bataillon Nr. 41 im ersten, von den beiden Grenadier-Bataillonen des Regiments Kronprinz im zweiten Treffen, drangen jetzt die Ostpreußen, wie zur Wettmachung des Tages von Trautenau, mit stürmender Gewalt in Rosberitz[33] ein. Die Kraft des Feindes schien gebrochen; 3000 Gefangene, eine Anzahl Geschütze fielen den Ostpreußen in die Hände. Rosberitz war unser.[34]

Ungeachtet der Frage, ob diese kurze Szene einer Sequenz aus einem Drama oder aber eher einer Dialogszene aus einem reifen Roman Fontanes ähnelt, hat sie im 1866er Kriegsbuch eine doppelte Bedeutung. Es wird hier nicht nur ein neuer Held namens General von Hiller geboren; sein Fall steht vielmehr stellvertretend für alle Offiziere und Soldaten, die durch ihren Heldentod zum endgültigen Sieg beigetragen haben. Ein Einzelschicksal aus Fleisch und Blut überzeugt den Leser mehr als eine anonyme Masse. General von Hiller, dessen Tod zeitlich mit dem entscheidenden Moment der Schlacht zusammenfällt, wird zur Ikone des Sieges. Hillers Heldentod wird idealisiert und sogar sakralisiert, was im folgenden Bild besonders stark zum Ausdruck gebracht wird:

> In der Chlumer Kirche, deren Thurm und Dach von mehreren Granaten getroffen war, lagen die Verwundeten […]. Auf dem Altarplatze ruhte, in seinen Feldmantel gehüllt, General v. Hiller; auf dem edlen Angesicht hatte der Tod die Freundlichkeit, die ihn im Leben kennzeichnete, nicht ausgelöscht, sondern verstärkt.[35]

Nach dem Höhe- und Wendepunkt auf dem Schlachtfeld zwischen Sadowa und Chlum am 3. Juli 1866 beginnt die abfallende Handlung, und zwar sowohl im 1866er Kriegsbuch, als auch allgemein in Fontanes Beschäftigung mit dem martialischen Sujet – bis hin zum resignativen Ton des Alterswerkes *Stechlin*, in dem die kriegshistorische Thematik nur wie ein Schatten, ein fernes Abbild der Jahre

---

[33] Tschechisch Rozběřice.

[34] Ebd., Bd. I, Halbbd. 2 (*Königgrätz. Bis vor Wien*), S. 606–607.

[35] Ebd., S. 651.

Abb. 2. Kriegerfriedhof in Chlum, links die letzte Ruhestätte des Generalleutnants Hiller von Gärtringen, rechts der Turm von Chlumer Kirche; Foto: J.P. 2013

1864–1871 präsent ist. Die persönlichen traumatischen Erlebnisse des Jahres 1870 – die Gefangennahme in Domrémy-la-Pucelle unter Spionageverdacht und die spätere französische Kriegsgefangenschaft – mögen dazu maßgeblich beigetragen haben, dass der frühere – auch bedingte – Enthusiasmus einer gewissen Distanz Platz machte.

Auch wenn Fontane in seinen Kriegsbüchern eine eigenartige Poetik der Kriegsdarstellung entwickelt hatte, die das Moderne (die obengenannte Multimedialität) mit dem Ritterlich-Romantischen (Kreation der einzelnen Helden) verbindet, blieben jene Werke irgendwie am Rande seines umfangreichen Œuvres. Ähnlich wie die unvergleichlich populäreren *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* können die militärhistorischen Werke des märkischen Dichters lediglich als epische „Probefahrten" und Stilübungen vor seinem „eigentlichen" Romanwerk angesehen werden, was die Fontane-Philologie bereits anerkannte. Das martialische Sujet stößt allerdings die breiteren Kreise der Leserschaft ab, was womöglich auch dadurch verursacht wurde, dass der Autor selbst sich von jener Thematik mit der Zeit distanziert hatte und die spätere Neuauflage des ersten Kriegsbuches schlicht ablehnte. Im Kontext der Entwicklung von deutschsprachigen Kriegsliteratur scheinen Fontanes Werke eine doch wichtige Rolle zu spielen – eine vergleichbare, wie jene Kriege selbst.

Die Einigungskriege waren – militärhistorisch gesehen – ein Übergang zwischen der „alten" Kriegsführung mit farbenfrohen Uniformen und pittoresken Kavallerieattacken, und der „neuen" mit Artillerievorbereitung und kriechenden,

mit tödlich wirksamen Hinterladern bewaffneten Infanteriemassen.[36] Fontanes Darstellung jener Kriege machte darum einen Spagat zwischen der präzisen Schilderung der gekonnt manövrierenden militärischen Verbände und der Kreation von ritterlich-romantischen Helden; doch eben das Letztgenannte lag dem märkischen Dichter näher.

Bibliographie

Bělina, Pavel / Fučík, Josef, *Válka 1866*, Praha 2005

Czapliński, Władysław u.a., *Historia Niemiec*. Wrocław 1990.

Fontane, Theodor, *Der deutsche Krieg von 1866*, mit Illustrationen von Ludwig Burger, Berlin 1870, Bd. I (*Der Feldzug in Böhmen und Mähren*), Halbbd. 1 (*Bis Königgrätz*), Halbbd. 2 (*Königgrätz. Bis vor Wien*).

Fontane, Theodor, *Der deutsche Krieg von 1866*, mit Illustrationen von Ludwig Burger, Berlin 1871, Bd. II (*Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland*).

Fontane, Theodor, *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*, hrsg. von Christian Andree, Frankfurt a.M. / Berlin / Wien 1973.

Fučík, Josef, *Válka 1866. Běda poraženým!*, Praha 2012, passim; Karel Richter, *Třeba i železem a krví. Prusko-rakouské války 1740–1866*, Praha ²2019, passim.

Pacholski, Jan, *Bekannter und Helfer Fontanes – der Militärschriftsteller Franz von Zychlinski*, in: „Germanistische Studien" 1/4 (2006), s. 32–35.

Pacholski, Jan, *Bekannter und Helfer Fontanes – Militärschriftsteller Franz von Zychlinski, Teil 2.*, in: „Germanistische Studien" 1/5 (2008), s. 19–29.

Pacholski, Jan, *Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter*, Wrocław 2005.

Pacholski, Jan, *Das Polenbild in Fontanes Kriegsbüchern und in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg"*, in: „Zeszyty Kulickie" / „Külzer Hefte" 6 (2010), S. 120–139.

Pacholski, Jan, *„Der Deutsche Krieg von 1866" in Theodor Fontanes Berichten*, in: „Frankenland. Zeitschrift für Fränkische Geschichte, Kunst und Kultur", Sonderheft (2016), S. 48–61.

Pacholski, Jan, *Mit Theodor Fontane (und den preußischen Truppen) durch die Rhön*, in: „Germanica Wratislaviensia" 137 (2013), S. 47–64.

Pacholski, Jan, *Theodor Fontane i bitwa pod Trutnovem* / *Theodor Fontane a bitva u Trutnova*, in: Vladimír Wolf / Vlastimil Málek (Hg.), *Pod Libavským sedlem* / *Pod Przełęczą Lubawską*, Trutnov 2010, S. 177–199.

[Zychlinski, Heinrich Franz Szeliga Zychlin von,] *Antheil des 2. Magdeburg*[*ischen*]. *Infant*[*erie*].-*Regim*[*ents*]. *№ 27. an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866*, Halle 1866.

[36] Vgl. Władysław Czapliński u.a., *Historia Niemiec*. Wrocław 1990, S. 510–512; Pavel Bělina / Josef Fučík, *Válka 1866*, Praha 2005, passim; Josef Fučík, *Válka 1866. Běda poraženým!*, Praha 2012, passim; Karel Richter, *Třeba i železem a krví. Prusko-rakouské války 1740–1866*, Praha ²2019, passim.

Schlüsselwörter

Theodor Fontane, Kriegsberichterstattung, der preußisch-österreichische Krieg von 1866, Schlacht bei Königgrätz (Hradec Králové)

Abstract

Some remarks on making of a war book. The Austro-Prussian War of 1866 by Theodor Fontane

This paper contains several remarks on Theodor Fontane's *Der deutsche Krieg von 1866* (*The German War of 1866*), which is the second work from the series of the three so-called war books by the future author of *Effi Briest*. In these books he presents in minute detail the story of the German Unification Wars.
The following aspects are described in this article: the genesis of the above-mentioned work and Fontane's working method and the structure of his war book of 1866. Using some examples the author of this paper shows Fontane's handling with citations from foreign and his own previously published texts.
At last author of this article gives some information about the (almost missing) reception of *The German War of 1866*.

Keywords

Theodor Fontane, war reporting, the Austro-Prussian War of 1866, Battle of Königgrätz (Hradec Králové)

Beata Kołodziejczyk-Mróz (https://orcid.org/0000–0002–6657–6120)
Marta Zachariasz-Janik (https://orcid.org/0000–0003–1207–8908
Pädagogische Universität, Kraków

Einer anderen Kultur in der Sprachmittlung begegnet sein

ZUSAMMENFASSUNG: 2017 sind endlich Skalen zur Beurteilung der Sprachmittlung ausgearbeitet worden. Demzufolge erfreut sich dieses Thema wieder großer Beliebtheit in der Fremdsprachendidaktik. Der folgende Beitrag versucht der Frage nach der praktischen Umsetzung der Sprachmittlungsaufgaben im DaF-Unterricht näher zu kommen. Ausgehend von der Begriffsdefinierung über die Stellung der Sprachmittlung im Klassenraum bis hin zu konkreten Aufgabentypen wird von den Autorinnen ein ziemlich detailliertes Bild dieser komplexen Kompetenz geschaffen. Da eine der Grundlagen der Sprachmittlung die interkulturelle Kompetenz ist, gilt der Klassenraum als ein geeigneter Begegnungsort von zwei (oder mehr) Kulturen und der Lehrperson wird die wichtige Rolle zugewiesen, den Lernenden das Üben dieser alltagstauglichen Kompetenz zu ermöglichen.

1. Sprachmittlung – Gegenstandsbestimmung

Die Sprachmittlung ist seit zwei Jahren in aller Munde, seit endlich Skalen zu ihrer Beurteilung ausgearbeitet worden sind (vgl. Council of Europe 2017, 105–131). Der Begriff selbst ist aber nicht neu, und seine Definierung weist eine Mehrzahl von Bedeutungen auf, die mit verschiedenen Anwendungsbereichen zusammenhängen. Bereits 1985 beschreiben Knapp und Knapp-Potthoff Sprachmitteln idealtypisch als Kommunikation, bei der sich zwei Kommunikationspartner, die Sprecher verschiedener Sprachen sind, eines Sprachmittlers bedienen, um miteinander zu kommunizieren. Diese Kommunikation kommt zustande, indem der Mittler die Äußerungen des einen Kommunikationspartners in die Sprache des anderen überträgt und umgekehrt (vgl. Knapp-Potthoff 1985). Hallet beschreibt im Jahr 1995 das kommunikative Übersetzen als Lernziel des Fremdsprachenunterrichts und betrachtet die Sprachmittlung als eine komplexe Handlung, "deren Erfolg nicht allein von sprachlichen, sondern auch von personalen, sozialen und sachlichen Kompetenzen aller Beteiligten abhängig ist" (Hallet 1995, 277–312). Byram bezeichnet im selben Jahr einen Sprachmittler als nicht bloß einen „Hinübersetzer" von Informationen, sondern als einen „intercultural speaker", der zwischen Erfahrungen der eigenen Kultur und denen der Gesprächspartner vermitteln kann (vgl. Byram 1995, 270).

Als ein eigener Teilkompetenzbereich neben dem herkömmlichen Hörverstehen, Leseverstehen, Sprechen und Schreiben hat sich die Sprachmittlung im Jahre 2001 nach der Veröffentlichung des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen (im Folgenden GER genannt) etabliert. Sie wurde im GER als eine kommunikative Sprachaktivität bezeichnet, in der die kommunikative Sprachkompetenz eines Lernenden aktiviert ist. Im GER heißt es:

> Bei sprachmittelnden Aktivitäten geht es den Sprachverwendenden nicht darum, seine/ihre eigenen Absichten zum Ausdruck zu bringen, sondern darum, Mittler zwischen Gesprächspartnern zu sein, die einander nicht direkt verstehen können, weil sie Sprecher verschiedener Sprachen sind. (Europarat 2001, 89)

Ferner unterscheidet der GER zwischen der mündlichen und schriftlichen Sprachmittlung und den Sprachmittlungsstrategien. Bei allen Formen der Sprachmittlung sind verschiedene Sprachrichtungen möglich: von der Muttersprache in die Fremdsprache, von der Fremdsprache in die Muttersprache oder auch von einer Fremdsprache in eine andere.

In der Praxis ergeben sich auch viele Varianten der Sprachmittlung, das heißt mündliche Äußerungen können mündlich, schriftliche Texte können mündlich, mündliche Äußerungen können schriftlich und letztendlich schriftliche Texte können schriftlich in die jeweils andere Sprache übertragen werden.

Mündliche Sprachmittlung umfasst Simultan-Dolmetschen (Konferenzen, Besprechungen, Reden etc.), Konsekutiv-Dolmetschen (Begrüßungs-ansprachen, Führungen etc.) und informelles Dolmetschen (für ausländische Besucher im eigenen Land, für Muttersprachler im Ausland, in sozialen und Dienstleistungssituationen für Freunde, Familienangehörige, Kunden, ausländische Besucher usw., von Schildern, Speisekarten, Anschlägen usw.) (vgl. Europarat 2001, 90). Schriftliche Sprachmittlung umfasst genaue Übersetzung (von Verträgen, Sachtexten etc.), literarische Übersetzung (von Büchern, Gedichten, Libretti etc.), Zusammenfassung der wesentlichsten Punkte in der Fremdsprache oder zwischen Muttersprache und Fremdsprache (Zeitungs- und Zeitschriftenartikel etc.), Paraphrasieren (Fachtexte für Laien etc.) (vgl. Europarat 2001, 90).

Darüber hinaus werden im GER Sprachmittlungsstrategien genannt, die widerspiegeln, wie mit begrenzten Mitteln Information verarbeitet und eine äquivalente Bedeutung hergestellt werden kann. Der Mittler muss nämlich in der Planungsphase vorausplanen und Hilfsmittel organisieren, indem er sein Hintergrundwissen entwickelt, Unterstützung sucht oder etwa ein Glossar vorbereitet. Er muss überlegen, wie er die Aufgabe lösen kann, indem er die Bedürfnisse des Gesprächspartners abwägt und den Umfang der Übersetzungseinheit bestimmt. Er muss in der Ausführungsphase während der Formulierung des Gesagten voraussehen, was als Nächstes kommt. Er muss viele Ausdrucksmöglichkeiten kennen und das eigene „Wörterbuch" erweitern sowie sich „sichere Inseln" in Form von formelhaften Wendungen schaffen. Er muss auch entsprechende Techniken einsetzen, die einen eventuellen Zusammenbruch der Kommunikation verhindern. In der Evaluationsphase muss er die Kongruenz und die

Konsistenz zweier Versionen prüfen. In der Korrekturphase muss er Wörterbücher zum Verfeinern heranziehen, Quellen nutzen oder auch Expterten befragen (vgl. Europarat 2001, 90).

Der Sprachmittlung wird also nicht mehr eine dienende Funktion im Unterricht zugewiesen, sondern sie wird zum wichtigen Teilziel interkultureller Diskursfähigkeit. Nach dieser Verselbstständigung der Sprachmittlung sind zahlreiche Fremdsprachendidaktiker näher auf den Begriff eingegangen. So beschreibt Königs 2003 Sprachmittlung als diejenigen Tätigkeiten und Handlungen, die sowohl auf schriftliche als auch auf mündliche Überführung eines Ausgangstextes in einen Zieltext von einer Ausgangssprache in eine Zielsprache zielen (vgl. Königs 2003, 315). Bei Knapp (2006) steht es:

> Sprachmitteln lässt sich idealtypisch beschreiben als Kommunikation, bei der sich zwei primäre Interaktionspartner (PIs), ein Sprecher mit der Sprache A (Sa) und einer mit der Sprache B (Sb), eines sekundären Interaktionspartners, d.h. eines Mittlers (M), bedienen. Dabei macht Sa eine oder mehrere Äußerungen in seiner Sprache, die einen abgegrenzten Redebeitrag (engl. *turn*) bilden, der dann von M in die Sprache B übertragen und an Sb gerichtet wird. Daraufhin macht Sb einen Redebeitrag in der Sprache B, der von M in die Sprache A übertragen und an Sa gerichtet wird. (Knapp 2006, 176)

Hallet hebt 2008 hervor, dass zwischen der Übersetzungs- und Dolmetschkompetenz mit ihrer translatorischen Adäquatheit und der Sprachmittlungskompetenz mit ihrer kommunikativen Adäquatheit unterschieden werden soll, betrachtet die Sprachmittlung allerdings nicht als die nächste Kompetenz, weil die vier Fertigkeiten selbst ein integraler Bestandteil der Sprachmittlung sind (vgl. Hallet 2008, 3–5). Rössler ordnet die Sprachmittlung dem interaktiven Sprachgebrauch zu und definiert sie 2009 auch nicht als Kompetenz, sondern als eine Aktivität, „die adressaten-, sinn- und situationsgerechte Übermittlung von Inhalten geschriebener und gesprochener Texte von einer Sprache in die andere, nicht aber eine textadäquate Übersetzung bzw. ein ebensolches Dolmetschen“ darstellt (Rössler 2009, 160). Sie unterscheidet nach Hallet (2008) zwischen vier folgenden die Sprachmittlungskompetenz konstituierenden Komponenten: der sprachlich-kommunikativen Kompetenz, der interkulturellen Kompetenz, der interaktionalen Kompetenz und der strategischen Kompetenz. Kolb definiert 2016 Sprachmittlung als „eine sehr komplexe Kompetenz, die sich in unterschiedliche Teilprozesse unterteilen lässt und eine große Anzahl von Teilkompetenzen erfordert.” (Kolb 2016, 122).

2. Sprachmittlung im Fremdsprachenunterricht

Die Sprachmittlung spiegelt den mehrsprachigen Alltag der mutlikulturellen Gesellschaften wider und ist „eine der Säulen der Mehrsprachigkeitsdidaktik“ (Hallet 2008, 4). In den Zeiten der Globalisierung, Internationalisierung, der Migrationsbewegungen und der wachsenden Mobilität ist eine mehrsprachige Gesellschaft heutzutage nicht nur wünschenswert, sondern auch erforderlich. Dies

prägt in besonderem Maße Europa, weswegen der Erhalt und die Förderung europäischer Sprachen zu wichtigen Zielen der Europäischen Union gehören (vgl. de Florio-Hansen u.a. 2013, 9). In dem mehrsprachigen Europa ist die Sprachmittlung weitaus komplexer und anspruchsvoller als der interlinguale Transfer in touristischen Situationen (vgl. ebda, 4). Die Zahl der Menschen, die miteinander sowohl informell in interkulturellen Begegnungssituationen als auch im Berufsleben kommunizieren wollen oder müssen, steigt. Nicht immer können sie auf professionelle Dolmetscher oder Übersetzer zurückgreifen, daher wird die Sprachmittlung dem professionellen Dolmetschen und Übersetzen als eine paraprofessionelle Tätigkeit gegenübergestellt. Die Sprachmittlung stellt somit ein wichtiges Ziel für Fremdsprachenlernende im Europa und in der Welt der Zukunft dar (vgl. ebda, 10).

Dass Mehrsprachigkeit im Fremdsprachenunterricht gefördert werden soll, steht außer Zweifel und ergibt sich aus der fremdsprachendidaktischen und der Spracherwerbsforschung (vgl. Muñoz 2014, 121). Mehrsprachigkeitsdidaktische und somit auch sprachmittlerische Anteile im Fremdsprachenunterricht unterstützen das Sprachbewusstsein, also die Bewusstheit für die Funktionsweise und Bedeutung von Sprachen und somit die Sensibilisierung für Sprachen auf der kognitiven, affektiven, sozialen und politischen Ebene (vgl. Gnutzmann 2010, 118). Stark gefördert wird außerdem auch die interkulturelle Kompetenz, die dem mehrsprachigen Menschen ermöglicht, in vielen kulturellen Situationen und Kontexten erfolgreich zu handeln. Es wird auch die Lernmotivation der Fremdsprachenlernenden gesteigert, weil sie affektiv und motivational angesprochen werden (vgl. Nieweler 2002; Bär 2010, in: Muñoz 2014, 123). Indem die Herkunftssprachen der Lernenden aufgewertet werden, wird auch ihre Persönlichkeitsentwicklung positiv beeinflusst (vgl. Abendroth-Timmer & Fäcke 2011, 22, in: Muñoz 2014, 123). Letztlich wird das gesamte Sprachenlernen gefördert, weil Lernende sich neue Sprachen auf Basis der früher erworbenen oder erlernten Sprachen schneller aneignen können (vgl. Munoz 2014, 124).

Mit der erzielten Aneignung der Sprachmittlungskompetenzen kehrt nach Zeiten der vorherrschenden Einsprachigkeit die Muttersprache in den Fremdsprachenunterricht zurück. Sie wird nun als „Chance und Gelegenheit für nachhaltiges kontrastives Lernen" (Rössler 2009, 158) gesehen und wird explizit zum Ausgangs- oder Zielpunkt kommunikativen Handelns. In vielen Übungen zur Mediation ist ihr Nutzen nicht nur erlaubt, sondern wird zum zentralen Teil der Übung (vgl. Weskamp 2008, 7, in: Senkbeil/Engbers 2011, 44). Die Förderung der muttersprachlichen Kompetenz hat viele Vorteile. Psycholinguistische Studien haben ergeben, dass nicht nur in den ersten Fremdsprachenlernjahren, sondern auch bei fortgeschrittenen Lernern die Muttersprache bei der Planung fremdsprachlicher Äußerungen nicht ausgeblendet wird. Die Fremdsprachenlerner greifen bei der Transformation einer muttersprachlich geplanten Äußerung in die Fremdsprache unbewusst auf verschiedene Reduktions- und Kompensationsstrategien zurück (vgl. Wolff 2000, 11–16, in: Rössler 2009, 172). Laut Rössler ist es daher sinnvoll, den sowieso zustande kommenden Prozess des Transfers von der Muttersprache in die Fremdsprache zum direkten Gegenstand des Unterrichts zu machen.

> Gerade für (zumeist auch strategisch) schwache Fremdsprachenlerner dürfte es hilfreich sein, die Strategien, die bei mündlichen Produktionen in der L2 weitgehend unbewusst und in unterschiedlicher Qualität und Intensität zum Einsatz kommen, ins Bewusstsein zu heben, ihre Anwendung zu reflektieren und zu verbessern und das Strategienrepertoire zu verfeinern und zu erweitern. Damit erweitern gerade auch schwächere Fremdsprachenlerner sowohl ihre Fremdsprachenkompetenz als auch ihre kommunikative Kompetenz in der Fremdsprache (Rössler 2009,172).

Laut Knapp ist das sogenannte „Laiendolmetschen" zur häufigsten Form von interlingualem und interkulturellem Transfer geworden (vgl. Knapp 2006, 175). „Sprachmitteln liegt vor, wenn in alltäglichen Situationen in Gesprächen zwischen Personen, die einander mangels gemeinsamer Sprache sonst nicht verstehen können, ein Dritter (oder eine Dritte) ad hoc dolmetscht, der (oder die) die jeweiligen Sprachen zufällig mehr oder weniger gut beherrscht, und eine nur sinngemäße Wiedergabe des Gesagten ist gewöhnlich ausreichend" (Knapp 2006, 175). Es geht dabei also um eine zwar freiere, aber adäquate Überführung, und zu den sprachmittelnden Aktivitäten gehören neben Dolmetschen und Übersetzen das Zusammenfassen und Paraphrasieren von Texten.

Sprachmittlung stellt in diesem Sinne eine komplexe, übergeordnete Kompetenz dar, die alle anderen für das kommunikative Handeln erforderlichen Teilkompetenzen integriert. Philipp und Rauch bezeichnen die Sprachmittlung sogar als „die Königsdisziplin des Fremdsprachenerwerbs" (Philipp/Rauch 2010a, 5).

Dadurch stellt sie komplexe Anforderungen an den Mittler, der kommunikative Inhalte von einer in eine andere Sprache übertragen, gegebenenfalls erläutern und adressantengerecht vermitteln soll (vgl. Kolb 2008, 11). Dem Sprachmittler kommt also eine Rolle zu, die mit der Rolle des Mediators im Streitschlichtungsverfahren zu vergleichen ist, darum soll er auch ähnliche Kompetenzen aufweisen, wie etwa Situationen schnell erfassen und aktiv zuhören können, sowie Sprechabsichten erkennen.

Durch ihre Komplexität spricht die Sprachmittlung die interlinguale Kompetenz an, unter der, wie bereits oben erwähnt, ein ganzes Bündel von Teilkompetenzen (die linguistisch-kommunikative, interkulturelle, inter-aktionale und strategisch-methodologische) verstanden wird (vgl. Hallet 2008, 4). Zur Realisierung der Sprachmittlung müssen sowohl rezeptive als auch produktive kommunikative Fertigkeiten beherrscht und angewandt werden (vgl. Rössler 2009, 160). Andererseits aber bedingen die Sprachmittlungsaufgaben einen Kenntniszuwachs in den klassischen Kompetenzen, es kann also von einer positiven Rückkopplung gesprochen werden (vgl. Costa/Katelhön 2013, 15).

Um sich der Komplexität der Sprachmittllung bewusst zu werden, sollte man sich die Teilbereiche des Sprachmittlungsprozesses anschauen. Im Bereich der Textrezeption sind es im Falle eines mündlichen Ausgangstextes: partielles Nichtverstehen überbrücken, Schlüsselwörter identifizieren, Sprechabsicht erkennen, redundante Elemente herausfiltern, Gesten, Gesichtsausdruck, Tonfall interpretieren. Im Falle eines schriftlichen Ausgangstextes: wesentliche bzw. relevante Textinhalte

erkennen, Kommunikationsabsicht erkennen, Bilder, Überschriften, Aufmachung des Textes zur Informationsentnahme nutzen, Visualisierungsmöglichkeiten sinnvoll nutzen (z. B. Schlüsselwörter markieren), Nachschlagewerke nutzen. Im Bereich der Textverarbeitung sollen die Lernenden Kürzungen vornehmen (z. B. bei sich wiederholenden Aussagen), Entscheidungen über eventuell notwendige Zusatzinformationen treffen, Umstellungen vornehmen (z. B. bei unlogischer Reihenfolge der Aussagen), formale Umformungen vornehmen (z. B. Pronomen, direkte in indirekte Rede), zu verwendende Textsorte festlegen. Im Bereich der Textproduktion müssen unbekannte Wörter umgeschrieben oder ersetzt (z. B. durch Synonyme oder Antonyme), komplexe grammatische und syntaktische Strukturen vereinfacht (z. B. komplizierte passivische Formen in aktivische umwandeln), nicht-sprachliche Mittel (z. B. Mimik, Gestik) eingesetzt werden. Im Bereich der Interaktion müssen die Lernenden soziale Besonderheiten der Sprachmittlungssituation erkennen und sprachlich steuern (z. B. Verhältnis der beteiligten Personen zueinander), eigene Kommunikationsabsichten zurückstellen (nur übermitteln, nicht interpretieren), Signale für Irritationen wahrnehmen, Höflichkeitsnormen kennen und beachten (z. B. Frage oder Imperativ für eine Bitte, Negativ- oder Positivformulierung), Registerunterschiede erkennen und selbst ausdrücken. Zu beachten ist auch das interkulturelle Problembewusstsein, wobei die Lernenden Bewusstsein für kulturelle Unterschiede entwickeln, interkulturell bedingte Verständnisschwierigkeiten zwischen den Gesprächspartnern erkennen und darauf reagieren sowie kulturell bedingte Erwartungshaltungen oder Verhaltensweisen der Gesprächspartner mitteln sollen.

Um Sprachmitttlungsaufgaben bewältigen zu können, müssen die Lernenden sprachlich-kommunikativ, interkulturell, interaktional und strategisch-methodisch kompetent sein. Darauf sollen sie im Fremdsprachenunterricht stufenweise im Sinne „eines kumulativen Aufbaus der interlingualen Kompetenz“ (Hallet 2008, 6) vorbereitet werden. Die Sprachmittlungsaufgaben sollen sich immer an der Lebenswelt der Lernenden orientieren und situativ eingebettet sein. Aufgrund der Lebensnähe und der Komplexität stellt die Sprachmittlung „eine für einen kompetenz- und aufgabenorientierten neokommunikativen und inter- bzw. transkulturellen Fremdsprachenunterricht prädestinierte Palette an Aktivitäten zur Verfügung“ (Reimann 2013, 212). Eine der Grundlagen der erfolgreichen Sprachmittlung ist die interkulturelle Kompetenz. Der Sprachmittler mittelt nämlich nicht nur zwischen zwei Sprachen, sondern auch zwischen zwei Kulturen. Er soll “kulturspezifische Wortbedeutungen erklären oder Verhaltensweisen und Erwartungshaltungen explizit erläutern und kommentieren und somit aktiv zur Vermeidung von kulturbedingten Missverständnissen beitragen“ (Rössler 2009, 164). Die Sprachmittlungsaufgaben sollen daher Einblicke in die fremde Kultur und Reflexionen zur eigenen Kultur ermöglichen. Um sozial adäquat auf fremde Situationen zu reagieren, sollen die Lernenden lernen, „offen und neugierig auf eine andere Kultur zuzugehen, andere Einstellungen und Meinungen zuzulassen und die fremde Kultur wertschätzen zu lernen” (Müller-Hartmann/Grau 2004, 3). Die Fähigkeit, die Perspektive zu wechseln und sich in die Lage einer anderen Person hineinzuversetzen ist nämlich die Grundlage sozialen Handelns.

Laut Byram (vgl. Byram 2001, 6, in: Senkbeil/Engbers 2011, 48) stellt das Einfühlungsvermögen die höchste Form von interkultureller Kompetenz dar. Der Sprachmittler soll sich in den Adressaten seiner Tätigkeit „einfühlen", dabei aber auch nicht vergessen, dass die Person aus der anderen Kultur auch als ein Individuum handelt und so zu betrachten ist. Diese Tatsache, dass Individuen im Mittelpunkt des triadischen Informationsaustauschs stehen, erfordert vom Sprachmittler eine interaktionale Kompetenz (vgl. Hallet 2008, 5). Damit die Lernenden den situativen, sozialen, interkulturellen Kontext nicht vernachlässigen und die Inhalte sinngemäß mitteln, bedürfen sie also eines gezielten Strategientrainings. Es handelt sich in erster Linie um kommunikative Strategien, die es ermöglichen, Defizite in der Lexik sowie morphosyntaktische Schwierigkeiten mittels Umschreibungs- oder Reduktionsstrategien umzugehen oder zu vermeiden.

Bei fertigkeitsbezogenen Strategien geht es um rezeptive und produktive Sprachverarbeitungsstrategien (vgl. Hoch 2013, 63), wie beispielsweise den Lesestil (global/detailliert) wählen, Bilder, Überschriften oder Textstruktur zur Erschließung nutzen, Schlüsselwörter finden, komplexe Strukturen reduzieren, Informationen stichwortartig festhalten usw. Auch solche Verfahren aus dem Bereich der Arbeitstechniken wie das Gliedern von Texten oder das Markieren schwieriger Wörter und Kollokationen gehören dazu (vgl. ebda, 63). Die nötigen Strategien und Techniken sollen von Anfang an in die Übungen und Aufgaben im Fremdsprachenunterricht integriert und schrittweise mit der Zeit mit komplexen Sprachmittlungsaufgaben verbunden werden. Es bietet sich auch grundsätzlich an, "Sprachmittlungsaktivitäten in komplexe Lernaufgaben einzubetten" (Reimann 2014, 5).

Nach den Ausführungen von Pfeiffer kennzeichnen sich gute Sprachmittlungsaufgaben durch folgende zehn Kriterien: Orientierung an Interessen der Lernenden, Passung des Anforderungsniveaus, Klarheit der Handlungssituation, Klarheit des Adressatenbezugs, Klarheit der Aufgabenstellung, interkultureller Gehalt, Einbettung in den Unterricht, (weitgehender) Verzicht auf Vokabelhilfen, Transparenz der Bewertungskriterien, ggf. Textsortendifferenz (vgl. Pfeiffer 2013, 52).

Heutzutage ist in der Fremdsprachendidaktik in Bezug auf das Training der vier Fertigkeiten eine dreigliedrige Struktur von Aufgaben (pre-, while-, post-tasks) üblich, die auch für das Training der Sprachmittlungskompetenz übernommen wird. Vor der zentralen sprachmittlerischen Aufgabe sollen demzufolge die vorgeschalteten Pre-Mediation-Aktivitäten eingesetzt werden, und nach der Lösung der Aufgabe die nachgeschalteten Post-Mediation-Aktivitäten.

Pre-Mediation-Aktivitäten

Mittels der vorgeschalteten Aktivitäten werden sprachliche Strategien eingeführt, die es den Lernenden erlauben, Probleme bei den Aufgaben zu bewältigen. Dazu zählen u.a. Umschreibungsübungen von Strukturen und von unbekanntem Wortschatz, die Erschließung unbekannter Wörter aufgrund der Wortfamilie, die kontrastive Sprachbetrachtung, das Zusammenfassen/ Paraphrasieren in der Muttersprache, das Zusammenfassen/Paraphrasieren in der Zielsprache. Vor allem für Lernende

mit geringem Wissen über interkulturelle Situationen eignen sich hier z.B. einfache schriftliche Aufgaben, mittels derer sie auf die besonderen Anforderungen sensibilisiert werden können. Zu den Vorübungen zur eigentlichen Sprachmittlung zählt auch die kontrastive Sprachbetrachtung und kontrastives Arbeiten am Wortschatz und der Idiomatik. Zu erwähnen sind hier auch das Paraphrasieren graphischer Vorlagen (Seh- und Leseverstehen), Zusammenfassen und nicht-interaktives mündliches Sprachmitteln (Hörverstehen), interaktives mündliches Sprachmitteln (Hörverstehen und Sprechfertigkeit), Zusammenfassen und Paraphrasieren in die Muttersprache (Leseverstehen), Zusammenfassen und Paraphrasieren in die Zielsprache (Schreib- und Sprechfertigkeit). Für diese schwierige Fertigkeit des Paraphrasierens wird von Kolb vorgeschlagen, den Lernenden „Strukturschablonen" zur Verfügung zu stellen, wie z.B. *ein Gegenstand, der ... / eine Person, die .../ ein Ort, wo ...* (vgl. Kolb 2009, 75). Den Lernenden soll in dieser Phase klar gemacht werden, dass es jedes Mal nicht um die wortgetreue Wiedergabe des Inhalts geht und dass es viele akzeptable Lösungen geben kann. Ansonsten sollten sie für die speziellen Anforderungen sensibilisiert werden, die in der Sprachmittlungsaufgabe zum Vorschein kommen (vgl. Senkbeil/Engbers 2011, 51).

Post-Mediation Aktivitäten

Bei den Post-Mediation Aktivitäten handelt es sich um kurze Reflexionsphasen, die jeweils nach bzw. schon während einer Sprachmittlungsübung stattfinden können und auf die Prüfung der Sprachmittlung zielen. Zu empfehlen sind hier z.B. kurze schriftliche Mediationsaufgaben, „in denen dieselben interkulturellen Lerninhalte, die in der mündlichen Mediation vorkamen, wiederaufgegriffen und gefestigt werden. Schriftliches Arbeiten (auch als Hausaufgabe) ermöglicht es den Lernenden ‚in aller Ruhe', das heißt ohne den realitätsnahen Zeitdruck in der mündlichen Mediation, das erfahrene intersoziale und interkulturelle Wissen zu rekapitulieren" (Senkbeil/Engbers 2011, 51). Die Lösungen der Mittlungsaufgaben können auch in der Lerngruppe besprochen werden: dabei kann auf Probleme in Lexik oder Strukturen sowie auf Verbesserungsvorschläge eingegangen werden. „Als Fazit für die Lernenden sollte sich ergeben, dass es oft mehrere, beinahe gleichwertige Übertragungsmöglichkeiten gibt und dass situative Einbettung und kommunikativ geschicktes Agieren in anwendungsbezogenen Situationen mindestens genauso wichtig sind wie grammatische Korrektheit und inhaltliche Vollständigkeit" (Kolb 2009, 83).

3. Sprachmittlung im DaF-Unterricht – Beispiele: Deutsch–Polnisch-Englisch (die Stufe A2)

Die unten erwähnten Beispiele wurden den Tests sowie den schriftlichen Aufsätzen der Studenten auf dem Niveau A2 entnommen. Die Studenten wurden gebeten, die folgenden Sätze aus dem Deutschen ins Polnische und Englische zu übersetzen. In den Klammern wurde die Muttersprache des jeweilgen Probanden angegeben. Es

hat sich erwiesen, dass die Lernenden selbst nach zwei Jahren Deutschunterricht immer noch auf Schwierigkeiten sowohl beim Verstehen als auch beim Übertragen der Inhalte stoßen, woraus zu folgern ist, dass die Sprachmittlungsaufgaben ein fester Bestandteil des Unterrichts sein sollten.

I. Kennen Sie die Kneipe „Alte Apotheke"?
Znasz knajpę „Stara Apteka"? (MS Polnisch)
Do you know the bar „The Old Pharmacy"?
Wiesz bar „Alte Apotheke"? (MS Ukrainisch)
Do you know the bar „Alte Apotheke"?

II. Sie ist in der Nähe vom Goetheplatz.
Ona mieszka w pobliżu placu Goethego. (MS Polnisch)
She lives near Goetheplatz.
Ona jest za Goetheplatz. (MS Polnisch)
She is behind the Goetheplatz.

III. Die Wohnung ist leer. Es gibt auch einen Balkon.
Mieszkanie jest wolne. Jest też balkon. (MS Polnisch)
The flat is free. There is a balcony too.
Rachunek jest wysoki. (MS Polnisch)
The bill is high.
Mieszkanie jest jasne. Ma balkon. (MS Polnisch, ZS Spanisch)
The apartment is light. Is has a balcony.

IV. Ich finde den Deutschkurs interessant.
Myślę Niemieckiego jest ciekawy. (MS Persisch)
I think German is interesting.
Kurs Niemieckiego jest dla mnie ciekawy. (MS Polnisch)
The German lessons are interesting for me.
Muszle że Niemiecki kurs jest ciekawy. (MS Ukrainisch)
I think this Germancourse is interesting.

V. Ich komme sofort.
(keine Übersetzung) (MS Russisch)
Coming.

Przyjdę za chwilę. (MS Ukrainisch)
I'll be in a minute.
Wracam. (MS Polnisch)
I go back.

VI. Das macht nichts.
To nie pomaga. (MS Polnisch)
It doesn't work.
To nie przejdzie. (MS Polnisch)

It's not gonna work.
To nic nie robi. (MS Polnisch)
It doesn't do anything.
To nie pasuje. (MS Polnisch)
It is not appriopriate.
To nic. (MS Polnisch)
It's nothing.
To nic nie znaczy. (MS Ukrainisch)
This means nothing.

VII. der Studienplatz
biblioteka, study place (MS Persisch);
miejsce nauki, the study place (MS Schwedisch);
miejsce do nauki, study place (MS Polnisch, ZS Spanisch);
miejsce na studiach, the place at Uni (MS Polnisch);
miejsce studiów, studying place (MS Ukrainisch);
uczelnia, University (MS Russisch);
plac nauczania, place to study (MS Polnisch)

Literaturverzeichnis

Byram, Michael. „Reflecting on 'Intercultural Competence' in Foreign Language Learning." *Verstehen und Verständigung durch Sprachenlernen?* Lothar Bredella. Hrsg. Bochum: Brockmeyer, 1995. 269–275.

Costa, Marcella und Peggy, Katelhön. "Einleitende Bemerkungen zum berufsbezogenen Deutschunterricht an (ausländischen) Universitäten". *Mit Deutsch in den Beruf. Berufsbezogener Deutschunterricht an Universitäten*. Peggy Katelhön, Marcella Costa, Maria-Antonia de Libero, Lucia Cinato. Hrsg. Wien: Praesens-Verlag, 2013. 7–19.

Council of Europe. *Common European Framework of Reference for Languages: Learning, Teaching, Assessment. Companion Volume with New Descriptors*. 2017. [Online: https://rm.coe.int/cefrcompanion-volume-with-new-descriptors-2018/1680787989, für die französischsprachige Fassung: rm.coe.int/cecr-volume-complementaire-avec-de-nouveauxdescripteurs/16807875d5] [Letzter Zugriff am 15.09.2019].

Europarat. *Der gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen. Lernen. Lehren. Beurteilen*. Berlin u.a.: Langenscheidt. 2001.

Gnutzmann, Claus. "Language Awareness". *Handbuch Fremdsprachendidaktik*. Hallet, Wolfgang und Frank, Königs. Hrsg. Seelze-Velber: Klett/Kallmeyer, 2010. 115–119.

Hallet, Wolfgang. "Interkulturelle Kommunikation durch kommunikatives Übersetzen. Lernziele des Übersetzens im schulischen Englischunterricht". *Realities in Translating. Anglistik & Englischunterricht* 55/56. Beyer, Manfred (ed.). Heidelberg: Winter, 1995. 277–312.

---. „Zwischen Sprachen und Kulturen vermitteln. Interlinguale Kommunikation als Aufgabe." *Der fremdsprachliche Unterricht Englisch* 93, 2008. 2–7.

Knapp, Karlfried und Annelie, Knapp-Potthoff. „Sprachmittlertätitigkeit in interkultureller Kommunikation.“ *Interkulturelle Kommunikation.* Rehbein, Jochen. Hrsg. Tübingen: Narr, 1985. 450–463

---. „Dolmetschen im Fremdsprachenunterricht.“ *Praktische Handreichung für Fremdsprachenlehrer*. Udo O. H., Jung. Hrsg. Frankfurt: Peter Lang, 2001. 376 – 380.

---. „Dolmetschen im Fremdsprachenunterricht“. *Praktische Handreichung für Fremdsprachenlehrer*. Udo O. H., Jung. Hrsg. Frankfurt/Main et al.: Lang, 2006. 175–180

Kolb, Elisabeth. “Almabtrieb is something like a cattle drive. Sprachmittlungskompetenz systematisch schulen.” *Der fremdsprachliche Unterricht Englisch* 93, 2008. 11–19.

---. „Finite Resources – In nite Communication: Sprachmittlung im Englischunterricht der Unterstufe.“ *Forum Sprache* 1/2009, 2009. 69–87.

---. *Sprachmittlung. Studien zur Modellierung einer komplexen Kompetenz*. Münster, Waxmann, 2016.

Königs, Frank G. Übungen zur Sprachmittlung. *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. Bausch, Karl-Richard u.a. Hrsg. Tübingen u.a.: Francke, 2003. 315–317.

Muñoz, Sandra. „Implementierung schulischer und lebensweltlicher Mehrsprachigkeit in ein aufgabenorientiertes Unterrichtskonzept im Spanischunterricht der Sekundarstufe II.” *Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht. Didaktik und Methodik im Bereich Deutsch als Fremdsprache*. Jahrgang 19, Nummer 1, 2014. 119–137.

Müller-Hartmann, Andreas und Maike, Grau. „Nur Tourist sein oder den Dialog wagen? Interkulturelles Lernen in der Begegnung?” *Der Fremdsprachliche Unterricht Englisch 38.70*, 2004. 2–11.

Pfeiffer, Alexander. „Was ist eine sinnvolle Sprachmittlungsaufgabe? Ein Instrument zur Evaluation und Erstellung von Aufgaben für den Fremdsprachenunterricht.” *Sprachmittlung im Fremdsprachenunterricht*.

Philipp, Elke und Kerstin, Rauch. “Verständigung im Austausch. Grundlagen, Bedeutung und Potenzial von Sprachmittlung.” *Der fremdsprachliche Unterricht Französisch* 108, 2010a. 2–7.

Reimann, Daniel und Andrea, Rössler. Hrsg. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2013. 44–64.

Reimann, Daniel. “Mündliche Sprachmittlung im Spanischunterricht.” *Der fremdsprachliche Unterricht Spanisch*, 43, 2013. 4–11.

---. „Sprachmittlung”. *proDaZ, Deutsch als Zweitsprache in allen Fächern*. Universität Duisburg-Essen, Stiftung Mercator, 2014. (online: https://www.uni-due.de/imperia/md/content/prodaz/reimann_sprachmittlung.pdf. [Letzter Zugriff am 18.09.2019]

Rössler, Andrea. “Strategisch sprachmitteln im Spanischunterricht”. *Fremdsprachen Lehren und Lernen, Themenschwerpunkt: Strategien im Fremdsprachenunterricht.* Gnutzmann, Claus, Frank G.Königs und Ekkehard Zöfgen. Hrsg. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2009. 158–174.

Senkbeil, Karsten und Simona, Engber. „Sprachmittlung als interkulturelle Kompetenz – Interkulturelle Kompetenz durch Sprachmittlung.“ *Forum Sprache* 6, 2011. 41–56.

Wolff, Dieter. „Sprachproduktion als Planung: ein Beitrag zur Psychologie des Sprechens.” *Der fremdsprachliche Unterricht Englisch* 47, 2000. 11–16.

Schlüsselwörter

Sprachmittlung, Mehrsprachigkeit, DaF-Unterricht, Aufgaben

Abstract

Cultural Acquaintance Through Language

The following article aims to familiarize the reader with the practical dimension of tasks for language mediation in foreign language classes, as well as the difficulties arising from the specifics of mediation. The first chapter introduces the concept of language mediation in the German-language area of glottodidactic research. The second chapter is devoted to the role of linguistic mediation in a multicultural and multilingual world, the comprehensiveness of mediation and the competencies needed for its „Bewältigung". The third chapter presents specific examples from German language classes with non-philological students.

Keywords

language mediation, multilingualism, GFL lessons, tasks

Tobiasz Janikowski (https://orcid.org/0000–0002–3374–8571)
Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Regionale Kontextualisierung: Die deutsch-polnische „Versailler" Grenze als Quelle von Imagination und Emotionalisierung

Die im Titel genannte Trennlinie zwischen Polen und Deutschland, die gemäß den Bestimmungen des Versailler Vertrags (1919) gezogen wurde, erscheint in ihrem Wesen als ein wenig einheitliches politisches und sozialkulturelles Phänomen. Obwohl die Grenzen von 1919 und 1922 (beim zweiten Datum ist die neue Grenzziehung in Oberschlesien gemeint) in historischer Perspektive der Umstand verbindet, dass beide als Folge des Ersten Weltkriegs, bzw. der Nachkriegsunruhen und Aufständen entstanden sind, offenbaren sie sich im Grunde genommen als eine temporale, wenn nicht gar vorübergehende Lösung, deren Revision von Anfang an von beiden Seiten des Konflikts ausdrucksstark angestrebt wurde. Darüber hinaus verbindet in kulturwissenschaftlicher Hinsicht die im vorliegenden Beitrag thematisierte „Versailler" mit der späteren „Potsdamer" Grenze – was verständlich erscheinen mag – vor allem die Tatsache, dass ihr Entstehen sowohl in Literatur und Publizistik als auch in der bildenden Kunst von einer heftigen Emotionalisierung[1] begleitet wurde. Selbst aus heutiger Zeitperspektive haben die mit weit verzweigten politischen und sozial-ökonomischen Kontroversen verbundenen Grenzziehungen von damals nicht vollständig an Aktualität verloren.

Die auf die Grenzverordnungen von 1919 und 1922 bezogenen Problemfelder erstrecken sich in diverse Richtungen, wenn man bedenkt, dass sich allein die Bestimmung der mit der deutsch-polnischen Grenze verbundenen Termini, was am Anfang der Problem- und Fragestellung zu erörtern ist, als keine einfache Aufgabe

[1] Unter dem Begriff „Emotion" kann man nach Debus „die Gesamtheit des mit dem Gefühlserleben verbundenen Verhaltens" verstehen. Miteinbezogen werden in einer solchen Position die physiologischen und motorischen Handlungskomponenten des Verhaltens. (Vgl. G. Debus, *Psychologie der Gefühlswörter*, [in:] L. Jäger (Hg.), *Zur historischen Semantik des Gefühlwortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung,* Rader Verlag, Aachen 1988, S. 98). Der Begriff „Emotion" wird darüber hinaus bevorzugt gegenüber den traditionelleren Synonymen „Affekt" und „Leidenschaft" verwendet. Während die Etymologie von „Affekt" auf das lateinische Wort „affectus", also einen körperlichen oder geistigen Zustand, auf eine Stimmung, verweist, ist der Begriff „Leidenschaft" (lat. „passio") eher auf ein Erleiden zurückzuführen. Er kann nicht weniger als eine besondere Hingabe an eine Sache oder eine Beschäftigung verstanden werden, der sich jemand äußerst engagiert widmet. (Vgl. Ch. Voss, *Narrative Emotionen. Eine Untersuchung über Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Emotionstheorien*, de Gruyter, Berlin 2004, S. 11).

offenbart. Das Attribut „Versailler" – das relativ selten in der Forschung vorkommt – muss man konsequent in Anführungszeichen setzen. Außerdem ist zu beachten, dass das beide Grenzen beschreibende und definierende Vokabular gewöhnlich keine neutrale Wirkung hat. Das auffällig starke affektive Potenzial entsteht, worauf Michael Weigand verweist, selbst bezüglich gängiger Begrifflichkeiten wie „deutsche Ostgrenze" oder „polnische Westgrenze" – auch sie vermögen aufgrund historischer Kontexte Irritationen hervorzurufen.[2]

Die Analyse der deutsch-polnischen Grenzproblematik, insbesondere in Bezug auf die Grenzziehung von 1919, macht also schon einleitend auf zahlreiche terminologische Schwierigkeiten aufmerksam, die nicht frei von mehr oder weniger intensiver Emotionalisierung sind. Wenn man die Kompliziertheit der damaligen Grenzbestimmungen berücksichtigt, kommt man rasch zu der Überzeugung, dass es in der Nach-Versailles-Ordnung in Europa sowohl eine deutsch-polnische West- als auch Ostgrenze gab. Im zweiten Fall ist vor allem Ostpreußen als ein spezifisch abgegrenzter Raum gemeint. Aus der späteren „Potsdamer" Perspektive ist schließlich sowohl der Begriff der „deutschen Ostgrenze" als auch der „polnischen Westgrenze" ziemlich stark affektiv gekennzeichnet, wenn nicht weitgehend stigmatisierend. Während die erste Bezeichnung zutiefst emotionalisierte Kontexte eröffnet, die nicht frei von revisionistischen Hintergründen sind, bezieht sich die zweite eigentlich nur auf die Grenze zwischen Polen auf der einen und Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien auf der anderen Seite. Eine solche Positionierung kann unterschiedliche, politisch fundierte Kontroversen verursachen, von daher erscheint nach Michael Weigand in terminologischer Hinsicht als die einzige neutrale Bezeichnung die lexikalische Zusammenstellung „deutsch-polnische Grenze". [3]

Regionale Kontextualisierung: Oberschlesien und die „Versailler Grenze"

Die „Versailler Grenze" zeichnet sich – im Vergleich zu der Oder-Neiße-Linie – durch eine komplizierte Entstehungsgeschichte und eine auffällige, sich über eine lange Zeitperiode erstreckende interne Dynamik aus. Dies ist vor allem auf den historischen Umstand zurückzuführen, dass sie zwar nach dem Abschluss des Friedensvertrages von Versailles am 28. Juni 1919 gezogen wurde, die Entscheidung aber über die endgültige deutsche Nachkriegsgrenze war zu dieser Zeit noch nicht gefallen. Im Laufe der politischen Verhandlungen hatten zudem signifikante historische Ereignisse (wie die Volksabstimmungen in Ostpreußen und Oberschlesien) einen unmittelbaren Einfluss auf die neue Grenzziehung. Aufschlussreich ist vor diesem

---

[2] Vgl. M. Weigand, *Die Diskussion über die deutsch-polnische Grenze im Wiedervereinigungsprozess 1989/90,* [Magisterarbeit*,* Mönchengladbach, September 2004 (überarbeitet Februar 2011)], S. 12. URL: https://books.google.pl/books?id=QYBROOMjIDgC&printsec=frontcover&dq=deutsch-polnische+Grenze&hl=pl&sa=X&ved=0ahUKEwjkt7vJ5pbZAhVEJFAKHXbiANQQ6AEILTAB#v=onepage&q=deutsch-polnische%20Grenze&f=false [letzter Zugriff: 07.03.2020].

[3] Vgl. ibidem.

Hintergrund ebenso die Berücksichtigung des Friedensplans des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vom Januar 1918, demzufolge neue Grenzziehungen in Europa nach nationalen Prinzipien vorgenommen werden sollten, was aus heutiger Zeitperspektive zwar gerecht erscheinen mag, wenngleich es die nationalstaatliche Zersplitterung des geteilten europäischen Raums begünstigte.[4]

Im südlichen Teil des neu entstandenen polnischen Staates, gemeint ist vor allem das national und in Bezug auf seine Identität zersplitterte Oberschlesien, war die Bestimmung der polnischen und deutschen Machtansprüche vor allem von historischen Ereignissen und sozialpolitischen Umständen abhängig, insbesondere von den Schlesischen Aufständen (1919–21) und der Volksabstimmung (1921). In der äußerst unruhigen Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs (1918) und der Grenzziehung von 1922 beeinflusste die Frage nach der neuen Grenze erheblich den Inhalt der politischen Debatte und wurde rasch zum leitenden Instrument sowohl des militanten als auch politischen Kampfes, der mittels Publizistik und Literatur ausgetragen wurde.

Als eines der Musterbeispiele für die Publizistik des oberschlesischen Grenzlandkampfes kann die Abhandlung von Paul Knötel mit dem signifikanten Titel *Schlesien unteilbar, deutsch, preußisch* (1922) dienen, in der ein eigenartiger Modus der Affektbildung zum Kern der angewandten Argumentationsführung wird:

> Damit vergleiche man die in zwei mächtigen Bogen verlaufende Grenzlinie, die Oberschlesien auf Grund des Genfer Gewaltdiktats in zwei Teile zerreißt. Betrachtet man sie, abgesehen von allem Politischen und Geschichtlichen, rein geographisch, so ergibt sich in dieser Grenzlinie ein solches Abweichen von jeglichem Grundsatz, der dabei in Frage kommen kann, so brutal wird der Riß durch die natürlich-einheitliche Landschaft quer über eine große Anzahl Wasserläufe gemacht. Etwas Ähnliches mochte wohl vorkommen, wenn die Vertreter zweier europäischer Staaten sich am Konferenztische zusammensetzten und auf einer an vielen Stellen noch weißen Karte von Innerafrika die Grenze ihrer Interessensphären zogen.[5]

Im Zentrum der Betrachtung positioniert sich in der gerade zitierten Passage einerseits der Verweis auf die Inkompetenz der für die neue Grenzziehung Verantwortlichen (also der Interalliierten), andererseits fällt in der vorwurfsvollen Argumentationsführung die Unangemessenheit der neuen Trennlinie auf, was vor allem auf objektivierbare – allem voran geographische und infrastrukturelle Umstände – zurückzuführen ist. Zur imaginierten Ursache der neuen Grenzziehung wird schließlich das „Genfer Gewaltdiktat". Abschließend bedient sich der Autor noch einer ironischen Konstatierung, indem er gleichzeitig die „exotisch" wirkenden Darstellungsattribute (wie die weiße Karte von Innerafrika) in den Verlauf der auf starker Affektbildung gründenden Argumentation hineinflicht.

---

[4] Vgl. D. Segert, *Die Grenzen Osteuropas: 1918, 1945, 1989 – drei Versuche im Westen anzukommen*, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2002, S. 34.

[5] P. Knötel, *Schlesien unteilbar, deutsch, preußisch*, Ernst Letsch Verlag, Hannover u. Leipzig 1922, S. 7.

Die Implementierung einer solchen Rhetorik ist aber nicht nur für die Publizistik, sondern auch für die Literatur des oberschlesischen Grenzlandkampfes signifikant, in der man einer ähnlichen Argumentation begegnen kann. So wird im Roman *Die blutende Grenze* (1932) von Wilhelm Wirbitzky ein gängiges, soziotechnisch gerichtetes Darstellungsschema angewendet, wobei wiederum auf die Unangemessenheit und Undurchführbarkeit der politischen Bestimmungen verwiesen wird:

> Die Ratmänner in den oberschlesischen Städten schüttelten die Köpfe, daß man Wasserleitungsrohre, Lichtleitungen zerschnitt, die weitverzweigt wie die Wurzeln eines Baumes waren und mit Großzügigkeit unter großen Geldopfern angelegt wurden, daß man Straßenbahnlinien, Hauptbahnstrecken unterbrach.[6]

Die Teilung Oberschlesiens ist dennoch nicht nur aus einer infrastrukturellen Perspektive zu betrachten. In Anlehnung an die Position von Dieter Segert sind vor allem politische Hintergründe zu berücksichtigen, dass nämlich angesichts der Dominanz der Siegermächte in der Gestaltung der Grenzen auch ein Demonstrationseffekt ihrer politischen Ordnungen gegenüber den Gesellschaften Osteuropas eintrat.[7]

Die Einführung neuer politischer Systeme blieb hingegen nicht ohne Wirkung auf die Intensität und emotionelle Ausrichtung des damals leitenden politischen Diskurses, der von der sog. „oberschlesischen Frage" maßgeblich beeinflusst wurde. Symptomatisch erscheint, wieweit die Rhetorik von Literatur und Publizistik bewertend und stigmatisierend ist, welche die oberschlesische Teilung und die Grenzziehung von 1922 thematisiert. Um die Ausdruckskraft und zeitübergreifende Tragbarkeit der Debatte um die oberschlesische Grenze von 1922 zu veranschaulichen, reicht es das im Jahr 2008 erschienene publizistische Buch *Grenzgänger. Erzählte Zeiten, Menschen, Orte* als Beispiel heranzuziehen. Im Vorwort von Piotr Hnatyszyn und Guido Hitze[8] werden nämlich nicht nur explizite, stark bewertende Bezüge auf die Teilung genommen, sondern es werden mehr oder weniger deutlich die erprobten Darstellungsschemata aus der Zeit des oberschlesischen Grenzlandkampfes benutzt, wenn nicht schlicht übernommen:

> Die neue Grenze teilte nicht nur ein zuvor über Jahrhunderte organisch gewachsenes Land, sondern erwies sich überdies ökonomisch als völlig unsinnig, indem sie nicht nur Städte, Kreise und Gemeinden auseinanderriß, sondern auch Verkehrswege, die Energieversorgung und ganze Betriebe. Zudem entstanden auf beiden Seiten beträchtliche

---

[6] W. Wirbitzky, *Die blutende Grenze* [3. Teil der Trilogie Oberschlesien], Schlesischer Musenalmanach-Verlag, Naumburg am Queis 1932, S. 29.

[7] Das damalige politische Regime „war zunächst überall durch den Einfluss von Verfassungsordnungen und Regierungssystemen nach Art der westlichen Siegermächte gestaltet, das hieß, die neuen Staaten waren Demokratien." D. Segert, *Die Grenzen Osteuropas: 1918, 1945, 1989 – drei Versuche im Westen anzukommen*, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2002, S. 35.

[8] P. Hnatyszyn, G. Hitze *Einführung zur Lage in Oberschlesien zwischen 1918–1922* [in:] D. Smolorz, *Na granicy. Rzecz o czasach, ludziach i miejscach / Grenzgänger. Erzählte Zeiten, Menschen, Orte,* Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej, Gliwice 2008, S. 26.

> nationale Minderheiten, die in gespannter nationaler Atmosphäre jeweils von den ihnen zugewiesenen „Vaterländern" integriert werden mussten.[9]

In der Literatur, welche die Teilung Oberschlesiens von 1922 thematisiert, lassen sich nicht nur vieldimensionale, breit gefasste politische Umstände erblicken, sondern auch die aus einer privaten Perspektive heraus betrachtete Existenzaspekte, die durch ein äußerst emotionalisierendes Prisma die Lebens- und Denkweise der Protagonisten veranschaulichen. In der 1932 erschienenen Erzählung *Heimkehr* von Robert Kurpiun, die kurz vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten nicht weniger affektiv als die damalige Publizistik die politischen Entscheidungen schildert, wird die ideologische Verwandlung des Hauptprotagonisten Bertold Ringmann gezeigt und in einem breiteren Kontext instrumentell ausgenutzt, da sie sich gemäß der angewandten Erzählstrategie grundsätzlich als Folge der neuen Grenzziehung interpretieren lässt:

> Die neue Grenze, die Zerreißung des Landes, die eine unübersteigbare Mauer zwischen gestern und heute, zwischen Mutter und Kind, zwischen Bruder und Schwester, zwischen Fleisch und Blut aufrichtete, warf sein Denken um, ließ das angedrehte Rad stille steh'n, dann rückwärts laufen in die Finsternis zurück.[10]

Verschiedene Aspekte der subversiven, wenn nicht gar destruktiven Wirkung der neuen Grenze, kann man auch in der Publizistik dieser Zeit finden. Wilhelm Volz erweitert in seiner damals äußerst populären Abhandlung *Zum oberschlesischen Problem* (1930) den Kontext der politischen Aufteilung um ideologische Hintergründe, die − ebenso wie es in der Erzählung von Kurpiun der Fall ist − in der familiären Darstellungsperspektive verankert sind:

> Und die Grenzen gehen nicht zwischen den Familien, sondern durch die Familien hindurch. Mitglieder derselben Familien befinden sich in allen drei Gruppen! Gerade so wie in reichsdeutschen Familien sich republikanisch, monarchistisch und sozialistisch gesinnte Mitglieder befinden.[11]

Wenn man die oben zitierten literarischen und publizistischen Beispiele ins Auge fasst, kommt man rasch zu der Überzeugung, dass sie – außer der evidenten politischen Verpflichtung – unterschwellig von einem Phänomen begleitet werden, das als eine die Freiheit des Einzelnen beschränkende Variante der totalen Abgrenzung einzustufen ist. Dies betrifft sowohl die politische als auch soziale und individuelle Perspektive. Die Autoren der Literatur drücken vor allem – was mittels entsprechender Rhetorik und weit verzweigter Erzählstrategien geschieht, die sich auf der Textebene in vieldeutigen Aussagen der Protagonisten manifestieren – extreme Emotionen aus, die als unmittelbare Konsequenz der neu gezogenen Grenze

---

[9] Ibidem.

[10] R. Kurpiun, *Heimkehr*, [in:] Ders., *Das Schafott. Ostdeutsche Schicksalstage*, Verlag Glatzer Bücherstube, Glatz 1932, S. 72–73.

[11] W. Volz, *Zum oberschlesischen Problem*, Oberschlesische Volksstimme, Gleiwitz 1930, S. 61.

zu betrachten sind. In den literarischen Texten dieser Zeit fehlt es folglich nicht an Beschreibungen, welche die Voraussetzungen einer stark affektiv positionierten Erzählstrategie realisieren bzw. ein erprobtes Darstellungsschema implementieren.

Im Roman von Wirbitzky ist die Wiederholung der Schemata sogar als ein signifikantes narratologisches Vorgehen einzustufen. Als Beweis kann folgende äußerst stark emotionalisierte Konstatierung dienen: „Daß ein solches Abkommen geschlossen wird zeigt uns, zeigt der ganzen Welt, daß es ein Wahnsinn war, eine Grenze mitten durch ein organisches Ganzes zu legen. Mir wird die ganze Sache schon zum Heulen.“[12] Einer nicht weniger geschickt angewandten rhetorischen Strategie, die vor allem auf Emotionalisierung abzielt, bedient sich Wilhelm Volz in seiner schon oben zitierten publizistischen Abhandlung. Unübersehbar ist darin die Ausschöpfung der Darstellungspotenziale, die sich aus Ironie, wenn nicht gar Sarkasmus speisen: „Diese Bestimmung ist ein Hohn auf die Berechtigung der Teilung. Ich vermisse nur eine Bestimmung darüber, ob der Tote, wenn er keinen ausreichenden Personenausweis besessen, auch eine derartige Bescheinigung zwecks seiner Beerdigung braucht.“[13]

Eine Klimax der stark stigmatisierenden, an der Grenze des Vulgären eingesetzten Rhetorik bilden die im Roman *Die blutende Grenze* (1932) von Wirbitzky vorkommenden Anschuldigungen. Thematisiert wird darin nämlich in einer stark abwertenden Manier nicht nur die neue Grenze, sondern ebenso die fremde nationale Gruppe, die von der eigenen auf der symbolischen Ebene scharf abgetrennt wird. Des Weiteren entpuppt sich hier das Fremde nicht nur als eine negativ belastete kulturelle Erscheinung, sondern es fungiert vielmehr als eine akute Bedrohung für die Stabilität der Eigengruppe. Es zeigt sich schließlich als ein offensiv eingestellter – wenn nicht aggressiver – Akteur, der in die Strukturen des Eigenen rücksichtslos eindringt:

> Wohl war die Grenze zunächst auf der Landkarte gezogen worden, gezogen mit Buntstift auf totem Papier. Noch wußte aber hüben und drüben niemand, wo der Schnitt in Wirklichkeit festes Land auseinanderriß. Und schon wälzte sich die slawische Flut aus dem Osten wie klebrige Jauche über das gequälte Stück deutsche Erde. Aus Krakau, Lemberg, Warschau schlichen die dunkelhaarigen Gestalten zu Tausenden herbei, um sich in den deutschen Wirtshäusern festzunisten.[14]

Eine zum Teil vergleichbare Art von negativer und stigmatisierender Emotionalisierung, die aus einer Beschreibung der neuen Grenzziehung resultiert, lässt sich auch in der Literatur feststellen, die nach 1945 entstanden ist und – ähnlich wie die oben zitierten Beispiele – aus dem affektiven Potenzial der Grenzbeschreibung schöpft. Im Roman *Cholonek, oder der liebe Gott aus Lehm* (1970) von Janosch wird die deutsch-polnische Grenze in Hindenburg (heute Zabrze) gezeigt, indem gleichzeitig vor dem Hintergrund eines regen – zum Teil illegalen – Grenzverkehrs, die Gefährlichkeit der neuen Trennlinie zwischen dem polnischen und deutschen Oberschlesien geschildert wird:

---

[12] W. Wirbitzky, *Die blutende Grenze*, S. 37.
[13] W. Volz, *Zum oberschlesischen Problem*, S. 120.
[14] W. Wirbitzky, *Die blutende Grenze*, S. 6.

> Gerade dort ham sich die Zoller in der Überzahl posiert gehabt, ham den Adamek schon im Auge, kaum daß er den Wald betreten hatte. Sie hätten ihn gleich abfassen könn', aber nein, ham sie gedacht, wir lassen ihn, er hat Richtung auf den Teich, und wenn er auf der Mitte is, machen wir Zielschießen. Die Deutschen, klar! Und wie er auf der Mitte is, fang'n sie an zu knattern mit den Karabinern, und der Adamek schwimmt weiter und stört sich nich. Bloß manchmal, bei den Einschlägen, merkte man, wie er etwas ruckt. Drei Meter vor der andern Seite geht er auf Tauchstation. Die Zoller denken, jetzt hat's ihn! Sie hörn auf, er steigt raus und macht sich auf die Socken. Ich wer euch sagen, was war: Er hatte sich die Rolle Treibriemen vorne unter die Jacke geschnallt und is auf dem Rücken geschwommen. Alle Einschüsse in die Treibriemen![15]

Die Gefährlichkeit der „Versailler" Grenze wird ebenfalls in der im selben Jahr erschienenen Publikation *Płonąca granica* [*Die brennende Grenze*] (1970) von Franciszek Bernaś und Lucjan Meissner bestätigt. Es fehlt darin nicht an ausdrucksstarken Beschreibungen, die ein erhebliches emotionalisierendes Potenzial haben.[16] Was aber das oberschlesische Grenzmotiv selbst betrifft, so ist eine gewisse Fortsetzung der bei Janosch sichtbaren affektvollen Darstellungstendenz in der literarischen Bearbeitung im Roman *Ucieczka* [*Die Flucht*] (1991)[17] von Stanisław Bieniasz sichtbar. In der Szene, in welcher der in Zabrze agierende Hauptprotagonist Ryszard die Brücke über die Czarniawka erreicht – man kann nicht ohne Grund vermuten, dass hier die gleiche Topographie wie in Janoschs *Cholonek* den Handlungsraum bildet – macht sich dieser gleichzeitig Gedanken über die scharfe symbolische Abtrennung zwischen der „einheimischen" und der „anderen" Seite, die vor dem Krieg polnisch war. Kraft seiner Imagination betrachtet der Protagonist die Seite, auf der er sich gerade befindet, samt dem umliegenden Park, als die „deutsche". Besonders aussagekräftig erscheint vor allem die Wirkung des Erzählerkommentars, in dem darauf aufmerksam gemacht wird, dass es ständig „gute" und „schlechte" Grenzseiten gibt. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen hierbei Rekurse auf die imaginierte Kindheit, die Schulzeit und eine besondere Art der regionalen Sozialisierung.[18]

---

[15] Janosch, *Cholonek oder Der liebe Gott aus Lehm*, Goldmann Verlag, München 1992, S. 114–115.

[16] Ausdrucksstark sind in der Publikation von Bernaś und Meissner ebenso die Beschreibungen der deutsch-polnischen militanten Auseinandersetzungen, die im Danziger Grenzraum ausgetragen wurden: „Mitte August wurde von den Kugeln der Danziger Zollbeamten der polnische Soldat Różanowski getötet, seine Leiche wurde anschließend auf die Danziger Seite hinübergeschleppt. Die Leichensektion hat gezeigt, dass in seiner Bauchhöhle Teile von Watte, Stroh und Stücke der inneren Organe gefunden wurden, die von den Danziger Ärzten, welche die erste Sektion durchgeführt haben, eingenäht wurden." (F. Bernaś, L. Meissner, *Płonąca granica*, Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza, Warszawa 1970, S. 463) [Alle polnischsprachigen Zitate wurden vom Autor des Beitrags übersetzt, T. J.]. Zusätzlich erscheint im Kapitel *Granica w ogniu* [*Die brennende Grenze*] die Beschreibung zahlreicher militärischer Einsätze unmittelbar vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Ihren Handlungsraum bilden u. a. die Ortschaften Przypostyń pod Zbąszyniem, Kamionka Królewska, Ruda Śląska, Makoszowy, Gierałtowice, Chwalęciny, Ostrołęka, Czadca und Szczygłowice. (Ebd., S. 462–465.)

[17] Vgl. St. Bieniasz, *Ucieczka*, Czytelnik, Warszawa 1991.

[18] Vgl. ebd., S. 205.

Von Bedeutung ist des Weiteren die Beschreibung des kleinen Grenzflusses Czarniawka, die sowohl bei Janosch sowie Bieniasz als auch in der relativ neuen Publizistik präsent ist. In der 1998 erschienenen Abhandlung *Oberschlesier im 20. Jahrhundert* gilt er vor allem als die ehemalige administrative und zugleich stark symbolisch aufgeladene Trennlinie zwischen dem deutschen und polnischen Oberschlesien, die 1945 zum Ort schicksalhafter Exzesse seitens der siegreichen sowjetischen Truppen wurde.[19]

Die oberschlesische deutsch-polnische Grenze ist aber auch als Ort einer starken Mythisierung zu betrachten. Auf eine malerische Art und Weise beschreibt sie der in Beuthen (heute Bytom) geborene Schriftsteller Willibald Köhler in seinen 1962 erschienenen Memoiren *Eine Jugend in Oberschlesien*.[20] Auffallend ist vor allem die märchenhafte, einzigartig unruhige Aura der Grenzlandschaft, welche die Erinnerung des Autors prägt; die hier präsente etwas „mildere" Art der Emotionalisierung bezieht sich zwar auf die kulturelle und ethnische deutsch-polnische Grenze, nichtsdestotrotz muss man bedenken, dass im Hintergrund der Beschreibung auch die administrative deutsch-russische Grenze präsent ist, welche die Atmosphäre der Wildheit und Exotik nur intensiviert:

> Von den Wiesen der Brinitza […] stammte unser Dienstmädchen Nyscha. Es erzählte uns allerlei Geschichten von der Grenze und den sie bewachenden Kosaken, die am polnisch-russischen Ufer in weißen Kitteln und auf flinken, struppigen Pferden auf- und niederjagten, wobei sie oft auch ihre Flinten in die leere Luft abschossen und den Menschen, die sich schaulustig am preußischen Ufer blicken ließen, drohende Worte zuriefen. Neugierige, die sich an die Brücke herangetrauten, verstanden sie […] hinüberzulocken, um sie nicht wieder zurückzulassen. […] Das war alles schaurig schön und stimmte zu den Vorstellungen, die wir uns von jeher von einer Grenze gemacht hatten. In unseren Kindsköpfen hatte sie sich als eine finstere, riesig hohe Mauer dargestellt oder als eine unendlich lange Reihe wild dreinblickender, backenbärtiger Soldaten in phantastisch fremdartigen Uniformen, deren Augen und Bajonette unheimlich blitzten.[21]

Die deutsch-polnische bzw. oberschlesisch-russische Grenze wird, was nur den Konstruktionscharakter der Trennlinien zwischen den damaligen staatlichen und administrativen Strukturen unterstreicht, in der Satire von Nikolai Lejkin *Nasi zagranicą* [*Unsere im Ausland*] (1928) auch aus russischer Perspektive beschrieben. In einer aufschlussreichen Szene, in der die mentalen Unterschiede zwischen den Einwohnern auf beiden Seiten der Grenze gezeigt werden, wird eine äußerst zeitaufwendige, wenn nicht gar penible, Grenzkontrolle dargestellt, worüber die Russen ganz offensichtlich

---

[19] Die Autoren der Abhandlung machen darauf aufmerksam, dass die Soldaten der Roten Armee vor der „Czarniawka-Linie" nur gelegentlich mordeten und vergewaltigten, sie jedoch jenseits der Linie nichts mehr aufgehalten habe, die Zivilisten – darunter Frauen, Kinder und Greise – grausam zu misshandeln. (Vgl. R. Budnik, St. Bieniasz (Hg.), *Górnoślązacy w XX wieku / Oberschlesier im 20. Jahrhundert*, Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej, Gliwice 1998, S. 44.)

[20] W. Köhler, *Eine Jugend in Oberschlesien*, Oberschlesischer Heimatverlag, Augsburg 1962.

[21] Ibidem, S. 30.

empört sind. Ihre Enttäuschung, die zunächst mit sprachlichen Aspekten zu tun hat, artikulieren sie nicht ohne Bedenken: „Was für eine Nation – hat sich der Kaufmann gewundert – Kein Wort auf Russisch…".[22] Dann wird aber, wobei zugleich das emotionalisierende Potenzial des dargestellten Vorgehens in den Vordergrund rückt, ausdrucksstark auf nationale und kulturelle Unterschiede verwiesen.[23]

Bibliographie

Bernaś F., Meissner L., *Płonąca granica*, Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza, Warszawa 1970.

Bieniasz St., *Ucieczka*, Czytelnik, Warszawa 1991.

Budnik R., Bieniasz St. (Hg.), *Górnoślązacy w XX wieku / Oberschlesier im 20. Jahrhundert*, Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej, Gliwice 1998.

Debus G., *Psychologie der Gefühlswörter*, [in]: L. Jäger (Hg.) *Zur historischen Semantik des Gefühlwortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung*, Rader Verlag, Aachen 1988.

Gebhardt M., *Eine große Hoffnung* [in:] M. Gebhardt, J. Küttner (Hg.): *Deutsche in Polen nach 1945: Gefangene und Fremde*, R. Oldenbourg Verlag, München 1997.

Hnatyszyn P., Hitze G., *Einführung zur Lage in Oberschlesien zwischen 1918–1922* [in:] D. Smolorz, *Na granicy. Rzecz o czasach, ludziach i miejscach / Grenzgänger. Erzählte Zeiten, Menschen, Orte*, Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej, Gliwice 2008.

Janosch, *Cholonek oder Der liebe Gott aus Lehm*, Goldmann Verlag, München 1992.

Knötel P., *Schlesien unteilbar, deutsch, preußisch*, Ernst Letsch Verlag, Hannover u. Leipzig 1922.

Köhler W., *Eine Jugend in Oberschlesien*, Oberschlesischer Heimatverlag, Augsburg 1962.

Kurpiun R., *Heimkehr*, [in:] Ders., *Das Schafott. Ostdeutsche Schicksalstage*, Verlag Glatzer Bücherstube, Glatz 1932.

Lejkin M., *Nasi zagranicą. Humorystyczny opis podróży małżonków Mikołaja Iwanowicza i Głafiry Siemionowny Iwanowowych do Paryża i z powrotem* [übers. von A. Wydżga], Spółka Wydawnicza „Polonia", Katowice [1928].

Rada U., *Zwischenland. Europäische Geschichten aus dem deutsch-polnischen Grenzgebiet*, be.bra verlag, Berlin-Brandenburg 2004.

Schmidt J., *Niewidzialna granica* [in:]: Ders. (Hg.) *Granica,* Wydawnictwo Awel, Poznań 2007.

---

[22] M. Lejkin, *Nasi zagranicą. Humorystyczny opis podróży małżonków Mikołaja Iwanowicza i Głafiry Siemionowny Iwanowowych do Paryża i z powrotem* [übers. A. Wydżga], Spółka Wydawnicza „Polonia", Katowice [1928], S. 5.

[23] In dem sich an der Grenze entwickelnden Dialog zieht insbesondere der radikale Ton der angewandten rhetorischen Strategie die Aufmerksamkeit: „Und sie sagen noch: «Intelligente Deutsche! Sie rühmen sich, dass man, wo man nur hinspuckt, auf eine Universität und Akademie der Wissenschaften trifft. Und ich frage nun, was ist das für eine Ausbildung? Ihr sollt alle verrecken!» Der Kaufmann spuckte". (Ibidem.)

Segert D., *Die Grenzen Osteuropas: 1918, 1945, 1989 – drei Versuche im Westen anzukommen*, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2002.
Smolorz D., *Na granicy. Rzecz o czasach, ludziach i miejscach / Grenzgänger. Erzählte Zeiten, Menschen, Orte,* Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej, Gliwice 2008.
Voss Ch., *Narrative Emotionen. Eine Untersuchung über Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Emotionstheorien*, de Gruyter, Berlin 2004.
Weigand M., *Die Diskussion über die deutsch-polnische Grenze im Wiedervereinigungsprozess 1989/90,* [Magisterarbeit, Mönchengladbach, September 2004 (überarbeitet: Februar 2011)], URL: https://books.google.pl/books?id=QYBROOMjIDgC&printsec=frontcover&dq=deutschpolnische+Grenze&hl=pl&sa=X&ved=0ahUKEwjkt7vJ5pbZAhVEJFAKHXbiANQQ6AEILTAB#v=onepage&q=deutsch-polnische%20Grenze&f=false [letzter Zugriff: 07.03.2020].
Wirbitzky W., *Die blutende Grenze* [3. Teil der Trilogie Oberschlesien], Schlesischer Musenalmanach-Verlag, Naumburg am Queis 1932.

Schlüsselwörter

Deutsch-polnische Grenze, Imagination, Emotionalisierung, Literatur und Journalismus

Abstract

Regional Context: The German-Polish „Versailles" Border as Source of Imagination and Emotionalizing

The aim of this article is to outline the phenomenon of the Polish-German border in 1919 and 1922 in the context of Imagination and Emotionalizing. Although the presentation platform – approximating the specificity of administrative-political lines separating Poland and Germany in the last century – introduces the recall of historical contexts, the primary tasks of the analyzes contain drawing conclusions from exploration, made in the area of broadly understood literature and journalism, showing the extent of the use of affective potentials related to the Polish-German border.

Keywords

German-polish border, imagination, emotionalizing, literature and journalism.

Piotr Majcher (https://orcid.org/0000–0003–2680–6734)
Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie

Das Tagebuch der Hertha Nathorff – die traurigen Aufzeichnungen aus den Jahren 1933–1945

Einleitung

Die Lebensgeschichte von Hertha Nathorff kann als aufschlussreiches Beispiel für das Schicksal der anderen jüdischen Familien in Deutschland zur Zeit der NS-Herrschaft gelten. Durch *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945*, das infolge der traumatischen Erlebnisse seiner Autorin entstand, ist es möglich, ihren persönlichen Eindruck, der diese Zeitperiode betrifft, kennenzulernen. Das Tagebuch zeigt auch unter welchen Umständen diejenigen deutschen Juden, denen es gelang, dem NS-Regime zu entgehen, leben mussten und welche qualvolle Bedrückung ihre Entscheidung, Deutschland zu verlassen, begleitete. Schließlich liefert es Informationen darüber, welchen Problemen die im Exil lebenden deutschen Juden begegneten.

Für Hertha Nathorff war ihr Tagebuch ein Zufluchtsort, der ihr ermöglichte die schwierigsten Momente ihres Lebens zu verarbeiten und auf solche Art und Weise die Hoffnung auf die weitere Existenz nicht aufzugeben. Das Ziel des Beitrags besteht deswegen darin, die besondere Rolle der Tagebuchführung in der Zeit der Entmenschlichung zu veranschaulichen. Er sollte zeigen die besondere Bedeutung der Tagebuchführung im Prozess der Bewahrung der eigenen Identität sowie der Festigung des eigenen Ichs.

1. Zur Biographie von Hertha Nathorff[1]

Hertha Nathorff, geb. Einstein, wurde am 05. Juni 1895 in Laupheim geboren. Der bekannteste Vertreter der Familie war der Nobelpreisträger Albert Einstein. Hertha erhielt Gesangs- und Klavierunterricht und da ihre jüdische Familie eine liberale Weltanschauung vertrat, besuchte sie als erste Schülerin in Laupheim die Lateinschule,

[1] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit? Komponenten der Exilerfahrung in den Erinnerungsbüchern von Elisabeth Freundlich (‚Die fahrenden Jahre'), Hertha Nathorff (‚Das Tagebuch der Hertha Nathorff'), Hertha Pauli (‚Der Riß der Zeit geht durch mein Herz') und Hilde Spiel (‚Die hellen und die finsteren Zeiten').* Wien 1996, S. 45 ff.

was damals großes Aufsehen erregte. 1914 bestand Hertha das Abitur und nachdem sie mit den durch den Ersten Weltkrieg verursachten Leiden der Verwundeten konfrontiert worden war, entschied sie sich für das Medizinstudium, das sie im Herbst 1914 in Heidelberg aufnahm. Während des Krieges war sie als eine Nachtschwester in einem Krankenhaus tätig. 1920 legte Hertha das Staatsexamen ab und als Praktikantin kam sie zuerst nach Freiburg und danach nach Berlin. Im Jahre 1923 heiratete sie den Oberarzt Dr. Erich Nathorff und wurde leitende Ärztin eines Entbindungs- und Säuglingsheims des Roten Kreuzes in Berlin. Zusammen mit ihrem Mann führte sie auch eine Privatpraxis. 1925 wurde ihr einziger Sohn Heinz geboren. Nach der Machtübernahme von den Nationalsozialisten im Jahre 1933 begann auch für die Nathorffs die Zeit der Diskriminierung und sozialen Ausgrenzung. Sie wurden aus dem Klinikdienst entlassen und im Jahre 1938 wurde ihnen als Juden die ärztliche Approbation entzogen. Während der Reichskristallnacht wurde Erich Nathorff verhaftet und ins Konzentrationslager verschleppt, aus dem er nach einigen Wochen entlassen wurde. Hertha selbst wurde das Opfer einer Erpressung seitens eines Nationalsozialisten. Diese tragische Wirklichkeit in Deutschland führte dazu, dass die Nathorffs beschlossen, Deutschland zu verlassen. Zuerst wurde ihr Sohn Anfang März 1939 nach England geschickt, wohin sie auch im April 1939 kamen. Nach fast einem einjährigen Aufenthalt in London kamen die Nathorffs im Februar 1940 in die USA an. Es stellte sich jedoch heraus, dass ihre Medizinstudienabschlüsse in den USA nicht anerkannt wurden. Erst nach einer gewissen Zeit gelang es Erich Nathorff das für ausländische Ärzte vorgesehene Staatsexamen zu bestehen und eine Praxis aufzumachen. Doch für Hertha blieb ihr geliebter Arztberuf unerreichbar. Sie übte verschiedene Gelegenheitsarbeiten aus, um die Familie zu unterhalten. Darüber hinaus unterstützte sie ihren Mann als Sprechstundenhilfe. Als Erich Nathorff im Jahre 1954 starb, absolvierte Hertha die Ausbildung zur Psychotherapeutin am Alfred-Adler-Institut. 1967 bekam sie das Bundesverdienstkreuz, aber sie kam nie mehr nach Deutschland zurück. Ihr *Tagebuch* wurde zum ersten Mal 1987 der Öffentlichkeit vorgelegt. Hertha Nathorff starb am 10. Juni 1993 in New York.

2. Zum Stil und zur Form des *Tagebuchs der Hertha Nathorff*

Neben der eigentlichen Autobiographie, den Lebensläufen, Erinnerungen, Bekenntnissen, dem autobiographischen Roman und dem literarischen Selbstporträt ist das Tagebuch eine Art des autobiographischen Schreibens.[2] Nach den formalen Kriterien hat das Tagebuch zum Ziel eine unmittelbare und chronologische Niederschrift von Begebenheiten des Lebens seines Autors. Dabei verlangt die Tagebuchführung keine systematische Vorgehensweise. Von besonderer Bedeutung ist aber die autobiographische und die wirklichen Ereignisse widerspiegelnde Direktaufzeichnung.[3] Ein Teil *Des Tagebuchs der Hertha Nathorff* weicht jedoch von

[2] Vgl.: Werner Habicht / Wolf-Dieter Lange (Hg.): *Der Literatur-Brockhaus*, Band 1. Mannheim 1995, S. 231.

[3] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 29.

dieser Regel ab. Diese Tatsache ist damit verbunden, dass große Teile der originalen Version des Tagebuches, die die Zeitperiode 1933 – 1939 betrafen, im Jahre 1939 samt dem für New York bestimmten Speditionsgut verloren gingen. Deswegen sind die Aufzeichnungen aus diesen Jahren das Ergebnis einer Anfang 1940 unternommenen Rekonstruktion, die auf den geretteten Notizen und auf den Erinnerungen von Hertha Nathorff beruhten. Das erklärt, warum *Das Tagebuch* einige Fehldatierungen enthält, wie z. B. im Falle der Aufzeichnung bezüglich des Nürnberger Parteitages aus dem Jahr 1935.[4] Das erklärt auch, warum die Eintragung vom 30. August 1933 nicht vollständig ist.[5] Das für ein Tagebuch vorgesehene Postulat der Direktaufzeichnung realisiert *Das Tagebuch der Hertha Nathorff* erst ab 1940.

Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Authentizität der von Nathorff niedergeschriebenen Berichte nicht in Frage gestellt werden kann. Alle beschriebenen Ereignisse entsprechen der historischen Wahrheit.[6] Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht stellt der Bericht vom 27. März 1933 dar, in dem der Kinobesuch Hitlers erwähnt wird. Es ist jedoch unmöglich, dass Hitler damals das Kino in Berlin besuchte, weil er sich in dieser Zeitperiode in Berchtesgaden aufhielt. Es ist sehr schwer zu erklären, warum Nathorff einen solchen Irrtum beging. Vielleicht sah sie Hitler in der Wochenschau, was ihrem Bericht den historischen Tatsachen nicht entsprechende Impulse verlieh. [7]

Obwohl *Das Tagebuch der Hertha Nathorff* nur teilweise die Forderung der Direktaufzeichnung realisiert, weist jedoch seine Struktur die für ein Tagebuch charakteristischen Merkmale auf: Die Eintragungen sind chronologisch geordnet und jede der Eintragungen wird mit dem Datum versehen.[8] *Das Tagebuch* beginnt am 30. Januar 1933, also an dem Tag, an dem Adolf Hitler von dem Reichspräsidenten Paul von Hindenburg als Reichskanzler vereidigt wurde, was Nathorff folgendermaßen beschreibt:

> Hitler-Reichskanzler. Alle Leute sind erfüllt davon, meine Patienten reden von nichts anderem. Viele sind erfüllt von Freude, viele machen besorgte Gesichter. Einig sind sich alle in den Worten: ‚Nun wird es anders.' […] Und mir ist, als hörte ich ein Blatt der Weltgeschichte umwenden.[9]

Das Tagebuch endet am 13. August 1945 mit der Information über die Kapitulation Japans. Hertha Nathorff stellt fest: „Endlich hat auch Japan sich der Macht des Stärkeren gebeugt – endlich. In meines Mannes Augen schimmerte es feucht. […] Ich

---

4 Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945,* herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Benz. Frankfurt am Main 1988, S. 72.

5 Vgl.: ebd., S. 49 f.

6 Vgl.: Wolfgang Benz: *Einleitung* zu *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*. In: Hertha Nathorff, *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945,* herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Benz. Frankfurt am Main 1988, S. 31.

7 Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff,* S. 37.

8 Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 50.

9 Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha* Nathorff, S. 35.

träume, plane schon wieder…“[10] Es muss aber betont werden, dass die Eintragung, die am 13. August 1945 gemacht wurde, nur die letzte publizierte Aufzeichnung ist. Auf keinen Fall ist sie mit dem Ende des persönlichen Tagebuchs von Nathorff gleichzusetzen.[11] „Die Nachricht von der Kapitulation Japans, die das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete, schien jedoch die geeignete Zäsur für das, was aus dem Leben der Hertha Nathorff öffentlich mitgeteilt werden muß.“[12] *Das Tagebuch der Hertha Nathorff* bildet also einen Rahmen, der einer der schrecklichsten Zeitperiode der Menschheitsgeschichte entspricht.

Wie schon festgestellt wurde, wird im *Tagebuch* die chronologische Reihenfolge seiner Aufzeichnungen beachtet. Alle Eintragungen ergeben insgesamt 12 Kapitel und jedes Kapitelentspricht einem Jahr, wobei betont werden muss, dass auf Grund der Tatsache, dass die Eintragungen aus dem Jahr 1943 verloren gingen, ist dieses Jahr im *Tagebuch* nicht berücksichtigt.[13]

Nathorff benutzt eine einfache Sprache, die mit der Alltagsprache zu vergleichen ist. Sie ähnelt auch einem Protokoll-Stil, wodurch nicht nur die Authentizität und die Unmittelbarkeit[14] erreicht werden können, sondern auch die Glaubwürdigkeit des *Tagebuches* gesteigert wird. Als Beispiel dafür kann folgendes Fragment angeführt werden:

> Unser 10jähriger Hochzeitstag! Rückblick und Ausschau. Unser Tisch ist geschmückt mit zartrosa Chrysanthemen wie einst. Rote Rosen glühen in schimmernder Vase vor meinem Platze, aus edlem Glase trinken wir perlenden Wein![15]

Im Kontrast zu diesen nüchternen Aussagen stehen jedoch die von Nathorff verwendeten Metaphern und sprachliche Bilder.[16] Sie vergleicht beispielsweise ihre letzte Kassen-Sprechstunde vom 30. Juni 1933 mit ihrem eigenen Begräbnis[17] und in Amerika spürt sie eine gläserne Wand zwischen ihr und ihrem Mann.[18]

Außer den Metaphern bedient sich Nathorff auch der Zitate aus der Bibel, was schon in ihrer zweiten Aufzeichnung vom 2. Februar festzustellen ist[19] und auch der für die Nationalsozialisten charakteristischen Formulierungen,[20] wodurch sie

---

[10] Ebd., S. 212.
[11] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 50.
[12] Wolfgang Benz: *Einleitung* zu *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 14.
[13] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 51.
[14] Vgl.: ebd. S. 51.
[15] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 212.
[16] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 51.
[17] Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 46.
[18] Vgl.: ebd., S. 188.
[19] Hertha Nathorff bezieht sich hier auf folgendes Zitat aus der Bibel: „Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein auf sie.“ Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 35.
[20] Als Beispiel dafür kann die Eintragung vom 14. April 1933 angeführt werden, wo Nathorff feststellt: „Sie schalten gleich.“ Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 39.

sich noch direkter auf die von ihr wahrgenommene Wirklichkeit beziehen kann. Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass *Das Tagebuch* die von Nathorff selbst verfassten Gedichte enthält. Sie erscheinen in diesen Situationen, die im Leben von Nathorff besonders starke Emotionen hervorrufen. Als Beispiel dafür kann das Gedicht angeführt werden, das sie im Zusammenhang mit der Ausreise ihres Sohns nach England geschrieben hat.[21]

Die Struktur der einzelnen Eintragungen unterliegt eigentlich dem gleichen Konzept. Die meisten beginnen mit einer stichwortartigen Zusammenfassung des jeweiligen Ereignisses entweder aus der privaten oder politischen Wirklichkeit. Erst danach erfolgt die Erklärung sowie die von Nathorff geäußerte Meinung bezüglich einer gewissen Begebenheit,[22] z. B.: „Des ‚Führers' Geburtstag! Das Volk muß jubeln! Die Straßen sind geschmückt und erleuchtet in Festesglanz! Und wir verbluten an den Wunden, die uns geschlagen."[23]

Es ist auch bemerkenswert, dass die meisten Personen im *Tagebuch* nicht namentlich genannt werden. Sie erscheinen vor allem als X, Y, H. oder Sch. und sie zeichnen sich durch solche Eigenschaften aus, die wesentlich für die Situation sind, in der sie auftauchen,[24] z. B.: „Kollege H. ist tot! Selbstmord – er hat es nicht ertragen können, daß er nicht als voll anerkannt wird."[25]

Wenn es sich um die Orte im *Tagebuch der Hertha Nathorff* handelt, werden sie nur dann erwähnt, wenn sich mit ihnen Emotionen, Erinnerungen oder bedeutende Veränderungen im Leben der Familie Nathorff verbinden, wie z. B. im Falle der Verkleinerung ihrer Wohnung in Berlin.[26] Nathorff stellt fest:

> Wir haben unsere Wohnung verkleinert. […] Mein hübsches Wohnzimmer steht schon in Fräuleins künftiger Wohnung. Bei ihr kann ich also zu mir selber ‚zu Besuch kommen', habe ich beim Einzug gesagt. Und ich fühle, wie ich hier in dieser Wohnung Stück für Stück begraben werde.[27]

3. Die Tagebuchführung als Mittel zur Identitätsbestätigung

Im Falle von Hertha Nathorff fungieren eindeutig ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse als Impuls der Tagebuchführung. Das Biographische wird sowohl zum Anlass als auch zum Motiv des Schreibens. *Das Tagebuch der Hertha Nathorff* zeigt, wie das NS-Regime des Dritten Reiches schrittweise zu unumkehrbaren und negativen Veränderungen im Leben unzähliger Menschen führte. Das Bespiel für ein solches tragisches Schicksal ist die von Nathorff in ihrem *Tagebuch* dargestellte Geschichte

---

[21] Vgl.: Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha* Nathorff, S. 148 f.
[22] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 51.
[23] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 159.
[24] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 51.
[25] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 43.
[26] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 51.
[27] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 61.

ihres Lebens aus der Zeitperiode zwischen 1933 und 1945. Diese Geschichte ist aber prototypisch für andere genauso wie sie gut ausgebildete und berufstätige Personen. Nathorff schildert die übliche menschliche Existenz und lässt dadurch die einzelnen Etappen der Entrechtung und Diskriminierung zum Vorschein kommen. Sie beschreibt auch den Kampf um das Überleben, der seinen Ausdruck in der Entscheidung findet, Deutschland zu verlassen. Schließlich zeigt sie die Strapazen des Exillebens.[28]

> Das Tagebuch zeigt den Zusammenbruch von Ablösung und Neubeginn, den Zusammenbruch der Existenz in Deutschland, den Fortbestand der inneren Bindungen und die Versuche des beruflichen Neuanfangs. Und macht dabei sichtbar, wie sich dieser Umbruch für Frauen ihrer tradierten gesellschaftlichen Rolle wegen noch schwieriger gestaltete als für Männer.[29]

Die Tatsache, dass sich die Situation der Frauen schwieriger gestaltete, veranschaulicht auch die Lebensgeschichte von Hertha Nathorff. Vor 1933 war sie in Deutschland eine angesehene Ärztin. Das Exilleben in den USA bedeutete jedoch für sie den Verzicht auf diesen Beruf. Von einer Sozialarbeiterin hörte sie:

> Ärztin wollen Sie wieder werden? Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Wir haben hier Ärzte genug, wollen keine mehr und Ärztinnen schon gar nicht. Gehen Sie mit Ihrem Mann in einen Haushalt als Dienstehepaar, da haben Sie ein Dach überm Kopf und Essen und außerdem bekommen Sie Gehalt und können anfangen zu sparen![30]

Wie schon früher angedeutet wurde, gelang es dem Mann von Hertha Nathorff das Staatsexamen zu bestehen, wodurch er den Arztberuf in den USA ausüben durfte. Hertha war dagegen gezwungen, die ihrer Ausbildung nicht entsprechenden Gelegenheitsarbeiten auszuüben. Sie stellte jedoch fest: „Keine Arbeit ist mir zu schwer oder zu schmutzig, ich lasse mich oftmals ‚dirty refugee' nennen, ich habe ja zwei Ohren, ich arbeite, arbeite um das bescheidene, tägliche Brot für uns zu verdienen."[31]

Da das Leben unter den oben dargestellten Umständen kaum zu ertragen war, erfüllte das Verfassen der autobiographischen Aufzeichnungen eine bedeutende Rolle, die in der Festigung des eigenen Ichs bestand. Dadurch war es möglich das Gefühl der eigenen Machtlosigkeit zumindest in einem gewissen Maße zu überwinden. Darüber hinaus ermöglichte das Schreiben den Eindruck der Kontinuität zwischen dem bisherigen und dem aktuellen Leben in einer neuen Wirklichkeit zu gewinnen.[32] Das autobiographische Schreiben ermöglichte das nachzuspüren, was verloren ging.[33] Wie Lutz Winckler betont, war das Schreiben eine „Form der Selbstvergewisserung in der

---

[28] Vgl.: Edda Ziegler: *Die verbannten Dichterinnen. Schriftstellerinnen gegen den Nationalsozialismus.* Düsseldorf 2007, S. 165 f.

[29] Ebd., S. 166.

[30] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 170.

[31] Ebd., S. 171.

[32] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 32.

[33] Vgl.: Christine Backhaus-Lautenschläger: *... Und standen ihre Frau. Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933*. Pfaffenweiler 1991, S. 190.

Fremde, der Selbstkritik und der Selbstbehauptung in der Krise“[34] und es garantierte „Ruhe und Klarheit, Ordnung und Überblick in [dem] Leben.“[35] Im Falle von Hertha Nathorff sicherte also die Tagebuchführung die Hoffnung und zeigte den Sinn des Lebens.[36] Mit Hilfe des Tagebuches konnten die einzelnen traumatischen Erlebnisse verarbeitet werden. Aus den genannten Gründen muss deswegen auf eine bedeutende Funktion des autobiographischen Schreibens hingewiesen werden: Es diente der Identitätsbestätigung und schützte vor dem Zerfall der eigenen Persönlichkeit. Diese therapeutische Rolle des Schreibens wird in der folgenden Eintragung von Hertha Nathorff, die sie nach der Verhaftung ihres Mannes machte, zum Ausdruck gebracht:

> Es ist tiefe, tiefe Nacht – ich will versuchen, die Ereignisse des heutigen Tages niederzuschreiben mit zitternder Hand, Ereignisse, die sich mit Flammenschrift in mein Herz eingegraben haben. Ich will sie niederschreiben für mein Kind, damit es später einmal lesen soll, wie man uns zu Grunde gerichtet hat. Ich will alles so schreiben, wie ich es erlebt habe, in dieser Mitternachtsstunde, in der ich einsam und zitternd am Schreibtisch sitze, qualvoll stöhnend wie ein verwundetes Tier, ich will schreiben, um nicht laut hinauszuschreien in die Stille der Nacht.[37]

In ihrem Tagebuch konnte Nathorff das alles ausdrücken, was sie keiner anderen Person anvertrauen konnte. Das Tagebuch gab ihr die Sicherheit, dass niemand ihre Gefühle kennen lernt und das niemand sie denunziert. Es gab ihr die Möglichkeit, die grausamen Erfahrungen, mit denen das Leben im Dritten Reich verbunden war, psychisch zu bewältigen. Deswegen stellt sie fest: „Wieder flüchte ich mich zum Schreiben, die jagenden Gedanken zu ordnen.“[38] Obwohl Hertha Nathorff Deutschland verließ und in die USA emigrierte, bedeutete das für sie keine Lösung der Probleme. Wie schon angedeutet wurde, brachte das Leben in den USA auch viele Strapazen mit sich, die zu einer Identitätskrise von Nathorff führten. Das erklärt die Tatsache, warum Nathorff ihr Tagebuch auch in den USA führte. Das erklärt auch, warum sie in Amerika Gedichte schrieb – sie sicherten ihr einen noch besseren Umgang mit ihren Gefühlen als ihr Tagebuch. Im *Tagebuch* drückt sich Nathorff folgendermaßen dazu aus: „Mich haben sie ja in der Schule schon Dichterseele genannt, ich fange wieder an zu schreiben. Verse, die nicht einmal schlecht sind und in die ich meine ganze Seele lege.“[39] Wie Christine Backhaus-Lautenschläger feststellt, ist im *Tagebuch* von Nathorff „der lebensbewältigende Aspekt des Schreibens“[40] sehr deutlich. „[Das] Schreiben [war eine] Therapie im weitesten Sinn, gegen das Vergessen, zur Bewältigung und Überwindung der eigenen Erfahrungen und Kämpfe, zur Besinnung und Einkehr bei sich selbst.“[41]

---

[34] Zit. nach: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 119.
[35] Zit. nach: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 119.
[36] Vgl.: Birgit Suchy: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit?*, S. 120.
[37] Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*, S. 119.
[38] Ebd., S. 163.
[39] Ebd., S. 199.
[40] Christine Backhaus-Lautenschläger: *... Und standen ihre Frau*, S. 189.
[41] Ebd., S. 189.

Schlussbemerkungen

Das Tagebuch der Hertha Nathorff dokumentiert das tragische Schicksal ihrer Autorin, das Schicksal, das für das Leben anderer Personen nach 1933 exemplarisch sein kann. Es beschreibt die täglichen Härten, denen Hertha Nathorff und ihre Familie ausgesetzt waren. Dabei muss betont werden, dass diese schreckliche Wirklichkeit nicht nur die Existenz in Deutschland betraf. Vielleicht nicht lebensbedrohliche, aber trotzdem sehr schwierige Lebensbedingungen waren auch mit dem Leben im Exil verbunden.

Unter diesen Umständen bot das Verfassen autobiographischer Texte die Möglichkeit, negative persönliche Erfahrungen zu verarbeiten und zu bewältigen. Christine Backhaus-Lautenschläger stellt fest:

> Herausgerissen aus bisherigen, altvertrauten Lebenszusammenhängen, reduziert auf eine nur karge Kommunikation mit der Umwelt, war das Schreiben autobiographischer […] Texte Trost in der Isolation. Schreiben angesichts der befremdlich-traurigen Gegenwart geriet zur imaginären Flucht.[42]

Die therapeutische Rolle des autobiographischen Schreibens ist auch im Falle von Hertha Nathorff wahrzunehmen. Dank ihrem Tagebuch konnte sie die zerbrochene Wirklichkeit neu organisieren. Die Tagebuchführung ermöglichte ihr, ihre eigene Identität zu bewahren und das eigene Ich zu festigen.

Bibliographie

Primärliteratur

Nathorff, Hertha: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945,* herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Benz. Frankfurt am Main 1988.

Sekundärliteratur

Backhaus-Lautenschläger, Christine: *... Und standen ihre Frau. Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933*. Pfaffenweiler 1991.

Benz, Wolfgang: *Einleitung* zu *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*. In: Hertha Nathorff, *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945,* herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Benz. Frankfurt am Main 1988, S. 5 – 32.

Habicht, Werner / Lange, Wolf-Dieter (Hg.): *Der Literatur-Brockhaus*, Band 1, Mannheim 1995.

[42] Ebd., S. 6.

Suchy, Birgit: *Gelebte oder nicht gelebte Zeit? Komponenten der Exilerfahrung in den Erinnerungsbüchern von Elisabeth Freundlich (‚Die fahrenden Jahre'), Hertha Nathorff (‚Das Tagebuch der Hertha Nathorff'), Hertha Pauli (‚Der Riß der Zeit geht durch mein Herz') und Hilde Spiel ‚(Die hellen und die finsteren Zeiten').* Wien 1996.
Ziegler, Edda: *Die verbannten Dichterinnen. Schriftstellerinnen gegen den Nationalsozialismus.* Düsseldorf 2007.

Schlüsselwörter

Hertha Nathorff, das Tagebuch, die Tagebuchführung, die NS-Herrschaft, deutsche Juden, das Exil, die Entmenschlichung

Abstract

**The diary of Hertha Nathorff –
the sad records from the years 1933–1945**

Hertha Nathorff's life story can be seen as a revealing example of the fate of the other Jewish families in Germany during the Nazi era. Through the diary of Hertha Nathorff it is possible to get to know her personal impression, which concerns this period of time. The diary also shows the circumstances under which those German Jews who managed to escape the Nazi regime had to live and the agony that accompanied their decision to leave Germany. Finally, it provides information about the problems encountered by the exiled German Jews. For Hertha Nathorff, her diary was a refuge that enabled her to process the most difficult moments in her life and not to give up hope for her existence.
The aim of the article is to illustrate the special role of keeping diaries in the period of dehumanization. It should show the special importance of keeping a diary in the process of maintaining one's own identity and strengthening one's self.

Keywords

Hertha Nathorff, diary, keeping a diary, Nazi era, German Jews, exile, dehumanization

Gościwit Malinowski (https://orcid.org/0000-0003-2159-4154)
University of Wrocław

Rex Gulring nomine (Chronicon Thietmari 7.38)

When in the seventh book of his *Chronicle* Thietmar presents the events of year 1016, in his description of events in England he reverts to the year 1014 in order to include the death of King Sweyn Forkbeard and Æthelred the Unready II's return to the throne. The latter decided to destroy the former's earthly remains, and then friends of the Danish king, with the help of an Englishwoman, secretly sent his corpse back to his native land[1]. Despite the fact that the Danish city Roskilde, where King Sweyn's body was interred, is located barely three degrees geographically to the north of Gainsborough in Lincolnshire, where the king died, Thietmar constructs this expedition as a journey towards the far north. He presents the constellations of the northern sky (7,37):

> „Tamen ad patrias navigio direxerat arctos, id est septemtrionalem plagam; quae hoc nomen ab arcturis duabus, hoc est ab ursis minoribus atque maioribus sortitur, quas serpens unus, ut astrologii asserunt, circumdat et dividit[2]."

Next, he turns to a description of the Scythians who inhabit this land:

> „Pars terrae illius tantum frigida est, quantum a solis calore aliena, et mentes incolarum caritatis geminae expertes; ibi sunt Scithe, qui domos suas secum vehentes feris et equino lacte pascuntur."[3]

---

1 It was Aelfgifu of Northampton (Jakub Morawiec, *Knut Wielki. Król Anglii, Danii i Norwegii (ok. 995–1035)*, Kraków 2013, p. 91). Thietmar 7,37: ‚That unholy man [Sveyn] lived a long time among pious people, a scourge to himself and his contemporaries, and finally, having caused the deaths of so many people, he met his own end [1014] by the judgement of God. He was buried there and his friends soon scattered. When the king of England, who had long been banished by him, found out about this he gave thanks to God and returned with joy to his native land. Next, having gathered together his warriors he decided to destroy his enemy's corpse. In order to prevent this, the dead man's confidants persuaded some woman, who though English recovered the buried body, even though it was guarded, and sent it by ship in the direction of the native constellation of the Bear, i.e. to the north of the country' (translated by Ita Hilton).

2 ‚...and sent it by ship in the direction of the native constellation of the Bear, i.e. to the northern country. This country takes its name from the two constellations, namely Ursa Minor and Ursa Major, which, as asserted by astrologists, are surrounded and at the same time divided by the constellation called the Serpent' (translated by Ita Hilton).

3 ‚Part of this country is cold, as it lies very distant from the heat of the sun, and its inhabitants' hearts are immune to double love [gemina caritas; cf. n.6 below]. There live the Scythians, who carry their homesteads with them and live on game and kumiss' (translated by Ita Hilton).

This description is based closely on standard ancient presentations of nomads from the European Great Steppe, which leads us to consider whether Thietmar actually had in mind some northern people, or whether he simply had a general knowledge of the difficult conditions in those regions and refers to these customarily (viz. "I will omit further description" 7.39[4]), and without anything further to say he merely extracts details from the ancient ethnographical tradition on the Scythians, which is completely inconsistent with the realia of the Scandinavian world[5]. Some scholars, basing their observations on the more extensive description of the Scythians in the Corbeian codex, assume that the Scythians mentioned here could also have been described as a certain reflection on the inhabitants of Scandinavia and its furthest part, Lapland, who were called by Procopius of Caesarea Σκριθίφινοι (*Wars* 6,15,16; they were known as 'Screrefennæ' or 'Scretefennæ' in Jordanes *Getica* 3,21), or possibly the Scots from the northern part of Britain:

> „Pars terrae illius tantum est frigida, quantum a calore solis aliena; mentes eciam incolarum gemina caritate frigidiores sunt. Hac mundi parte Scite incertis sedibus vagantur, genus hominum ferum, moribus beluinum, qui sua habitacula de pellibus aut pilis animalium compacta secum vehunt, crudis ferarum carnibus et equino lacte pascuntur."
> ‚Part of this land is as cold as it is distant from the heat of the sun; the inhabitants' minds were also colder from double love[6]. In this part of the world the Scythians wander in uncertain locations, a wild people, warriors by nature, who carry around their homesteads made of animal skins and fur, and live on the raw meat of wild animals and horse milk' (translated by Ita Hilton).

In support of the identification in the Corbeian codex of the Scythians with the Laplanders (Sámi people) we may adduce the features of their carrying around their homesteads made from animal skins and their diet rich in ‚crudis ferarum carnibus' [the raw meat of wild animals], which corresponds to ‚carnibus ferarum' in Jordanes. In turn, the belief that the Gaelic Scots descend from the Scythians was very widespread in that era, and is first found in the *Historia Brittonum* (15), which is ascribed to Nennius and originated *c*. the year 830.[7]

After this description of the Scythians Thietmar unexpectedly turns to a brief account about one of the rulers of that (which?) country (7,38):

---

[4] 7,39: *Quia nemo comprehendere valet aquilonaris regionis varietatum habitudines , quas ibi natura pre ceteris mirabiles operatur , et crudeles populi huius execuciones, hec omitto.*

[5] Robert Holtzmann (*Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre korveier Überarbeitung*, Monumenta Germaniae Historica scriptores rerum germanicarum, nova series, t. IX], Berlin 1935, p. 3–533) offers as potential *similia* Horace *Carm*. 3,24,9–10 (they carry their homesteads with them – *vagas ... trahunt domos*) and Virgil *Georg*. 3,463 (he drinks curdled milk with horses' blood – *et lac concretum cum sanguine potat equino*), and so the cold, the harshness of their hearts, their diet of game and horses' milk.

[6] *Gemina caritas* – a concept introduced by St. Augustine (*De doctrina Christiana* 2,6,7) refers to love for both God and one's neighbour.

[7] Cf. John Carey, *The Ancestry of Fénius Farsaid*, Celtica 21 (1990), p. 104–112.

In hiis partibus est unus rex Gutring nomine, qui in monasterio Ferdensi sub episcopo eiusdem loci Erpone in clericatu educatus ad diaconatus gradum pervenit indignus. Sed postquam predictus antistes obiit, iste elapsus nomen et ordinem, alter Iulianus, abiecit et vocabulum christianitatis solum professus in multis invenitur longe alienus. Is a suis primo ut est agnitus, ilico succipitur et hereditario honore sublimatur. Quod Deo displicet, nemo laudet, nullus imitetur; presens fructus ob terrorem futurum spernatur. Et ille rex, servus peccati, filius mortis, non, ut putat, dominatur, sed cotidiano pondere aggravatur; de quo Dominus per Esaiam clamat: *Filios enutrivi*, *exaltavi*, *ipsi autem spreverunt me* (Is. 1,2). Pro cuius consociorumque eius conversione et digna emendacione ac perseverantia omnis christianitas oret et, ne tale quid in membris suis amplius paciatur, Deum imploret. Quamvis de illo hoc solum dicerem, sunt, pro dolor! alii, qui similem subiere sententiam, illud Pauli non attendentes, quia *melius est viam veritatis non cognoscere*, *quam post noticiam declinare* (2 Petr. 2,21).

‚In this country there is one king, named Gutring, who having completed his ecclesiastical education in the monastery in Verden during the time of the bishop Erpon, he illegally obtained the position of deacon. However, after the death of the above-mentioned bishop [994], he made his escape from the monastery and, like a second Julian, abandoned his dignity and position and in this way, expressing his Christian faith only in words he turned out to be a misfit in every way. When his acquaintances had confirmed who he was, they accepted him immediately and elevated him to the ancestral throne. Let no one praise or imitate that which does not please God! Instead, let every man, out of fear of the future, abandon any sin! That king, a prisoner of his sin, does not rule as he thinks he does, but instead suffers the burden of everyday misery. The complaint of God, articulated by Isaeus, refers to him: ‚I have brought up and exalted my sons, but they despise me'. Let the whole of Christian society pray for conversion, for the appropriate penance and virtue, and his too, as his friends, and may he ask God that something similar should not befall more members of his society. Even though I have said all this about only one man, there are also, unfortunately, other people who have the same ideas and have no thought for the words of St. Paul, that ‚it is better not to know the path to right, than to know it and to distance oneself from it' (translated by Ita Hilton).

Everything would have appeared to be straightforward, except for the fact that we do not know of any Scandinavian king of that name in any kingdom, great or small, from that era. Scholars thus posit that Gutring was a Scandinavian name distorted by Thietmar and attempt to identify him as some type of character known from other sources:

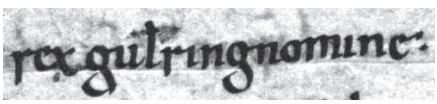
Lappenberg (1839) and following him Holtzmann (1935) – perhaps he was one of the kings of Oppland, such as Guthrun [Lappenberg], Gudriod [Holtzmann], King Gulbrandsdalen, whom King Olaf the Holy in around the year 1018 defeated, cut off his tongue and chased away[8].

[8] *Thietmari chronicon* ed. J. M. Lappenberg, in: *Monumenta Germaniae Historica Scriptorum tomus III*, ed. G.H. Pertz, Hannoverae 1839, p. 723–871: *Guthrun. Fortasse regum Uplandiae unus, qualis Gudriodus, rex Gulbrandsdaliae, qui circa annum 1018 ab Olavo Sancto, rege Norwegiae, victus et lingua excisa exulare iussus est. V. Snorra Sturleson Saga af Olafi hinom Helga c. 34. 73. 74* (p. 848). R. Holtzmann (1935, p. 445): ‚Vielleicht einer der Kge. v. Upland, wie Gudriod, Kg. v. Gulbrandsdalen, den Kg. Olaf d. Heilige v. Norwegen um 1018 biesiegt,

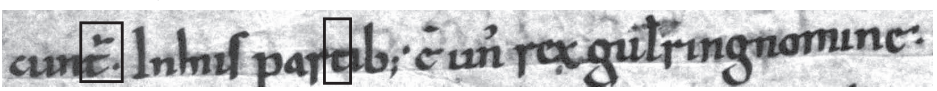
Dassent (1861) – the Viking with an unknown name from the Isle of Man, known as Brodir, i.e. Brother (his brother Ospak is known from the sources). He was a Christian and a consecrated deacon, but reverted to paganism and killed the king of Ireland Brian Boru in the Battle of Clontarf, lost by the Vikings, in 1014[9]. Dassent shares the hypothesis of Konrad Maurer that Brodir was actually Gutring (Gudormr)[10].

Jørgensen (1878) – Gutring, Danish Goddreng, long ago Guþ-treg, in Ireland King Gothrin [Gofraigh, or Godfrey,' „son of Imar,"], in necrologues in a church in Lund – Goddreng or Gothric[11]. Gothrik. *Goddreng suo nomine Sneoulf. 4 K. Ap. obiit Gothric suo nomine Sneolf.*

However, none of these suggestions is completely convincing. In my view, a solution to the problem must begin with an appropriate reading of this name in manuscript. Johannes M. Lappenberg, author of an 1839 critical edition of Thietmar's works[12] proposed the reading *Gutring*, which is followed by all later editors (e.g. Holtzmann) and translators (e.g. Jedlicki, Warner[13]). In the *apparatus criticus*, however, we find the following note: Gulring *corr.* Gutring *linea per* l *transversa post erasa*. If we examine the facsimile of the Dresden codex, we find the name written down there as follows:



A comparison with other letters written down by the author of the Dresden codex unambiguously indicates that originally the name was written down as *Gulring*. Only after this did someone tentatively added a line, as if he wanted to change the name to *Gutring* (a less certain reading is the supposed ligature: *Gultring*), and who was probably not the same author of the Dresden codex, who writes the letter ‚t' in a different way.



der Zunge beraubt u. Verjagt hat; Snorra Sturleson Saga af Olafi hinom Helga c. 34. 73. 74. L. Snorri Sturluson, Heimskringla, hg. v. F. Jónsson (1911), 201. 233 – 235 (c. 36. 74. 75): Kg. Guðrøðr'.

[9] *The story of Burnt Njal; from the Icelandic of the Njals Saga*, by the late Sir George Webbe Dasent. With a prefatory note, and the introduction, abridged, from the original edition of 1861, London 1900, p. 242.

[10] Konrad Maurer, *Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume*, Muenchen 1855, Bd I, p. 558.

[11] Adolf Dietlev Jørgensen, *Den nordiske kirkes grundlaeggelse og første udvikling*, København 1878, p. 257–259. This version is adopted by the Russian translation as Гёттрик: Титмар Мерзебургский*, Хроника*, Пер. с лат. И. В. Дьяконова. Москва 2005.

[12] Lappenberg 1839, p. 848.

[13] *Kronika Thietmar*a (wersje łac. i pl.), tłum. i red. M. Z. Jedlicki, Poznań 1953; *Ottonian Germany: The Chronicon of Thietmar of Merseburg*, translated and annotated by David A. Warner, Manchester 2001, p. 334.

However, then someone, possibly the same or maybe another corrector, recognised that this was a mistake and decided to erase the unnecessary line. Therefore, analysis of the Dresden codex clearly indicates that the name was originally written as *Gulring*, and was emended, cautiously, to *Gutring*, but then someone decided to revert to the original form *Gulring*. Because it is assumed that the Dresden codex is the work of Thietmar himself, we may posit that in writing down this name for the first time Thietmar recognised that it should be written as *Gulring*. Then someone – Thietmar himself or a corrector reading his text – had doubts and inserted the cross, only to then view this as too hasty and revert to the original version – GULRING[14].

It is significant that in the second version of Thietmar's works, called the Corbeian codex, this name is written as the somewhat different *Goltrinc*. This is undeniably an attempt to correct the name known from the Dresden codex:

> In hiis partibus est quidam rex Goltrinc nomine, qui in monasterio Ferdensi sub episcopo Erpone in clericali ordine educatus ad dyaconatus gradum indignus pervenit. Postquam vero predictus antistes obiit, ipse fuga lapsus nomen et ordinem ut ille demonis exemplar Iulianus apostata cesar abiecit et vocabulum solum christianitatis professus est, sed in multis huic alienus est. Hic ad suos veniens, ubi primo ab eis est agnitus, ilico suscipitur et hereditario iure sublimatur Quod Deo displicet, nemo laudet, nullus imitetur; presens fructus pro metu penarum spernatur. Rex iste, servus peccati, filius mortis, non, ut putat, dominatur, sed cottidie iniquitatis pondere gravatur; de quo Dominus per Ysaiam clamat: Filios enutrivi et exaltavi, ipsi autem contempnentes a spreverunt me. Pro cuius eiusque consodalium conversione et digna penitencia et pro bona perseverancia omnis christianitas oret et, ne tale quid amplius in membris suis paciatur, Deum imploret. Sed quamvis hec sola de illo dixerim, sunt, prochdolor! plerique, qui similem sentenciam subiere, illud apostoli non attendentes, quia melius est viam veritatis non agnoscere, quam post noticiam declinare.

An account of the king called *Gulring* (by the author of the Dresden codex), *Gutring* (by a corrector and modern editors), or *Goltrinc* (by the author of the Corbeian codex) can still only be found in one work, that by the so-called Annalista Saxo[15], who may have been identified as Arnold, abbot of Nienburg (died 1166). King

---

[14] The reading *Gulring* was viewed as authentic by the author of the editio princeps, Reiner Reineck, *Chronici Ditmari Episcopi Mersepurgii libri VII: nunc primum in lucem editi : Accessere de vita et familia Ditmari, tam paternae quam maternae stirpis, item de veteribus Mysniae Marchionibus, usque ad Conradum, Timonis F. ex historia Ditmari contextae expositiones*, Frankfurt am Main 1580; and by the first translator into German of Thietmar's works, Georgius Hahn, *Historia Martisbvrgica: Darinnen Chronica Ditmari, Bischoffs zu Marßburg …*, Leipzig 1606, similarly to the next one, Johann Friedrich Ursinius (1735–1796), *Dithmars, Bischofs zu Merseburg, Chronik in Acht Büchern, nebst dessen Lebensbeschreibung, aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersezt und mit Anmerkungen erläutert von M. Johann Friedrich Ursinus, Pfarrern in Boritz.* Dresden 1790, p. 480. This reading also appeared in all older editions, such as e.g. Johann Augustinus Wagner's from 1807 (*Dithmari episcopi Merseburgensis Chronicon*, Norimbergae).

[15] G.H. Pertz (ed.), *Chronica et annales aevi Salici.* Hannover 1844, p. 542–777; Klaus Naß (hrsg.), *Die Reichschronik des Annalista Saxo*, Hannover 2006.

Goltrin is mentioned twice in relation to the years 993 and 1014, and information on him clearly originates from Thietmar, specifically from the Corbeian codex, which here is probably his only source:

> 993
> Mortuus quoque est Erpo Fardensis episcopus; cui Bernharius [Bernhar II bp Verden 994–1014], tunc ibi prepositus, successit. Sub hoc Erpone episcopo quidam iuvenis nomine Goltrin in monasterio Fardensi in clericali ordine educatus, ad diaconatus gradum indignus pervenit. Postquam vero predictus antistes obiit, ipse fuga lapsus, nomen et ordinem, ut ille demonis exemplar Iulianus apostata cesar, abiciens, vocabulum solum christianitatis professus, sed in multis huic alienus, ad terram arctoam, id est septeutrionalem plagam, venit. Que hoc nomen sortitur ab arcturis, id est ursis duabus, maiore et minore, quas serpens circumflexus in se continet, ut astrologi asserunt. Pars terre illius tantum frigida, quantum a calore solis est aliena. Mentes etiam incolarum a gemina caritate frigidiores sunt. Hac mundi parte Seite incertis sedibus vagantur, genus hominum ferum, moribus beluinum, qui sua habitacula de pellibus aut pilis animalium secum vehunt, crudis ferarum carnibus et equino lacte pascuntur. Huc ille Goltrin ad suos veniens, ubi primo ab eis est agnitus, ilico suscipitur et in regnum hereditario honore sublimatur. Rex iste, servus peccati, filius mortis, non ut putabat dominabatur, sed cottidie iniquitatis pondere gravabatur. De talibus Dominus per Esaiam clamat: *Filios enutrivi et exaltavi*, *ipsi autem spreverunt me*.

> 1014
> Quod cum Adalradus Anglorum rex, multo tempore ab eo expulsus, comperisset, gratias agens Deo, patriam revisit; collectisque militibus, corpus inimici exterminare nitebatur. Quod ne fieret, quedam matrona, per familiares suos admonita a, servatum corpus a terra elevans, navigio direxit ad terram arctoam, ubi Seite incertis sedibus vagabantur. In his partibus regnabat Goltrin, qui in monasterio Fardensi sub episcopo Erpone educatus apostataverat, atque ad suos veniens, ut supradictum est, in regnum sublimatus erat.

The solution to the question of how this king's name was really pronounced also requires close examination of the forms in which it occurs in the manuscript tradition:

GULRING – Dresden codex, work of Thietmar himself (d. 1018), plus emendation GUŁRING.

GOLTRINC – Corbeian codex from the 12th century.

GOLTRIN – Annalista Saxo from the 12th century, using the Corbeian codex.

Can these different forms be read as typical mistakes on the part of Latin copyists, who struggled with writing down an Old Norse name which sounded exotic to them, e.g. Guđrøđr? This is the conclusion drawn by all modern editors, who believe that the original spelling of Thietmar himself, i.e. the form *Gulring*, was erroneous from the start and today requires emendation in the critical editions and enables us to seek that apostate among historical Norman rulers with rather unusual-sounding names.

However, a precise linguistic analysis of all the written versions indicates that on the contrary, both forms – from both the Dresden and Corbeian codices – are completely correct, only in two different languages. So, the form *Gulring* is a completely

accurate version of the Old Norse nominal composition *gullhringr*, ‚gold ring', ‚gold hoop' (*gull* gold and *hringr* ring, hoop)[16]. On the other hand, the form *Goltrinc* is a correction of the pronunciation of this Old Norse form as it would have corresponded phonetically to its equivalent in Middle High German *goltrinc*[17], where it was devoiced in pronunciation. This form also corresponds phonetically to Middle Low German *goltrinc*[18].

This discrepancy proves that the brethren from Verden[19] gave Thietmar a very precise pronunciation and spelling of the apostate's Scandinavian name, and Thietmar himself noted it down without any difficulty as *Gulring*. Later a corrector of his text, who had perhaps heard about a man with the name ‚Gold Ring' (*Annulus Aureus*), decided to correct this name so that it would include the letter ‚t', occurring in the vernacular German expression *gold/golt*, which is absent however in the Scandinavian *gull*. Yet this emendation was removed from the Dresden codex by someone who was more familiar with Norse names, or who simply had more confidence in the knowledge of Thietmar himself. On the other hand, in the Corbeian codex, which originated after the year 1050, when phonetic changes indicating to us the era of Middle German had been accomplished, it was decided that the name should be corrected so that it would be completely correspondent with the vernacular Middle German phonetics. Sound ‚u' was replaced by ‚o', ‚t' was added; and finally there appeared instead of ‚g' the devoiced ‚c', which for some reason was discarded by Annalista Saxo, who besides this adopted the pronunciation from the Corbeian codex.

In relation to this there is absolutely no need to correct the name written in the Dresden codex, where it is written very precisely in relation to both phonetics and meaning – *Gulring*, i.e. Gold Ring/Gold Hoop. However, a solution to the textual problem does not resolve the issue of this leader's identity, since among the Scandinavian rulers of that era we can find no one by the name of Gold Ring.

---

[16] Tarrin Wills, *Runic Dictionary* (http://skaldic.abdn.ac.uk/db.php?id=29964&if=runic&table=-lemma access 01.02.2020)*: gollhrings, gullhringr* nom sg, *Gullhring, Gullhringur, gullhringa* m pl, *gullhringi, gullhringinn* acc m sg*, gullhringur* nom m sg, *gullhringurinn, gullhringinum, gvllhring, Gull hryng, gvllringr, gulringr, gullrinngr, gullhring* m sg, *gullring, gvllring, gvllringar, gvllhringom, gullhringum, gvll-ring, gullringum, gvllhringr, gvll hringa, gull hring, gull hringa, gull-hring, Gullhrÿnge, Gullhringr, gollhring, gullhring, gullhringa.*

[17] *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke. 3 Bde. Leipzig 1854–1866, Bd. II/1, col. 708a: *goltrinc stm. goldring. tara nâh legeta si ûf irô houbet magedlîchen goldring* Notker im leseb. 152,30. [Notker Labeo (950–1022), W.Wackernagel, *Altdeutsches Lesebuch*. 2., verm. und verb. Ausgabe mit einem Wörterbuche. Basel 1838/39]; *goltrenc aureola* fundgr. 1,374. a. [*Wörterbuch aus Texten des 12.-14. Jh.s – Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Hg. von [A.]H.Hoffmann [von Fallersleben]. T.1.2. Breslau 1830–1837].

[18] *Goltrinc – Goldring, goldener Ring* (Gerhard Köbler https://koeblergerhard.de/wikiling/?query=goltrinc&f=mnd&mod=0 access 01.02.2020). In Middle Dutch this expression would be *goutrinc*.

[19] Theoretically the informer might even have been Thietmar's brother Bruno, who first entered a monastery in Corbeia and was then abbot in Nienburg, and finally, after Thietmar's death, bishop of Verden (1025–1034).

Perhaps, therefore, we need to posit that Gulring, according to Thietmar, was not an actual name of a Norman, but rather a sobriquet. Scandinavians were due to the frequency with which some names were used were identified by sobriquets that were used during their lives. There are many such names which include references to gold, such as Bjǫrn gullberi ‚gold bearer', Þorkell gullkárr (‚golden-haired') Þórisson, Haraldr gullskeggr (‚gold beard', ‚gold bearded').

Although the noun *gullhringr* is often found in Scandinavian literature (also in the kenning *gullringr Godr*, ‚friend of a gold hoop', i.e. a woman), the present writer has been unable to find a personage with the name or sobriquet Gold Ring. Among English surnames in later times (19th century) we do encounter Goldring, but cannot establish any continuation between Norman from the 10th/11th centuries and people of that surname, which, although it is reminiscent of typical central European Jewish surnames, invented by the German Romantic poet Ernst Theodor Hoffman, does not appear beyond the Anglo-Saxon world.

At this point we could refrain from further enquiry and accept that *ignoramus et ignorabimus* as to why one of the successors to the throne of a Norman kingdom was in his youth given the sobriquet of Gold Hoop, by which he was known in the monastery Verden, whose priesthood was not concerned with giving this Norman his proper name, or else did not know it. However, another option is possible. Among the kings of Scotland at that time there was a certain Cuilen mac Illuilb, whose name in one of the codices is written as *Culenrīg*. Of course, Thietmar's *Gulring* could not have been king Cuilen, as the latter died in 971. However, it could have been his son, Causantín mac Cuiléin, who ruled Scotland in the years 995–997, after the death of the leader of the other competing clan from the Alpinid dynasty. The chronology could have suggested an identification with Constantine III (the bishop Erpo from Verden died in 993 or 994); as could the assumption that the Scythians mentioned by Thietmar could be a name relating to the Scots. This would imply that the detail *in his regionibus* refers not to Scandinavia, where the body of Sweyn Forkbeard was taken, but rather to Britain, which is where the English battled with the Danes, as related in this part of the *Chronicon*, and whence the body was taken.

However, there is a stronger argument against an identification with the Scottish leader by the name of Causantín mac Cuiléin. We would have to assume that the Scottish successor to the throne even got as far as Verden and was remembered there by his patronymic mac Cuiléin, and not by the universally known Christian name Constantine; and that, what is more, that patronymic was *Culenrīg*, which form occurs only in one source and is probably a combination of the Gaelic word for king ‚rig' and the name Cuilen. The name of the Scottish king only in this rare form *Culenrīg* recalls the sound of what is written in Thietmar, *Gulring*. Of course, the sound of this name in such a form implies a correspondence of the Gaelic from to the phonetically similar Old Norse nominal composition. Besides, King Constantine III was killed in 997, at the time when it seems that Thietmar was writing about Gulring as if about a living person. We know that this extract refers to the events of the year 1014, but was written no earlier than 1016. In addition, Thietmar includes

this anecdote about the leader of the North not so much on account of his apostasy (he even writes here that he became a deacon illegally), but on account of his rebellion as a young person after returning to his native land. Meanwhile the apostasy of a Gaelic leader at the turn of the 11th century is completely impossible, so we need instead to search for a candidate for Thietmar's Gulring among the Norman leaders, where Christianity at that time was far from strong, rather than among the Scots, who had by then already been Christianised for several centuries.

Perhaps, therefore, we can seek a different identification method. While I have been unable to find a Norman with the sobriquet Gulring, we can easily locate in the prosopography of the Viking era individuals by the sobriquet Hring, 'ring', e.g. Sigurd Hring, legendary king of Denmark, father of Ragnar Lodbrok. Moreover, the noun Hring, 'ring' or 'hoop', appears not only as a sobriquet but also as an actual name, e.g. Hring, famous King of Östergötland in *Bósa saga ok Herrauds;* or Hring, King of Sweden in 935 or 936, according to Adam of Bremen.

We can find leaders who correspond chronologically to the lifetime of Gulring as described by Thietmar among the kings of Oppland, who ruled over Ringerike (*Hringaríki*). The legendary rulers of this country, from the Dagling or Dögling clan, are mentioned in *Friðþjófs saga hins frækna* and *Hversu Noregr Byggðist*. The first of these was Dag the Great, whose son was Óli, who in turn fathered another Dag, father to Óleif, whose son was Hring the Elder, known from the saga *Friðþjófs saga hins frækna.* His son was Olaf, father of Helgi, who had a son called Sigurd Hjort. His daughter was Ragnhildur Sigurðardóttir, who married Halfdan the Black and had a son called Harald Fairhair (*Haraldr hárfagri*), the first king of a united Norway. Lineages in sagas sometimes contradict each other, and among the kings of Ringerike there appear in turn Ring Dagsson, father of Åshild, who was the wife of Harald Fairhair. Åshild gave her two sons names that were typical for her clan, and not her husband's – Ring Haraldsson and Dag Haraldsson. A third was called Gudrød Skirja Haraldsson, a name which would have corresponded to Thietmar's Gutring if this form had any grounds for being real. Ring Haraldsson was the earl of Hedmark and Gudbrandsdal. His son Dag Ringsson was the King of Hedmark, and had two sons, the elder Rørek Dagsson (962–1021), and the younger Ring Dagsson Gabarin (964-post 1018). They ruled together in a diarchy over their kingdom Hedmark from 998 and were among five kings who resisted Olaf the Holy. In the year 1018 they joined the side of Ketil Kalva but were defeated, and Guthred, King of Gudbrandsdal had his tongue ripped out, Rørek Dagsson had his eyes gouged out and Ring Dagsson was exiled to Sweden. He probably died there and his son Dag Ringsson, initially in the service of the Swedish king Anund Jacob, in 1029 joined the service of Olaf the Holy, who had been cast out from Norway, and fought in the battle lost by the latter at Stiklestad in 1030. Although he survived, he disappeared from history, so the Gulring mentioned by Thietmar is in all likelihood Ring Dagsson Gabarin.

This whole argument has been necessary only because of the fact that in 1839 Lappenberg spoiled Thietmar's text by changing the correct spelling of the Norse leader Gulring to Gutring, which led to constant erroneous attempts at identification.

After all, the identity of the apostate described by Thietmar was already established in the 18th century, when Ludewig Albrecht Gebhardi (1735–1802), Professor der Ritterakademie zu Lüneburg, writes in his *Geschichte der Königreiche Dännemark und Norwegen*: „Nach ihm [Roerek] nahm sein Bruder Ring oder Gulring das Wort, welcher ehedem dem geytlichen Stande gewidmet gewesen war, und wirklich schon die Moenchsgeluebde als Domherr des teutschen Stifts Verden abgeleget hatte, nachher aber bey des Bischofs Erpo zu Verden Tode 1006 jenes Geluebde gebrochen, un von seinem vaeterlichen Reiche Besitz genommen hatte (T)"[20]. Today this identification (Hring, King of Oppland in *Hsk. Olaf-Saga*) has been accepted only by Eric Christiansen,[21] who used the English translation of Warner. However, neither decided on the restoration of the correct spelling and pronunciation of the name *Gulring*, adhering to the form *Gutring* as introduced by Lappenberg. The findings of Warner, not to mention Gebhardi, were completely ignored by Dominik Waßenhoven, who writes: „B 112: Gudrød (*Gutring*) Kleinkönig aus Norwegen oder Schweden (?) G. war vor 994 in Deutschland und wurde im Kloster Verden zum Diakon. Er ist möglicherweise identisch mit dem in der *Heimskringla (Ólafs saga helga)* genannten *Guðröður,* einem Kleinkönig in Gudbrandsdalen" [22]. He offers as a source: *Thietmar* 7,38, but in the case of literature on the subject it is as if for him it does not even exist, which is absolutely incomprehensible.

So, there remains only to consider why this name, typical of Norman prosopography and known from sagas simply as *(H)ring*, 'hoop',[23] was written in Thietmar as *Gulring* 'Gold Hoop'. Certainly, this is not a mistake; that is how the apostate was remembered by the clergy in Verden. It was probably not a common sobriquet, since in this type of situation the defining adjective would appear after the name rather than forming a compound; cf. Halfdanr Svarti or Halfdan the Black. It is possible that (H) ring, the deacon in Verden was called Gulring to distinguish him from other (H)rings in his clan or milieu[24]. It is also possible that the term 'Gold Hoop' was some type of

---

[20] L. A. Gebhardi, *Fortsetzung der Algemeinen Welthistorie* durch eine Geselschaft von von Gelehrten in Teutschland und *Engeland* ausgefertiget. Zwey und dreysigste Theil, Halle 1768, p. 109–110.

[21] E. Christiansen, *The Norsemen in the Viking Age*, Oxford 2002, p. 156.

[22] D. Waßenhoven, *Skandinavier unterwegs in Europa (1000–1250): Untersuchungen zu Mobilität und Kulturtransfer auf prosopographischer Grundlage*, Berlin 2006, p. 334.

[23] That this name should be understood as ‚hoop' rather than ‚ring' is indicated by the existence of a separate expression in Old Norse for a gold ring, *fingrgull* ‚finger-ring of gold.' Zoega's *Concise Old Icelandic dictionary* (1910).

[24] The fact that Gulring could be used as an actual name might be shown by the appearance in the *Annales Ryenses*, an anonymous paraphrasis of history by Saxo Grammaticus, of the name of the legendary Danish king *Goldrie*. This is supposed to be a corrupt form of the name *Gotric* (sometimes taken as a possible identification of Thietmar's apostate by scholars who accept the Lappenberg's emendation – *Gutring*). Other traditions indicate the form *Goddric* or Lodric, which might show that *Goldrie* might have been a primitive form of *Goldric* close to the one known from the Corbeian manuscript, *Goltrinc*. Such a German form of the name in the Danish annals might be explained as demonstrating the strong influence of German culture at the end of the 13th century in Denmark, when the *Annales Ryenses* originated.

allusion to his being a pretender to the throne of Hedmark[25]. However, without firm evidence this remains only a possibility.

However, independently of the explanation of this name/sobriquet of the Norman who spent time in Verden, there is no reason to undermine the accuracy of this name's spelling, as well of the sobriquet as written by the chronicler from Merseburg[26]. There is also no point in seeking in his reference to the Scythians any realia regarding the life of the Laplanders, who did not venture as far south as Oppland, nor any scholarly etymological reference to the Scots. Thietmar here mentions the Scythians with the clear designation that they were a northern people probably only in order to draw attention to the fact that the harsh climate and primitive conditions of everyday life mean that it was not easy in the north to embrace the Christian concept of 'double love', which explains the ease with which Gulring decided on apostasy, despite the fact that he was ordained deacon.

Bibliography

John Carey, *The Ancestry of Fénius Farsaid*, Celtica 21 (1990), p. 104–112.

Eric Christiansen, *The Norsemen in the Viking Age*, Oxford 2002.

Sir George Webbe Dasent, *The story of Burnt Njal; from the Icelandic of the Njals Saga*, by the late.... With a prefatory note, and the introduction, abridged, from the original edition of 1861, London 1900.

Титмар Мерзебургский*, Хроника*, Пер. с лат. И. В. Дьяконова, Москва 2005.

Ludewig Albrecht Gebhardi, *Fortsetzung der Algemeinen Welthistorie* durch eine Geselschaft von von Gelehrten in Teutschland und *Engeland* ausgefertiget. Zwey und dreysigste Theil, Halle 1768.

Georgius Hahn, *Historia Martisbvrgica: Darinnen Chronica Ditmari, Bischoffs zu Marßburg* …, Leipzig 1606.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, *Wörterbuch aus Texten des 12.-14. Jh.s – Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Hg. von . T.1.2. Breslau 1830–1837.

Robert Holtzmann (ed.), *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre korveier Überarbeitung*, Monumenta Germaniae Historica scriptores rerum germanicarum, nova series, t. IX], Berlin 1935, p. 3–533.

*Kronika Thietmar*a (wersje łac. i pl.), tłum. i red. M. Z. Jedlicki, Poznań 1953.

---

[25] The donning of a hoop, an epaulet, probably made from gold, was part of royal ceremony; this was how the abbot Eadred of Carlisle in around 883 crowned the Danish Guthred son of Halfdan, Viking King of York, as King of Northumbria (Symeon of Durham, *History of the Church of Durham*, Chapter XXVIII).

[26] This was obvious to scholars in early modern times, before the emendation of the name in the critical edition of Lappenberg in 1839, and did not render the situation obscure. Even in 1842 Ferdinand Wechter (*Allgemeine encyclopädie der wissenschaften und künste in alphabetischer Folge* s.v. Erp) writes: ‚Gulring (Goldring) war aber wol nicht sein eigentlicher, sondern sein Bezeichnungs- (d.h. ausgelegter) Name'.

Adolf Dietlev Jørgensen, *Den nordiske kirkes grundlaeggelse og første udvikling*, København 1878.
Gerhard Köbler, *Wikiling* (https://koeblergerhard.de/wikiling/).
Johann Martin Lappenberg, *Thietmari chronicon*, Monumenta Germaniae Historica Scriptorum tomus III, ed. G.H. Pertz, Hannoverae 1839, p. 723–871.
Konrad Maurer, *Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume*, Muenchen 1855.
Jakub Morawiec, *Knut Wielki. Król Anglii, Danii i Norwegii (ok. 995–1035)*, Kraków 2013.
Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von.... 3 Bde. Leipzig 1854–1866.
Klaus Naß (hrsg.), *Die Reichschronik des Annalista Saxo*, Hannover 2006.
Georg Heinrich Pertz (ed.), *Chronica et annales aevi Salici,* Monumenta Germaniae Historica Scriptorum tomus VI, Hannoverae 1844, p. 542–777.
Reiner Reineck, *Chronici Ditmari Episcopi Mersepurgii libri VII: nunc primum in lucem editi: Accessere de vita et familia Ditmari, tam paternae quam maternae stirpis, item de veteribus Mysniae Marchionibus, usque ad Conradum, Timonis F. ex historia Ditmari contextae expositiones*, Frankfurt am Main 1580.
Johann Friedrich Ursinius (1735–1796), *Dithmars, Bischofs zu Merseburg, Chronik in Acht Büchern, nebst dessen Lebensbeschreibung, aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersezt und mit Anmerkungen erläutert von M. Johann Friedrich Ursinus, Pfarrern in Boritz.* Dresden 1790.
Wilhelm Wackernagel, *Altdeutsches Lesebuch*. 2., verm. und verb. Ausgabe mit einem Wörterbuche, Basel 1838/39.
Johann August Wagner, *Dithmari episcopi Merseburgensis Chronicon*, Norimbergae 1807.
Ottonian Germany: The Chronicon of Thietmar of Merseburg, translated and annotated by David A. Warner, Manchester 2001.
Dominik Waßenhoven, *Skandinavier unterwegs in Europa (1000–1250): Untersuchungen zu Mobilität und Kulturtransfer auf prosopographischer Grundlage*, Berlin 2006.
Ferdinand Wechter Erp, *Allgemeine encyclopädie der wissenschaften und künste in alphabetischer Folge, von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber*, Leipzig 1842.
Tarrin Wills, *Runic Dictionary* (http://skaldic.abdn.ac.uk).
Geir T. Zoega, *Concise Old Icelandic dictionary, Oxford* 1910.

Słowa kluczowe

Thietmar, Norwegia, Oppland, Ringerike, Ring Dagsson Gabarin, Norsemen, Old Norse, Erp von Verden, Verden (Aller), apostazja, krytyka tekstu, literatura Średniowiecza, historiografia Średniowiecza, dynastia ottońska

Abstract

When in the seventh book of his *Chronicle* Thietmar presents the events of year 1016, in his description of events in England he reverts to the year 1014, when Æthelred the Unready II decided to destroy the earthly remains of Sweyn Forkbeard, buried in Gainsborough in Lincolnshire. However, the corpse of Sweyn was sent back to Denmark by his fiends and Thietmar constructs this expedition as a journey towards the far north. He presents the constellations of the northern sky and then turns to a description of the Scythians who inhabit northern land. After this description Thietmar unexpectedly turns to a brief account about one of the rulers of that country, named Gutring. However, we do not know of any Scandinavian king of that name in any kingdom. The reading *Gutring*, which is followed by all later editors and translators was proposed by Lappenberg in his 1839 critical edition of Thietmar's works. But the analysis of the Dresden codex clearly indicates that the name was originally written as *Gulring*, which is an Old Norse name or sobriquet *gullhringr*, 'gold ring', 'gold hoop'. The Gulring mentioned by Thietmar is in all likelihood Ring Dagsson Gabarin (964-post 1018), the King of Hedmark. The identity of the King Gulring described by Thietmar was already established in the 18th century, but because of the fact that in 1839 Lappenberg spoiled Thietmar's text by changing the correct spelling of the Norse leader Gulring to Gutring, this identification was neglected and then forgotten by modern scholars.

Keywords

Thietmar, Norway, Oppland, Ringerike, Ring Dagsson Gabarin, Norsemen, Old Norse, Erp von Verden, Verden (Aller), apostasy, textual criticism, medieval literature, medieval historiography, Ottonian dynasty

Marek Krawiec (https://orcid.org/0000–0001–6584–1976)
Wielkopolska Wyższa Szkoła Społeczno-Ekonomiczna, Środa Wielkopolska
Bartłomiej Czuba (https://orcid.org/0000–0002–3696–4878)
Wyższa Szkoła Filologiczna, Wrocław
Katarzyna Gęborys (https://orcid.org/0000–0003–2814–6872)
Wyższa Szkoła Bankowa, Wrocław

Language in use: An analysis of the discourse of purchasers and vendors in a Polish bazaar

1. Introduction

As a tool of social interaction, language helps individuals to exchange messages and cultivate relationships, in various settings. These include an urban bazaar, where vendors and purchasers engage in discursive acts whose implications are economic and social as well as linguistic. Thus, an analysis of the discourse in this setting requires a multidisciplinary approach, analysing the bazaar's socio-economic character as well as the language used by vendors and purchasers in bazaar conditions. With this in mind, it is crucial here to interrelate and discuss the notions highlighted above, such as language, discourse and a bazaar with its socio-economic character, and to point to the role which language plays in the discourse of vendors and purchasers in bazaar conditions.

2. Language and discourse

When considering the notion of language in socio-economic interactions, we shall first recourse to the implications forwarded in the fields of ethnomethodology (see e.g. Garfinkel 1996, 2002; Liberman 2013) and ethnography of speaking (see e.g. Duranti 2005; Farah 1998; Hymes 1989; Johnstone, Marcellino 2010) which analyze and identify language as part of society and culture and which point among others to the role of communication in ordinary settings and to the "importance of talk as a social process" (Linstead 2006: 400). Scholars from these two domains recognize everyday interactions of people as fundamental for the study of the "social order" (social practices), for the reflection of speakers' values, assumptions and beliefs about the surrounding world and for the explanation of "the most foundational sociological issues" (Linstead 2006: 403). In their accounts they emphasize that each action of

a person, "such as the voicing of an utterance, (…) is intelligibly produced for others who orient to it and produce their next action" and that undertaken actions contribute to "the emergence of the context" (vom Lehn 2017: 12). Implications of this sort shall thus be taken into account in the discussion of the concepts of language and discourse which are subjected to close scrutiny in the passages to follow.

Language, by definition, is understood as a means of verbal and non-verbal communication (Brown 2007: 6; Cobley, Schulz 2013: 2). In *Cratylus,* Plato referred to language as *organon,* a tool with the help of which people inform one another about a variety of notions (Bühler 2004: 25). This tool, which allows them to communicate concepts and ideas in both simple as well as sophisticated forms, plays an instrumental role in shaping communities and building relations between individuals. Whether used to relate to trivialities or serious matters, this omnipresent medium brings people together (Blake 2008: 105; Wąsik 2007: 72) and helps them to express thoughts and feelings about the reality surrounding them (Blake 2008: 1; Wąsik 2016: 8).

Considering the notion of language, it is necessary to discuss the process of interpersonal communication and to point to the contribution of language to the transfer of meanings between people who interact with each other. For this purpose the model of communication needs to be presented and explained here.

The model of communication, depicted and described by linguists (see e.g. Blackburn 2007; Bugajski 2006; Durst-Andersen 2008; Filipiak 1994; Lewandowska-Tomaszczyk 2002; Możdżonek 2016), allows one to recognize the participant roles of a sender and a receiver as well as a channel of communication. As the model suggests, communication involves a transfer of messages between the sender (addresser) and the receiver (addressee) through a specific channel of communication which is, for instance, language with its spoken and written forms. According to linguists, the sender is the person who is responsible for conveying (encoding) a comprehensible message, whereas the receiver is the one who is required to interpret (decode) it properly. In daily social interactions, however, one can often observe a switch of these functions, which means that, as the interaction progresses and the feedback phase emerges, the sender can take the role of the receiver and the receiver can act as the sender. This sender-channel-receiver pattern helps, in fact, to reflect the process of communication in numerous social situations and to identify and describe the behaviors of the two parties involved.

As noted above, language makes it possible to transfer messages between the sender and the receiver through either spoken (oral) or written (graphic) forms. Since the subject of the analysis in this article is the spoken language of vendors and purchasers in a Polish bazaar, it seems justifiable to concentrate and discuss mainly the characteristic features of the oral system.

Oral language is viewed as a less complicated type of communication. This language is often part of face-to-face encounters which allow people to engage in "immediate interaction organized by changes of *turns*" and to react adequately to what other speakers say or do (van Dijk 2007: 4). When speaking, people are usually very spontaneous and do not bother about the selection and use of lexical items and grammatical structures. Their speech is thus characterized by short and simple

sentences, colloquial and slang words, abbreviations, elliptical forms, errors and repetitions, which all make their utterances sound informal and casual (Thanh 2015: 142–143; van Dijk 2007: 4). An important part of speaking is paralanguage which helps to convey messages through features of voice such as, for instance, pitch, tone, volume and intonation (Crystal 2007: 13–15). Complementary to the oral type of communication is also body language with its postures, gestures and facial expressions which can "send signals about the way a social interaction is proceeding" and which can provide clues to one's personality and emotional state (Crystal 2007: 6).

Besides, crucial for both spoken and written communication is the context itself which, as Peter Elbow (2010: 3–4) indicates, must be taken into consideration in the production of language. He notes that just as the written language has become equally informal as speech nowadays in certain contexts (e.g. personal diaries, text messages), in others the spoken word is often as formalized in its structure as the written form (e.g. in official discourse in which elaborate rhetoric is more than required). It is a view which we also share, perceiving context as one of the most decisive factors in the use of language by people.

Considering the role of context in language communication, it is worth relating to Teun van Dijk (2007: 11) who defines context as something that "functions as background, setting, surroundings, conditions and consequences". In his opinion, it is "some kind of environment or circumstances" that one needs to know in order to properly understand the particular event, action or discourse. Van Dijk (2007: 11) maintains that contexts need to be taken into account in the study of social interactions because only by considering context features such as "participants, their roles and purposes, as well as properties of a setting, such as time and place" can one appropriately produce and analyze different texts and talks. He thus emphasizes an important role of social factors in the study of discourse and highlights the need of describing texts and talks together with their social parameters (see also Bugajski 2006: 459–465; Wąsik 2016: 268–270). Since the concept of discourse has appeared in the considerations here, it is essential now to proceed to a discussion of this term and to correlate it with what has been suggested above about language and interpersonal communication.

In order to describe the term 'discourse', we shall take recourse again to Teun van Dijk who sees it as "a form of language use" (2006: 2) that is closely connected with "social action and interaction" (2007: 11). According to him, discourse is a practical and social phenomenon which involves not only words, clauses and sentences but also sequences of communicative acts that are evident, for instance, in conversations and in other forms of dialogue. He recognizes social dimensions in different types of discourse and identifies language users as members of social categories who can engage in the production and analysis of texts and talks in particular contexts and who can construct and display certain roles and identities at the same time. In other words, he stresses various social elements in the study of language and in the production and comprehension of language by its users (van Dijk 2007: 2–3).

In van Dijk's (2006: 2) opinion, a characteristic feature of discourse is language functionality. He maintains that language as a system allows people to communicate ideas and beliefs and to express emotions as "part of more complex social events"

such as, for instance, encounters with friends, phone calls or job interviews. He sees these as communicative events during which people not only use language but also interact with one another. When studying this type of events, he recommends providing answers to such fundamental questions as: *who* uses the language, *how* and *why* does he/she do it and *when* does he/she do it. The answers to these questions can guarantee a better insight into the functioning of language in particular social settings and can explain relationships between language and social events occurring around.

At this point it is worth noting that the concept of functionalism applies to both written and spoken forms of communication (e.g. Hill, Miller 2006: 2) and that it is possible to identify a number of functions which texts and talks play in social reality, as suggested and reported in scholarly literature (see e.g. Brinton, Brinton 2010; Hill, Miller 2006; Manoliu 2017; Milewski 2004; Richards 2006; van Dijk 2001, 2006, 2007, 2008; Wąsik 2007).

Bearing in mind the functional character of language, in what follows we venture to apply this concept in a study of a specific site of social interaction such as a Polish bazaar and identify key functions which language performs there. It is thus essential to first discuss the notion of a bazaar from a socio-economic perspective and to briefly describe its most important features.

3. Bazaar from a socio-economic perspective

A bazaar is not a place of mere goods exchange where purchasers meet vendors. It is a sociocultural phenomenon which involves behaviors and actions undertaken by people and which manifests itself in various trade customs. It is a place of ongoing negotiations, intense stock praising and fierce fights over each customer – a place where goods and services change their owners and where basic economy can be found at its finest (Zadrożyńska 2001).

At this point it is worth emphasizing that a bazaar, being a form of street trade, brings various products closer to the local community and guarantees work opportunities to a number of people, both to merchants who are usually on their own payroll, and those employed in services (e.g. kiosks and bistros) that are established around with the aim of satisfying the needs of sellers and buyers in this area (Fresno, Koops 2000: 11).

It is essential to note here that a bazaar is a setting for the actions performed by both vendors and purchasers. As far as bazaar vendors are concerned, one should emphasize that they constitute a specific group of people. They trade not only to gain profits but also, as often happens, to affiliate and develop relationships with other sellers. Therefore, in their bazaar practices one can observe group cooperation which is manifested in different situations that occur in bazaar conditions. Such a behavior on their side is a sign of strong bonds which this community builds and cultivates (IS; Marciniak 2016: 8). One should, however, bear in mind that although vendors make up a community, they mostly act individually, making efforts to monetize a variety of items which they offer to their customers, including the ones that would apparently be discarded in warehouses, shops and supermarkets (Herbst 2009).

The other group to be distinguished in a bazaar area is purchasers who visit this place for a variety of reasons. Surprisingly, the attractiveness of the price is not the only factor influencing their choice. As pointed out by Monika Płaziak and Anna Szymańska (2016: 222–224), people decide to do their shopping in bazaars lured by the quality and freshness of the locally grown produce, attested by farmers with whom they can interact. Interaction itself is a significant aspect of each transaction, allowing for occasional haggling and establishing the final price. In their interactions with vendors, customers want to make sure that they purchase high quality and ecological produce instead of mass-produced vegetable and fruit stored in warehouses. However, greengrocery is not the only commodity which people look for in such a place. When strolling around the bazaar, they can also buy goods from other branches, such as clothing and shoes, drinks and cigarettes, household and sport equipment, plants and seeds, antiques, cosmetics and various fragrances bearing a logo of famous brands (Płaziak, Szymańska 2016: 229; Ther 2016: 171–172).

A bazaar functions as an organized construct with a structure and a role to perform. It is a socioeconomic setting with narrow aisles, rows of stands and surrounding piles of trash. It is a place with a pleasant atmosphere, random encounters and prevailing social interactions of different sort. Interactions revolving around the idea of demand and supply are a very distinctive feature of communication in this setting, communication that entails a set of conversational strategies which vendors and purchasers use in order to get in contact and to exchange messages with each other (Granovetter, Swedberg 2011; Herbst 2009; Marciniak 2016). During conversations carried out in this place, both buyers and sellers discuss matters related not only to transactions but also to other areas of life such as politics and family. Bearing this in mind, one can imply that a bazaar is not a place of mere merchandise exchange but a forum of constant interpersonal activity which resembles a broad network of information transfer (Bestor 2001: 9227–9231). A bazaar is thus an embodiment of interaction, bond-shaping and cooperation, with supply-and-demand-oriented attitudes being the adhesives for all these components, and the language being a tool for haggling, deal hunting, stock assessment and expression of the customs of those who buy and of those who sell (Marciniak 2016: 19–20).

The socio-cultural and socio-economic role of bazaars has been explored in a report by Jerzy Kropiwnicki (2003: 107). Having analyzed a bazaar as a sociocultural phenomenon, he points out that this form of trade is relatively common in Poland and that it occupies 40% of space devoted to trade in the whole country. Location of most bazaars, however, seems to be random. Usually, it is an area in the vicinity of main stations or bus stops, malls or places of intensified pedestrian activity, where people can engage in selling and buying products and negotiating prices (IS). It is worth noting that bazaar trade is also doing well in other European countries. José Fresno and Rolf Koops (2000: 7) report that 40–50% of European citizens decide to purchase goods at bazaars every week, and what is more, 60% of them are regulars. They indicate that a considerable number of buyers prefer the atmosphere of vivid interaction with the feeling of cultural affiliation offered by bazaars over an anonymous and bland experience of shopping in supermarkets.

On the basis of information presented above one can state that a bazaar with its unique atmosphere and socio-economic character is such a place which allows not only for trade but also for language interactions of different sort, thus providing the basis for the analysis of discursive acts and for the distinction of functions which language plays in the communication of vendors and purchasers in this setting. With this in mind, we concentrate in the next part (empirical) on the analysis of utterances produced by these two groups in a Polish bazaar and on the enumeration of functions performed by the spoken language in this socio-economic reality.

4. Analysis of the discourse of purchasers and vendors in a Polish bazaar

In order to identify the role of language in the discourse of bazaar purchasers and vendors, we decided to gather necessary data by observing and recording communicative acts in a bazaar in Wrocław, and to analyze it on the basis of a set of questions relevant to the field of discourse and language studies.

The research in the first phase involved a stroll during which bazaar interactions were observed and recorded. The stroll was taken on 23rd December 2018 in one of the largest bazaars in Lower Silesia, located on the premises of Wrocław's former train station which is known as *Świebodzki*. The place, where the bazaar is held once a week (Sunday), has in fact reached the status of a cultural phenomenon among the inhabitants of the city. It is known for its abundance of miscellany, stretching from western washing detergents to clothing, smartphone gadgetry, and odds and ends of various nature. It was decided that one of the authors would collect language material for further analysis by strolling along bazaar stands and registering verbal interactions of merchants and buyers with the use of an audio recording device as well as notes taken by hand. During the 3-hour stroll, which he was involved in, he in fact managed to record audio material of the duration of 58 minutes, which combined with the notes, resulted in registering the total of 42 utterances in the form of exclamatory phrases, short sentences and brief dialogues.

After collecting research material in such a place, the phase of analyzing it proceeded. The main aim of the analysis was to extract language samples from conversations carried out by vendors and purchasers in the bazaar and on this basis to identify functions performed by language in such a socio-economic setting. It was essential here to adopt as a frame of reference the concepts described by Teun van Dijk (2006) and Sebastian Przybyszewski (2009) who in their accounts on language and discourse recognize among others such elements as the participants of conversational acts (WHO) together with their roles, statuses and origins, their ways (HOW) and reasons (WHY) of using the language, the time of doing it (WHEN) and the subject matters (WHAT) that are dealt with. In other words, it was crucial to focus on various contextual aspects related to the use of language by vendors and purchasers in the bazaar.

As far as demographics are concerned, the total number of individuals recorded during the research was 72. Merchants and buyers were almost equally present, with the ratio of 35 to 37, respectively. These groups were further divided according

to their gender. As a result, among the vendors (denoted further by the letter 'V') there were 18 females (FV) and 17 males (MV). In the group interested in purchasing goods (denoted further by the letter 'P') there were 18 females (FP) and 19 males (MP). The majority of both merchants and clientele could be described as middle-aged (59 persons), both male (30) and female (29) with no significant disproportion. The next in line were the elderly (9 recorded), with men constituting the majority (ratio 6–3). Young people stood for a fraction of the total, represented only by 4 females. Vendors and purchasers were recorded in the bazaar without being informed about it. This procedure allowed us to obtain an authentic, natural language material, which is often characterized by the lack of diacritics, as shown in many sentences exemplified in the tables below. The adopted methodology helped us in fact to collect qualitative data, and in consequence to answer fundamental questions (of WHO, WHAT, HOW, WHY and WHEN) forwarded in the field of language and discourse studies, such as the ones described by already mentioned Teun van Dijk (2006) and Sebastian Przybyszewski (2009). Results from this analysis together with the author's observations about the bazaar setting are presented and discussed below.

Considering first the question of WHO, it needs to be noted that although the bazaar was dominated by Poles, one could also hear conversations carried out in foreign languages such as Ukrainian and Romani, which definitely implies the intercultural character of the bazaar. What is worth emphasizing is the fact that foreign vendors tended to occupy spaces in the vicinity of one another, thus creating specific cultural enclaves. Most Ukrainian sellers offered domestic merchandise in the form of edible products, mostly candy, whereas Gypsy traders were involved in the sale of clothes.

Merchants often conversed with one another forming social bonds, which corresponds to what has been implied in the theoretical part of this article. Forming and strengthening social bonds was characteristic of the majority of vendors in this bazaar, including those of a foreign nationality, who apart from building relationships with other sellers, frequently drew their attention to potential customers and attempted to persuade them into purchasing their goods.

Beside the abundance of various products and social interactions, the bazaar offered a unique ambience, created by multiple genres of overlapping music played in many sectors of this area. Considering the time when the research was conducted (it applies to the question of WHEN), music was mostly festive, Christmas-related, although one could also hear foreign pop music as well as the so called disco polo.

Despite a nip in the air, people keenly strolled between the stands in search of goods, engaging in the culture of bazaar trade, asking for the price, haggling and commenting on the merchandise.

The language used among members of both groups (vendors and purchasers) had multiple functions. It was used for greeting, haggling, lowering the price, refusing, expressing interest in products, asking for specification regarding the goods on offer, creating or maintaining existing social bonds, as well as describing the merchandise, often in superlatives that did not necessarily reflect reality.

The language material collected during the research and the main functions which we have identified on its basis (in relation to the questions of WHO, WHAT, HOW

and WHY) will be presented here in the form of seven tables, in the order as follows: *Product advertisement/Purchase encouragement* (1), *Asking about the price* (2), *Haggling* (3), *Making comments on the merchandise* (4), *Casual interaction* – with a division into: *vendor – vendor* (5), *vendor – purchaser* (6) and *purchaser – purchaser* (7).

Table 1. Product advertisement / Purchase encouragement.

PRODUCT ADVERTISEMENT / PURCHASE ENCOURAGEMENT	
POL	**ENG**
Spodnie dla dzieci, dla dziewczynek, dla chłopców, bardzo ładne, kolorowe, świąteczne. Różne rozmiary. Ciepłe przede wszystkim! (FV1)	Pants for children, for girls and boys. Very nice, colorful, festive. Different sizes. Above all they keep you warm! (FV1)
Majtki damskie, tanio! (FV2)	Women's panties, cheap! (FV2)
Ona bardzo fajna jest ta kurtka. Ja też mam taką z takiej skóry. A ten nalot tutaj....to ten...powiem panu tak...gdyby ona w sklepie wisiała to by to w ogóle nie wyszło. A tu jest wilgoć, która jest jak gdyby w powietrzu tak, i to się takie coś robi. Jak temperatury dostanie... możemy się proszę pana założyć... ale wie pan jaka to jest fajna sytuacja? Nieraz wyciągnę z samochodu, słońce przychodzi i to normalnie znika. Jak to jest po prostu wygrzane to to się musi wytopić. Jak się już raz to wytopi to już nie ma tego. (MV1)	It is very nice, this jacket. I also have one of these, made of the same leather. And these stains here…well…let me tell you this…if it was hung in a store there would be no stains on it. But here, there is humidity which is sort of in air and it causes something like this. If it catches some temperature...we can bet on this...but it is a cool thing, you know? Often, I take it out of the car, the sun starts shining and the stains disappear. If it gets enough heat, it just needs to sweat you know. If you let it sweat once, it disappears completely. (MV1)
Promocja, promocja na męskie! Wybieramy! Okazja Fantazja! (MV2)	Menswear on sale! Discounts! Plenty of choice! It's a steal! (MV2)
Tanio! Piątka! Rajstopy po 5! (FV3)	Cheap! Five only! Pantyhose, five zloty a pair! (FV3)
Ostatnie sztuki dziewczyny! Już takiej ceny nie będzie! (FV4)	Last items, girls! There won't be a price as low as this one! (FV4)
Wyprzedaż. Po 25 złotych golfy mam. (FV4)	Sale! Sweaters, 25 zloty each!(FV4)
Bluzki po piec zloty! Zapraszamy, zapraszamy! (FV5)	Blouses! 5 zloty each! Gather around! (FV5)
Dawajcie dziewczyny! Promocja! Promocja! (MV3)	Come on, girls! Sale! Sale! (MV3)

Spodnie bawełniane po 20 zloty! (MV4)	Cotton pants, 20 zloty a pair! (MV4)
Tutaj po 20 zloty, nie widzi pan? Przecie nie chce panu kupić byle czego. (FV6)	Here, for 20 zloty, can't you see? I mean, she doesn't want to buy you crap, right? (FV6)
No to taki urok tej czapki, wie pani. (FV7)	That's the beauty of this hat, you know. (FV7)
Kurtki damskie, męskie! (MV5)	Jackets for men and women! (MV5)
Takie ładne są, firmowe. Nie przemakają, nie namakają! (FV8)	They're very nice, original brands. Waterproof! (FV8)
Ja tu mam obniżkę cen dzisiaj. Ta przeceniona ze 120 na 80, a tamta ze 140 na 100. (FV9)	My stock is on discount today. That one went down from 120 to 80 and this one from 140 to 100. (FV9)

Table 2. Asking about the price.

ASKING ABOUT THE PRICE	
POL	**ENG**
Ile to kosztuje? (MP1, FP1, FP2, FP3, MP2, FP4)	How much is this? (MP1, FP1, FP2, FP3, MP2, FP4)
Ile za to? (MP3, MP4)	How much for this? (MP3, MP4)
A spodnie po ile pani ma? (MP5, FP5)	How much are you selling pants for? (MP5, FP5)
A za to ile pan chce? (MP6, FP6, MP7)	And for this, how much do you want? (MP6, FP6, MP7)
Ta kurtka w jakiej cenie? (MP8)	What's the price of this jacket? (MP8)

Table 3. Haggling.

HAGGLING	
POL	**ENG**
A nic taniej nie będzie? (MP9)	Won't be any cheaper? (MP9)
Nic, dzisiaj już wszystko taniej jest. (MV6, FV10)	Nope, today everything is cheaper already. (MV6, FV10)
Dychy za to nie dam, za drogo. (MP10)	I won't give a tenner for this. It's too expensive. (MP10)
9 złotych za to nie dam. Trochę taniej może? (MP11)	I won't give you 9. A little bit cheaper perhaps? (MP11)
Nie, taniej już nie mogę. (FV10, MV7)	I can't go any lower on this one. (FV10, MV7)

A trochę taniej? (FP7, MP11)	Maybe a discount? (FP7, MP11)
Nie, nie. To juz jest po rabacie. (MV8, FV11, FV12)	No can do. It's already on discount. (MV8, FV11, FV12)

Table 4. Remarks on the merchandise.

REMARKS ON THE MERCHANDISE	
POL	**ENG**
Ty ale patrz, ten jest tańszy! (MP12)	Hey but look, this one is cheaper! (MP12)
Ładna bluzka ta biała. Za dwie dychy, nie? (FP8)	This white blouse is pretty. 20 zloty, right? (FP8)
Nie, ja nie chce takich pogrzebowych (o spodniach). (FP9)	No, I don't want these funeral pants. (FP9)
A po co ci takie? Przecież masz pięćdziesiąt takich samych w domu. (MP13) / Ale takich nie mam. Poza tym, mówią, że styczeń zimny będzie, to akurat mi się takie kozaki przydadzą. (FP10)	What do you need these for? You have fifty pairs of boots at home that look just like these. (MP13) / But these are different. Besides, people say it's going to be freezing cold in January, so these boots will come in handy. (FP10)
Tam, tam! Bar u [imię]! Tam trzeba będzie kupić kiełbasę! (MP14)	Over there! [Name of the place] We must get sausage there! (MP14)

Table 5. Casual interaction 1 (vendor – vendor).

CASUAL INTERACTION VENDOR – VENDOR	
POL	**ENG**
Aaa już zapomniała o mnie. Człowiek idzie z życzeniami, z Bogiem … a ta o! No ładnie. (MV9) / Dziękujemy, wzajemnie! Zdrowych wesołych. (FV13)	She's already forgotten about me! The man is showing up, coming up to her with God, trying to wish Merry Christmas and this is how she reacts…. nice! (MV9) / Thank you! Likewise! Merry Christmas! (FV13)
A ty jeszcze kaca nie masz? (śmiech) (MV10) / Nie, ale jutro chyba bede miał! (śmiech) (MV11)	You ain't got no hangover yet? (laughter) (MV10) / No, but tomorrow I will! (laughter) (MV11)
W końcu mówię, kurwa, na co ja taką mocną kawę piłem! (MV12)	And finally, I say: Fuck, why did I drink such strong coffee?! (MV12)
Panie, ja tu już 20 lat bajeruje! (MV13)	I've been swindling here for 20 years already! (MV13)

Gościu miał zapłacić 14 tysięcy dolarów grzywny, nie? I wiesz, co on zrobił? Wziął 14 tysięcy po cencie I kurwa taczkami przyjechał! (śmiech) (MV14)	A guy had to pay 14 grand in US dollars, right? You know what he did? He took those 14 grand in cents, and brought the fucking thing in wheelbarrows! (laughter) (MV14)
Pan sie zwija czy jeszcze sprzedaje? (FV14) / Nie, jeszcze troche jestem. (MV15)	You wrapping things up already or still selling? (FV14) / Nah, not yet. I'm still gonna be here for a while. (MV15)

Table 6. Casual interaction 2 (vender – purchaser).

CASUAL INTERACTION VENDOR – PURCHASER	
POL	**ENG**
Majtki to się ściąga! (MP15) / Najpierw trzeba kupić, żeby móc je potem z kobity sciągniać (FV15) / Aaa no właśnie! (śmiech) (MP15)	Panties are to be pulled off! (MP15) / You gotta buy them first so you can pull them off of your lass later! (FV15) / Yes indeed! (laughter) (MP15)
Po goleniu to po goleniu. (MP16) / Ale tamte są bez alkoholu, a te są na alkoholu. Widzi pan, żona dba o pana! (MV16) / No właśnie, dobrze że dba. (MP16) / Czasami chłopu to potrzebne, żeby rozrzedzić krew! Żeby udar się nie zrobił, zakrzep, nie? (FV16)	After shave means after shave. (MP16)/ But those are alcohol free and these aren't. See, your lady's got your back! (MV16) / Yeah, it's a good thing that she does. (MP16) / Sometimes a man needs alcohol, to thin blood, mind you. So there's no stroke, no clot, right? (FV16)
Jedna rodzina, siostry, a każda inny charakter. (FV17) / Tak, tak. (FP11) / Zresztą bracia nasi też są zupełnie różni! (FV17) / Tak to juz jest, prawda? (FP11)	One family, sisters, but each has a different personality. (FV17) / Yes, yes (FP11) / But our brothers are completely different too! (FV17) / That's just the way it is, right? (FP11)
Kupujesz pan czy oglądasz? (MV17) / A gdzie się panu tak spieszy? (MP17) / Czas to pieniądz proszę pana, czas to pieniądz! (MV17)	You buyin' or just lookin'? (MV17) / Why are you in such a hurry? (MP17) / Time is money sir, time is money! (MV17)
A co pani za 15 tutaj ma? (MP18) / Spodnie dla dzieci. (FV18) / wejdę w nie? (MP18) / (śmiech) One dla dzieci są! Jak masz dzieci to kup! (FV18) / No właśnie jeszcze nie mam. Ale fajne są, na zaś bym wziął. (MP18) / (śmiech) (FV18)	What do you have here for 15, ma'am? (MP18) / Children pants. (FV18) / Will they fit me? (MP18) / (laughter) They are children's pants! If you have children, then buy a pair! (FV18) / The thing is I don't have any just yet. But I like these pants. I'd get them just in case. (MP18) / laughter (FV18)

Table 7. Casual interaction 2 (purchaser – purchaser).

CASUAL INTERACTION PURCHASER – PURCHASER	
POL	**ENG**
To jest żebractwo dosłownie. I to jeszcze w błocie. (FP12)	This is beggary, literally. In mud. (FP12)
Mamo, mamo! (FP13) / No to żabo, no to ty sama wybierasz! (FP14) / Ale no to nie możesz mi doradzić? (FP13) / No dobra. (FP14)	Mom, mom! (FP13) / Baby, you choose your own clothes! (FP14) / But can't you just give me some advice? (FP13) / All right. (FP14)
Tam jest kolejka! (FP15)	The line's over there! (FP15)
No to jeszcze ty sobie coś wybierz. (FP16) / Ale ja już sobie tyle nawybierałam, że ja już płynę finansowo. (FP17)	Get something for yourself now. (FP16) / I've gotten so much already that I'm in the red. (FP17)
To targowisko to taki mini ekosystem! (FP18)	This bazaar is like a tiny ecosystem! (FP18)
On tam ryby sprzedaje, widzisz? Chodź, kupimy coś! (MP19)	He's selling fish over there, see? Come on, let's buy something! (MP19)

As the material above shows, different words and phrases were uttered by merchants in the bazaar to encourage passersby to purchase the goods they were offering. The majority of their phrases were brief exclamations, incorporating the most important information – the type of the product and its price (see e.g. FV3, FV4, MV4 in Table 1). In order to grasp customers' attention, sellers keenly emphasized words such as "sale", "discount" and "last items" (see e.g. FV2, FV4, MV2, MV3 in Table 1) creating the aura of inaccessibility and the opportunity of making a good deal. Having locked the focus of buyers, merchants often overpraised their products to close the deal as soon as possible (see e.g. FV7, FV8 in Table 1).

Scrutinising discursive acts by customers, one should note here that asking about the price was not preceded by polite-attention-focusing in the form of "excuse me", nor was it followed by any expression of gratitude ("thank you") (see Table 2). Such a way of conversing with vendors was seen as a typical and acceptable phenomenon in the bazaar setting, as nobody expressed dissatisfaction or criticism towards this lack of politeness.

Attempts to lower the price were not as common in bazaar interactions as initially expected. It seems as if this custom ceased to dominate the culture of bazaar trade. A few endeavors to haggle were recorded, none of them, however, resulted in lowering the ultimate price. Merchants generally defended their stance by claiming that the price of their goods had already been lowered (see e.g. FV10, MV6 in Table 3).

In the conversations held between buyers one could also distinguish various opinions about the bazaar – its ambience, trade culture and attendants (see e.g. FP12, FP18 in Table 7). Families or friends who shopped together in this place often expressed

their views about the products, trying to provide assistance for their relatives in purchasing proper items (see e.g. MP12, MP14 in Table 4). The majority of comments and remarks made by them concerned the price and the quality of products (see e.g. FP8, MP12 in Table 4).

An essential part of discourse in the bazaar was casual interaction of vendors. Discussions held by this group revolved around a number of topics, including holidays (references to Christmas – see FV13, MV9 in Table 5), habits (coffee drinking – see MV12 in Table 5), body reactions (a hangover – see MV10, MV11 in Table 5), one's experience in trade (see MV13 in Table 5), as well as random stories recounted with the aim of whiling away the hours (see MV14 in Table 5). The language applied by merchants was often inappropriate or even explicit (see MV12, MV14 in Table 5), which needs to be seen as a characteristic feature of their trade culture. With this in mind, one can state that the nature of bazaar economy allowed merchants to discard the formal variation of language used in trade, in favor of colloquialisms and slang words which reflect its uniqueness.

Considering language interaction of both sellers and buyers, it can be observed that these two groups communicated in a very casual and informal way. It appeared as if they had known each other for a long time, allowing for occasional poignancy, which often resulted in laughter and prompt responses, as in the conversation of MP15 with FV15 (evidenced in Table 6; the funny and poignant character of the utterances which the two interlocutors produced can be searched for in their shared sense of humour, common life knowledge and experiences as well as individual abilities for spontaneous reactions to what is being said). Such a form of interaction would not, however, have been approved in the case of other, more conventional types of shopping.

Apart from verbal utterances, vendors and customers in the bazaar used non-verbal ways of communication as well. Body language, in the form of different gestures and facial expressions that were observed by the researcher during his bazaar stroll, served a complementary function to the recorded verbal material. In their interactions buyers often pointed at the items of interest by hand gestures, which corresponded to demonstrative pronouns such as *this, that, these* and *those* that were verbally uttered by them. When it comes to vendors, they used relevant gestures and facial expressions in order to present and advertise their products, which rendered each transaction more lively and dynamic.

Bearing all this in mind, one can now formulate conclusions with regard to language and its role in the discourse of vendors and purchasers in a Polish bazaar and formulate implications for further research in this area.

5. Conclusions and implications for further research

On the basis of scholarly literature and the material gathered in the course of observing and recording interactions of purchasers and vendors in the bazaar in Wrocław one can come to the conclusion that language plays an important role in such

a socio-economic setting as a bazaar is and performs a number of functions there. As a tool of communication, it first of all helps people to successfully participate in discursive acts and to build relationships with one another. It allows vendors and purchasers to react adequately to what is being said or done in the situations they are involved in, to convey messages and to lead conversations on different subjects (not only trade- and transaction-related ones). It in fact helps them to function properly in socio-economic reality of this place (e.g. to advertise, negotiate or comment) and to adequately perform the roles which they adopt there.

Viewed as the context for the specific use of a language (as shown above), and consequently for discursive acts of people, a bazaar needs to be seen after this analysis as an environment which necessitates recognition of social factors (or parameters) on the basis of fundamental questions presented in this paper – the functions and characteristics of speech that co-create the social order of the bazaar as a specific site of social interaction. In the course of finding answers to these questions it was necessary to identify vendors and purchasers of different origin and status (WHO) as participants of interactions carried out in a bazaar, to highlight people's needs for buying, selling, negotiating, commenting etc. (WHY) and to point to the time (WHEN) when the language is used there. All these factors (parameters) have to be taken into account when considering the language in use in such a specific place as a bazaar and when reflecting on the verbal language and body language (HOW) as means of communication in this place.

It is worth emphasizing here that the language of a bazaar after this analysis needs to be seen as a community language which is characterized not only by the content of the utterances but also the forms by means of which it is expressed. Common poignancy, dirty jokes and explicit, informal language overlapping with goodwill and personal touch to each transaction create an inimitable atmosphere of a bazaar and point to a number of functions which language performs in this setting, including the ones of greeting, product advertising, describing, asking, haggling, refusing, expressing interest, commenting and building relationships between vendors and purchasers.

Taking into account what has been presented and discussed above, one can state that a language in a bazaar is a useful tool which helps buyers and sellers not only to communicate messages in discursive acts but also to build relationships with one another, and in consequence to create a unique atmosphere of this place. It therefore needs to be seen as both an integral element and an effect of the socio-economic functioning of a bazaar.

It should be borne in mind, however, that more implications with regard to the subject of language in use and the discourse of purchasers and vendors in a bazaar can be formulated in the course of further investigation. Thus this relatively little scale research project opens a door to more extensive studies which can concentrate not only on the function of language in socio-economic discourse in Polish bazaars but also on the identification and more detailed characterization of language forms (e.g. phonetic, morphological, syntactic) used by bazaar vendors and purchasers in their daily communication with one another. It can also be essential to examine language from cross-regional and cross-cultural perspectives, and as a result, to

gain a thorough insight into language varieties which are used in bazaars in different regions and countries.

Thus, the subject of bazaar discourse needs further consideration and investigation which would provide more evidence on the issue in question and which would allow for drawing more conclusions with regard to the subject of language, discourse and socio-economic reality of bazaars.

References

Bestor T. (2001). Markets: Anthropological aspects. [In:] *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences,* pp. 9227–9231. Available at: https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/B0080430767009074#! [ED: Dec 2018].

Blackburn P. L. (2007). *The Code Model of Communication: A Powerful Metaphor in Linguistic Metatheory*. Dallas: SIL International.

Blake B. J. (2008). *All about Language: A Guide*. Oxford: Oxford University Press.

Brinton L. J., Brinton D.M. (2010). *The Linguistic Structure of Modern English*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.

Brown H. D. (2007). *Principles of Language Learning and Teaching*. New York: Pearson.

Bugajski M. (2006). *Język w komunikowaniu*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.

Bühler K. (2004). *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache / Teoria języka: O językowej funkcji przedstawiania*. [Tłumaczenie: Jan Koźbiał]. Kraków: TAiWPN Universitas.

Cobley P., Schulz P. J. (2013). *Theories and Models of Communication (Handbooks of Communication Science).* Berlin: Mouton de Gruyter.

Crystal D. (2007). *How Language Works*: *How Babies Babble, Words Change Meaning and Languages Live or Die.* London: Penguin.

Duranti A. (2005). Ethnography of speaking: Toward a linguistics of the praxis. [In:] *Intercultural Discourse and Communication: The Essential Readings*. Eds. S.F. Kiesling, C.B. Paulston. Oxford: Blackwell Publishing, pp. 17–32.

Durst-Andersen P. (2008). Linguistics as semiotics: Saussure and Bühler revisited. [In:] *Signs*, pp. 1–29.

Elbow P. (2010). Defining speech and writing. [In:] *University of Massachusetts – Amherst. Emeritus Faculty Author Gallery. 38.* https://scholarworks.umass.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1037&context=emeritus_sw [ED: Dec 2018].

Farah I. (1998). The ethnography of communication. [In:] *Encyclopedia of Language and Education: Vol. 8: Research Methods in Language and Education*. Eds. N.H. Hornberger, P. Corson. Dordrecht: Kluwer, pp. 125–127.

Filipiak E. (1994). Funkcje języka. [In:] *Zeszyty Naukowe Wyższej Szkoły Pedagogicznej w Bydgoszczy*, No. 27, pp. 35–47.

Fresno J. M., Koops R. (2000). *Market Trading in Europe: Methodological Guide for the Analysis and Enhancement of Markets in Public Areas.* Hague: Union Européenne du Commerce Ambulant (UECA).

Garfinkel H. (1996). Ethnomethodology's program. [In:] *Social Psychology Quarterly*, 59(1), pp. 5–21.
Garfinkel H. (2002). *Ethnomethodology's Program: Working Out Durkheim's Aphorism*. Lanham, MD: Rowman and Littlefield.
Granovetter M., Swedberg R. (2011). *The Sociology of Economic Life*. Boulder: Westview Press.
Herbst K. (2009). *Handel uliczny i targowiskowy*. [In:] Shadow architecture: Architektura cienia. Ed. A. Wasilkowska. Available at: http://www.shadowarchitecture.org/?p=241 [ED: Dec 2018].
Hill J., Miller K. (2006). *Classroom Instruction that Works with English Language.* Denver: MCREL.
Hymes D.H. (1989). Ways of speaking. [In:] *Explorations in the ethnography of speaking*. Eds. R. Bauman, J. Scherzer. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 433–451.
IS: *Handel uliczny i targowiskowy*. Centrum Wiedzy Rewitalizacja. http://centrumwiedzy.org/wp-content/uploads/2015/10/Zalacznik_3-Model-6_Handel-uliczny-i-targowiskowy.pdf [ED: Dec 2018].
Johnstone B., Marcellino W. 2010. Dell Hymes and the ethnography of communication. [In:] *The Sage Hanbook of Sociolinguistics*. Eds. R. Wodak, B. Johnstone, P. Kerswill. London: Sage Publishers, pp. 57–66.
Kropiwnicki J. (2003). Fenomen bazarów. [In:] *Acta Universitatis Lodziensis. Folia Oeconomica*, No. 170, pp. 107–120.
Lewandowska-Tomaszczyk B. (2002): *Ways to Language*. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego.
Liberman K. (2013). *More Studies in Ethnomethodology*. New York: Suny.
Linstead S. (2006). Ethnomethodology and sociology: An introduction. [In:] *The Sociological Review*, 54:3, pp. 399–404.
Manoliu M. N. (2017). Functions of language and elements of poetry. [In:] *International Journal of Communication Research*, Vol. 7, Issue 1, pp. 58–62.
Marciniak, Ł. (2016). *Bazary: Kooperacja czy konkurencja?* Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego.
Milewski T. (2004). *Językoznawstwo*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
Możdżonek M. (2016). Zarys modelu (rzeczywistej) komunikacji międzyludzkiej w odniesieniu do (rzeczywistych) języków ludzkich i (rzeczywistej) kultury ludzkiej. [In:] *Lingwistyka Stosowana* 17 (2), pp. 139–160.
Płaziak M., Szymańska A.I. (2016). Czynniki warunkujące atrakcyjność dokonywania zakupów na placach targowych Krakowa. [In:] *Przedsiębiorczość – Edukacja*, No. 12, pp. 217–232.
Przybyszewski, S. (2009). Kontekst w badaniach nad językiem. [In:] *Media – Kultura – Komunikacja Społeczna*, Vol. 5, pp. 79–86.
Richards J. (2006). *Communicative Language Teaching Today.* New York: Cambridge University Press.
Thanh N.C. (2015). The differences between spoken and written grammar in English, in comparison with Vietnamese. [In:] *Gist Education and Learning Research Journal*, No. 11, pp. 138–153.
Ther P. (2016). *Europe since 1989: A History.* Princeton NJ: Princeton University Press.

van Dijk T. A. (2006). The study of discourse. [In:] *Discourse as Structure and Process. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction*. Vol. 1. Ed. T. A. van Dijk. London: SAGE pp. 1–34.

van Dijk T. A. (2007). Discourse as interaction in society. [In:] *Discourse as Social Interaction. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction*. Vol. 2. Ed. T. A. van Dijk. London: SAGE, pp. 1–37.

van Dijk T. A. (2008). *Discourse and Context*. Cambridge: Cambridge University Press.

vom Lehn D. (2017). Harold Garfinkel: Experimenting with social order. [In:] *The Interactionist Imagination: Studying Meaning, Situation and Micro-Social Order*. Ed. M.H. Jacobson. London: Palgrave-Macmillan, pp. 233–261.

Wąsik E. (2007). *Język – narzędzie czy właściwość człowieka*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM.

Wąsik Z. (2016). *From Grammar to Discourse: Towards a Solipsistic Paradigm of Semiotics*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM.

Zadrożyńska A. (2001). *Targowisko różności: Spojrzenie na kulturę współczesną*. Warszawa: Wydawnictwo Książkowe Twój Styl.

Słowa kluczowe

język, dyskurs, funkcje, kupujący, sprzedający, polskie targowisko

Abstract

Language in use: An analysis of the discourse of purchasers and vendors in a Polish bazaar

The main aim of this paper is to discuss the notion of language viewed as a tool of communication of purchasers and vendors in a Polish bazaar. On the basis of scholarly literature and the material gathered in the conducted study the authors of this article emphasize an important role which language plays in the discourse of these two groups of people and identify a set of functions which language performs in exchanging information between them. It demonstrates how socio-economic reality is related to and reflected by means of language and how language as a tool helps members of the bazaar community (both sellers and buyers) to communicate messages and build relationships with each other. In order to exemplify how language is used in this particular social context, they provide evidence in the form of citations and eventually draw conclusions with regard to the subject in question.

Keywords

language, discourse, functions, purchasers, vendors, Polish bazaar

Annabelle Bonnet (https://orcid.org/0000–0002–4312–2310)
École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris

Obtenir l'égalité philosophique. L'accès des femmes à la philosophie en France (1868-1918)

Vous avez l'histoire, les voyages, la géographie, les sciences;
allez jusqu'à la philosophie, si vous voulez.
P.-J. Proudhon, *À Mme.*, 13 juillet 1856[1]

Éric Hobsbawm invite à se souvenir des transformations qui ont traversé « le long XIX^e^ siècle », qui commence par ce qu'il nomme la « Grande Révolution de 1789-1848 »[2]. Sa rupture certaine avec le vieil ordre du monde qu'est l'Ancien Régime pose les valeurs hégémoniques de la société moderne à travers l'universalité politique héritée des Lumières qu'exprime la *Déclaration des droits de l'homme et du citoyen*. C'est aussi, selon l'historien, l'aboutissement d'un mode de société contradictoire qui est celui du triomphe :

> Non l'industrie en soi, mais de l'industrie capitaliste ; non de la liberté et de l'égalité en général, mais de la classe moyenne et de la société bourgeoise libérale ; non de l'économie moderne ou de l'État moderne, mais des économies et État en une région géographique déterminée du monde[3].

L'identification de la contradiction entre ces droits universels et leurs applications effectives est à la base des pensées sur l'émancipation des groupes exclus. Les luttes pour leur reconnaissance traversent l'histoire des deux derniers siècles, allant de la critique inspirée de Marx, qui s'interroge sur l'organisation de la production et réfléchit à la question sociale (Proccaci, 1993 ; Rosanvallon, 1995) au questionnement de la vision impérialiste et coloniale (Pitts, 2008 ; Losurdo, 2013), en passant par l'invention d'une « épistémologie féministe »[4]. C'est celle-ci que cet article aborde.

L'histoire des femmes identifie la période qui s'ouvre après la Révolution française comme le « degré zéro »[5] de reconnaissance pour les femmes et le début d'une

---

1 P.-J. Proudhon, « *À Mme*. », 13 juillet 1856, *Correspondances*, vol. 7, A. Lacroix et Ce Éditeurs (réd.), Paris 1875, p. 99.

2 E. Hobsbawm, *L'ère des révolutions*, *1789-1848*, Fayard-Pluriel, Paris 2011, p. 10.

3 *Ibid.*

4 E. Lander, « La ciencia neoliberal », *Revista Venezolana de Economía y Ciencias Sociales* n°2, 2005, p. 36.

5 G. Fraisse, *Muse de la raison. La démocratie exclusive et la différence des sexes*, Alinéa, Aix-en-Provence 1989, p. 2.

ère de luttes pour leur autonomie. Plus encore, elle montre que la République telle qu'elle se constitue au XIX[e] siècle assigne une place aux femmes qui les exclut de la citoyenneté tout en leur mandant un rôle social limité à celui de mère et d'épouse de citoyen et les prive d'égalité intellectuelle (Fauré, 1985 ; Riot-Sarcey, 1994 ; Scott, 1998). Enfin, en transformant « fondamentalement les paradigmes à l'intérieur de chaque discipline »[6], elle expose comment les savoirs traditionnels ont justifié autant que produit cette exclusion des femmes : depuis les années 2000, l'axe portant sur l'articulation de « la question de l'exclusion des femmes de l'accès aux savoirs scientifiques et celle de la construction des pratiques, des objets et des savoirs scientifiques »[7] est ainsi privilégié.

1. Le combat des femmes philosophes en république : une histoire à faire

Les travaux sur les relations entre femmes et philosophie se sont aussi multipliés depuis l'inauguration de cette problématique notamment par le travail de Susan Moller Okin (1979) et les questionnements de Michèle Le Doeuff (1987) ainsi que de Geneviève Fraisse (1985, 1992, 1995). Ils ont été approfondis par d'autres recherches (Malabou, 2009 ; Duroux, 1997 ; Kofman, 1992 ; Collin, Varikas Pisier, 2011 ; Stengers et Despret, 2011). La *Stanford Encyclopedia of Philosophy* permet désormais d'en connaître l'ensemble[8]. Elles ont développé au moins trois perspectives : la visibilisation des femmes philosophes et la lutte pour leur inclusion dans l'historiographie traditionnelle ; les études internes aux discours philosophiques qui, malgré un paradigme d'universalité du discours, produisent du genre ; la mise en avant des processus de délégitimation et de reconnaissance du statut de femme philosophe.

Cet article, issu d'un travail de doctorat[9], propose de continuer à explorer ce dernier point, à travers un prisme encore peu approfondi : celui du genre de la discipline philosophique dans le cadre de la République, afin de comprendre comment se constitue la reconnaissance des femmes à pratiquer la philosophie à travers une moyenne durée historique caractérisée par le principe d'égalité. L'histoire de l'éducation a montré que lorsque les salons disparaissent et que la Troisième République est instaurée en 1870, la forme de sociabilité des élites républicaines est transférée vers les institutions scolaires (Charle, 1994). De même, a été étudié le fait que les institutions prennent explicitement en main la question de l'éducation des filles à travers la loi dite Camille Sée : l'État entend transmettre à travers la création de l'enseignement secondaire féminin une perception différentialiste et naturalisante des relations de genre (Mayeur, 1977 ; Prost, 2007, Rogers, 2007 ; Rennes, 2007 ;

---

6 J. W. Scott, *La citoyenne paradoxale : les féministes françaises et les droits de l'homme*, Albin Michel, Paris 1998, p. 126.

7 F. Thébaud, *Écrire l'histoire des femmes et du genre*, ENS, Paris 2007, p. 230.

8 Voir le site : https://stanford.library.sydney.edu.au/archives/spr2009/entries/feminism-femhist/bib.html, consulté le 11.01.2020.

9 A. Bonnet, *La philosophie a-t-elle un genre ? Pour une sociologie historique genrée du champ philosophique français (1880–1949)*, EHESS, Paris.

Mosconi, 2017). Parmi les conséquences de cette politique, le refus de leur donner un enseignement philosophique a été constaté[10]. Par ailleurs, l'acquisition par Simone Weil et Simone de Beauvoir du statut de femme philosophe dans les années 1920, un demi-siècle plus tard, est permise par un ensemble de lois qui égalisent les droits d'accès à l'enseignement, y compris de philosophie, entre filles et garçons (Mayeur, 1977). En quarante ans, les femmes philosophes obtiennent en effet la reconnaissance académique qui leur permet d'acquérir le statut de « forme stabilisée de l'espace social »[11]. Mais alors que l'étude des savoirs en termes de disciplines scolaires se développe depuis une vingtaine d'années (Chapoulie, 2011) aucune analyse n'a encore étudié ce qui se produit entre ces deux laps de temps. Les femmes ont-elles attendu l'autorisation étatique masculine pour étudier la philosophie ? Ne s'est-il rien passé durant plus de quarante ans ? L'interdiction légale a-t-elle empêché les femmes de toute parole philosophique ?

L'objectif de cet article est de remettre un fil entre ces deux temporalités en reconstituant ce qui s'est produit entre elles. Il s'agit de montrer que plusieurs phénomènes se développent à la marge de la légalité et ne sont pas sans incidence sur les années 1920. Quatre étapes sont explorées : d'une part, la marginalisation légale des femmes à travers le changement législatif de 1880 et ses conséquences ; d'autre part, le développement d'espaces parallèles pour les femmes ; puis, la constitution du public féminin d'Henri Bergson. Enfin, l'apparition d'une figure singulière, Léontine Zanta, première femme docteure de philosophie du XX^{e} siècle et son effort pour lier sa stratégie individuelle et stratégie collective de reconnaissance.

2. Les femmes philosophes face à la loi Camille Sée

2.1. Des femmes philosophes argumentent avant la loi

Une décennie avant le début de la Troisième République, des femmes philosophes choisissent, comme stratégie d'accès à l'égalité philosophique, de réfuter par la raison l'infériorité intellectuelle des femmes. Jenny d'Héricourt dialogue avec les plus grands noms de la philosophie sociale de l'époque, parmi lesquels Auguste Comte, Charles Fauvety, Ernest Legouvé ou encore Pierre-Joseph Proudhon. Elle formule une critique des systèmes philosophiques et discute avec le positivisme, la franc-maçonnerie, les théories anarchistes et socialistes[12]. À la même époque, la philosophe Clémence Royer dialogue avec la théorie de l'évolution de Charles Darwin dont elle a traduit l'œuvre et défie Pierre-Joseph Proudhon lors d'un concours d'économie politique organisé par l'Université de Lausanne afin de lui démontrer

---

[10] Voir B. Poucet, *Enseigner la philosophie. Histoire d'une discipline scolaire (1860-1990)*, CNRS, Paris 1999, p. 140.

[11] J.-L. Fabiani, *Qu'est-ce qu'un philosophe français ? La vie sociale des concepts (1880-1980)*, EHESS, Paris 2010, p. 23.

[12] J. d'Héricourt, *La femme affranchie*, T. 2, chez tous les libraires, Paris 1860, p. 7.

que ses théories misogynes sont infondées (Fraisse, 1985). Juliette Adam est aussi une femme réputée dans les milieux philosophiques et s'attaque à Proudhon[13], tandis que Flora Tristan accuse explicitement les philosophes de ne pas laisser les femmes développer leur intelligence[14]. Elles fréquentent le salon de Charles Fauvety, philosophe et républicain, fondateur en 1855 de la *Revue philosophique et religieuse* qui contribue, dans une époque où la philosophie est encore extrêmement restreinte à une élite, à la désenclaver pour atteindre un public plus large. Ces femmes trouvent en son sein l'espace d'expression pour publier leurs réflexions et se forger une réputation philosophique.

2.2. La formation légale de la discrimination philosophique

En 1878, la loi Camille Sée apparaît comme une extension de cette légitimation, cette fois à l'échelle nationale et juridique : Sée lui-même, dans son projet de loi pour l'enseignement public secondaire des filles, affirme que « le cours de philosophie comprendra, comme dans les collèges de garçons, la psychologie, la logique et la morale »[15]. Il faut rappeler que la définition du philosophe et de l'activité philosophique connaît de fortes mutations depuis les années 1830, liées à son processus d'institutionnalisation comme discipline scolaire et de professionnalisation du philosophe comme professeur (Vermeren, 1995 ; Fabiani, 2010 ; Rey, 2013). Les femmes sont exclues de ce processus et pratiquent donc la philosophie hors de la sphère scolaire. Comme le rappelle Charles Fourier en 1841, « la philosophie les a écartées des honneurs académiques, et renvoyées ignominieusement au ménage »[16]. Par ailleurs, Victor Cousin, ministre et acteur fondamental de ce processus, contribue à faire reconnaître l'existence de celles qu'il nomme des « femmes illustres » [17] du XVII[e] siècle. Pourtant, sa position est claire : il s'agit de référencer des femmes qui respectent leur nature en n'ayant rien écrit de public, contrairement aux femmes auteurs qu'il n'apprécie pas. Avec Sée, l'égalité devrait enfin être légalement établie.

Mais rien ne se passe comme prévu : alors qu'au même moment les disciplines scolaires sont organisées dans une hiérarchie qui bénéficie l'enseignement philosophique venant couronner la dernière année des études secondaires et est investie d'une mission symbolique citoyenne explicitement affirmée (Fabiani, 1988), les

---

[13] J. La Messine, *Idées antiproudhoniennes sur l'amour, la femme et le mariage*, A. Taride, Paris 1858.

[14] F. Tristan, « III. Le pourquoi je mentionne les femmes », *L'union ouvrière*, Édition Populaire, Paris 1843, p. 46.

[15] C. Sée, « Proposition de loi sur l'enseignement secondaire des jeunes filles », *Lycées et collèges de jeunes filles. Documents rapports et discours à la chambre des députés et au Sénat, décrets, arrêtés, circulaires, etc, relatifs à la loi sur l'enseignement secondaire des jeunes filles*, Léopold Cerf, Paris 1888, p. 63.

[16] C. Fourier, *Œuvres complètes*, T. I, « Théorie des quatre mouvements et des destinées générales », Libraire de l'École sociétaire, Paris 1841, p. 221.

[17] Notamment « Les Femmes illustres du dix-septième siècle », *Revue des Deux Mondes*, période initiale, T. 5, 1844, pp. 193–203.

débats au ministère de l'Instruction Publique aboutissent au retrait de l'enseignement philosophique pour les filles. Que s'est-il passé ? Il est décidé qu'il est préférable de le retirer au prétexte que « Le bonheur, la satisfaction d'un pauvre médecin de campagne qui, après une longue course, après avoir passé sa journée à soigner ses malades, rentrera trempé par la pluie, à son domicile et trouvera sa femme observant les astres »[18].

Sans utilité sociale directe et courant le risque de dérégler la structure familiale des classes moyennes, la philosophie est rejetée. Le philosophe Henri Martin est un des seuls qui tente de contrer ce rabaissement en invoquant l'importance de « l'art de penser »[19] pour fonder une société sur des bases solides, mais c'est insuffisant. Pour Camille Sée, ce retrait est acceptable dans la mesure où il obtient finalement le maintien de l'enseignement de la morale d'autant plus importante dans une période de combats entre enseignement laïque et religieux (Fureix, Jarrige, 2015) : elle permet d'introduire une morale laïque et d'affaiblir l'influence ecclésiastique sur les femmes, tout en garantissant une stabilité sociale ne remettant pas en cause la différence des sexes (Rogers, 2007). La famille est en effet au XIX^{e} siècle le lieu de garantie de la suprématie et de la protection des hommes, face à un monde en guerre et en concurrence qui rend instables leurs positions sociales. De même, les familles représentent des groupes sociaux qui constituent l'unité de base du système de propriétés et d'entreprises de commerce qui se maintient à travers un système d'échanges entre femmes et propriétés (Hobsbawm, 2010). Il n'y aura donc pas d'enseignement de la sagesse pour les femmes.

3. Les balbutiements des années 1880-1914

Cette loi a de lourdes conséquences. D'une part, elle prépare des générations de filles à un enseignement dépourvu de philosophie et leur retire simplement le droit à l'art de penser. D'autre part, elles ne peuvent, sans cet enseignement, obtenir le diplôme de fin d'études qu'est le baccalauréat, dont la philosophie est une des épreuves centrales, et, par conséquence, accéder à l'Université puis à des concours. Enfin, alors que le terme de philosophe est de plus en plus restreint à un espace académique, il leur est alors désormais encore plus difficile d'être considérée comme tel.

En recherchant les dates clés concernant les premières diplômées en philosophie, un rapide panorama montre les conséquences d'une telle loi, en même temps que leurs noms constituent aussi des signaux que des femmes bravent l'interdit. Il faut attendre 1898 pour qu'apparaisse la première diplômée en philosophie, Léontine Zanta. Il faut encore attendre 1905 pour que la première femme agrégée de philosophie,

---

[18] « Séance du 19 janvier 1880 », *Lycées et collèges de jeunes filles. Documents rapports et discours à la chambre des députés et au Sénat, décrets, arrêtés, circulaires, etc., relatifs à la loi sur l'enseignement secondaire des jeunes filles,* Léopold Cerf, Paris 1888, p. 204.

[19] Publié dans la revue *L'Enseignement secondaire des jeunes filles : revue mensuelle*, 1891, p. 37.

Jeanne Baudry, soit admise en philosophie. Elle sera la seule jusqu'en 1920. En 1911, c'est celle qu'on nomme Mlle Rozenberg qui devient la première femme professeure de philosophie dans un lycée de garçons. Enfin, en 1914, Zanta devient la première femme française docteure en philosophie. Ces différents noms sont des indices de tentatives d'accéder à ce savoir malgré les difficultés, et qui ont été oubliées par l'historiographie.

Si ces femmes ne constituent pas encore un mouvement collectif organisé, elles participent dès qu'elles le peuvent au soutien de lycéennes voulant étudier la philosophie : ainsi est conçue par exemple la Mutualité de Maintenon, école libre où Léontine Zanta enseigne la philosophie à des filles. Jeanne Baudry, elle, mettra dans les années 1920 son nom au service de la cause des agrégées de philosophie, à qui on refuse l'accès à l'agrégation des hommes[20]. De même, de plus en plus de filles s'intéressent à la philosophie : s'il est difficile de les énumérer, le surgissement de témoignages misogynes dans la presse de l'époque montre qu'elles sont présentes. Ainsi Ernest Charles, dans le journal *L'homme libre*, se plaint de la baisse de natalité en France, due selon lui au fait que « toutes les précieuses d'aujourd'hui se marient, ma sœur, à la philosophie. Et voilà pourquoi il n'y a plus d'enfants »[21]. De même, le *Bulletin pratique de pédagogie secondaire* se demande en 1913 : « convient-il qu'une jeune fille fasse de la philosophie quand elle n'y est pas obligée en vue d'un examen ? »[22], rappelant ainsi qu'un décalage avec la loi Sée est en train de se créer.

4. L'ère Bergson au-delà des genres

Mais le premier public massif de filles à un cours de philosophie depuis le cours que Clémence Royer a dispensé en Suisse en 1859 et depuis la discrimination de la loi Camille Sée est celui qui suit les cours du philosophe Henri Bergson. Il est le premier philosophe français médiatique du XX^{e} siècle, sa reconnaissance et son prestige ont dépassé les frontières de la discipline philosophique (Azouvi, 2007). Avec son existence, la philosophie a été partiellement décloisonnée, repassant d'une activité devenue largement universitaire et spécialisée depuis la seconde moitié du XIX^{e} siècle, à une activité exerçant une influence sur des non-spécialistes venus des lettres, des arts, mais aussi de la psychologie, la sociologie, la linguistique ou encore la musique (Combe, 2004). Sa renommée est aussi caractérisée par un public massif qui vient assister à ses cours : on rapporte que l'amphithéâtre du Collège de France où il donne ses leçons est composé de 375 sièges, mais plus de 700 auditeurs sont présents (Grogin, 1988). Parmi ceux-ci, de nombreuses femmes venues y assister.

Ce fait a rarement été pris au sérieux, d'autant qu'il a été interprété principalement comme une preuve du caractère mondain de la philosophie d'Henri Bergson, plus

---

[20] « Bulletin de l'enseignement secondaire des jeunes filles », *Revue Universitaire*, avril 1920, pp. 293–296.

[21] E. Charles, « Les femmes philosophes », *L'homme libre* n° 383 du 22 mai 1914.

[22] *Comment enseigner : bulletin pratique de pédagogie secondaire*, février 1913, p. 226.

qu'il n'a été pensé comme un phénomène nouveau. Mais l'engouement de la presse de l'époque pour ce phénomène étrange permet d'établir qu'il y a bel et bien une irruption de ces femmes dans un espace philosophique public : le journal républicain radical *La Lanterne*, en 1914, affirme par exemple que les femmes « enlèvent d'assaut les fauteuils où elles assistent aux conférences de M. Bergson » et que « cet empressement se manifeste périodiquement »[23]. Il est vrai que parmi les femmes qui composent le public de Bergson, nombreuses sont d'origine sociale élevée. L'autobiographie de la femme de lettres Élisabeth de Gramont relate bien l'atmosphère de l'époque chez les femmes du monde et leur engouement[24]. Mais Bergson lui-même rappelle que son public est aussi composé d'étudiantes en philosophie dont l'objectif est d'obtenir une licence[25]. Ce succès peut s'expliquer par le fait que Bergson ne correspond pas au professeur de philosophie tel qu'il s'est développé sous la Troisième République : malgré sa renommée, il a pourtant peu de succès à l'École Normale Supérieure car son approche philosophique est jugée éloignée de celle des programmes scolaires officiels. Son antipositivisme et sa critique de la raison ne correspondent pas aux critères de l'époque. De même, il est sensible aux inégalités à l'encontre des femmes, défend leur droit de vote, et encourage Léontine Zanta à passer son doctorat de philosophie. En résumé, il les respecte et ne s'en moque pas, position bien différente de celle donnée au cours des débats sur la loi Camille Sée.

5. La première femme philosophe du XX^{e} siècle : entre stratégie individuelle et stratégie collective

5.1. Au défi de devenir pionnière

Parmi les élèves de Bergson, Léontine Zanta est sans doute la seule à faire carrière en philosophie, en devenant professeure puis en obtenant le doctorat de philosophie en 1914. Cela lui vaut d'être reconnue par ses pairs. Elle devient un modèle de réussite féminine pour sa génération et inspire, entre autres, Simone de Beauvoir dans sa volonté d'étudier la philosophie, qui rappelle dans ses mémoires : « Ce qui m'aurait plu, ç'aurait été de continuer mes études de philosophie. J'avais lu dans une revue un article sur une femme philosophe qui s'appelait Mlle Zanta : elle avait passé son doctorat »[26].

Comment accède-t-elle à la philosophie si le cadre légal est toujours le même ? Ses dispositions familiales expliquent en partie ses possibilités. Léontine Zanta est née en Alsace en 1872, dans une famille de classe moyenne catholique. Son père, professeur agrégé, l'incite très tôt aux études de philosophie et de latin. Ami du philosophe Gabriel Séailles, très influent à la fin du XIX^{e} siècle, celui-ci accepte

---

[23] *La lanterne*, 5 février 1914, p. 1.
[24] É. de Gramont, *Les Marronniers en fleurs*, Grasset, Paris 1929.
[25] J. Morland, « Une heure chez M. Bergson », *L'Opinion*, 19 août 1911, pp. 241–242.
[26] S. de Beauvoir, *Mémoires d'une jeune fille rangée*, Gallimard, Paris 1958, p. 222.

qu'elle participe à ses cours dès l'adolescence et acquiert peu à peu le respect de ses camarades (Maleprade, 1997). Pour Zanta, c'est un défi et une passion. Elle met pourtant dix ans à écrire sa thèse de doctorat, qu'elle soutient à 42 ans, travaillant dans les écoles libres et s'occupant de ses six neveux et nièces à charge. Mais elle est motivée par un désir constant explicite de devenir pionnière (Fraisse, 1998) : ne disposant pas de modèle antérieur, elle ouvrira, elle, le chemin aux autres en devenant une figure populaire.

5.2. Pluraliser les pionnières

Mais Léontine Zanta est une figure importante parce qu'elle est la première femme philosophe française féministe du XX^{e} siècle à défendre le droit d'accès des femmes à l'enseignement, aux carrières libérales et au droit de vote. Au-delà de l'obtention du doctorat de philosophie, elle met sa célébrité et son statut au service de la lutte pour l'égalité entre hommes et femmes. Elle reçoit la Légion d'Honneur en 1932 pour ses titres de « première femme qui obtint en Sorbonne le doctorat d'État en philosophie, son activité dans l'ordre social, en particulier son rôle mutualiste »[27]. C'est elle qui organise la Mutualité de Maintenon, qui forme plus de 100 filles au baccalauréat. Elle participe aussi à la création de l'Association générale des étudiantes en 1908. Elle réunit par ailleurs de 1925 à 1932 un groupe de jeunes femmes pour travailler des thèmes philosophiques. Elle publie aussi l'essai féministe *La Psychologie du féminisme* et des articles, notamment dans *Le Figaro*, où elle défend le droit de vote des femmes et la nécessité de leur accès à l'éducation. Elle se positionne contre la fermeture des postes de professeures après la première Guerre mondiale, attitude qu'elle pense faite de « préjugés, routine, illogisme »[28].

6. Après le long XIX^{e} siècle : les années 1920 et le moment des stratégies collectives

Les balbutiements durent jusque dans les années 1920. Figures individuelles, les femmes philosophes développent des stratégies de légitimation qui parfois réussissent. Mais ce n'est qu'après la première guerre mondiale que l'interdiction énoncée par la loi Camille Sée apparaîtra en désaccord avec le temps. Celui-ci ne se fera pas naturellement : alors que l'arrêté du 18 mars 1920[29] autorise pour la première fois officiellement les femmes à se présenter aux concours d'agrégation de philosophie et de grammaire, il est très vite remis en cause et annulé. Le ministère de l'Instruction Publique entend diviser les concours d'enseignement pour la philosophie en deux catégories : masculine et féminine. L'exemple de Léontine Zanta et la multiplication d'étudiantes en philosophie ne suffisent pas à donner aux femmes philosophes une

[27] « Lettres », *Journal des débats politiques et littéraires* n° 104, 14 avril 1932.
[28] L. Zanta, « L'avenir intellectuel de la France », *Le Figaro*, 21 septembre 1919.
[29] « Agrégés et agrégées », *Société des agrégées*, avril 1921, p. 17.

reconnaissance collective complète. C'est alors que commence une vaste campagne de dénonciation, notamment *via* la Société des agrégées (Verneuil, 2007), pour mettre fin à ces inégalités de traitement, égalités à laquelle elles parviennent définitivement en 1924[30]. C'est la première fois sous l'histoire de la République que les femmes s'organisent collectivement pour revendiquer leur droit à pratiquer cet « art de penser » souhaité par Henri Martin, lutte qui permettra à Simone de Beauvoir l'obtention d'un diplôme de philosophie de plein droit.

Bibliographie

Azouvi François, *La gloire de Bergson*, Gallimard, Paris 2007.

Bonnet Annabelle, *La philosophie a-t-elle un genre ? Pour une sociologie historique genre du champ philosophique français (1880-1949)*, EHESS, Paris

Collin Françoise, Pisier Evelyne et Varikas Eleni, *Les femmes de Platon à Derrida. Anthologie critique*, Dalloz, Paris 2011.

Chapoulie Jean-Michel, « Une vue d'ensemble rétrospective sur le développement de la scolarisation et la démocratisation de l'école sous la 3ème et la 4ème République », R. Belot (dir.), *Tous républicains ! Origine et modernité des valeurs républicaines*, Armand Colin, Paris 2011, pp. 249–260.

Charles Christophe, *La République des universitaires (1870-1940)*, Le Seuil, Paris 1994.

Combe Dominique, « La 'gloire' de Bergson », *Études* 2004 n° 10, pp. 343–354.

Despret Vinciane et Strengers Isabelle, *Les faiseuses d'histoire, que font les femmes à la pensée ?* La Découverte, Paris 2011.

Duroux Françoise. « Comment philosophe une femme », *Les Cahiers du GRIF* n° 3, 1997, pp. 87–105.

Fabiani Jean-Louis, *Les philosophes de la République*, Sens Commun, Paris 1988.

Fabiani Jean-Louis*, Qu'est-ce qu'un philosophe français ? La vie sociale des concepts (1880-1980)*, EHESS, Paris 2010.

Fauré Christine, *La démocratie sans les femmes, essai sur le libéralisme en France*, PUF, Paris 1985.

Fraisse Geneviève, *Muse de la raison. La démocratie exclusive et la différence des sexes*, Alinéa, Aix-en-Provence 1989.

Fraisse Geneviève, *Clémence Royer : philosophe et femme de science*, La Découverte, Paris 1985.

Fraisse Geneviève, *La raison des femmes*, Plon, Paris 1992.

Fraisse Geneviève, *La Différence des sexes*, PUF, Paris 1996.

Fureix Emmanuel et Jarrige François, *La modernité désenchantée. Relire l'histoire du XIXème siècle français,* La Découverte, Paris 2015.

Grogin Robert C., *The Bergsonian Controversy in France 1900-1914*, University of Calgary Press, Calgary 1988.

Hobsbawm Éric, *L'ère des Révolutions*, *1789-1848*, Fayard-Pluriel, Paris 2011.

[30] « À propos des conditions d'admission à la future agrégation féminine de philosophie », *Bulletin de la société des agrégées*, 1921, p. 18.

Hobsbawm Éric, *L'ère du capital : 1848-1875*, Fayard, Paris 2010.
Kofman Sarah. « La question des femmes : une impasse pour les philosophes », *Les Cahiers du GRIF* n° 46, 1992, pp. 65–74.
Lander Edgardo. « La ciencia neoliberal », *Revista Venezolana de Economía y Ciencias Sociales* n° 2, 2005, pp. 35–69.
Le Doeuff Michèle, *L'étude et le rouet : Des femmes, de la philosophie, etc.*, Seuil, Paris 1989.
Losurdo Domenico, *Contre-histoire du libéralisme,* La Découverte, Paris 2013.
Malabou Catherine, *Changer de différence. Le féminin et la question philosophique*, Éditions Galilée, Paris 2009.
Maleprade Henri, *Léontine Zanta : vertueuse aventurière du féminisme*, Rive droite, Paris 1997.
Mayeur Françoise, *L'Enseignement secondaire des jeunes filles sous la Troisième République*, Presses de la Fondation des sciences politiques, Paris 1977.
Mosconi Nicole, *Genre et éducation des filles. Des clartés de tout*, L'Harmattan, Paris 2017.
Okin Susan Moller, *Women in Western political thought*, Princeton University Press, Princeton 1979.
Pitts Jennifer, *Naissance de la bonne conscience coloniale, les libéraux français et britanniques et la question impériale (1770-1870)*, Éditions de l'Atelier, Ivry-sur-Seine, 2008.
Poucet Bruno, *Enseigner la philosophie. Histoire d'une discipline scolaire (1860-1990)*, CNRS, Paris 1999.
Procacci Giovanna, *Gouverner la misère. La question sociale en France 1789-1848*, Seuil, Paris 1993.
Prost Antoine, « Inférieur ou novateur ? L'enseignement secondaire des jeunes filles (1880–1887) », *Histoire de l'éducation* n° 116–117, 2007, pp. 149–169.
Rey Lucie, *Les Enjeux de l'histoire de la philosophie en France au XIX*ème *siècle – Pierre Leroux contre Victor Cousin*, L'Harmattan, Paris 2013.
Rennes Juliette, *Le Mérite et la Nature*, Fayard, Paris 2007.
Riot-Sarcey Michèle, *La démocratie à l'épreuve des femmes ; trois figures critiques du pouvoir: 1830-1848*, Albin Michel, Paris 1994.
Rogers Rebecca, « L'éducation des filles : un siècle et demi d'historiographie », *Histoire de l'éducation* n° 115-116, 2007, pp. 37–79.
Rosanvallon Pierre, *La nouvelle question sociale : repenser l'État-providence*, Seuil, Paris 1995.
Scott Joan W, *La citoyenne paradoxale : les féministes françaises et les droits de l'homme*, Albin Michel, Paris 1998.
Teilhard de Chardin Pierre, *Lettres à Léontine Zanta*, Desclée De Brouwer, Paris 1965.
Thébaud Françoise, *Écrire l'histoire des femmes et du genre*, ENS, Paris 2007.
Vermeren Patrice, *Victor Cousin. Le jeu de la philosophie et de l'État*, Collection « La philosophie en commun », L'Harmattan, Paris 1995.
Verneuil Yves, « La Société des agrégées, entre féminisme et esprit de catégorie (1920-1948) », *Histoire de l'éducation*, n° 115-116, 2007, pp. 195–224.

Mots-clés

histoire des femmes philosophes, histoire de l'égalité des droits, légitimation intellectuelle

Abstract

Achieve Philosophical Equality. Women's Access to Philosophy in France (1868-1918)

In its principles, the Third Republic was based on the Enlightenment and the French Revolution legacy. In practice, it was confronted to many paradoxes already identified by women's history. But one of them still remains: exactly at the same time that philosophy was considered as the most republican practice, based on universal concepts, the Ministry of Education banned the teaching of philosophy for women. This article brings elements to build a history of women philosophers during the Third Republic, years before Simone de Beauvoir success, and reminds the existence of the fight for the right to philosophize as men.

Keywords

history of women philosophers, history of equal rights, intellectual legitimization

Marcin Skibicki (https://orcid.org/0000–0002–5626–9899)
Université Nicolas Copernic de Toruń
Chaire de Philologie Romane

Victimes de stéréotypes ou chantres de la modernité ? L'ambiguïté de l'image de la femme dans l'affiche française de la Belle Époque

Le fait que l'esthétique de la fin du XIX^e^ siècle vive actuellement une deuxième jeunesse semble incontestable. L'exposition temporaire *Paris 1900. La ville spectacle*, de 2014[1], et surtout la splendide exposition de l'œuvre d'Alphonse Mucha tenue en 2018[2] à Paris font revivre les heures fastes du Paris au XX^e^ siècle naissant et prouvent que le goût pour le style de fin de siècle n'est en rien révolu et que la société cultive sans relâche cette nostalgie du temps passé. Cet enthousiasme ne devrait pas étonner : dans les ouvrages laissés en héritage chacun retrouvera son bonheur esthétique. Les uns peuvent exprimer leur prédilection pour les formes courbes inspirées d'une nature stylisée, de sujets poétiques et allégoriques, tandis que les autres expriment l'admiration pour les formes simplifiées, réelles et les sujets prosaïques. Au sein de ce tourbillon artistique et avant tout esthétique se trouve la femme, dont la figure est la roue motrice du progrès artistique. Il ne serait pas exagéré de considérer que le XIX^e^ siècle, dans sa totalité, est l'époque où l'image de la femme domine dans les arts, et cette image est d'une complexité extrême, allant des *Nanas* d'Édouard Manet aux nombreuses représentations de la beauté et de la sensualité féminines signées Auguste Rodin. Tout au long de ce siècle, la femme est exploitée comme une source d'inspiration pour illustrer l'Antiquité avec un œil moderne, souvent néoclassique, impressionniste, puis symboliste. Qui plus est, cette image aura un impact considérable sur différents métiers d'art, parmi lesquels l'affiche occupe une place privilégiée. L'idée directrice de cette étude est de retrouver les images de la femme qui sont les plus représentatives de l'art de l'affiche de cette époque.

L'imaginaire de la Belle Époque évoque presque toujours le triomphe des progrès social et économique qui sont à la base de la liberté des mœurs. Ces changements sont fondamentaux et font que, comme le souligne Dominique Kalifa, « la Belle Époque évoque presque toujours l'univers insouciant et frivole de la bonne société,

[1] Cette exposition temporaire, présentée du 2 avril au 17 août 2014 au Petit Palais, invitait les spectateurs à découvrir l'ambiance de la capitale au moment où Paris ouvrait les portes de l'Exposition Universelle.

[2] L'exposition de l'œuvre de Mucha, tenue au Musée du Luxembourg à Paris du 12 septembre 2018 au 27 janvier 2019, était sans doute le plus grand panorama de son parcours artistique allant de l'art décoratif et graphique à la peinture.

Image 1. Eugène Atget, *la rue St Séverin*, 1860.
Source : gallica.bnf.fr

la belle vie des salons, de la mondanité, du *highlife* »[3]. La Belle Époque aurait apporté aux femmes la libération du corset tant vestimentaire que social et fait de leur image la figure de proue de la modernité. Le sport, les moyens de transport (surtout la bicyclette), les bains de mer ou les spiritueux évoquent « la suprématie des femmes », renforcée par leur glamour et leur sex-appeal savamment dosé à travers les sourires mystérieux et les poses sensuelles de Cléo de Mérode ou de Liane de Pougy. Cet imaginaire a sans doute une source qui jusque-là n'avait pas été si importante dans la formation de la culture : la rue. La rue, où s'amalgament les représentants de toutes les classes sociales, est un extraordinaire laboratoire de la modernité et un *melting-pot* de goûts. C'est là que se croisent la duchesse et la cocotte, l'épouse d'un bourgeois enrichi et la jeune modiste, toutes à la recherche de nouvelles tendances de la mode dans les grands magasins parisiens, dont la description détaillée est donnée par Émile Zola dans le roman *Au Bonheur des dames*, ou de nouveaux lieux de distraction, comme cafés-concerts ou cabarets, où la volupté est monnaie courante. Un visiteur russe dépeint ce Paris, ville lumière, de l'époque : « imaginez un théâtre qui n'est pas un théâtre, deux mille hommes qui fument, boivent, bavardent et sept ou huit cents femmes qui s'offrent le plus gaiement du monde. Elles s'habillent comme des fées avec un décolleté comme si elles allaient prendre un bain »[4]. Cette démocratisation des coutumes fait que Paris devient non seulement la capitale des avant-gardes mais aussi un des phares de la culture de masse. Il faut souligner que cette culture n'existerait pas sans la modernisation du système économique qui s'impose, malgré la crise et les difficultés, en France sous la Troisième République.

L'affiche, qui est le témoin parfait de l'essor technique et de la modernisation de la seconde moitié du XIX[e] siècle, assiste dès le début à cette effervescence culturelle et reste son chantre le plus sincère. À partir des années 1860, Paris devient

[3] D. Kalifa, *La véritable historie de la Belle Époque*, Fayard Histoire, Paris 2017, p. 12.

[4] C. le Got, « De cabarets en cafés. Promenade dans le gai Paris », [in :] C. Pommereau (dir.), *Paris 1900. La ville spectacle*, Beaux Arts Éditions, Paris 2014, p. 26.

une immense vitrine marchande, la libération de la loi sur l'affichage en 1881 autorise la pose libre des affiches qui aboutit à la transformation de la capitale en une immense « colonne Morris » (voir la photographie d'Eugène Atget de la rue Saint-Séverin prise en 1860, image 1). Tout d'abord monochrome et typographique (n'oublions pas cependant les toutes premières tentatives de Jean-Alexis Rouchon des années 1850), elle devient polychrome grâce aux travaux de Jules Chéret, qui est le premier à populariser en France les procédés lithographiques et les nouvelles techniques publicitaires acquises pendant son séjour en Angleterre. Après son retour en 1866, Chéret se lance dans la publicité pour les grands entrepreneurs de spectacles parisiens (les Folies Bergère et les Ambassadeurs), suivis des industriels et des commerçants qui, encouragés par son succès dans le domaine de l'affiche de spectacle, s'adressaient en masse à Chéret pour commander ses compositions. L'idée centrale autour de laquelle se forme son langage publicitaire était révolutionnaire : mettre l'image de la femme au centre de l'affiche. Aujourd'hui, le fait que cette stratégie ait été perçue comme révolutionnaire peut nous surprendre, mais à l'époque placer une figure féminine, qui serait destinée à promouvoir toute sorte de produits, était une conception inouïe et hardie. Avec ses « chérettes », comme on les appelle dans la littérature qui lui est consacrée, Chéret renoue avec la tradition rococo des fêtes galantes qui, à travers l'œuvre de Fragonard et de Watteau, se traduit par l'emploi d'une figure féminine très sensuelle aux couleurs voluptueuses. Il faut remarquer que par ce retour vers le passé, Chéret se détache du courant impressionniste, mais répond, à sa manière, aux canons de la beauté féminine cultivés par la bourgeoisie de la Troisième République. Ce n'était plus « la petite molle », le reflet de l'idéal bourgeois de la femme vertueuse, brune, au corps laiteux et corpulent, qui incarne le signe d'une maternité satisfaite. C'est une femme ludique, frivole, légère qui incarne tout ce que lui demande le public masculin, elle est en quelque sorte une Nana de Zola dans toute sa splendeur affriolante. Il annonce par cette figure gaie et insouciante une « Gibson Girl » à la française, mais avant tout réactualise une Parisienne « née des strass du music-hall et du rêve, capiteuse et champagnisée que les passantes s'assimilent »[5]. La « chérette » incarne cette représentation sociale de la Parisienne qui s'impose à l'imaginaire de la Belle Époque. L'imaginaire de la Parisienne dans le cadre de son réemploi par Chéret se détermine par deux traits fondamentaux, le premier c'est sa mondanité, elle est créature *par excellence* citadine, intrinsèque au paysage de la capitale, le second c'est l'élégance qui s'exprime dans les établissements parisiens qui en sont l'épicentre. C'est une femme qui a du chic. Joris-Karl Huysmans, le précieux critique et son grand admirateur, observe avec sagacité le parisianisme de ses héroïnes :

> Chéret a divulgué une vision très particulière du Parisianisme [...]. Dans cette essence de Paris qu'il distille, il abandonne l'affreuse lie, délaisse l'élixir même, si corrosif et si âcre, recueille seulement les bouillonnements gazeux, les bulles qui pétillent à la surface... Il verse une légère ivresse de vin mousseux, une ivresse qui fume, teintée de

[5] M. Johnson, *Jules Chéret. Divertissements*, La Bibliothèque des Arts, Lausanne 1983, p. 34.

> rose ; il la personnifie, en quelque sorte, dans ses femmes délicieuses, par leur débraillé qui bégaye et sourit, sans cri vulgaire. Il prend une fille du peuple, à la mine polissonne, au nez inquiet, aux yeux qui tremblent ; il l'affine, la rend presque distinguée sous ces oripeaux, fait d'elle comme une soubrette d'antan, une friponne élégante dont les écarts sont délicats[6].

La « chérette » reste sensible à la mode de l'époque : le corset moule sa silhouette pour former ce qu'on appelle la ligne en S qui met en accent la cambrure des reins et fait saillir la poitrine. L'artiste dessine une femme décemment vêtue, mais non sans un érotisme savamment dosé et balancé. D'ailleurs, ce motif de la sensualité est souligné à chaque pas dans son œuvre, il jaillit tant de la publicité pour les cabarets que de la publicité pour les produits courants. Cela ne devrait pas trop nous étonner puisque ses affiches étaient adressées avant tout à la clientèle masculine qui voyait dans les « chérettes » l'assouvissement de ses désirs sexuels. Dans ce sens, elles renouent avec la longue tradition empruntée à l'art officiel, où la nudité présentée sur les tableaux, même si elle ne concernait en théorie que les motifs mythologiques, avait son marché et ses amateurs-voyeuristes. Il faut souligner que Jules Chéret a su donner à l'image féminine une dose de modernité, d'indépendance ou, selon la perspective empruntée, l'exploitait et l'instrumentalisait sans relâche. Il est l'un des premiers, sinon le premier, à comprendre que, comme le dit le marketing contemporain, « le sexe vend tout ». *L'Assiette au Beurre*, un magazine satirique illustré français, publie en 1903 un numéro spécial dédié à Chéret, intitulé tout court *Les Chérettes.* Dans sa préface, Jacques Redelsperger accentue les appétits charnels suscités par les Parisiennes de l'affiche :

> Chéret, c'est le parrain de ces marchandes de frivolités, à qui nous lui faisons donner son nom [...] Tournez la page et vous verrez ces descendantes de Watteau et de Lancret dans les chatoiements des satins, où le vaporeux enlacement des mousselines effleurer à peine le sol, car les Parisiennes de Chéret, même en marchant, laissent deviner qu'elles ont des ailes. Par exemple, ce qu'elles cachent, ce sont leurs perverses petites âmes, mais nous allons à elles quand même, sans méfiance ou sans rancune, oublieux de toutes les peines que nous leur devons et prêts à gravir à nouveau les mêmes calvaires pour le seul plaisir, en chemin, de leur baiser les pieds[7].

Il est incontestable que derrière l'image de la « chérette » se dessine la volupté, et l'affiche pour le Bal au Moulin Rouge de 1889 est exemplaire de ce point de vue (image 2). Sur cette lithographie, conçue pour promouvoir le nouveau music-hall parisien, l'artiste expose son credo artistique : les héroïnes court-vêtues, aux poitrines généreuses, sont l'émanation parisienne du lieu de plaisir et de la fête nocturne. Elles montent des ânes et forment une cavalcade. Chéret joue ici savamment avec un contexte éminemment érotique, tant par l'application des vêtements qui découvrent plus qu'ils ne cachent, mais avant tout par la représentation des ânes. Sachant que l'art et la littérature antiques fournissent de multiples références

---

6 J.-K. Huysmans, *Certains*, Tresse & Stock Éditeurs, Paris 1889, p. 33.

7 J. Redelsperger, « Les Chérettes », *L'Assiette au Beurre* nº 95, 1903, p. 1.

Image 2. Jules Chéret, *Bal au Moulin Rouge*, 1889. Source : gallica.bnf.fr

Image 3. Alphonse Mucha, *Bières de la Meuse*, 1897. Source : gallica.bnf.fr

au caractère essentiellement érotique et lubrique de l'âne[8] nous ne sommes pas loin de considérer cette affiche comme l'une des plus osées[9]. Il est à noter que côté code vestimentaire, la nudité des « chérettes », au moins dans le cas des spectacles et des music-halls, n'est pas fortuite, mais présentée au gré de l'imagination lubrique de l'artiste. Les femmes sont en grand décolleté, elles dansent, virevoltent, jouent « des gambettes », pourtant cela n'a rien d'extraordinaire, en réalité la pruderie bourgeoise quotidienne s'estompe devant l'audace de ces tenues de soirée où les chairs, les seins en particulier, sont exposées aux regards de tous. C'est à ce moment et dans cette occasion que se manifeste à son paroxysme le dimorphisme sexuel : les tenues masculines reprennent à leur compte les valeurs de sobriété typiques de la bourgeoisie, tandis que celles de leurs compagnes expriment par leur éclat et leur luxe le désir de montrer la réussite économique de l'époux[10].

Il n'est pas difficile d'apercevoir sur les affiches de la fin du XIX^{e} siècle la volonté d'attribuer aux femmes un brin de modernité, dont elles deviennent chantres. Nous

---

[8] A. Witte, « Shakespeare et le folklore de l'âne : la métamorphose de Bottom dans *Le Songe d'une nuit d'été* », *Bulletin de la société d'études anglo-américaines des XVII^{e} et XVIII^{e} siècles* n° 55, 2002, p. 70.

[9] Dans son étude de cette affiche, Marc Johnson, auteur du livre *Chéret. Divertissements*, pousse plus loin l'analyse de l'érotisme introduit dans ce travail. La silhouette du Moulin Rouge serait, d'après l'auteur, « une sorte d'énorme pétard rouge dardé en érection phallique au milieu d'un halo bleuté » sous lequel disparaissent les « chérettes » transportées par les ânes (voir M. Johnson, *op. cit.*, p. 52).

[10] A. Carol, « La nudité au XIX^{e} siècle », *Rives nord-méditerranéennes* n° 30, 2008, p. 30.

pouvons considérer cette modernité sous deux perspectives : la femme prête son image pour promouvoir les nouveautés techniques, ou elle devient « moderne » par son style de comportement : elle est libre, libérée et indépendante. Nous pouvons en retrouver de nombreux exemples à travers l'œuvre de Chéret. En 1889, il dessine l'affiche pour le producteur du papier à cigarettes « Job », sur laquelle la « chérette », dans une pose désinvolte, n'est plus un *fantocctini* de la Comédie-Italienne, mais une femme de chair et de sang, qui regarde le destinataire dans les yeux, libre quoique condamnée au carcan du corset qui forme sa taille de guêpe. La modernité vient de la cigarette qu'elle tient nonchalamment dans la main droite et de la volute de fumée qui donne de la saveur à l'espace. Par son geste ostentatoire, elle abat les cloisons des conventions sociales et brave les convenances imposées par les règles du savoir-vivre de la baronne Staffe. Dans son formidable article intitulé *La Femme peut-elle fumer ?* paru en 1906, l'auteure analyse scrupuleusement ce point, pour donner finalement quelques conseils :

> J'ai entendu les hommes féliciter les femmes qui fument : « Vous tenez cette cigarette entre vos doigts avec une gentillesse charmante. » « Vous lancez la bouffée de tabac d'une façon adorable. » Et l'on s'est crue encore plus séduisante. Mais les hommes sont-ils sincères ? La parole leur a été donnée, dit-on, pour dissimuler leur pensée. « Plus la femme est femme, plus l'homme l'aime. » La femme se masculinisant toujours plus, l'homme n'a que trop de penchant, en notre temps, à la traiter en camarade plutôt qu'en compagne. Pour cette raison qui prime tout et pour d'autres encore la femme devrait renoncer à fumer[11].

Les jeunes filles des affiches de Chéret et d'autres affichistes semblent passer outre les recommandations de la baronne, elles chantent non seulement les vertus du tabac mais aussi celles des boissons alcoolisées. Il est notoire que l'affiche pour ce type de produits est extrêmement féminisée, l'image de la femme est quasiment exploitée *ad nauseam* dans leurs œuvres (hormis quelques cas où les artistes optaient pour l'image de l'enfant). Il existe beaucoup d'exemples qui illustrent cette participation intensive, mais surtout toute une série d'affiches conçue par Alphonse Mucha : *Bière de la Meuse* (image 3) et *Moët & Chandon. Impérial*. Les femmes de Mucha, comme nous pouvons voir sur ces deux exemples, constituent le contraire du monde de Chéret, même si ces deux artistes exploitent rigoureusement le stéréotype de la femme-tentatrice. Le caractère trouble et ambigu de la féminité est souvent mis en exergue par cet artiste de l'Art nouveau. Le sujet, indépendamment de son caractère, sert de prétexte à la représentation d'une femme à la silhouette ondoyante, à la chevelure ondulée et le plus souvent rousse. La femme sous les traits de Mucha est à la fois un objet de désir et de fascination, de peur et de répulsion. C'est la naissance du mythe de la femme fatale. Si la femme de l'affiche pour les bières de la Meuse sort encore de ce moule et nous apparaît comme une fille accessible (malgré son état rêveur), les femmes qui apparaissent sur les affiches

[11] Baronne Staffe, « La Femme peut-elle fumer ? », *Journal de la Société contre l'abus du tabac*, nº 1, 1906, p. 84.

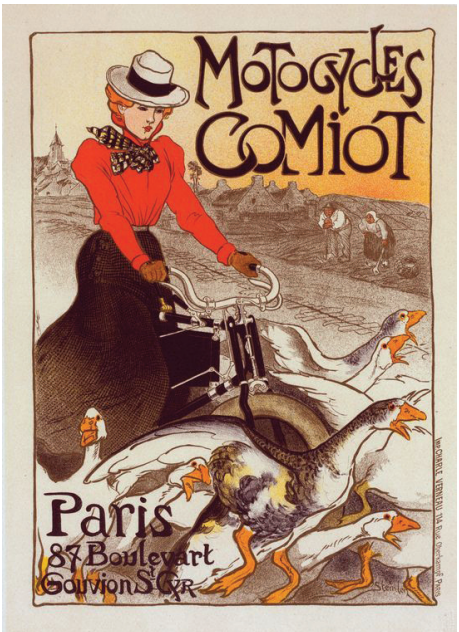


Image 4. Théophile Steinlein, *Motocycles Comiot*, 1899. Source : gallica.bnf.fr

Image 5. Alexandre Grün, *Doux rêve…* 1898. Source : gallica.bnf.fr

pour le champagne Moët & Chandon surgissent d'un autre monde, mystérieuses mais envoûtantes.

Il faut remarquer que la modernité ne s'associe pas seulement à l'image d'une femme socialement et moralement débridée, qui perd toute sa pudeur. La fin du XIX[e] siècle c'est l'époque où la bicyclette entre dans la gloire en marquant un degré supplémentaire dans l'autonomie de la femme. La publicité pour ce nouveau moyen de transport lui attribue une place toute particulière, et même si ce produit est réservé uniquement aux représentantes de la bourgeoisie aisée, l'image de la femme saisissant le guidon indique clairement que la femme peut « échapper à sa condition de ménagère ou de maîtresse de maison, sans pourtant autant encourir les remontrances ou la critique »[12]. Dans un corpus « de bicyclette » relativement abondant, nous pouvons discerner deux approches publicitaires. D'une part les affichistes présentaient des images conventionnelles, telle que l'affiche de Théophile Steinlein pour « Motocycles Comiot » (image 4), illustrant une belle amazone moderne en chapeau qui s'aventure au milieu d'un troupeau d'oies, mais d'autre part la bicyclette, cette petite merveille de technologie, laisse la main libre à l'imagination parfois folle et débridée des affichistes. Avoir une bicyclette devient un rêve... au moins dans le cas de l'affiche pour une marque éphémère Kymris, qui en 1898 a fait appel à Jules Alexandre Grün, un affichiste très prisé à l'époque (image 5).

[12] M. Gallo, *L'Affiche*, Parangon, Paris 2002, p. 94.

Dans la revue critique *L'Estampe et l'affiche* Ernest de Crauzat ne tarit pas d'éloges à l'égard de cette composition présentant une future usagère de bicyclette qui, dans une pose langoureuse, avec une tentative de sourire qui veloute ses lèvres mi-ouvertes, s'adonne à de doux rêves « avoir une bicyclette Kymris ». Il note :

> Une réclame pour bicyclette sans bicyclette, voilà, certes qui n'est pas banal. La charmante fantaisie de l'artiste a su trouver un sujet gracieux qui fera plus pour la publicité que toutes les pédaleuses ou que toutes les bécanes du monde. Une brune jeune femme, la tête délicatement enfouie dans l'oreiller, les yeux clos, la chemise et les draps découvrant délicieusement la naissance de la gorge, sourit voluptueusement au doux rêve qu'elle caresse : si elle songe à une bicyclette, ceux qui la regarderont – car on la regardera – seront bien près de penser à autre chose. Deux teintes seulement qui prouvent que pour exécuter une bonne affiche, le nombre de couleurs ne fait rien à l'affaire[13].

Il faut insister sur le fait que la bicyclette est synonyme de la modernité, toutefois celle-ci se manifeste sur l'affiche rarement comme une pratique réelle mais elle nourrit l'imaginaire érotique des artistes. La bicyclette est le lieu « d'un érotisme universel qui permet tous les possibles et même l'impossible »[14]. De ce fait l'affiche pour les bicyclettes est peuplée de femmes-papillons, de femmes nues ou à l'inverse de femmes cuirrassées (comme l'affiche *Liberator. Cycles & Automobiles*, dessinée par Pal en 1899, représentant une jeune guerrière franque aux seins nus qui, munie d'un bouclier et d'un glaive, s'appuie sur une bicyclette). Indépendamment du caractère du dessin, l'image de la femme incitatrice de désir, constante à la Belle Époque, comme nous l'avons vu *supra*, franchit « son propre symbole vers la liberté de ses identifications et l'évidence de sa libération »[15].

Conclusion

En définitive, l'analyse de l'image de la femme sur l'affiche au tournant des XIX^{e} et XX^{e} siècle montre sa complexité. Il ne serait pas exagéré de penser que la forte présence de son image dans la publicité amène à créer un amalgame « femme-produit », à l'instar de la « femme-fleur », une autre fusion qui fonctionnait dans l'Art nouveau. Le choix de l'image de la femme semble donc naturel et souhaitable pour trois raisons : elle satisfait les besoins voyeuristes de la clientèle masculine, fait augmenter la notoriété de l'artiste et fait vendre les produits du client. Cette stratégie n'est pas passée inaperçue dans la presse critique qui incitait même les affichistes à s'en servir. Dans son article « Des affiches » paru dans la revue artistique *La Critique* en 1896, Émile Straus, critique d'art, a précisé les conditions de réussite : « Le prime conseil

---

[13] E. de Crauzat, « Les estampes et affiches du mois », *L'Estampe et L'Affiche* nº 6, 1898, p. 140.

[14] G. Gaetan-Picon, *La petite reine. Le vélo en affiches à la fin du XIX^{e} siècle*, Musée de l'Affiche, Paris 1979, p. 3.

[15] *Ibid*.

donné par des industriels roublards aux novices interprétant leurs produits est tel : Surtout n'oubliez pas d'y mettre une Femme, cela fait vendre ! »[16].

Bibliographie

Baronne Staffe, « La Femme peut-elle fumer ? », *Journal de la Société contre l'abus du tabac* nº 1, 1906, pp. 84–86.

Carol Anne, « La nudité au XIXe siècle », *Rives nord-méditerranéennes* nº 30, 2008, pp. 25–37.

Crauzat (de) Ernest, « Les estampes et affiches du mois », *L'Estampe et L'Affiche* nº 6, 1898, pp. 138–142.

Gaetan-Picon Geneviève, *La petite reine. Le vélo en affiches à la fin du XIXe siècle*, Musée de l'Affiche, Paris 1979.

Gallo Max, *L'Affiche*, Parangon, Paris 2002.

Huysmans Joris-Karl, *Certains*, Tresse & Stock Éditeurs, Paris 1889.

Johnson Marc, *Jules Chéret. Divertissements*, la Bibliothèque des Arts, Lausanne 1983.

Kalifa Dominique, *La véritable historie de la Belle Époque*, Fayard Histoire, Paris 2017.

le Got Caroline, « De cabarets en cafés. Promenade dans le gai Paris », [in :] C. Pommereau (dir.), *Paris 1900. La ville spectacle*, Beaux Arts Éditions, Paris 2014, p. 26.

Redelsperger Jacques, « Les Chérettes », *L'assiette au beurre* nº 95, 1903, pp. 1–2.

Straus Emile, *Des affiches*, « La Critique » nº 36, 1896, pp. 125–128.

Witte Anne, « Shakespeare et le folklore de l'âne : la métamorphose de Bottom dans *Le Songe d'une nuit d'été* », *Bulletin de la société d'études anglo-américaines des XVIIe et XVIIIe siècles* n° 55, 2002, pp. 69–83.

Mots-clés

affiche, graphisme, Art nouveau, publicité, femme

Abstract

Victims of Stereotypes or Eulogists of Modernity? The Ambiguous Image of the Woman on the French Posters of the Belle Époque

Mystical and meditative women, mothers, dancers, prostitutes - women dominate art of the 19th century. It would not be unreasonable to state that all art of this century was (re)invented for them and because of them. Graphic art does not escape this phenomenon. The poster designers seek to represent women in activities and attitudes that reflect the tastes of their time. Their image becomes a field of paradox: the woman is the one who becomes the figurehead of modernity, she plays sports, she rides a bicycle, she gets behind the wheel of the first

[16] E. Straus, « Des affiches », *La Critique* nº 36, 1896, p. 125.

motor vehicles. However, the superficiality of this freedom does not erase the pain of the corset of the social conditions for the majority of them. This paper will focus on the image of women in 19th-century French graphic art. The omnipresence of the feminine motif prompts us to highlight some aspects of this overexploitation of their image for advertising purposes: what is the nature of this image and in what measure is it in line with reality, how does this image fit into the perspective of emancipation?

Keywords

poster, graphic art, Art Nouveau, advertising, woman

Edwige Keller-Rahbé (https://orcid.org/0000–0001–8027–4965)
Université Lumière Lyon 2 (IHRIM-UMR 5317)

Politique et matrimoine local : le cas du *Brutus* de Catherine Bernard au *Festival national Corneille* de Barentin en 1972

Le *Festival national Corneille* de Barentin, dont la vocation est explicite – rendre hommage au théâtre des frères Corneille (Pierre et Thomas) –, connut une remarquable longévité puisqu'il se déroula sur près de vingt-cinq ans, du 2 avril 1956 au 24 mars 1981, dans la petite commune voisine de Rouen[1]. De ce fait, et grâce à son retentissement en France et à l'étranger, il bénéficia tout au long de son existence d'une large couverture médiatique : presse écrite, locale et nationale (*Paris-Normandie*, *Le Figaro*, *France-Soir*, *Télérama*), chroniques radiophoniques (*Europe 1*), sans oublier la collaboration de l'O.R.T.F. qui enregistrait certaines des pièces en vue de leur retransmission sur *France Culture*.

Le dimanche 24 septembre 1972, le *Brutus*[2] de Catherine Bernard était joué dans le cadre de la XVII^e^ édition. La représentation faisait événement en elle-même : malgré le succès rencontré lors de sa création à la Comédie-Française, le 18 décembre 1690, et dans les années qui suivirent, la tragédie en cinq actes et en vers n'avait jamais revu les planches depuis le 3 août 1699. Composé d'articles, d'articles de presse et de fascicules édités par le festival[3], le corpus épitextuel permet la reconstitution partielle de cette unique mise en scène et aide à cerner la manière dont elle a été orchestrée comme une véritable « résurrection » dramatique. Mon propos consiste à

[1] Voir A. Andrieu-Guitrancourt, *Le Festival Corneille. Vingt ans de théâtre à Barentin (1956-1975)*, Éditions Médianes, Rouen 1994 ; A. Blanc, « Le Festival de Barentin », *Revue d'histoire du théâtre*, 2006, n° 1, pp. 11–16 ; J. Serge, *Le Temps n'est plus de la bohème. Écrit en compagnie de Jean-François Colosimo*, Stock/Kian, Paris 1991. L'aventure du festival a été retracée à la faveur d'une exposition *Corneille et nous*, qui s'est tenue du 10 octobre au 24 décembre 2014 au Pôle culturel Grammont, à Rouen. Un colloque international intitulé *Appropriations de Corneille* fut organisé parallèlement par le CÉRÉdI de l'Université de Rouen et le *Mouvement Corneille – Centre International Pierre Corneille* (M. Dufour-Maître et M. Armellini (dir.), Rouen, 15, 16 et 17 octobre 2014 ; à paraître en ligne sur le site du CÉRÉdI).

[2] Veuve Gontier, Paris 1691 ; D. Conroy (éd.), *Théâtre de femmes de l'Ancien Régime*, T. 3, *XVII^e^-XVIII^e^ siècle*, PUSE, Saint-Étienne 2011, pp. 107–82. L'action se passe à Rome, en 509 avt J.-C. : le consul Brutus, qui a détrôné le dernier roi de l'Empire romain, Tarquin le Superbe, signe l'arrêt de mort de ses deux fils, Titus et Tiberinus, coupables d'avoir pris part à une conjuration contre la jeune République visant à restaurer les Tarquins.

[3] Certains de ces documents proviennent des archives de J. Serge, déposées par son fils, I. Morane, aux Archives départementales de Rouen (Pôle culturel Grammont, cote 294 J).

interroger les enjeux culturels et politiques d'un tel geste, notamment en termes de matrimoine. Je souhaite montrer que le spectacle a été conçu de façon à ce que les intérêts du festival convergent étroitement avec ceux de la municipalité, de sorte que la récupération et l'instrumentalisation de Catherine Bernard devenaient inévitables. Mais loin d'être entièrement préjudiciable, l'opération tendait à légitimer un héritage culturel féminin à l'échelle locale.

1. Catherine Bernard à Barentin : contexte de la mise en scène

Aux origines du festival, on trouve une figure majeure de la politique française sous la III^e^ et la IV^e^ République, André Marie[4], plusieurs fois ministre de la Justice et de l'Éducation nationale entre 1947 et 1954. Parallèlement à ses hautes responsabilités nationales, l'homme d'État fut régulièrement élu député, et surtout maire de la commune de Barentin, mandat qu'il occupa de 1945 à sa mort, survenue en 1974. Passionné d'art et de théâtre, il fonda en 1956 le *Cercle Pierre et Thomas Corneille*[5], dont il devint le premier président.

Composé de personnalités locales issues du monde culturel et politique[6], le bureau de l'association décidait de la programmation du festival et se chargeait de l'organiser avec, entre autres soutiens financiers, ceux de la municipalité et du Conseil Général. Cette même année 1956, André Marie proposa à Jean Serge (1916-1988), metteur en scène très en vue et natif de Rouen, de créer le *Festival Corneille* à Barentin et d'en prendre la direction artistique. L'actrice Jacqueline Morane (1915-1972), seconde épouse de Jean Serge et élève de Louis Jouvet, fut associée à l'aventure en tant qu'interprète, directrice de troupe et cocréatrice du festival.

Les représentations avaient lieu en plein air, dans un théâtre à l'antique surnommé le théâtre des Tuileries-Courvaudon, du nom des colonnades grecques en provenance des Tuileries qui y avaient été installées, après avoir été rachetées et restaurées par la ville. Une autre salle, le petit théâtre Montdory, fut ouverte en 1960 dans le foyer culturel. D'une capacité d'accueil de six cents places, elle était « ultra-moderne pour l'époque[7] ».

Dans ce dispositif furent programmées vingt-deux représentations des pièces de Pierre Corneille et treize de celles de Thomas, auxquelles il faut ajouter un hommage à Antoine, *via* un dialogue de Maurice Morisset (*Trois frères, trois Poètes*, 1961[8]), et deux pièces de Racine (*Bérénice*, 1957 ; *Phèdre*, 1973). On perçoit d'emblée tout ce qu'a de marginal et d'exceptionnel l'enrôlement de Catherine Bernard à Barentin,

---

4 Voir M. Bidaux et C. Bouillon, *André Marie (1897–1974). Sur les traces d'un homme d'État*, Autrement, Paris 2014.

5 Fondation à laquelle a succédé en 1982 le *Mouvement Corneille*, rebaptisé en 1984 *Mouvement Corneille – Centre International Pierre Corneille*, dont la présidence actuelle est assurée par M. Dufour-Maître.

6 A. Andrieu-Guitrancourt, *Le Festival Corneille*, *op. cit.*, p. 17.

7 *Ibidem*, p. 16.

8 A. Blanc, « Le Festival de Barentin », *op. cit*., p. 13.

seule femme à y avoir été admise en vingt-cinq ans, de surcroît avec une tragédie romaine qui sommeillait depuis trois siècles environ.

S'agissant de la distribution, on sait que la notoriété du festival attirait des artistes de renom et que certains s'y produisaient avec assiduité[9]. Donné à titre exceptionnel en septembre, au théâtre Montdory, en matinée (16h), *Brutus* a été servi deux heures durant par les meilleurs comédiens de l'époque. La mise en scène de Jean Serge réunissait Alberte Aveline (Valérie) et Paul Écoffard (Brutus), respectivement pensionnaire et ex-pensionnaire de la Comédie-Française, aux côtés d'autres grands interprètes de théâtre, tels Hélène Arié (Aquilie), Jean-Pierre Helbert (Aquilius), Gérald Marti (Tibérinus), ou Jean-Claude Weibel (Valérius). Dans le même temps qu'il assistait son père à la mise en scène, Ivan Morane, fils de Jacqueline Morane et de Jean Serge, tenait le petit rôle du chef des gardes.

Une semaine plus tard, le dimanche 1er octobre, de 14h45 à 16h28, les auditeurs et les auditrices de *France Culture* pouvaient apprécier la version radiodiffusée[10].

L'apparition tardive de la pièce dans l'histoire du festival est le dernier élément de contexte qui mérite d'être signalé. Il ne reste approximativement que sept années d'existence à Barentin, ou plutôt trois, à considérer qu'après la mort d'André Marie, l'espace des Tuileries-Courvaudon fut abandonné pour des raisons économiques au profit d'autres lieux, au Havre et à Rouen. Mais l'année 1972 est surtout marquante à cause de sa triste actualité, Jacqueline Morane étant décédée le 29 février. Selon toute vraisemblance, le choix d'une pièce de femme est un des hommages qu'avait prévu le cercle pour honorer la mémoire de la tragédienne, en plus de la cérémonie officielle programmée le 20 juin, à l'issue de la représentation du *Cid* au théâtre Montdory.

2. Catherine Bernard côté festival : l'invention d'une figure cornélienne

L'autre raison qui préside au choix de *Brutus* est la parenté supposée de Catherine Bernard avec les frères Corneille. On doit rappeler qu'en l'état actuel des recherches, cette filiation n'a jamais été prouvée ; elle relève d'un biographème apparu au XVIIIe siècle et véhiculé par nombre d'érudits et de lecteurs professionnels, rompus à compiler des notices biographiques truffées d'erreurs. C'est ainsi qu'au XIXe siècle, Théodore Lebreton présentait l'autrice comme la « parente des deux Corneille et de Fontenelle[11] », tandis qu'Eugène Asse achevait de la figer dans un rapport généalogique aliénant[12]. Le cercle et ses membres ne disposaient pas alors d'autres

[9] *Ibidem*, p. 15.

[10] « *Brutus*, Festival de Barentin », *France Culture*, Retransmission audio avec un propos introductif de M. Joly, Dimanche 1/10/1972 à 14h45 (durée : 01:43:18), Producteur, Paris : Office national de radiodiffusion télévision française, Archives Radio Pro, 1972, INA (Identifiant : PHD99219057).

[11] T. Lebreton, *Biographie rouennaise*, A. Le Brument Éditeur, Paris 1865, pp. 27–28.

[12] E. Asse, « Une nièce du grand Corneille. Mlle Bernard », *Revue biblio-iconographique*, 1898, no 7, pp. 404–409 ; no 8, pp. 457–463. D'autres articles seront publiés dans la même revue entre 1899 et 1900.

sources : la chronologie des études est telle qu'il a fallu attendre la thèse de Catherine Plusquellec, soutenue en 1982[13], puis les travaux de Franco Piva, publiés à la fin du XX^e^ siècle[14], pour que soit déconstruite la légende biographique apparentant la Rouennaise à Corneille.

En 1972, ce lien familial était néanmoins inconnu du grand public, tout comme la dramaturge elle-même. La nécessité de le construire pour justifier son annexion au festival requérait la mise en place d'une campagne de communication, campagne qui allait s'employer à l'ériger en satellite de la famille.

2.1. « En famille » : une campagne de communication inclusive

On possède un récit génétique, *via* un article paru six mois en amont de la représentation, tout à fait révélateur du lancement de la *nièce de* Pierre Corneille ou *des frères* Corneille en vue de la XVII^e^ édition du festival. La périphrase fonctionne comme un argument publicitaire tout en assurant la cohérence des discours : une jeune fille dans l'entourage proche d'un des plus grands auteurs du patrimoine littéraire français ne pouvait que susciter l'intérêt, *a fortiori* si elle avait suivi les traces de son oncle illustre. Le 27 mars, Morisset signe un texte dans *Paris-Normandie* intitulé « Associer dans un même hommage Pierre CORNEILLE, Catherine BERNARD et Jacqueline MORANE pour le festival 1972 de Barentin. » L'identité de cet homme n'est pas indifférente puisqu'il compte parmi les membres les plus dévoués du *Cercle Pierre et Thomas Corneille*. Dans un style grandiloquent et mélodramatique, il raconte comment aurait surgi l'idée de mettre Catherine Bernard à l'affiche :

> Corneille avait réunion samedi soir à Barentin, autour du président André Marie, et des membres du cercle qu'il a créé pour servir la mémoire du poète du « Cid » et du poète d'« Ariane » (Thomas, le jeune oublié, en France, et réhabilité à Barentin) le député de la circonscription, M. de Sarnez, l'animateur du cercle, recréateur de tant de chefs-d'œuvre, Jean Serge, et un jeune artiste associé à ce renouveau, Francis Grenet, de Rouen.
> – *Que ferons-nous en 1972 ?* se demandèrent ces pionniers de la cause des trois Corneille (ils ont naguère tiré de l'oubli Antoine Corneille, le troisième frère qui fut prêtre et poète lyrique).
> Or, il y a encore dans la famille des talents, dans l'ombre. Il y a une nièce, Catherine Bernard, née à Rouen, où elle fut huguenote, exilée plus tard à Paris où elle se fit catholique, amie de son cousin Fontenelle et auteur de plusieurs tragédies, dont un « Brutus » qui a grande allure et qui anticipe si étonnamment sur le théâtre à venir que Voltaire a fait plus que s'en inspirer pour écrire à son tour un « Brutus » qui a éclipsé l'autre.
> En septembre prochain Catherine Bernard aura cessé d'être une grande oubliée […]

---

13 C. Plusquellec, *L'Œuvre de Catherine Bernard (romans, théâtre, poésies)*, Thèse pour le Doctorat de 3^e^ cycle, sous la direction d'A. Niderst, Université de Rouen 1982.

14 F. Piva, « Alla ricerca di Catherine Bernard », *Saggi di Linguistica e di Letteratura in memoria di Paolo Zolli*, Padoue, Antenore 1991, pp. 589–606 ; du même, *Œuvres*, vol. 1, *Romans et nouvelles*, Fasano/Nizet, Paris/Schena 1993 ; vol. 2, *Théâtre et poésie*, Fasano/Nizet, Paris/Schena 1999.

> Et le président Marie suggéra […] [que] le « Brutus » de Catherine Bernard revoie les feux de la rampe.
> Tout le monde applaudit[15].

Abstraction faite de son style compassé, le récit de l'épisode est doublement instructif, par sa présentation des membres du bureau en inventeurs, au sens où ils auraient découvert la dramaturge, et par sa version biographique idéale pour le festival : Catherine Bernard y est promue petite dernière de la famille Corneille et semble avoir été dotée du génie dramatique dès sa naissance. Morisset évoque *Brutus* en termes hyperboliques et n'hésite pas à exagérer la productivité de l'autrice, qui n'a que deux tragédies à son actif, et non « plusieurs ». Son article est à la gloire du cercle qui a su trouver une figure digne de servir la cause des Corneille, tout en manifestant sa capacité à se renouveler. Les colonnes de *Paris-Normandie*, où il signe régulièrement, lui permettent de promouvoir les initiatives de ses confrères.

À partir de là, on observe que les journalistes se nourrissent des mêmes éléments de langage. Il en va ainsi de Pierre Mazars, « envoyé spécial » du *Figaro* au festival, qui publie deux articles, le premier à un mois de la représentation, le second, l'avant-veille :

> À Barentin : UNE TRAGÉDIE DE LA NIÈCE DE CORNEILLE[16]
> CATHERINE BERNARD nièce de Corneille jouée à Barentin[17]

Le titrage est simple et efficace, mais alors qu'en août il paraît judicieux de recourir à une périphrase accrocheuse plutôt que de publier un patronyme sans gloire, divulguer celui-ci dans l'imminence de l'événement relève d'une habile stratégie pour piquer la curiosité des lecteurs et/ou des futurs spectateurs.

Dans le livret du festival, le résumé-présentation de *Brutus* est significativement titré « L'Héritage de Corneille ». Il ne contient pas une seule fois le nom de Catherine Bernard et se clôt par la formule attendue :

> Il y a, pour évoquer la préciosité des sentiments héritée de la carte du Tendre dans les salons du XVII^e^ siècle, une moralité pessimiste des conséquences toujours néfastes de l'amour-passion. Et ce mélange évoque l'harmonie austère des opéras de Gluck avec une recherche de la qualité de la versification qui est sans doute l'héritage familial de cette nièce de Pierre et Thomas Corneille[18].

---

[15] M. Morisset, « Associer dans un même hommage Pierre Corneille, Catherine Bernard et Jacqueline Morane pour le festival 1972 de Barentin », *Paris-Normandie*, Lundi 27/03/1972.

[16] P. Mazars, « À Barentin : une tragédie de la nièce de Corneille », *Le Figaro*, Lundi 28/08/1972.

[17] P. Mazars, « Catherine Bernard nièce de Corneille jouée à Barentin », *Le Figaro*, Vendredi 22/09/1972.

[18] « L'Héritage de Corneille », *1972. Théâtre Mondory [sic] Barentin. Sous l'égide du Cercle Pierre et Thomas Corneille avec l'aide de la ville de Barentin et avec le concours de l'O.R.T.F. Création de la tragédie en 5 actes en vers de Catherine Bernard ; Brutus, Dimanche 24 septembre, Matinée à 16h*, n.p.

À la suite de l'unique performance, le discours journalistique s'élève à la critique dramatique proprement dite et s'étoffe de commentaires évaluatifs sur la mise en scène, le jeu des acteurs et la valeur de la tragédie. Morisset produit un compte rendu dithyrambique dès le lendemain :

> Aux sortilèges [des] alexandrins frappés comme des profils de médaille s'ajoutaient ceux d'une musique où voisinaient Brahms, Haendel, Bach et Chopin qu'interprétèrent Michel Scharapan au piano, Claude Burgos au violoncelle ; et ceux d'une mise en scène prestigieuse où Jean Serge s'était associé Yvan [sic] Morane.
> Et tout cela fit de ces deux heures qui parurent courtes, une espèce d'instant éternel où la tragédie des débuts de la république romaine, repensée, recréée par une Normande au XVII[e] siècle, rejoignant les plus grands moments de l'histoire, anticipant en même temps sur d'autres conjonctures que Catherine Bernard n'a pu connaître, mais qu'elle a pressenties : les moments les plus hauts, les plus pathétiques de la Convention, du Consulat, de l'Empire qui ressuscitèrent Rome sur la terre de France ; d'autres beaucoup plus proches de nous, qui sont d'hier, presque, et qui furent gonflés de la même sève, qui nous virent écartelés entre des choix tous proches de ceux qui déchirent et qui divisent les héros de cette tragédie.
> Et comment échapper, lors du dénouement qui fut si chaleureusement applaudi, à l'image du célèbre tableau de David au Louvre qui se profilait comme à l'arrière-plan de la tragédie de Catherine Bernard : *Les Licteurs rapportant à Brutus les corps de ses fils* ?[19]

Les références à la Révolution française, et surtout les allusions à la Seconde Guerre mondiale, sont particulièrement frappantes sous la plume du chroniqueur. Outre qu'elles subliment *Brutus* et qu'elles exaltent l'esprit visionnaire de la poétesse normande, elles sont propres à toucher le lecteur par le lien établi avec le récit historique national. L'ensemble concourt à prouver que Barentin a vu juste dans sa programmation.

Le surlendemain, c'est au tour de Mazars de signer un compte rendu dans *Le Figaro* :

> Il y a de la *Reine morte* dans l'histoire de ce consul qui aime ses deux fils et pourtant les fait condamner à mort. L'amour tout court, l'amour paternel, la raison d'État, voilà ce que Catherine Bernard emprunte à l'oncle Pierre ainsi qu'une argumentation très structurée, plus ramassée aussi.
> Mais elle a pris chez Racine le goût d'une langue musicale où les allitérations ont une grande importance et contribuent par le seul jeu des sons à accentuer le caractère viril ou féminin du personnage. Le phénomène est frappant dans les duos entre Titus et Aquilie où les sonorités fortes et dures du premier de ces rôles s'opposent à des phrases douces et glissantes. Gérald Marti et Hélène Arié ont remarquablement exprimé cet antagonisme subtilement suggéré par le verbe.

[19] M. Morisset, « À Barentin, dans la mise en scène de Jean Serge, Paul Écoffard, Alberte Aveline et leurs partenaires ont ressuscité le 'Brutus' de Catherine Bernard » ; « Le C.E.S. Catherine-Bernard a été inauguré hier mais Anne Chopinet n'était pas là », *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972.

> Un autre personnage important, celui de Valérie, est partagé entre la dureté et la faiblesse et Alberte Aveline a su doser l'énergie grandissante qui lui permettra de surmonter cette alternance.
> […] Le décor ressemble aux fresques majestueuses des peintres de l'histoire de la Restauration mais le rideau tombe sur trois morts comme à la fin d'un drame de cette époque. Catherine Bernard, elle aussi, balance entre la fermeté classique et une fougue qui ne s'appelait pas encore romantique[20].

L'autrice est toujours présentée comme étant redevable de ses compétences tragiques à Corneille et Racine, mais le système de comparaison avec des autorités dramatiques masculines s'enrichit du souvenir d'Henry de Montherlant, disparu cinq jours plus tôt, le 21 septembre 1972.

L'attention prêtée à la musique devient l'angle éditorial de Jacqueline Cartier, journaliste culturelle à *France-Soir*. Le 26 septembre, elle signe un texte fidèle à l'esprit de ses prédécesseurs qui s'ouvre par deux phrases révélatrices du processus de récupération de Catherine Bernard :

> Corneille à l'affiche à Barentin. Mais par plume interposée, puisque « Brutus », présenté dimanche après-midi, est attribué à Catherine Bernard, nièce par alliance de l'auteur du « Cid ». Attribution contestée par ceux qui prétendent que Fontenelle, neveu de Corneille, aurait tenu la main dans cette affaire à sa cousine Mlle Bernard[21].

Accompagnée d'une séquence désattributive, la mention d'un autre parent supposé en la personne de Fontenelle[22] ne fait que renforcer la mise sous tutelle de la dramaturge.

Au fond, la saisie cornélienne de Catherine Bernard dont témoignent (ou qu'élaborent) ces chroniques, n'a rien de surprenant. Outre que le lien de parenté était allégué par la tradition, la « structure du festival y invitait », souligne Myriam Dufour-Maître à propos des mises en scène de Thomas Corneille :

> L'approche de ce répertoire tiré des limbes demeurait corsetée dans les parallèles constants avec le grand Corneille et avec Racine […] : on n'écouta *Ariane* (1960, 1973) ou *La Mort d'Annibal* (1968) qu'en référence à *Phèdre* ou à *Nicomède*[23].

Il n'en reste pas moins que l'usage barentinois de cette af/filiation demeure singulier. La nièce est opportunément mise à profit, avec les meilleures intentions du monde, non seulement pour justifier l'ouverture du festival à d'autres expérimentations scéniques, mais encore pour louer le comité organisateur de sa clairvoyance.

---

[20] P. Mazars, « Brutus de Catherine Bernard », *Le Figaro*, Mardi 26/09/1972.

[21] J. Cartier, « Une tragédie musicale », *France-Soir*, Mardi 26/09/1972.

[22] Voir N. Ekstein, « Appropriation and Gender: the Case of Catherine Bernard and Bernard de Fontenelle », *Eighteenth Century Studies*, 30–1, 1996, pp. 59–80.

[23] M. Dufour-Maître, *Thomas Corneille (1625–1709) : une dramaturgie virtuose*, Rouen, PURH, 2014, p. 27.

2.2. André Marie, chef d'orchestre de la résurrection de *Brutus*

André Marie est le premier à faire usage du terme « résurrection[24] », moins pour ses connotations religieuses que morales, sa mission consistant, d'après les témoignages écrits, à réparer une injustice de l'histoire, et plus particulièrement une injustice de l'histoire du théâtre. Par de micro-récits, les comptes rendus narrent les hauts faits d'un héros qui se porte au secours d'un chef-d'œuvre en péril et d'une belle endormie. Comme il se doit, le chevalier accomplit des exploits surhumains, se heurte à des obstacles, et finit par en triompher. Tous les ingrédients de cette geste sont fournis par Morisset : « La preuve est faite en raison, avant tout de l'obstination très normande du président André Marie qui, longtemps seul détenteur du secret de cette œuvre, a voulu envers et contre tous, cette résurrection »[25]. Par « détenteur du secret de cette œuvre », il faut comprendre qu'ayant localisé à la Bibliothèque nationale le seul exemplaire alors connu de l'édition imprimée de *Brutus*, Marie s'était fait le commanditaire d'une reproduction du microfilm, puis d'une réédition en fac-similé, qu'il offrit aux interprètes. C'est ce qu'indique le *Bulletin Municipal* qui tend à représenter l'élu sous les traits d'un prince cultivé, d'un mécène favorisant le développement des lettres, et d'un bibliophile amateur d'éditions anciennes et de belles reliures. Peu s'en faut que le périodique ne construise Marie en premier éditeur moderne de *Brutus*[26].

Les interviews d'André Marie, de même que ses propres discours, sont aussi l'occasion de faire la démonstration d'un ethos d'érudit, tant l'homme fait savoir qu'il maîtrise la biographie de Catherine Bernard et l'histoire du texte :

> – Ce *Brutus*, achevé d'imprimer le 8 février 1691, n'eut pas moins, nous dit-il, de 25 représentations alors que celui de Voltaire n'en aura que 15 en 1730[27].
>
> Et c'est alors que nous nous sommes souvenus de la page consacrée par Théodore Lebreton, dans ses « Biographies Rouennaises », à Catherine Bernard. Née en 1632, parente des deux Corneille et de Fontenelle, elle avait été élevée dans la religion réformée[28].

En dernier ressort, la fonction de président du cercle n'est jamais perdue de vue : André Marie a décidé de faire représenter *Brutus* « envers et contre tous », hostilité ou résistance qui n'est pas sans évoquer un motif épique.

De toute évidence, les écrits de nature épitextuelle ne sont pas dénués d'accents hagiographiques. L'on y cerne de manière assez nette les aspects – sexe féminin, parenté cornélienne, écriture tragique, confidentialité, oubli – qui rendaient Catherine Bernard et *Brutus* idéalement aptes à promouvoir la figure lettrée d'André Marie[29],

---

[24] Voir le discours prononcé lors de l'inauguration du collège *Catherine-Bernard* (20 septembre 1972), retranscrit dans le *Bulletin Municipal Officiel de la ville de Barentin*, 1972, 16e année, no 59, p. 30 [désormais abrégé en *BMOB*].

[25] Art. cit., *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972.

[26] *BMOB*, *op. cit.*, p. 31.

[27] Art. cit., *Le Figaro*, Vendredi 22/09/1972.

[28] *BMOB*, *op. cit.*, p. 30.

[29] A. Marie, *Les Écrivains normands (parodies et pastiches)*, Henri Defontaine, Rouen 1921.

qui réussit à cumuler les rôles d'inventeur, de passeur et de diffuseur de la pièce de théâtre.

3. Catherine Bernard côté ville : l'invention d'une figure de marraine

Côté ville, l'élu écrit une autre histoire pour Catherine Bernard où il affiche, en plus d'une politique culturelle éclairée, une politique sociale qui se veut ambitieuse.

3.1. Une vitrine de la politique scolaire à Barentin

Pour filer la métaphore, la résurrection s'accompagne d'une réincarnation. Un collège d'enseignement secondaire (C.E.S.) baptisé *Catherine-Bernard* est en effet inauguré à Barentin le matin de la performance théâtrale, « à 11 heures précises, alors que le soleil baignait l'établissement – que les élèves, eux, occupaient déjà depuis la rentrée[30] ». La programmation au mois de septembre prend dès lors tout son sens.

Compte tenu de la notoriété d'André Marie, l'événement est diffusé nationalement. La revue de presse en apporte la preuve, en même temps qu'elle permet de saisir l'émergence d'une figure nouvelle de *marraine* :

> C'est « en famille », si l'on peut dire, qu'a été inauguré le collège d'enseignement technique « Catherine Bernard », à Barentin. La marraine de ce C.E.S. n'est-elle pas parente de Thomas Corneille et de Fontenelle […] ?[31]

L'expression récurrente « à l'occasion de » énonce clairement la hiérarchie des priorités : la création dramatique semble n'avoir été conçue que pour être rattachée à un projet municipal préexistant, qu'elle sert à valoriser.

L'inauguration du collège est fêtée en grande pompe par la cité barentinoise, qui mobilise d'importants moyens matériels, cependant qu'André Marie brille en conviant l'élite du monde politique, éducatif et culturel :

> M. Étienne Wolff, membre de l'Académie française, de l'Académie de médecine, de l'Académie des sciences et directeur du Collège de France ; […] M. Olivier de Sarnez, député ; M. Gulphe, procureur général ; M. Rossi, directeur départemental de l'Équipement ; M. Bonissol, de la Jeunesse et des sports, de nombreux conseillers généraux et maires de la région, se rassemblèrent dans la cour de l'établissement[32].

Les deux organes de presse les plus intéressés à publier l'information – le *Bulletin Municipal* et *Paris-Normandie* – soulignent la solennité du moment avec force détails : *La Marseillaise* « exécutée par l'Harmonie Municipale Auguste-Badin placée

---

30 *BMOB*, *op. cit.*, p. 29.

31 Art. cit., *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972. Voir aussi : art. cit., *Paris-Normandie*, Lundi 27/03/1972 ; *BMOB*, *op. cit.*, p. 30 ; art. cit., *Le Figaro*, Lundi 28/08/1972 ; art. cit., *Le Figaro*, Vendredi 22/09/1972 et J. Cartier, « 'Brutus' à Barentin », *France-Soir*, Mardi 29/08/1972.

32 Art. cit., *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972.

sous la direction de son chef, M. Raboldt[33] », ou encore la plaque commémorative dévoilée par Étienne Wolff, qui apporte une caution intellectuelle et institutionnelle de prestige aux manifestations du jour[34].

André Marie expose devant cet aéropage les raisons pour lesquelles Barentin a tenu à doter son lycée *Thomas-Corneille* d'une annexe. Il est évident que parlent en lui autant le maire que l'ancien ministre de l'Éducation nationale car le *satisfecit* décerné à la politique scolaire de la ville s'inscrit dans un contexte socio-économique historiquement situé. Le Schéma d'Aménagement de la Basse-Seine prévoyait en effet une forte hausse démographique dans un paysage déjà marqué par le *baby-boom* des Trente Glorieuses. Le discours d'André Marie est révélateur de tensions nées de l'écart entre l'ampleur des travaux à réaliser à l'échelle communale pour investir dans les infrastructures scolaires, et la faiblesse des moyens alloués par l'État pour les financer. Prenant à témoin « le très dévoué M. Félon qui représente […] tout l'appareil rectoral et académique », l'élu déplore l'« imprévoyance » de l'Administration et lance un cri d'alarme : d'une capacité de six cents places, ce nouveau collège est « d'ores et déjà comble » et le sous-équipement scolaire de Barentin est criant. L'occasion, pour l'orateur, de s'autoriser des envolées lyriques et de parler d'un conseil municipal qui consent à des « sacrifices exceptionnels » sur son budget parce qu'il est « passionnément attaché à l'école ». Et de souhaiter, en retour, que l'État s'acquitte de ses responsabilités[35].

Pointer le manque d'engagement de l'État est un moyen pour le maire de valoriser la gestion de sa propre ville, et surtout de se réclamer de valeurs positives par la revendication de nobles priorités : jeunesse, éducation et culture. Dans l'esprit du politique lettré, la création d'un collège portant le nom d'une autrice locale du XVII[e] siècle est avant tout un pont supplémentaire jeté « entre les fastes littéraires du passé » et « les fructueux efforts du présent pour l'épanouissement de notre jeunesse ! »

3.2. Une vitrine de la cause féminine à Barentin

Barentin, la « ville la plus jeune du département », avait tout intérêt à cultiver son rôle d'avant-garde dans le domaine de la cause féminine, à plus forte raison dans le sillage de mai 68. Ce travail de visibilisation est sensible dans le triple hommage rendu à des femmes le 24 septembre.

André Marie fait valoir que le collège *Catherine-Bernard* couronne un ensemble d'édifices où deux autres célébrités rouennaises du XVII[e] siècle ont déjà pris place, chacune ayant contribué à leur manière au rayonnement artistique de la France :

---

[33] *BMOB*, *op. cit.*, p. 29.

[34] Scolarisé au lycée de Rouen, É. Wolff a passé une partie de sa jeunesse en Normandie. Il prononce lui aussi un discours le jour de l'inauguration du collège *Catherine-Bernard*, qu'il reprendra en partie dans J. Cartier, « 'Brutus' à Barentin », *France-Soir*, Mardi 29/08/1972, pp. 278–281.

[35] *BMOB*, *op. cit.*, p. 29.

> Dans ce vaste quadrilatère qui était naguère une prairie se sont édifiés plusieurs établissements scolaires importants : d'abord le lycée Thomas-Corneille […] ; puis ce furent les deux écoles primaires : l'école Fontenelle et l'école Mlle-La-Champmeslé, créatrice triomphante de l'« Ariane », de Thomas, et puis l'école maternelle Mlle-de-la-Mésangère, cette demoiselle à qui La Fontaine adressa un si joli poème…[36]

Rares étaient les bâtiments officiels à porter le nom d'une femme en 1972. La situation n'ayant guère évolué depuis[37], on retiendra que les écoles et le collège barentinois restent à ce jour les seuls en France à honorer Mademoiselle de Champmeslé, Madame de La Mésangère et Catherine Bernard.

Le deuxième hommage gratifie une femme présente aux cérémonies d'inauguration :

> Je m'en voudrais […] si je ne saluais à votre côté, Madame Émilienne Wolff qui, elle aussi, a bien voulu répondre à notre invitation. Docteur ès-sciences, directeur scientifique au C.N.R.S., elle a participé – ô combien – aux succès que je viens de rappeler[38].

Outre qu'il mentionne le prénom de cette femme, l'élu porte à l'attention du public son grade académique et sa fonction institutionnelle éminente, de sorte qu'il valorise son statut de collaboratrice davantage que celui d'épouse qui vit et travaille aux côtés du grand homme. Une fois de plus, on doit souligner le courage de cette reconnaissance publique à l'heure où les femmes de sciences, du fait même de leur rareté ou de leur absence à des postes de responsabilité, n'avaient guère de visibilité dans la société.

L'exemplarité d'Émilienne Wolff est moindre en comparaison de celle de la troisième vedette féminine du jour, qui se trouve être aussi la vedette nationale de l'année 1972. Car Anne Chopinet[39], parmi les sept premières femmes à intégrer l'École polytechnique auparavant réservée aux hommes, qui plus est reçue major de promotion, avait été conviée à l'inauguration du collège. En signe d'hommage, une des vingt salles « claires et gaies » et « parfaitement équipées » lui fut même dédiée. Mais l'invitée brilla par son absence pour cause d'activités viriles :

> Il y a deux mois à peine, la France apprenait, avec une heureuse stupeur et une unanime admiration, qu'une jeune fille, élève studieuse d'un lycée parisien, entrait à l'École Polytechnique, major de sa promotion. Il était de notre devoir de rappeler aux jeunes élèves

---

[36] *Ibidem*, p. 30. Seconde fille de Mme de La Sablière, Marguerite de La Mésangère est veuve du sieur Guillaume Scott de La Mésangère, conseiller au Parlement de Rouen. La Fontaine lui dédie la fable *Daphnis et Alcimadure* (XII, 24), tandis que Fontenelle en fait l'interlocutrice de l'*Entretien sur la pluralité des mondes* (1686).

[37] « Rentrée scolaire. Noms des écoles : les femmes sous-représentées. E. Alix, avec F. Joly, A. Leclerc, A. Lévêque et J.-G. Voyer pour le traitement des données », *Ouest-France, édition numérique*, publié en ligne le 3 septembre 2018, https://www.ouest-france.fr/education/rentree-scolaire/rentree-scolaire-noms-des-ecoles-les-femmes-sous-representees-5944311, consulté le 10/09/2018.

[38] *BMOB*, *op. cit.*, p. 30.

[39] Née en 1953, A. Chopinet est devenue A. Duthilleul par son mariage.

> de ce collège un aussi magnifique exemple de travail, de courage et aussi de simplicité. Anne Chopinet eût été des nôtres aujourd'hui, si son succès ne l'avait soumise, dès le début de ce mois, aux obligations nouvelles de la vie militaire ![40]

La salle qui porte le nom de l'élève ingénieure est une salle de technologie ornée de son « portrait souriant » qui y « figure en bonne place[41] ». Il est à supposer que dans un contexte de revalorisation de l'enseignement technologique en France[42], que ne pouvait ignorer l'ancien ministre de l'Éducation nationale, le patronage d'Anne Chopinet sonnait comme un appel à la fierté pour les collégiens et les collégiennes, en plus d'offrir un exemple éclatant (et contemporain) de réussite féminine.

Par décision politique, le collège inauguré à l'automne 1972 est résolument placé sous le signe du féminin. Catherine Bernard permet que soit réactualisé le souvenir de gloires d'antan et mis en lumière des parcours d'exception, celui d'une femme de sciences à la carrière installée, et celui d'une jeune fille fraîchement entrée dans l'histoire de France pour avoir rompu le monopole masculin d'une grande école. On objectera que ces femmes restent bien inoffensives dans leur dimension émancipatrice et que baptiser un établissement du nom de Charlotte Corday, autre native de Normandie et descendante directe de la famille Corneille, eût été plus osé de la part d'un élu de centre-droit. En réalité, le féminisme d'André Marie se donne à entendre non pas comme militantisme, mais comme volonté à la fois de réintégrer les femmes oubliées dans l'espace urbain – et de les faire ainsi exister dans la conscience collective citoyenne[43] –, et de promouvoir la participation des femmes à la vie sociale et professionnelle. En ce sens, Catherine Bernard exemplifie le souci qu'a eu Barentin de s'impliquer concrètement dans les questions sociétales en visibilisant des femmes, d'hier ou d'aujourd'hui, méconnues ou illustres, à la scène ou à la ville.

***

L'opération de résurrection du *Brutus* de Catherine Bernard à Barentin s'avère ambivalente. D'un côté, l'autrice et sa tragédie sont récupérées pour servir les intérêts du festival et du pouvoir municipal, fortement personnalisés par André Marie. Tout est mis en œuvre pour que Catherine Bernard renaisse dans les rôles de nièce et de marraine taillés sur mesure. De l'autre, le réemploi culturel et politique leur confère une visibilité sans précédent, et toujours inégalée. Gardons à l'esprit qu'en près de cinquante ans, aucun metteur en scène après Jean Serge n'a redonné vie à la

---

[40] *BMOB*, *op. cit.*, p. 30. Voir aussi : art. cit., *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972.

[41] *Ibidem*, p. 31.

[42] Loi d'orientation sur l'enseignement technologique du 16 juillet 1971.

[43] « En gravant le nom de Catherine Bernard au fronton de son prochain C.E.S., la ville de Barentin, en réparant une injustice, a voulu que cette gloire soit désormais connue des générations à venir. » (C.-P. Couture, « Mademoiselle Bernard fut 'Calliope l'invincible' au soleil du Grand Siècle », *1972. Théâtre Mondory [sic] Barentin*, *op. cit.*).

pièce[44]. Étienne Wolff avait pourtant appelé de ses vœux d'autres propositions tant la performance barentinoise – qui remporta le succès escompté – l'avait convaincu de la modernité scénique de *Brutus*[45]. La controverse qui opposa en 1987 deux grands spécialistes du théâtre du XVII^e^ siècle atteste au contraire l'appauvrissement des esprits. Alors que Charles Mazouer estimait que la tragédie méritait amplement d'être rejouée « comme cela s'est fait, il y a une bonne dizaine d'années, en Normandie[46] », Jacques Morel n'en voyait pas du tout l'utilité sous prétexte que « rien ne résiste dans ces tragédies de Catherine Bernard[47] ».

À Barentin, *Brutus* a aussi bénéficié de lectures critiques neuves. Étienne Wolff pointe la modernité historique de la pièce qui traite d'un sujet « qu'aucun autre n'avait encore traité : le droit du peuple à s'affranchir de la tyrannie. » Tous les Français, souligne-t-il, « ont eu à résoudre un semblable cas de conscience, après l'armistice de 1940[48] ». Déjà présente chez Morisset, cette interprétation prouve que la tragédie résonnait de l'écho de la Seconde Guerre mondiale et qu'elle avait su toucher une génération d'hommes qui s'était refusée à prêter serment au régime vichyste du maréchal Pétain, comme ce fut le cas de Jean Serge, d'Étienne Wolff et d'André Marie[49].

En dernier ressort, l'usage « féministe » de Catherine Bernard et de *Brutus* à la faveur du contexte des années 70, demeure l'acte politique le plus revivifiant d'André Marie. Car son geste de résurrection est précurseur d'une nouvelle façon de concevoir et d'écrire le patrimoine : en osant une tragédie de femme au festival Corneille, en baptisant un collège barentinois du patronyme d'une autrice classique, le député-maire imposait assurément ses goûts personnels à sa ville, mais il valorisait également une oubliée de la région, et bien d'autres avec elle. Ce faisant, il instituait le matrimoine culturel normand.

Pour toutes ces raisons, et comme pour Thomas Corneille[50], Barentin est une étape décisive dans l'histoire de la réception critique de Catherine Bernard et de sa tragédie. Les nombreux écrits générés à cette occasion, en particulier journalistiques, quoique par nature codifiés, répétitifs et souvent pompeux, voire d'un faible intérêt littéraire, méritent d'être inclus dans la bibliographie portant sur Catherine Bernard et le théâtre de femmes d'Ancien Régime.

---

[44] *Brutus* a néanmoins fait l'objet d'une lecture par la Troupe de la Comédie-Française le 9 janvier 2016, dans le cadre des « Journées particulières » (mise en contexte par A. Sanjuan, conservatrice-archiviste de la Comédie-Française).

[45] É. Wolff, « Une poétesse oubliée : Catherine Bernard », *La Nouvelle Revue des deux mondes*, Février 1973, p. 281.

[46] C. Mazouer, « Le *Brutus* de Catherine Bernard et Fontenelle : la tradition de l'héroïsme », *Études normandes*, n^o^ 3, 1987, p. 59.

[47] J. Morel, « Catherine Bernard et Fontenelle : l'art de la tragédie », *Fontenelle, actes du colloque de Rouen, 6-10 octobre 1987*, A. Niderst (dir.), PUF, Paris 1989, p. 186.

[48] É. Wolff, « Une poétesse oubliée », art. cit., p. 281.

[49] Fait prisonnier le 20 juin 1940, après avoir été mobilisé sur la ligne Maginot en 1938, É. Wolff connut la captivité pendant cinq ans. Entré dans la résistance, A. Marie fut quant à lui arrêté en 1943 et déporté au camp de Buchenwald jusqu'en 1945.

[50] M. Dufour-Maître, *Thomas Corneille (1625-1709)*, *op. cit.*, p. 27.

Bibliographie

Éditions de *Brutus*

Veuve Gontier, Paris 1691.
D. Conroy (éd.), *Théâtre de femmes de l'Ancien Régime*, T. 3, *XVII^e^-XVIII^e^ siècle*, PUSE, Saint-Étienne 2011.

Monographies et revues

A. Andrieu-Guitrancourt, *Le Festival Corneille. Vingt ans de théâtre à Barentin (1956-1975)*, Éditions Médianes, Rouen 1994.
E. Asse, « Une nièce du grand Corneille. Mlle Bernard », *Revue biblio-iconographique*, 1898, n° 7 et 8.
M. Bidaux, C. Bouillon, *André Marie (1897-1974). Sur les traces d'un homme d'État*, Autrement, Paris 2014.
A. Blanc, « Le Festival de Barentin », *Revue d'histoire du théâtre*, 2006, n° 1.
M. Dufour-Maître, *Thomas Corneille (1625-1709) : une dramaturgie virtuose*, PURH, Rouen 2014.
N. Ekstein, « Appropriation and Gender: the Case of Catherine Bernard and Bernard de Fontenelle », *Eighteenth Century Studies*, 1996, n° 30–1.
T. Lebreton, *Biographie rouennaise*, A. Le Brument Éditeur, Paris 1865.
A. Marie, *Les Écrivains normands (parodies et pastiches)*, Henri Defontaine, Rouen 1921.
C. Mazouer, « Le *Brutus* de Catherine Bernard et Fontenelle : la tradition de l'héroïsme », *Études normandes*, 1987, n° 3.
J. Morel, « Catherine Bernard et Fontenelle : l'art de la tragédie », *Fontenelle, actes du colloque de Rouen, 6-10 octobre 1987*, A. Niderst (dir.), PUF, Paris 1989.
F. Piva, « Alla ricerca di Catherine Bernard », *Saggi di Linguistica e di Letteratura in memoria di Paolo Zolli*, Padoue, Antenore 1991.
–, *Œuvres*, vol. 1, *Romans et nouvelles*, Fasano/Nizet, Paris/Schena 1993 ; vol. 2, *Théâtre et poésie*, Fasano/Nizet, Paris/ Schena 1999.
C. Plusquellec, *L'Œuvre de Catherine Bernard (romans, théâtre, poésies)*, Thèse pour le Doctorat de 3^e^ cycle, sous la direction d'A. Niderst, Université de Rouen 1982.
J. Serge, *Le Temps n'est plus de la bohème. Écrit en compagnie de Jean-François Colosimo*, Stock/Kian, Paris 1991.
É. Wolff, « Une poétesse oubliée : Catherine Bernard », *La Nouvelle Revue des deux mondes*, Février 1973.

Presse et média

« *Brutus*, Festival de Barentin », *France Culture*, Retransmission audio avec un propos introductif de M. Joly, Dimanche 1/10/1972 à 14h45 (durée : 01:43:18), Producteur, Paris : Office national de radiodiffusion télévision française, Archives Radio Pro, 1972, INA (Identifiant : PHD99219057).

« Rentrée scolaire. Noms des écoles : les femmes sous-représentées. E. Alix, avec F. Joly, A. Leclerc, A. Lévêque et J.-G. Voyer pour le traitement des données », *Ouest-France, édition numérique*, publié en ligne le 3 septembre 2018, https://www.ouest-france.fr/education/rentree-scolaire/rentree-scolaire-noms-des-ecoles-les-femmes-sous-representees-5944311, consulté le 10/09/2018.

J. Cartier, « 'Brutus' à Barentin », *France-Soir*, Mardi 29/08/1972.

–, « Une tragédie musicale », *France-Soir*, Mardi 26/09/1972.

C.-P. Couture, « Le dimanche 24 septembre a été inauguré le C.E.S. 'Catherine Bernard' » (contient la retranscription du discours d'inauguration d'André Marie et « La reprise de 'Brutus' »), *Bulletin Municipal Officiel de la ville de Barentin*, 1972, 16e année, no 59.

« Festival de Barentin : 'Brutus' », *Télérama* du 30/09 au 7/10/1972.

P. Mazars, « À Barentin : une tragédie de la nièce de Corneille », *Le Figaro*, Lundi 28/08/1972.

–, « Catherine Bernard nièce de Corneille jouée à Barentin », *Le Figaro*, Vendredi 22/09/1972.

–, « Brutus de Catherine Bernard », *Le Figaro*, Mardi 26/09/1972.

M. Morisset, « Associer dans un même hommage Pierre Corneille, Catherine Bernard et Jacqueline Morane pour le festival 1972 de Barentin », *Paris-Normandie*, Lundi 27/03/1972.

–, « À Barentin, dans la mise en scène de Jean Serge, Paul Écoffard, Alberte Aveline et leurs partenaires ont ressuscité le 'Brutus' de Catherine Bernard » ; « Le C.E.S. Catherine-Bernard a été inauguré hier mais Anne Chopinet n'était pas là », *Paris-Normandie*, Lundi 25/09/1972.

1972. Théâtre Mondory [sic] Barentin. Sous l'égide du Cercle Pierre et Thomas Corneille avec l'aide de la ville de Barentin et avec le concours de l'O.R.T. F. Création de la tragédie en 5 actes en vers de Catherine Bernard ; Brutus, Dimanche 24 septembre, Matinée à 16h (contient « L'Héritage de Corneille » et C.-P. Couture, « Mademoiselle Bernard fut 'Calliope l'invincible' au soleil du Grand Siècle »).

Mots-clés

Catherine Bernard, théâtre français du XVIIe siècle, femmes dramaturges, *Brutus*, Corneille, Barentin, André Marie, matrimoine

Abstract

Local Politics and Matrimony – the Case of Catherine Bernard's *Brutus* (1690) at the Corneille National Festival in Barentin (1972)

In 1972, *Brutus* by Catherine Bernard was played on stage during the Corneille National Festival in Barentin. Interestingly, despite the initial success at the Comédie-Française (18 December 1690), as well as during the next years, this five-act tragedy in verse was never staged afterwards. Based on the epitextual corpus composed with documents form the festival, press articles and magazine

reviews, the present study queries on the cultural and political goals of that representation, orchestrated as a truly dramatic ‘resurrection’. It shows that the play was staged to satisfy the converging interests of both the municipality and the festival, and in a way that the rehabilitation and the instrumentalisation of Catherine Bernard were unavoidable. Hence, far from being entirely prejudicial, the operation tended to legitimise the cultural and feminine heritage at the national scale.

Keywords

Catherine Bernard, French 17th-century theatre, women playwrights, *Brutus*, Corneille, Barentin, André Marie, matrimony

Stanisław Bereś (https://orcid.org/0000–0002–4322–4288)
Uniwersytet Wrocławski

Gdy runął mur. Literatura polska w dobie przełomu

Wielkie symbole mają to do siebie, że przemawiają do wyobraźni i są efektowne, ale dezorientują, bo nie zawsze mają pełne oparcie w faktach. Zwłaszcza symbole ponadnarodowe, takie jak upadek muru berlińskiego. Ilekroć zdarzało mi się uczestniczyć w dyskusjach nad przemianami w literaturze i sztuce krajów Europy Środkowo-Wschodniej, toczonych na zachodnich uczelniach, np. w Paryżu, Londynie, Rzymie, Madrycie, a zwłaszcza w Berlinie, tylekroć zderzałem się z kamiennym przekonaniem, że dla wszystkich krajów, które wyrwały się spod komunizmu i dominacji sowieckiej, cezura periodyzacyjna jest jedna i ta sama, a mechanizmy przemian podobne. Uporczywość tego mniemania spowodowała, że poczułem potrzebę, by w sposób elementarnie prosty spojrzeć na lata tego przełomu, z góry godząc się na to, że trzeba będzie mówić o rzeczach oczywistych. Bez nich bowiem trudno dyskutować o tych mniej ewidentnych. Taka właśnie intencja przyświeca temu szkicowi: by w sposób przejrzysty uporządkować fakty dotyczące literatury polskiej na przełomie XX i XXI wieku.

Jak już podkreśliłem, dla reprezentantów literackiego świata Niemiec oraz innych krajów zachodniej Europy demontaż muru berlińskiego był wydarzeniem przełomowym, inicjującym wyobrażeniowo wielki ruch późniejszych przemian w kulturze. Dla polskich elit literackich był tylko sygnałem, że erozja systemu komunistycznego rozszerza się i objęła kolejny kraj bloku wschodniego[1], a zmiany uzyskały przyzwolenie w Moskwie. Jak pamiętamy bowiem, demontaż muru zaczął się w noc 9/10 listopada 1989 r., tymczasem realne zmiany polityczne w Polsce rozpoczęły się już w styczniu 1989 r., a ich sygnałem było spotkanie w podwarszawskiej Magdalence przewodniczącego (rozbitej w stanie wojennym „Solidarności") Lecha Wałęsy z Ministrem Spraw Wewnętrznych gen. Czesławem Kiszczakiem. Już 6 lutego rozpoczęły się negocjacje tzw. „okrągłego stołu" pomiędzy reformatorską częścią partii komunistycznej a przedstawicielami opozycji na temat sposobu dopuszczenia jej do władzy. Efektem kompromisu były pierwsze po drugiej wojnie światowej „w 35% wolne" wybory do sejmu (bo 65% miejsc było zagwarantowanych dla władz). 12 września na czele rządu stanął opozycjonista Tadeusz Mazowiecki, a po roku prezydentem został Wałęsa, rozpoczynając proces zmian ustawodawczych, w wyniku których dyktaturę monopartii zastąpiła pełna demokracja parlamentarna,

[1] W *Pół wieku czyśćca* (Warszawa 1986) Tadeusz Konwicki zapewnia, że komunizm to anachronizm, a Związek Radziecki lada moment się rozpadnie. Warto dodać, że nagrania do tej książki miały miejsce trzy lata wcześniej.

centralistyczny system zarządzania gospodarką – wolny rynek. „Ustawa o zmianie Konstytucji" zlikwidowała cenzurę prewencyjną, wprowadziła wolność wyznań, zrzeszania się i stowarzyszania, a także swobodę poruszania się po świecie (jej ważnym wyrazem psychologicznym było posiadanie paszportu). Jak widzimy więc, w momencie upadku muru berlińskiego Polacy żyli już w innej rzeczywistości politycznej. Ostatecznym tego potwierdzeniem było opuszczenie Polski przez ostatnie okupacyjne jednostki armii radzieckiej w roku 1992.

W rzeczywistości jednak proces wyzwalania się Polaków spod komunizmu, zwłaszcza ich intelektualnych elit, zaczął się dużo wcześniej. Przypomnieć bowiem należy, że od 1976 roku zaczął funkcjonować niezależny od władz obieg informacyjny (prasy niezależna), a rok później literacki (czasopisma i książki). Już pierwsze wydane w podziemiu powieści (np. „Nierzeczywistość" Kazimierza Brandysa, „Kompleks polski" Tadeusza Konwickiego) osiągały nakłady 5–10 tys. egzemplarzy. Pisarze mieli więc już wybór: poddać się cenzurze i opisywać świat takim, jakiego pragną władze komunistyczne, albo pokazywać go takim, jakim widzą go sami. Zanim w 1980 r. powstała „Solidarność" wydano już ok. 7 tys. książek (6500–7200) i 3,5 tys. czasopism (udokumentowano 3277 druków zwartych)[2]. Dane te potwierdzają niewiarygodną dynamikę wydawniczą: jeśli do czasu „okrągłego stołu" wydano (wg ostrożnych szacunków) ok. 10,5 tys. pozycji, oznacza to, że w każdym roku ukazywało się ich 807, zaś w ciągu miesiąca 67. Do 1989 r. wydrukowano podziemnie w Polsce 17,5 tys. samych tylko książek, co oznacza, że potrzeba by na nie ćwierć kilometra półek. Ich autorami było ok. 1200 autorów[3] czyli tyle, ile liczył cały komunistyczny ZLP. Tak ogromnej produkcji – nawet po wprowadzeniu stanu wojennego – nie były w stanie skontrolować i spacyfikować ani służby tajne, ani milicja. Mimo wprowadzenia drakońskiego prawa, nakazującego sądom skazywanie za „działalność wywrotową" na karę śmierci i wieloletnie więzienia, od wprowadzenia stanu wojennego do „okrągłego stołu", opublikowano w Polsce 3,4 tys. nowych pism oraz 5,5 tys. książek. Mówiąc krótko, w środowisku autorów i czytelników pękła bariera strachu. A to oznacza, że w momencie upadku berlińskiego muru w literaturze polskiej sprawy już były dawno „posprzątane", a nowe karty rozdane[4]. Tyle tylko, że cała ta przemiana odbyła się poza ówczesnym prawem. Podkreślmy: prawem państwa totalitarnego. Rok 1989 oznaczał więc po prostu, że to, co się stało, uzyskało swój wymiar formalno-prawny. Czyli zostało przestawione z głowy na nogi.

Ktoś może jednak powiedzieć, że upadek muru ma jeszcze inny wymiar symboliczny: zlikwidowania bariery pomiędzy Europą środkowo-wschodnią (jako dotychczasową kolonią sowiecką) a Zachodem. To ważna konkluzja, ale wymaga dwóch uzupełnień o charakterze historycznym. Po pierwsze, połączenie się Niemiec,

---

[2] J. Kandziora, Z. Szymańska, „Bez cenzury 1976–1989: literatura, ruch wydawniczy, teatr: bibliografia", Warszawa 1999.

[3] W słowniku „*Kto był kim w drugim obiegu*" rozszyfrowano 3 tys. pseudonimów 1200 osób (na podst. 200 pism).

[4] Cenzura została formalnie zlikwidowana 11.04.1990 r, ale co najmniej od roku nie funkcjonowała już jak należy (Zob. A. Supruniuk, M.A. Supruniuk, *Drugi obieg wydawniczy (1974) 1976–1990 w zasobie Biblioteki Uniwersyteckiej w Toruniu*, t. 1, Warszawa 2015, s. 18).

a zatem powrót do dawnej potęgi, w Polakach – którzy niecałe pół wieku wcześniej stracili 6 mln obywateli z rąk niemieckich – było procesem, który w każdym starszym obywatelu Rzeczpospolitej budził naturalny niepokój. Po drugie, mur pomiędzy Polską a światem (poza latami 1949–1956) nigdy nie był w pełni szczelny. U kresu PRL szacowano liczbę Polaków poza granicami kraju na ok. 14 mln (na ok. 37 mln mieszkańców). Powodem były ogromne fale emigracyjne: po powstaniach XIX w., w ucieczce przed głodem (2,6 mln) i w czasie drugiej wojny światowej (0,5 mln). W czasach PRL-u różnymi drogami wyjechały kolejne 2 mln obywateli. Tak ogromna liczba polskich „emisariuszy" za granicą powodowała, że chociaż paszporty mieli tylko pupile władz, inteligencja polska zachowała poczucie duchowej więzi z Zachodem. Dla pisarzy było ono niezwykle ważne, bo do kraju przenikały pisma emigracyjne (np. „Kultura", „Wiadomości Literackie", „Aneks") oraz książki polskich oficyn wydawniczych w Stanach, Anglii i Francji (np. Instytut Literacki w Paryżu). Wielu autorów polskich mieszkających w kraju publikowało w nich pod pseudonimami. Tak zatem i na tym polu (łączności z Zachodem) upadek berlińskiego muru nie był specjalną rewolucją. Poza oczywistą przyjemnością obserwowania upadku potęgi komunizmu.

Obecnie, gdy Polska jest członkiem Unii Europejskiej, ok. 22 mln Polaków i tak mieszka poza krajem[5] (na 38,1 mln mieszkańców), a ok. 2,1 mln funkcjonuje na zasadzie (często sezonowej) półemigracji[6]. To dowodzi, że w Polakach zawsze istniało dążenie do kulturowej i życiowej dyfuzji. Za czasów komunizmu było one ograniczone fizycznie, ale w sensie wymiany idei i wartości nawet wtedy wykazywało dużą energię. Jedną z najważniejszych arterii, łączących polskich artystów ze światem, była szczególnie Francja, co wynika naturalnie z powodów historycznych[7].

W świetle tego, o czym mówię, jest bardziej zrozumiałe, dlaczego krytycy polscy i literaturoznawcy od 25 lat spierają się o to, czy, w wyniku wydarzeń politycznych 1989 r., w literaturze polskiej rzeczywiście nastąpił przełom, co naturalnie brzmi absurdalnie, bo przecież jest oczywiste, że jedno z największych wydarzeń w historii świata XX wieku, jakim był upadek komunizmu, zmieniło niemalże wszystko. W końcu nakazowy system produkcji i dystrybucji książek, w którym o nakładach decyduje Biuro Polityczne PZPR lub jej sekretarz wojewódzki to coś kompletnie innego od wolnego rynku, w którym wydawca rzuca do księgarń tyle utworów, ile jego zdaniem kupią czytelnicy, to jednak nie to samo. Inny jest świat, w którym autor

---

[5] W: *Polska Diaspora na świecie (dane szacunkowe 2007)* [on-line]. Stowarzyszenie Wspólnota Polska. [dostęp 2014–03–11]. Według szacunków MSW jest ich ok. 18 mln Wg. http://fakty.interia.pl/polska/news-ilu-polakow-zyje-za-granica-to-prawie-polowa-liczby-ludnosci,nId,989915.

[6] http://polska.newsweek.pl/liczba-polakow-na-emigracji-powody-emigracji-polakow-emigracja-zarobkowa-polacy-za-granica-newsweek-pl,artykuly,282588,1.html; B. Marczuk, *Emigracja bliska rekordu. Ci ludzie już nie wrócą*, „Rzeczospolita" 2014, nr 222, s. 1; wg GUS, Informacja o rozmiarach i kierunkach emigracji z Polski w latach 2004–2013, http://stat.gov.pl/obszary-tematyczne/ludnosc/migracje-ludnosci/informacja-o-rozmiarach-i-kierunkach-emigracji-z-polski-w-latach-20042013,2,7.html [15.03.2015].

[7] Od pierwszej połowy XIX było to największe w Europie skupisko polskiej emigracji. Obecnie we Francji mieszka ok. 1 mln 50 tys. Polaków.

kalkuluje, co i jak napisać, żeby cenzura nie odrzuciła mu utworu, a jego nie wciągnęła na tzw. „czerwony indeks", od tego, w którym pisze o tym, co chce i co uważa za piękne lub prawdziwe. Inaczej wreszcie funkcjonuje system literacki, w którym o tym, jakiego autora drukować, a jakiego dyskryminować decydują nie wartości tekstu, ale organizacja partyjna, służba bezpieczeństwa i resortowy urzędnik partyjny. A jednak, jak widzimy, nie dla każdego polskiego literaturoznawcy rok 1989 jest istotną cezurą periodyzacyjną. Wątpliwości wynikają częściowo z tego, że przemiany te zaczęły się dokonywać, jak zaznaczyłem, już od 1976 roku, a trochę też i z tego, że literatura III Rzeczpospolitej ani nie narodziła się z jednego (opozycyjnego) pnia, ani nie powstała jak feniks z popiołów, lecz weszła w nową epokę z całym bagażem 45 lat funkcjonowania w systemie cenzury i kontroli myśli. W „nowej" literaturze musieli więc znaleźć dla siebie miejsce zarówno niedawni pupile komunistycznej władzy (bo przecież nie wyparowali), programowi „izolacjoniści" (autorzy neutralni światopoglądowo oraz emigranci wewnętrzni), pisarze opozycyjni, jak i młodzi, debiutujący autorzy, którzy na sam dźwięk słowa „polityka" reagowali agresją lub gęsią skórką (zob. np. słynny wiersz Marcina Świetlickiego „Do Jana Polkowskiego"). Nie od razu (o ile w ogóle) zagoiły się rany z przeszłości, a głębokie podziały nie wyparowały. W końcu trudno zmienić skórę – zarówno tym, którzy nauczyli się żyć z beneficjów władzy i realizować jej oczekiwania, jak i tym, którzy wybrali drogę buntu i walenia w oczy brutalnej prawdy. Nie tak łatwo było zrozumieć, jednym i drugim, że wartość literacka ich dzieł oraz aplauz czytelników nie zależą od tego, czy stawiają na komunizm (a w związku z tym akceptują jego warunki czyli np. cenzurę), czy na demokrację parlamentarną i MTV. Obie postawy potrafiły rodzić zarówno dzieła, jak i tandetę. Choć brzmi to smutno, nie zawsze odwaga i cnota gwarantowała arcydzieła.

Kiedy więc zastanawiamy się nad zmianami w literaturze polskiej po 1989 r., jakie dokonywały się zarówno w sposobach jej funkcjonowania, jak i w umysłach pisarzy, nie można zapominać, że zaczęły się one dokonywać grubo wcześniej przed spektakularnym upadkiem komunistycznej władzy. I przed rozsypaniem się berlińskiego muru. W niniejszym tekście skoncentruję się nad tym, co zdarzyło się w rodzimej poezji i prozie głównie do roku 2000 (choć będę też wybiegał w lata późniejsze), bo właśnie wtedy doszło do nowej konfiguracji wszystkich reguł życia literackiego i sposobu funkcjonowania rynku książki. One zaś zaczęły formować postawy pisarzy, którzy musieli się dostosować do nowej rzeczywistości politycznej, społecznej i ekonomicznej. Ci, którzy tego nie zrobili, a byli tacy po obu stronach frontu, musieli zamilknąć lub pisali do szuflady. Jedni z żalem, że ich antykomunistyczna działalność nie została wynagrodzona wiernością czytelników, drudzy z pretensją, że po dziesiątkach lat funkcjonowania w roli koncesjonowanych pisarzy, co potwierdzały wielkie nakłady i lukratywne, tłumne wieczory autorskie (organizowały je często zakłady pracy), wydawcy nawet nie odpowiadają na ich nowe propozycje. Jedni i drudzy, a dotyczyło to aż dwóch pokoleń twórców, wychowali się i dojrzali artystycznie w systemie komunistycznym, a tu nagle zostali zmuszeni, by funkcjonować w systemie, który znali wyłącznie z lektur lub z zachodnich filmów. Nie było to łatwe – ani dla jednych, ani dla drugich.

Pamięć żywych jeszcze podziałów politycznych oraz kwestie – zawsze ważnej dla Polaków – pamięci historycznej w poważnym stopniu profilują pierwsze lata po upadku komunizmu. Był to bowiem okres przywracania literaturze polskiej pełnego kanonu literatury łagrowej, emigracyjnej i podziemnej. Warto przypomnieć bowiem, że aż do Nobla (1980) żadne utwory Czesława Miłosza nie były publikowane w kraju (poza samizdatem), że książki Witolda Gombrowicza ukazały się w Polsce dopiero w drugiej połowie lat 80., a i to okaleczone przez cenzurę; że najważniejsze utwory Józefa Czapskiego, Gustawa Herlinga-Grudzińskiego, Leo Lipskiego, Czesława Straszewicza, Andrzeja Bobkowskiego, Jerzego Stempowskiego i dziesiątków innych pisarzy tworzących na obczyźnie, były po prostu w kraju nieznane. Dostęp do nich mieli tylko ludzie związani z opozycją. Pierwsze więc lata po odzyskaniu niepodległości naznaczył powrót do normalnego obiegu niezliczonych dzieł pamiętnikarskich, diarystycznych, eseistycznych, historiograficznych, a przede wszystkim literackich, dokumentujących los Polaków w czasie drugiej wojny światowej oraz w latach PRL-u.

Na przełomie lat 80. i 90. rynek księgarski wchłonął ogromną liczbę tego typu literatury i ta ciężka praca, głównie edytorska i wydawnicza, była niezbędna dla odbudowania – fałszowanej przez prawie pół wieku – pamięci historycznej. Brzmi to dziś nieco pompatycznie, ale prawda jest taka, że skutków tak długotrwałej indoktrynacji, obejmującej 2–3 pokolenia, nie da się zniwelować z roku na rok. Trudno wyliczyć dokładnie, ile to trwało, ale w drugiej połowie lat 90. zapotrzebowanie na tego typu publikacje zaczęło spadać, a już na przełomie XX i XXI wieku można mówić o **wypaleniu się atrakcyjności etosu podziemnego**, co stanowiło dla byłych pisarzy-dysydentów, cieszących się w ostatnim okresie PRL-u wielkim autorytetem polityczno-moralnym, rodzaj szoku, który spowodował u wielu z nich ostry kryzys twórczy, nieufność wobec przemian w kraju lub zamykanie się w sobie. Była to, jak pokazały dobitnie zarówno sondaże czytelnicze, jak i badania historyków idei, zmiana głęboka, łącząca się z przewartościowaniem polskiej tradycji romantycznej, stanowiącej dotąd fundament kodów i postaw wolnościowych. Przejście **z dwubiegunowego układu hierarchii** literackich (obieg państwowy – obieg niezależny) **do modelu pluralistycznego** spowodowało wyłonienie się nowych oczekiwań czytelniczych, na które z miejsca zareagował wolny rynek, który nie kieruje się sentymentami wobec wolnościowych zasług. Skoro skończyła się hossa na książki, rekonstruujące losy Polaków, zmiażdżonych przez walec brunatnego i czerwonego totalitaryzmu, ich ilość gwałtownie spadła. Od 1999 r. obowiązkiem ich publikowania został obarczony Instytut Pamięci Narodowej (IPN). Kapitalną pracę wykonywał już wcześniej (i wykonuje nadal) dokumentacyjny Ośrodek „**Karta**". Wydawane w nim książki i czasopismo o tej samej nazwie, to prace bezcenne historycznie, a zarazem zapierające dech w piersiach (np. numery poświęcone Oneg Szabat lub rzeziom na ludności polskiej na Ukrainie[8]). Tego typu literaturę wspomnieniową publikują

[8] Zob. „Karta" 2003, nr 39 (*Dzień po dniu Zagłady*), „Karta" 1992, nr 8 (*Karczowani*), „Karta" 1998, nr 24 (*Polski policjant na Wołyniu*), „Karta" 2005, nr 46 (*Lato 1943*).

też okazjonalnie wydawcy ilekroć uda im się zdobyć wsparcie finansowe instytucji samorządowych oraz dotacji ministerialnych.

Aby jednak uwolnić się od bolesnego balastu historii, który tak szybko „wyszedł z mody" w wolnej Polsce, warto powiedzieć, że dla jej mieszkańców widomym symbolem przemiany systemowej po 1989 r. stało się z jednej strony, przekształcenie niedostępnego i ponurego budynku KC PZPR w Warszawie w Giełdę Papierów Wartościowych, z drugiej – pojawienie się na ulicach Mc Donald`sów. Dla mnie jednak tym symbolem było pojawienie się na głównych arteriach i placach miast straganów i turystycznych łóżek wypełnionych stosami świeżo wydrukowanych książek. Każdy kto – choćby turystycznie – przebywał w tym czasie w Polsce, pamięta niebywałą eksplozję wydawniczą, widoczną na każdym dosłownie kroku. Książkami handlowano wszędzie, nawet na zwykłych targowiskach. Ich ceny zmieniały się z tygodnia na tydzień, więc wydawcy naklejali na nie karteczki z aktualną ceną.

Niepodzielnie dominowały wówczas powieści sensacyjno-przygodowe, romanse oraz literatura opozycyjna i łagrowa. Wydawcy rozkwitali jak grzyby po deszczu. W ciągu kilku lat w miejsce kilkudziesięciu państwowych koncernów wydawniczych, zajmujących wielkie kamienice i zatrudniających dziesiątki (a nawet setki) redaktorów, pojawiły się tysiące małych, „dzikich" oficyn (często rodzinnych lub przyjacielskich), a ich łączne nakłady przekraczały łatwo 100 mln egz. rocznie. Książki Roberta Ludlama, Frederica Forsytha, Alistaire`a McLeana, czy seria Harlequina, nieobecne wcześniej w polskich księgarniach, drukowały się w nakładach ponad 100 tys. egz. Bardzo szybko jednak „niewidzialna ręka rynku" uregulowała ten niewiarygodny boom: już w połowie lat 90. roczna średnia tytułów wynosiła 25 tys., ilość wydawców spadła do 2–8 tys., co jak na społeczeństwo deklarujące w niezależnych sondażach czytelnictwo książek na poziomie 1–2% (a zatem 370–500 tys.) jest liczbą astronomiczną. Rzeczywistą aktywność na początku XXI w. wykazywało ok. 600 wydawców, zaś ton rynkowi nadawało 17 dużych wydawców (np. WSiP, PWN, PPWK, Muza, PIW, Znak, Świat Książki, SuperNowa, WAB, Czarne, Rebis, Wydawnictwo Literackie, Pruszyński i S-ka, Słowo/Obraz/Terytoria, Zysk i S-ka, Czytelnik, Iskry). 1/3 wydawców nie drukowała więcej niż jedną książkę rocznie.

Cyfry te, mówiąc w największym skrócie, oznaczają, że tuż po odzyskaniu niepodległości rynek polski wchłonął gigantyczną masę literatury, głównie popularnej i politycznej, jednak już po kilku latach nakłady prozy komercyjnej spadły dziesięciokrotnie, uzyskując nakłady 4–6 tys. egz., zaś twórczość pochodząca z drugiego obiegu przestała być praktycznie czytana, co dla liderów literackiej opozycji było wizerunkową i osobistą katastrofą, lecz świadczy o przejściu rynku w stan stacjonarny, czyli normalizacji. Ciekawe są w tym kontekście sondaże dotyczące książek z kręgu nowej ambitnej prozy polskiej. Tuż po roku 1989 ich nakłady były minimalne i nie przekraczały kilkuset egz., już jednak w połowie lat 90., za sprawą grupy silniejszych wydawnictw o aspiracjach elitarnych lub dzięki oficynom regionalnym, udało się nakręcić koniunkturę do poziomu 2–3 tys. egz., zaś dla grupy pisarzy o uznanych nazwiskach (np. Olga Tokarczuk, Andrzej Stasiuk, Manuela Gretkowska) nawet do wysokości 30–40 tys. egz. Za rekordowe w tamtym okresie uznać należy nakłady „Panny Nikt" Tomka Tryzny, „Kabaretu metafizycznego" Manueli Gretkowskiej,

„Prawieku i innych czasów" Olgi Tokarczuk, „Gnoju" Wojciecha Kuczoka i „Wojny polsko-ruskiej" Doroty Masłowskiej (100 tys. egz.). Różne były mechanizmy tych sukcesów. Pierwsza zawdzięczała go entuzjastycznej recenzji noblisty Czesława Miłosza, druga sprytnemu zagraniu marketingowemu (wydrukowanie na okładce cytatu z kurtuazyjnego listu Miłosza do autorki), dwie następne prestiżowej nagrodzie „Nike", ostatnia wpisaniu się powieści w młodzieżową subkulturę „dresiarską". Po ustabilizowaniu się rynku, książki prozatorskie tzw. kultowych pisarzy wysokoartystycznych sprzedawały się w nakładach 15–20 tys. egz., tomy poetyckie w nakładzie kilkuset egzemplarzy.

Ważną rolę w popularyzowaniu ambitnej książki zaczęły odgrywać konkursy literackie, których ilość obecnie znacznie przekroczyła 100, ale wtedy było ich tylko kilka. Oczywiście jak we wszystkich krajach, również w Polsce, największą rolę odgrywała literacka nagroda Nobla. Sprzedaż tomiku wierszy Wisławy Szymborskiej „Koniec i początek" tuż po ogłoszeniu werdyktu jury w Sztokholmie podskoczyła z 15 tys. do 115 tys. egz., „Widok z ziarnkiem piasku", który ukazał się tuż po nagrodzie, wydawca sprzedał już w nakładzie 150 tys. egz. W Polsce lat 90. najwyższy prestiż zdobyła ustanowiona w 1997 roku nagroda Nike. Ponieważ jej fundatorami byli „Gazeta Wyborcza" oraz Polska Rada Biznesu, miała ona ogromną siłę medialną, wysoką jak na polskie warunki nagrodę (100 tys. zł. = ok. 30 tys.$ = 6 tys. euro) oraz zdolność podbijania nakładów (od 20 do 100 tys. egz.). Dopiero w 2006 r. przybyła jej poważna konkurentka w postaci nagrody literackiej Angelus (150 tys. zł = ok. 48 tys. $ = 38 tys. euro), przyznająca nagrodę za najlepszą w danym roku książkę opublikowaną w 21 krajach Europy Środkowej, a przełożoną na język polski. W tym samym roku dołączyła Nagroda Literacka Gdynia (50 tys. zł), a dwa lata później nagroda za poezję Silesius (100 tys. zł. za całokształt, 50 tys. za książkę roku, 20 tys. za debiut roku). Mniejszy wymiar finansowy, ale spory prestiż posiadała również przyznawana od 1962 r. na emigracji nagroda im. Kościelskich (7,5 tys. FRS) oraz utworzona w 2002 r. nagroda im. Józefa Mackiewicza (8 tys. $). Ich oddziaływanie medialne jest jednak znacznie słabsze. Jak w każdym kraju, tak i w Polsce, o wpływie nagród na życie literackie mówi się różnie, niemniej nie ulega wątpliwości, że wszystkie one pełnią ważną rolę opiniotwórczą i promocyjną. Z jednej strony sprzyjają czasem inflacji wartości, z drugiej jednak premiują różnorodność i pozwalają się przebić mniej znanym autorom. Mają one, co pokazały cyfry, ogromny wpływ na rynek książki, bo kreują nowe hierarchie artystyczne, podnoszą niebotycznie nakłady i zainteresowanie literaturą, ale mają także wpływ na samych pisarzy i ich odbiorców: czynią z autorów bohaterów mediów, podnoszą ich społeczny prestiż, a wreszcie uświadamiają młodym ludziom, że literatura może być narzędziem zawodowej kariery, a także sposobem na życie. To wszystko jest szalenie ważne w społeczeństwie, w którym czytelnictwo literatury wysokoartystycznej nigdy nie przekraczało 1,5% całości populacji.

Bardzo głębokim i znaczącym przemianom uległ w Polsce po 1989 r. model życia czasopiśmienniczego. Rok 1989 przyniósł kres literackich mastodontów poprzedniej epoki, tzn. opiniotwórczych, wysokonakładowych (choć jednocześnie elitarnych) miesięczników, z których zaledwie kilka (np. „Twórczość", „Dialog", „Literatura

na Świecie", „Odra", „Pamiętnik Literacki") zdołało – głównie dzięki dotacjom – utrzymać się na rynku. Podobny czyściec przeszły wartościowe pisma podziemne, z których tylko parę zdołało się – po wynurzeniu – utrzymać się na powierzchni („Zeszyty Literackie", „bruLion", „Fa-Art", „Res Publica Nowa"). Hekatombę natomiast przeszły pisma emigracyjne. Czytelnictwo legendarnej „Kultury" paryskiej spadło w kraju niemalże do zera, redakcje „Aneksu" i „Pulsu" całkowicie zawiesiły działalność, ocalały tylko wspomniane „Zeszyty Literackie". Pokazuje to dobitnie, że narzędziem selekcji stał się rynek, a nie dawne przywileje, notowania czy zasługi. Konkurencję wygrały nowo powstałe pisma wysokonakładowe, a dokładniej mówiąc wprowadzone wówczas wkładki literackie do najpopularniejszych gazet i czasopism („Gazeta-Książki", „Plus Minus", „Rzecz o książkach", „Życie o książkach", „Apokryf", „Ex Libris"), w czym także zbliżono się do modelu zachodniego. Dominowały one (wkładki) aż do końca pierwszej dekady XXI wieku, później w dziennikach zwyciężyła koncepcja przeznaczania literaturze większej ilości miejsca (1–2 strony) w jednym numerze tygodnia. Oznacza to kolejne zmniejszenie się ilości materiałów literackich w gazetach ogólnopolskich, z których trzy najsilniej określały gusty i wybory artystyczne w okresie, o którym mówię: „Gazeta Wyborcza", „Rzeczpospolita" i „Dziennik" (obecnie „Dziennik. Gazeta Prawna"). W pewnym stopniu starał się im sprostać, jako rzetelny komentator świata pisarskiego, „Tygodnik Powszechny". U kresu XX w. doszlusował do tej grupy tygodnik « Wprost », po nim zaś – na początku następnego – « Newsweek ». W drugiej dekadzie XXI w. dołączą do nich (jako organy prawicowe) « Do Rzeczy » i « Sieci ».

Wszystkie badania marketingowe pokazują, że w okresie, o którym mówimy, zainteresowanie czytelników literaturą i karierą książek, w tym również pozycji wysokoartystycznych, w największym stopniu zależało od ich omówień w telewizji lub we wspomnianych gazetach. To samo dotyczyło egzystencji poważnych czasopism literackich i artystycznych. Bez „nagłośnienia" na łamach prasy ich los kończył się na ogół fatalnie. A jednak pomimo cynizmu władz telewizji i wysokonakładowych gazet wobec tzw. misji kulturalnej, w latach, o których mówię, na rynku wydawniczym funkcjonowało ok. 150 czasopism (w większości były to pisma o rzadkim cyklu i tzw. nieregularniki), z czego dużą ilość stanowiły pisma peryferyjne i regionalne. Sporo z nich wciąż jeszcze utrzymuje się, ale stale na granicy istnienia, bo bazują głównie na państwowych dotacjach, a ich prestiż jest na ogół środowiskowy.

Kontynuując rozmyślania o rynku czasopism na przełomie XX i XXI w., warto uświadomić sobie, że porównanie nakładu świetnie prosperującego polskiego periodyku literackiego (2 tys.) z nakładem popularnego pisma kobiecego typu „Twój Styl" (ok. 450 tys. w ostatnim dziesięcioleciu poprzedniego stulecia) musi zawstydzać i szokować intelektualistę, gdyż odpowiada proporcji człowieka do 400 metrowej wieży (np. Wieża Eiffla liczy 320 m). Jakby mało tego, warto dodać, że czytelnictwo książek w Polsce jest 7 razy mniejsze niż we Francji oraz 15 razy mniejsze niż w Niemczech. Należy jednak pamiętać, że kultura polska zrzuciła gorset 50-letniej indoktrynacji politycznej i nieautentyzmu w kreowaniu hierarchii i gustów czytelniczych, a zatem odgórnego sterowania umysłami ludzkimi, stąd do dzisiejszego dnia dla wielu czytelników pisma literackie nie są wolne od podejrzeń o polityczną

„interesowność". Co zresztą nie jest tak całkiem wymyślone, gdyż tajemnicą poliszynela jest, że np. książki omawiające zawartość teczek pisarzy współpracujących z czasach PRL z bezpieką zupełnie inaczej były oceniane w dodatkach do „Gazety Wyborczej" a diametralnie inaczej w literackich wkładkach do „Rzeczpospolitej" lub „Dziennika". Podobnie trudno mieć złudzenia co do obiektywizmu krytyków np. tygodnika „Polityka" czy „Newsweka", gdy omawiają na ich łamach książki sponsorowane przez organ, w którym pracują. Niemniej po 1989 roku udało się redakcjom odbudować w pewnym zakresie zaufanie czytelników, o czym świadczą nakłady niektórych pism w pierwszym dziesięcioleciu: „Nowej Fantastyki" (75 tys.), elitarnej „Literatury na Świecie" (15 tys.) i „Zeszytów Literackich" (10 tys.), wreszcie „Sycyny" (15 tys.). Cyfry te udowadniają, że po upadku komunizmu szybko utworzył się archipelag wolnego wyboru artystycznego, gdzie jak wszędzie literatura masowa przyciąga masy, a wysokoartystyczna – elity. Życie pism literackich nie jest jednak łatwe, ponieważ ich sprzedaż wciąż spada i większość z nich nie byłaby w stanie funkcjonować bez wsparcia ministerstwa kultury, samorządów lokalnych lub konkretnych instytucji (np. „Twórczość" „Odra", „Odra", „Fa-Art", „Opcje", „Kresy", „Fraza"). Ich sprzedaż oscyluje w zakresie 1–1,5 tys. egzemplarzy. Samodzielnie utrzymują się wyłącznie „Nowa Fantastyka" i „Literatura na Świecie".

Dowodem zmian na rynku czasopism oraz w zakresie form obecności nowych literackich środowisk stał się prężny w latach 90. ruch artzinowy. Nazwa pochodzi od ang. *fan magazine* (czyli fanzinu), a zatem określa gatunek pism nieprofesjonalnych i niskonakładowych, tworzonych przez jedną lub kilka osób na użytek miłośników jakiegoś tematu (np. muzyki, literatury, gier fabularnych, ekologii itp.). Artziny stanowią jedną z ich licznych odmian i zwykle są nieregularnikami, drukowanymi własnym nakładem w taniej poligrafii, techniką powielania kserograficznego, wydruku komputerowego lub metodą rękodzieła. Z reguły powstają poza cyrkulacją medialną i hermetycznymi kręgami snobistycznej literatury elitarnej (często w małych ośrodkach), penetrują subkultury młodzieżowe i peryferyjne, co sprzyja zróżnicowaniu rynku literackiego i ukazuje zjawiska niedostrzegalne z perspektywy dużych miast. W takich właśnie małych, peryferyjnych ośrodkach ukazywały się w latach 80. i 90. liczne i pełne temperamentu publikacje debiutantów, działających poza jakimikolwiek strukturami życia literackiego. Ruch artzinowy w ostatniej dekadzie XX wieku jawił się jako metoda na rozbicie scentralizowanego układu w literaturze polskiej i jej instytucjach. Wszelkie publikacje poetyckie lub prozatorskie, drukowane przy użyciu wszystkich możliwych technik reprograficznych w Nowej Rudzie, Czarnem, Sejnach i w wielu innych polskich dziurach, sprzyjały dywersyfikacji rynku książki. Po półwieczu uzależnienia pisarzy polskich, szczególnie debiutantów, od wielkich koncernów wydawniczych i literackich *lobby's* stolicy wydawało się, że wreszcie raz na zawsze skończy się dominacja tzw. „warszawki" oraz dużych miast (Kraków, Poznań, Gdańsk, Wrocław). Siła głosu, z jaką przemówiły w tym okresie peryferie kraju, kazała mieć nadzieję na wielki ruch wartości, odnowienie skamieniałych hierarchii, wlanie się do literatury polskiej szeroką falą zapisu nowego doświadczenia egzystencjalnego i kulturowego. Tak rzeczywiście było przez pierwsze dziesięć lat po upadku komunizmu. O polskim życiu umysłowym

nie decydowało w tym czasie wyłącznie literackie „biuro polityczne" stolicy i jej areopag autorytetów, lecz gęsta sieć kolorowych kulturowo i witalnych agentur lokalnych. Niestety po jakimś czasie – nie bez udziału mediów – doszło do ponownego zlodowacenia świata literatury „wysokiej": stworzenia zapory dla młodych i uzdolnionych barbarzyńców z prowincji i spoza wszelkich układów, oraz do opanowania kanałów transmisji medialnej. A jak wiadomo, książka czy autor, którzy nie zaistnieją w wysokonakładowych gazetach i mediach, nie mają szans na przebicie się do czytelników. Pewną nadzieję na zmianę niosły ze sobą ziny elektroniczne, a zatem e-ziny (inaczej: magi), rozsyłane przez pewien czas na dyskietkach za pośrednictwem poczty, a dziś po prostu udostępniane przez internet jako webziny[9]. Ponieważ zaś w tym sektorze zmiany dokonują się wyjątkowo szybko, aktualnie na rynku literatury coraz popularniejsze stają się w tym segmencie aplikacje głosowe (« wirtualne asystentki » np. Alexa, Siri).

Każdy, kto czyta gazety i czasopisma nie może mieć złudzeń co do kierunku, w jakim zmierzają papierowe media. Dziś praktycznie każda licząca się gazeta ma swój internetowy portal lub stronę www. Coraz więcej czasopism, w tym również literackie, stara się o swoje miejsce w sieci[10]. To samo dotyczy wydawnictw: ich oferty częściej poznajemy za pośrednictwem internetu niż w księgarniach, zapoznając się przy okazji z opiniami czytelników, którzy kupili już ich ostatnie książki. Wydawcy chętniej wysyłają książki aktywnym blogerom niż krytykom literackim z uniwersyteckim cenzusem. Również pisarze coraz śmielej prezentują fragmenty swoich utworów (lub całe) w sieci, prowadzą własne strony, na których porozumiewają się z czytelnikami lub utrwalają swoje refleksje o świecie. Można więc powiedzieć, że po upadku komunizmu życie literackie systematycznie przenosi się (na razie jedną nogą) do przestrzeni wirtualnej. Wkrótce to samo powiemy o literaturze, bo i ten proces jest już w toku – zwłaszcza jeśli zaś chodzi o młodą poezję i krytykę, a także prozę nieortodoksyjną, eksperymentalną.

Niestety nikt w Polsce nie jest w tej chwili w stanie kompetentnie powiedzieć, co tak naprawdę dzieje się na literackich blogach, niemniej każde wejście w internet, nawet na chybił-trafił, pokazuje, że jest to obecnie największe w kraju forum pisarskie. Oczywiście króluje tam bezwstydna grafomania i naiwność, ale wyłaniają się stamtąd również fragmenty, które intrygują i zastanawiają. Może to przepisane skądś fragmenty klasyków prozy światowej, ale może też twórczość własna? Nie ma powodu, aby w tej wulkanicznej masie propozycji, które kłębią się w internecie, nie destylowały się diamenty lub inne odmiany szlachetnego kruszcu. Intryguje niemała ilość dostępnej w sieci dojrzałej, zaskakująco sprawnej warsztatowo poezji. Obserwowanemu

[9] Pierwsze w Polsce czasopismo elektroniczne pt. „Donosy" ukazało się już w 1989 r. w środowisku fizyków Uniwersytetu Warszawskiego i istnieje do dziś w niezmienionej formie (https://donosy.info/).

[10] Wypada też dodać, choć tu już wybiegamy poza interesujące nas w tym szkicu dwie dekady przełomu po 1989 r., że już w latach 2011–2017, nastąpiło silne załamanie rynku czasopism specjalizujących się w różnych odmianach literatury popularnej (szczególnie fantastyka, thrillery, horrory, kryminały), po nim jednak – co zaskakujące – odnotowano falę powrotów do pism papierowych (pobieranych już jednak bezpośrednio ze stron internetowych).

więc po 1989 roku rozpadowi dotychczasowych form życia literackiego towarzyszy, jak się wydaje, spontaniczny i niekontrolowany, ale niewiarygodnie szeroki ruch pisarski w internecie. Jak długi będzie okres jego „uzawodowienia", trudno powiedzieć, ale jest oczywiste, że to się stanie na naszych oczach.

Jak powiedziałem wcześniej, w Polsce, tak jak w innych krajach UE o losie książki wciąż jeszcze decydują tradycyjne media. Po 1989 roku przeszły one w Polsce głębokie przeobrażenia, upodobniając się do mediów zachodnich. Największą siłę oddziaływania w trakcie omawianego okresu miała oczywiście telewizja. W zakresie promocji kultury w ostatniej dekadzie XX w. i w pierwszej XXI w. pewne obowiązki brała na siebie TV publiczna, choć z wyraźnymi oporami, natomiast sieci prywatne były od tego jak najdalsze, koncentrując się na rozrywce. Ani Program 1., ani Program 2. (czyli tzw. telewizja państwowa) nie były w stanie – do dzisiejszego dnia – stworzyć stabilnych, opiniotwórczych programów literackich, zmieniając w tym okresie strategie, programy i ich autorów jak rękawiczki. W latach 90. i na początku XXI w. przez ekrany TVP przewinęły się m.in.: „Czytadło", „Goniec kulturalny", „Fronda", „Świat ze słów", „Nasza szkapa", „Magazyn literacki", „Pegaz", „Witryna", „Rozmowy na koniec wieku", „Telewizyjne Wiadomości Literackie", ale żaden z nich nie zbliżył się nawet do modelu francuskiego „Apostrophes", ponieważ szefowie mediów państwowych i prywatnych uważali, że nawet pół godziny w tygodniu (lub na 2 tygodnie) na literaturę to za dużo. Programy te emitowano w godzinach niskiej oglądalności i zwykle zdejmowano z anteny już po paru miesiącach, a realizowano je za przysłowiową złotówkę. Dlatego też były efemerydami i nigdy nie uzyskały wielkiej publiczności (poza „Telewizyjnymi Wiadomościami Literackimi", które istniały 15 lat i gromadziły przed ekranami ok. 1 mln widzów).

Jeśli programy te przez pewien czas odgrywały znaczącą rolę, to głównie dzięki energii i solidarności krytyków i pisarzy, tworzących w redakcjach TV – głównie dzięki koneksjom politycznym – własne lobby (np. w latach 90. grupa tzw. „pampersów", wywodząca się z podziemnego nieregularnika „bruLion"). Obok nich, wykorzystując towarzyskie koneksje, kontestatorską reputację lub talenty medialne (tzw. telegeniczność), na jakiś czas zdobyli silną pozycję medialną twórcy tacy jak np. Dorota Masłowska, Manuela Gretkowska, Andrzej Stasiuk, Tomasz Jastrun, Krzysztof Siwczyk, Marcin Świetlicki, Michał Witkowski, Rafał Ziemkiewicz, Jerzy Sosnowski). Równie skuteczne w konstruowaniu literackiej kariery bywały strategie underogroundowe (Masłowska, Maciej Melecki, Jacek Podsiadło, Stasiuk, Świetlicki), odwołujące się do ethosu artysty przeklętego, outsidera lub środowiskowego barda. Wszystkie te formy autopromocji, poza ostatnią, stanowiły *novum* na polskim rynku literackim i wpłynęły zarówno na zmianę kryteriów oceniania literatury, jak i pojmowania zadań pisarza, który jest już coraz częściej nie tylko artystą, ale też realizatorem określonej strategii autopromocyjnej lub wydawniczego PR-u.

Ostatecznie jednak zawsze najważniejsze jest to, co zdarza się w samej literaturze, a nie tylko wokół niej. Gdyby więc – sumując – powiedzieć, co najważniejszego zdarzyło się niej po 1989 r., to trzeba by wymienić przede wszystkim:

1. powszechne w tzw. młodej literaturze, agresywne odrzucenie politycznych (i moralnych) uwikłań w podziały sprzed 1989 roku;

2. zdecydowany opór wobec tzw. „języków wysokich" (tradycji, ideologii, wolnościowego etosu);
3. żywiołowe wdarcie się do centrum publicznego dyskursu literatury kobiecej i jej charakterystycznych tematów (przemoc, wykluczenie, samorealizacja, odmienna wrażliwość, pozycja socjalna);
4. silne nakierowanie uwagi na tematy „źle widziane" w czasach PRL-u (holokaust, antysemityzm, rzezie na Wołyniu, mniejszości seksualne);
5. kwestionowanie nieuatentyzmu, fundamentalizmu i powagi;
6. sceptycyzm wobec wszelkich autorytetów oraz wysoka waloryzacja postaw nieprzystosowawczych i anarchicznych (co niekiedy daje efekty humorystyczne, zwłaszcza w kontekście automarketingowych zabiegów młodych pisarzy);
7. skłonność do błazenady, pastiszu, dekompozycji;
8. silna indywidualizacja, połączona z odrzuceniem dorosłości i jej obowiązków.

Te tendencje, narzucone przez dobijającą już dziś 50. roku życia generację, nie ograniczyły się jednak do niej samej, lecz przesiąkły i nadal przesiąkają do wszystkich innych grup, pokoleń i środowisk twórczych, z równą siłą oddziałując na „starych" jak i na „młodych". Obserwować to można w coraz powszechniejszym unikaniu politycznych i etycznych ocen intelektualistów epoki PRL-u (dowodem jest np. dyskredytowanie przez środowiska *main streamu* dokumentów współpracy pisarzy i artystów z bezpieką w archiwach IPN), w poszerzaniu się pola wielostylowości, w rosnącej tolerancji wobec obyczajowej różnorodności (np. LGTB, feminizm, niepełnosprawni)[11], a wreszcie w szerokim otwarciu się na zjawiska wcześniej przemilczane (np. postawy Polaków wobec Żydów w dobie holocaustu, przemoc rodzinna i jej wpływ na życie osób dorosłych, molestowanie seksualne w środowiskach kościelnych, transgresja a sztuka) lub peryferyjne (np. funkcjonowanie subkultur, bezdomnych).

To wszystko należy do stałych już cech twórczości powstającej w Polsce po 1989 r. oraz obecnego życia literackiego[12]. Ponieważ jest ono ciałem żywym, zmieniającym się, niektóre zjawiska dominujące na przełomie wieków wypierane są już przez nowe tendencje, zwłaszcza te, które od kilku lat znajdują wsparcie aparatu państwa. Ich wzajemne proporcje trudno dziś w sposób przekonywujący określić, dlatego warto wskazać na zjawiska zrodzone w dobie przełomu, które charakteryzuje nie tylko trwałość, ale i tendencje rozrostowe. Należy do nich przede wszystkim intelektualny

[11] Sytuacja ta zmieniła się naturalnie po dojściu do władzy PiS i narzuceniu tych kwestiach w dyskursie publicznym nowej narracji, niemniej obserwowalna od kilku lat w Polsce fala niechęci wobec środowisk LGBT nie odzwierciedla postaw pisarzy i krytyków z dwóch pierwszych dekad po 1989. I. Koryś, R. Chymkowski, *Stan czytelnictwa w Polsce w 2018 roku.* Wstępne wyniki, Raport Biblioteki Narodowej 2017; https://www.bn.org.pl/download/document/1553438768.pdf (dostęp: 26.04.2020).

[12] Nie uwzględniam tu zjawisk, zrodzonych po roku 2015, takich jak np. promowanie wartości patriotycznych i religijnych, rewindykacja postaw ojczyźnianych, kwestionowanie kosmopolityzmu i europocentryzmu, odrzucenie wizji różnorodności kultury narodowej, polaryzacja rynku literackiego wokół idei politycznych i dzielenie pisarzy na „swoich" i „obcych", lansowanie postaw pryncypialnych i państwowotwórczych.

awans kobiet, i to wszystkich generacji, ich słyszalny głos w kulturze oraz nauce, powstawanie prężnych i opiniotwórczych środowisk feministycznych (pisma kobiece, serie wydawnicze, *gender study`s* na uniwersytetach), a przede wszystkim wyrwanie dużego segmentu rynku wydawniczego dla ich utworów, odsłaniających świat duchowy kobiet, ich problemy i aspiracje. Wszystkie sondaże czytelnictwa w Polsce pokazują, że aktualnie najwięcej czytają właśnie kobiety[13].

Zapewne tak jak na całym świecie, świat literacki w Polsce zależy od różnego typu, bardziej i mniej formalnych lobby, narzucających ton debaty publicznej o literaturze. Funkcjonują one w kilku największych miastach wokół opiniotwórczych pism (np. „Gazeta Wyborcza", „Tygodnik Powszechny", „Twórczość"), wydawnictw (Znak, Wydawnictwo Literackie, Czarne, WAB, Świat Książki), instytucji kultury (Instytut Książki, Biuro Literackie) lub uczelni, ale istnieją już też mechanizmy zdolne wprowadzać w nurt główny również autorów spoza „własnego towarzystwa". Można powiedzieć, że po przedarciu się do świadomości publicznej równie skutecznie o swoją pozycję mogą walczyć uznani klasycy (jak dziś już nieżyjący, ale w 1989 r. : szalenie jeszcze czynni Zbigniew Herbert, Czesław Miłosz, Tadeusz Różewicz, Wisława Szymborska), ich posunięci w wieku, ale wciąż aktywni sukcesorzy (np. Stanisław Barańczak, Ryszard Krynicki, Bohdan Zadura, Adam Zagajewski), „gwiazdorzy" w średnim wieku (Andrzej Sosnowski, Krzysztof Siwczyk, Tomasz Różycki), jak i ci, którzy w momencie padania mury berlińskiego byli dziećmi, ale dziś już są atrakcją spotkań autorskich (np. Marta Podgórnik, Roman Honet).

Ponieważ jednak nic na świecie nie jest stałe, trzeba koniecznie dodać, że jeśli w pierwszym dziesięcioleciu omawianego okresu w środowisku pisarzy (zwłaszcza młodszych) dominowały postawy deprecjonowania polityki i odcinania się od jej wpływów, o tyle po wykrystalizowaniu się podziału polskiej sceny politycznej na obóz prawicowy (PC-PiS), formację lewicową (SdRP-SLD) oraz centrowo-liberalną (UD-UW-PO) coraz silniej dawały się zauważyć również podziały w środowisku pisarzy, co widać było w ich bezpośrednich deklaracjach politycznych, formalnych i nieformalnych związkach z redakcjami pism (np. „Gazeta Wyborcza" contra „Rzeczpospolita" i „Nasz Dziennik"[14]), wydawnictwami (Krytyka Polityczna contra Agora contra Świat Książki contra Arcana), a nawet w przyznawaniu nagród literackich (np. „prawicowa" Nagroda im. Mackiewicza contra „lewicowa" Nike). Tę polaryzację widać już wyraźnie w antagonizmach środowisk, podejmowanych tematach, stosunku do tradycji, skupianiu się wokół określonych symboli i postaciach historycznych, w deklaracjach światopoglądowych, a nawet technikach literackich.

Ciekawym, absolutnie odrębnym zjawiskiem lat przełomu była fantastyka (science fiction i fantasy). Na przemiany i naciski polityczne była zawsze wyjątkowo odporna. W środowiskach krytyki akademickiej nigdy nie cieszyła się ona estymą, poza może

---

[13] https://naekranie.pl/aktualnosci/kobiety-czytaja-wiecej-niz-mezczyzni-raport-na-temat-czytelnictwa-w-polsce-2474248; https://rynek-ksiazki.pl/rynek-ksiazki/czytelnictwo-w-swietle-badan/; http://biqdata.wyborcza.pl/biqdata/7,159116,24582767,czytelnictwo-wciaz-chetniej-czytaja-kobiety.html?disableRedirects=true; : I. Koryś, R. Chymkowski, *Stan czytelnictwa*…, ibidem; IRCenter.com, *Kto czyta najwięcej książek?,* październik 2017, PDF.

[14] Obecnie również „Sieci", „Do Rzeczy".

Stanisławem Lemem, którego książki sytuowały się na takich wyżynach intelektualnych i warsztatowych, że robiono dla niego wyjątek. To samo powtórzyło się w latach 90. i po 2000 roku z fantasy, która za sprawą Andrzeja Sapkowskiego i jego bestsellerowego cyklu o Wiedźminie wspięła się na szczyty popularności, detronizując swoją poprzedniczkę czyli *science fiction.* Choć – wypada od razu dodać – w krótkim czasie wypełniło się puste miejsce po Lemie, który w ostatnich latach życia odszedł od powieściopisarstwa, oddając się naukowo zorientowanej publicystyce, gdyż w jego buty, ale całkowicie własnego kroju, wszedł Jacek Dukaj – aktualnie nowy mistrz tego gatunku. Były to w ogóle wyjątkowo dobre lata dla autorów fantastyki, bo – oprócz wymienionych już autorów – na rynku dominowali m.in. Marek S. Huberath, Witold Jabłoński, Marek Oramus, Rafał Ziemkiewicz, Andrzej Ziemiański. Nie ulega wątpliwości, że była to bardzo poważna oferta na rynku powieściopisarskim wolnej Polski. Oprócz klasycznej literatury popularnej (kryminały, sensacja, romanse) posiada ona największy rynek książkowy w Polsce, bo sprzedaż książek na poziomie 100 tys. egzemplarzy, co jest absolutnym sukcesem w nurcie głównym, w kręgu fantasy zdarza się dość często. Z kolei nakłady pism typu „Nowa Fantastyka", „Magia i Miecz" czy „Qfant" uzyskują takie wielkości, o jakich „Zeszyty Literackie", „Odra" czy „Opcje" mogą tylko marzyć. Tak „twardego" elektoratu czytelniczego nie posiada żaden nurt literacki w kraju, poza oczywiście piśmiennictwem kobiet. Jakby mało tego, erudycja autorów fantastyki w tym okresie zdawała się bić na głowę reprezentantów *main streamu*. Niestety stereotyp nie pozwalał krytykom otrząsnąć się z fałszywego wyobrażenia, że mają do czynienia wyłącznie z odmianą literatury popularnej. Choć i inne jej odmiany, takie jak np. powieść kryminalna, też doczekała się autorów o wysokich aspiracjach intelektualnych i niebanalnych modeli gatunkowych (np. Marek Krajewski, Zygmunt Miłoszewski, Marcin Świetlicki).

Aby jednak nie pozostać z wrażeniem jakiegoś drastycznego rozziewu pomiędzy literaturą nurtu głównego a popularną, wypada dodać, że okres przełomu po upadku komunizmu w Polsce to również znakomity czas reporterów, takich jak Wojciech Jagielski, Ryszard Kapuściński, Hanna Krall, Mariusz Szczygieł, Małgorzata Szejnert, czy Wojciech Tochman. Dotyczy to zresztą wszystkich odmian tego szczególnie cenionego dzisiaj gatunku (reportaż krajowy, zagraniczny, historyczny). Bez przesady można powiedzieć, że właśnie w tych latach obserwowaliśmy jego awans do ligi światowej (poza Kapuścińskim, który znalazł się w niej wcześniej).

Na koniec wreszcie krótki akapit o najbardziej charakterystycznych postawach artystycznych omawianego okresu oraz zmianach w obrębie lansowanych lub po prostu uprawianych technik literackich. Na pewno zaobserwowaliśmy frontalny odwrót od modernistycznych koncepcji dzieła lub języka totalnego, poszukiwanie form atrakcyjnych, heterogenicznych gatunkowo, ożywianych duchem literackiej gry. W stan oskarżenia lub choćby pod znakiem zapytania postawiono niepodważalne wcześniej wartości, pisane zwykle w Polsce z dużej litery (np. Prawda, Sprawiedliwość, Cnota, Godność) i trzymano się z daleka od wszelkiego typu normatywizmów artystycznych. Z niespotykaną wcześniej ochotą sięgano do obiegów popularnych, peryferyjnych i kontrkulturowych, asymilując równocześnie wiele odmian języka żywego, mówionego, nierzadko wulgarnego, wydobywając z niego swego rodzaju surrealizm oraz

humorystykę albo po prostu bawiąc się jego spontanicznością i poprawnościową beztroską. A wreszcie, co być może najważniejsze w długodystansowych skutkach, polscy autorzy dość szybko objawili aktywny (zarówno polemiczny jak i afirmatywny) stosunek wobec rzeczywistości elektronicznej oraz jej socjotechnicznych skutków. To ważne: już w początkach lat 80. polskie oficyny podziemne zaczęły pracować na komputerach Atari (dziś zabytkowych), czym dobiły aparat bezpieki, bo trudniej przecież wytropić dyskietkę i przenośną drukarkę niż maszynę do pisania, stos papieru i drukarnię. Już w 2002 r. ukazała się pierwsza hipertekstowa powieść Sławomira Shutego *Blok*, a w 2015 r. (czyli 13 lat później) portal Allegro udostępnił czytelnikom powieść *Starość aksolotla* kultowego autora fantasy Jacka Dukaja, która jest aplikacją dostępną tylko na smartfonie, tablecie lub czytniku e-booków. Tej książki nie czyta się już w klasyczny sposób, bo „angażuje czytelnika na wielu poziomach: tekst – hipertekst – art – real" czyli „zaciera granicę między tekstem a materią" czyli nie jest już książką, ale również interaktywną grą czy zależnym od naszej woli filmem. A zatem światem, który widzimy i na który mamy wpływ.

Słowa kluczowe

Komunizm, mur berliński, etos opozycyjny, pisarze dyspozycyjni, literatura emigracyjna, nagrody literackie, nowa literatura a media, czasopisma literackie, rynek książki, feminizm, fantastyka, reportaż, polityka, artziny, e-ziny, webziny

Abstract

When the wall fell. Polish literature in the wake of the change

The year of the fall of the Berlin Wall is an important turning point in the history of the 20th century Europe. It symbolises the erosion of the communist system, which in Poland had began thirteen years earlier – with breaking the omnipotence of censorship by the independent self-publishing. When in 1989 the Opposition came to power, they changed both the economic and political system, which in turn changed the whole Polish culture – the book market, publishers' position, function of the magazines, and even writers' status. The readers' first reaction was a sudden increase of interest in the emigrant, gulag, and underground literature, however, not even a decade passed, when that interest started fading. Then came the second wave: popular literature (romances, crime stories, thrillers, speculative fiction). Also, there were changes in the literary life: the dominant role of the capital city during the Polish People's Republic had been undermined by local initiatives (including art zines, publishing houses in the provinces), "the headquarters'" position was nevertheless maintained by the state television and the authority of the Nike Literary Award, which had been created in 1996. Poetry was dominated by "the old poets" (Cz. Miłosz, T. Różewicz, Z. Herbert, W. Szymborska), who, despite nearing the ends of their

lives, were in an exceptionally good literary shape. They were accompanied by the authors of The New Wave, with whom the poets of "BruLion" group soon waged war. In prose, the writers born around 1960, who are well-known today in Europe (e.g. O. Tokarczuk), gained a strong position. The world recognition was also won over by the masters of the Polish reportage (e.g. R. Kapuściński, H. Krall) and their pupils (W. Tochman, W. Jagielski, M. Szczygieł).

Keywords

Communism, Berlin Wall, Opposition's ethos, servile writers, emigrant literature, literary awards, new literature and media, literary magazines, book market, feminism, speculative fiction, reportage, politics, art zines, e-zines

Marek Zybura (https://orcid.org/0000-0001-8762-1202)
Uniwersytet Wrocławski

... „czy Piper dojdzie do porozumienia z Neskem”? Witold Gombrowicz a «sprawa Piper-Neske» w świetle korespondencji

Uwadze czytelników, nawet tych uważniejszych, *Dziennika* Gombrowicza umyka zapewne pod wpisem z 6 sierpnia 1967 r. rzucona jakby mimochodem w kontekście innych pomieszczonych tam informacji krótka refleksja pisarza: „czy Piper dojdzie do porozumienia z Neskem [?]”[1] Tym bardziej, że później już do tego w *Dzienniku* nie wraca, a raczej tylko specjaliści będą kojarzyć wymienione nazwiska[2] z Güntherem Neske, jego ówczesnym niemieckim wydawcą, i Klausem Piperem, wtedy potentatem na tym rynku. A chodziło tu o sprawę wielce istotną dla Gombrowicza, pragnącego przejść wówczas z wydawnictwa Neskego do Pipera i odmienić tym posunięciem swoją sytuację finansową w Niemczech – bo nie podnieść własną wartość na niemieckiej giełdzie literackiej. Ta była bowiem dzięki wieloletniemu wydawniczemu zaangażowaniu Neskego już ustalona, czego najlepszym dowodem był fakt gotowości przejęcia pisarza przez dom wydawniczy Pipera.

O wadze, jaką miała ta kwestia dla Gombrowicza, może świadczyć fakt, że odnotował ją w 1967 r. aż dwukrotnie w swoim dzienniku intymnym *Kronosie*, choć z typową dla tych zapisków lakoniczną zwięzłością – w czerwcu: „Sprawa Piper-Neske” i we wrześniu: „Pertraktacje Piper-Neske”.[3] Czytelnik tego dziennika nie został skazany na własne domysły czy poszukiwania, lecz może się oprzeć przy lekturze na mniej lub bardziej szczegółowych przypisach autorstwa Rity Gombrowicz, Jerzego Jarzębskiego i Klementyny Suchanow.

W „sprawie Piper-Neske” piszą oni: „Wydawnictwo Neske, małe, lecz ambitne, publikowało większość książek Gombrowicza, ale nie potrafiło zapewnić im odpowiedniej pozycji na rynku. Pisarz optował więc za współpracą Neskego z większą oficyną – Piper Verlag, co jednak nie doszło do skutku.”[4] Rzecz jednak w tym, że jest to komentarz nierzetelny, nie znajdujący pokrycia w zachowanej korespondencji zainteresowanych stron, tj. między Gombrowiczem, Neskem i Piperem. Poniżej

---

1 W. Gombrowicz *Dziennik 1953–1969*, Wydawnictwo Literackie, Kraków 2013, s. 904.

2 Symptomatyczne, że nazwiska Klausa Pipera brak w cytowanym tu wydaniu *Dziennika*, jedynym w Polsce z indeksem osób.

3 W. Gombrowicz *Kronos*, Wydawnictwo Literackie, Kraków 2013, s. 367, 370.

4 Tamże, s. 367.

postaram się zatem przedstawić rzeczoną „sprawę", niepozbawioną dramatyzmu i nagłych zwrotów akcji, sięgając *ad fontes*.[5]

Wstępnie trzeba zauważyć, że relacje pisarza z jego wydawcami (temat wciąż jeszcze w znikomym tylko stopniu opracowany) cechowały napięcia, których źródłem bywał nierzadko on sam. Od konfliktów nie były wolne nawet stosunki z jego polskim wydawcą Jerzym Giedroyciem, kierującym w Paryżu „Kulturą" i Instytutem Literackim. A przy tym to przecież Giedroyć uwolnił go od jarzma pracy biurowej, wydobył z zapomnienia, „zalansował" (to jedno z ulubionych słów Redaktora) w literackiej przestrzeni publicznej i swoim wydawniczym zaangażowaniem położył podwaliny jego powojennej kariery literackiej. Konflikty z Giedroyciem, jak i z innymi wydawcami, miały w większości podłoże finansowe. Bowiem, jak pisze Andrzej St. Kowalczyk: „Wojenne lata niedostatku w Buenos Aires, życie na łasce innych sprawiły, że Gombrowicz zawsze nerwowo traktował sprawy pieniężne."[6] Do doświadczeń argentyńskiej biedy dochodziła jeszcze okoliczność stałego pieniężnego wspierania pozostałej w Polsce rodziny pisarza, co też mogło mieć wpływ na jego zachowania finansowe.

Pipera nie było wśród pierwszych wydawców niemieckich, starających się o Gombrowicza pod koniec lat pięćdziesiątych po francuskim sukcesie *Ferdydurke* w 1958 r. Ale znalazł się wśród nich urodzony w Świeciu (niem. Schwetz) na Pomorzu Günther Neske (1913–1997), dzisiaj zapomniany, ale do lat siedemdziesiątych XX w. znany w Niemczech twórca elitarnego wydawnictwa w badeńskim Pfullingen, w którym od początku lat pięćdziesiątych wydawał śmietankę intelektualną i literacką RFN (m. in. Heideggera, Bedę Allemanna, Hansa Arpa, Wolfganga Hildesheimera, Ernsta Jüngera, Waltera Jensa, Rudolfa Kassnera, Hansa Mayera, Petera Härtlinga i Franza Mona). Niewiele brakowało, a Gombrowicz mógł zostać wtedy autorem wydawnictwa Bertelsmanna. Neske wyprzedził jednak wydawniczego giganta o włos, składając swoją ofertę wcześniej. Natomiast niedoświadczony na europejskim (zwłaszcza zaś niemieckim) rynku pisarz natychmiast ją przyjął. Fakt tego szybkiego związania się z Neskem może świadczyć o tym, że zależało mu bardzo na rychłym wejściu na niemiecki rynek czytelniczy. Republika Federalna rozkwitała wówczas gospodarczo i musiała klepiącemu biedę w Argentynie Gombrowiczowi jawić się w perspektywie ewentualnych tamtejszych honorariów wielce obiecująco.

W swoim pierwszym liście z 22 września 1958 r. Neske prosił o „trzymiesięczną opcję na wydanie *Pamiętnika z okresu dojrzewania*"[7] (debiut Gombrowicza z 1933 r.). Pisarz odpowiedział obszernym listem już 4 października, zwracając wydawcy uwagę

---

[5] Po raz pierwszy pisałem o tym w artykule „*... nos relations deviennent, hélas, de plus en plus mauvaises". Zum gescheiterten Arrangement des Neske-Autors Witold Gombrowicz mit dem Münchener R. Piper Verlag*, zamieszczonym w księdze pamiątkowej *In officio amicitiae. Andreas Lawaty, dem Grenzgänger und Freund zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von K. Ruchniewicz, S. Troebst, M. Zybura, Neisse Verlag, Dresden 2018, s. 584–599. Niniejszy artykuł jest przerobioną i rozwiniętą wersją tamtego tekstu.

[6] Jerzy Giedroyc, Witold Gombrowicz *Listy 1950–1969*. Wybrał, wstępem i przypisami opatrzył Andrzej Stanisław Kowalczyk, Czytelnik, Warszawa 2006, s. 17.

[7] Beinecke Library (Yale), Witold Gombrowicz Archive, Box 8, Folder 267, dalej BL.

na nowe wydanie *Pamiętnika* z 1957 r. pt. *Bakakaj* i przede wszystkim na inne swoje dzieła. „Są to”, pisał , „*Ferdydurke* – powieść, dzieło bardzo wysoko ocenione w Polsce. Ukaże się niebawem w Paryżu, w grudniu, będzie wydane przez Juillarda. Ocenione jako „arcydzieło” przez znakomitych krytyków francuskich (Bondy, Nadeau) (…) *Le Journal 1953–56* – mój dziennik pisarza, uważany przez Cz. Miłosza za najważniejsze dzieło powojennej literatury polskiej. Jesteśmy w trakcie tłumaczenia na francuski. Czasopismo paryskie PREUVES opublikuje fragmenty być może już w październikowym numerze. (…) Obydwie książki są agresywne, prowokujące i cieszą się sporym echem.”[8]

Powoływanie się przez pisarza na francuskie echo swoich utworów zrobiło na niemieckim wydawcy zamierzone wrażenie, który podjął teraz decyzję (wielce dla niego brzemienną w skutki, jak miała to pokazać przyszłość), aby przejąć Gombrowicza z całą jego twórczością do swojego wydawnictwa. Stąd pisał do niego natychmiast: „W każdym razie potwierdzam niniejszym swoje bardzo duże zainteresowanie Pańskimi pracami i byłbym wdzięczny za udzielenie mi już teraz opcji na niemieckie wydanie wszystkich wymienionych przez Pana w liście utworów. Uważam bowiem, że jest ważne dla sprawy, aby dzieła autora, którego trzeba dopiero spopularyzować w naszym kraju, ukazywały się w jednym wydawnictwie. To wydawnicze doświadczenie, którego przecenić nie sposób.”[9]

Zaskoczony taką propozycją pisarz przyjął ją natychmiast i już w listopadzie pisał do Neskego: „Monsieur, (…) Będzie mi bardzo miło wydać u Pana swoje utwory”, a nawiązując do poczynionych już nim ustaleń, kontynuował: „Zgadzam się, że trzeba zacząć od *Ferdydurke*”.“[10] W sytuacji tak obiecująco osiągniętego porozumienia nie pozostało Gombrowiczowi nic innego, jak poinformować dr. Heinricha Fautecka, szefa lektoratu literatur obcych w wydawnictwie Bertelsmanna (który od początku grudnia 1958 roku pertraktował z nim w sprawie ewentualnej współpracy): „żałuję, że muszę Pana poinformować o podpisaniu już umowy na wszystkie moje utwory w Niemczech. Dziękuję Panu za zainteresowanie, jakie zechciał Pan mi okazać.“ Ponieważ podczas tych pertraktacji robił Fauteckowi jednak pewne nadzieje, dodał jeszcze usprawiedliwiająco: „Chciałem jednak poznać Pana warunki, gdyż nie byłem pewien osiągnięcia pozytywnego rezultatu gdzie indziej.“[11] Tym „pozytywnym

---

[8] Kopia w Archiwum Heinricha Kunstmanna (Wrocław), dalej AHK. Pisarz, zaaferowany, mylnie datował swój list na „4 octobre 1948”.

[9] List z 11.10.1958, BL.

[10] List z 16.11.1958, kopia AHK (znajdująca się w BL maszynowa przebitka tego listu jest obcą ręką (Rita Gombrowicz?) mylnie datowana na „Fev. 1958”. Oryginał listu autor datował ręcznie: „16 nov. 1958”. Problem z korespondencją pisarza zgromadzoną w jego archiwum w Yale wiąże się w przypadku sporządzanych przez niego przebitek maszynowych z tym, że o ile nie datował listów od razu maszynowo, tylko ręcznie, to rzadko powtarzał odręcznie te datacje na przebitkach. Dokonane na nich ex post datowania przez osobę porządkującą spuściznę bywają nietrafione. Co istotniejsze: bardzo często zaopatrywał oryginały w odręczne glossy, korekty, których już nie nanosił na przebitki. Stąd korzystać trzeba z tych przebitek ostrożnie.

[11] Przebitka listu z 8.03.1959 r., Beinecke Library (Yale), Witold Gombrowicz Archive, Box 2, Folder 54. Oburzony Fauteck określił to w odpowiedzi jako „postępowanie mało uprzejme, wręcz naganne”, list z 13.04.1959, tamże.

rezultatem gdzie indziej“, który skłonił pisarza do odrzucenia oferty Bertelsmanna, była okoliczność, że Neske zadeklarował gotowość wydania „wszystkich (…) utworów“ pisarza w Niemczech, podczas gdy Fauteck pertraktował ostrożnie, wyrażając wstępnie zainteresowanie jedynie dla *Ferdydurke*, „tej w najwyższej mierze niezwykłej i prowokującej książki“.[12]

Decydując się na wydawanie Gombrowicza, Günther Neske dokonał bodajże najbardziej ryzykownego posunięcia w całej swojej karierze wydawniczej, która ostatecznie wtrąciła jego oficynę w poważne kłopoty. ‚Wdepnął‘ w tę aferę (bowiem historia edycji utworów pisarza rozrastała się w jego wydawnictwie z upływem lat pod względem finansowym rzeczywiście do wymiarów „afery”) zupełnie przypadkowo. Bawiąc pod koniec lipca 1958 r. u Güntera Grassa we Włoszech, gdzie ten pracował nad zakończeniem *Blaszanego bębenka*, spotkał tam Andrzeja Wirtha, który zaraził go swoim entuzjazmem dla twórczości Gombrowicza, ogromnie wtedy w Polsce popularnego i stojącego u progu sukcesów paryskich. Tzw. polska fala („die polnische Welle”), będąca po „polskim Październiku” 1956 roku swoistą niemiecką modą na polską kulturę, w tym na poczesnym miejscu na polską literaturę, rozlewała się wtedy szeroko po Niemczech Zachodnich, a ambitny wydawca postanowił ruszyć z jej prądem.

Fakt, że pisarz już na samym początku żądał od niego z wielką pewnością siebie: „otrzymam procent od ceny sprzedaży, która odpowiada w Niemczech autorom pierwszej kategorii “[13] powinien był przynajmniej zastanowić go co do możliwego rozwoju scenariusza przyszłej współpracy z Gombrowiczem, który stawiał takie warunki, a znajdował się przecież wtedy dopiero na początku swojej powojennej europejskiej kariery literackiej. W okolicznościowym almanachu wydawnictwa Neskego czytamy na ten temat po latach: „Była to trudna współpraca nie tylko z powodu problemów językowych.“[14] Wszelako jest to konstatacja, która więcej przemilcza aniżeli wyjawia. Konkretniej – i dosadniej – wypowiedział się w liście do Richtera sam Neske, kiedy (już po śmierci pisarza) wspominając swoje zaangażowanie w propagowaniu jego twórczości w Niemczech, pisał o „Gombrowiczu jako koncie strat (Verlustkonto Gombrowicz)”.[15] Musiał mieć przy tym na myśli nie tylko straty finansowe, ale i czysto ludzkie rozczarowanie. Bowiem znajdując się pod przemożnym urokiem twórczości pisarza (czemu wielokrotnie dawał wyraz publicznie i w swoich korespondencjach[16]), obdarowując go bezinteresownie

[12] List z 7.01.1959, tamże.

[13] List z 16.11.1958, por. przyp. 10. Ten sam warunek pisarz postawił wydawnictwu Bertelsmanna w pertraktacjach z Fauteckiem: „Mi procentajo no puede ser menor del que cobran autores de 1-ra categoria”, list z 4.12.1958, Beinecke Library (Yale), Witold Gombrowicz Archive, Box 2, Folder 54.

[14] *Vierzig Jahre Verlag Günther Neske*. Almanach hrsg. von Brigitte Neske und Thomas Seng, Pfullingen 1991, s. 41.

[15] AHK, list z 5.07.1971.

[16] Wielce interesująca jest pod tym względem, ale i dla poznania kontekstów upowszechniania twórczości Gombrowicza w Niemczech przez Neskego oraz recepcji literatury polskiej w ramach „polskiej fali” przełomu lat 60./70. cenna, jego korespondencja z Rudolfem Richterem.

rozmaitymi prezentami[17] i przede wszystkim z wielkim uporem pracując nad wytkniętym sobie zadaniem wylansowania pisarza w Niemczech, musiał pogodzić się z tym, że jego humorzasty autor traktował go „z pańska”, z dystansem, a nawet postępował wobec niego zdecydowanie nielojalnie, jak to np. miało mieć miejsce w „sprawie” z Piperem. Publikując w 1970 pełną trzytomową edycję *Dziennika,* Neske zrealizował ostatecznie swój zamiar sprzed dekady, aby w pełni udostępnić twórczość Gombrowicza czytelnikom niemieckim. Nieznany jest gombrowiczologom w tym kontekście fakt, że wydawca nosił się w tym samym roku z myślą rzucenia na rynek taniej, siedmiotomowej edycji jego dzieł zebranych. 28.08.1970 roku pisał do Richtera, że ma zamiar: „wydania dzieł wszystkich [Gombrowicza] w siedmiu tomach, w cenie sprzedażnej po 12.80 DM za tom. Widzę w tym jeszcze rzeczywistą szansę na ostateczne przebicie się z W. G.”[18] Był to jednak plan, którego ze względu na rosnące trudności finansowe nie udało mu się już urzeczywistnić.[19]

Gombrowicz narzekał na finansowe wpływy z niemieckich wydań swoich utworów właściwie od początku i było to źródłem rosnących niesnasek między nim a wydawcą, stanowiąc jeden z żelaznych tematów ich korespondencji. W długim, czterostronicowym liście z 12 maja 1964 Neske tłumaczył pisarzowi zaistniałą sytuację, wskazując przy tym niedwuznacznie na swoje dla niego niepodważalne zasługi na rynku niemieckim: „W ostatnich latach udało mi się sprawić, że Gombrowicz jest dzisiaj w Niemczech znanym nazwiskiem i ma już trwałe miejsce w naszym życiu literackim. Fakt, że sprzedaż książek jest wciąż skromna, bynajmniej temu nie przeczy. Z książek Faulknera sprzedano u nas maksymalnie po trzy tysiące egzemplarzy od tytułu. Zresztą jest wiele przykładów na to, że sprzedaż książek ma się nijak do sławy autora. Ponadto sam Pan wie, że jestem jedynym Pańskim wydawcą, który niewzruszenie rok w rok wydaje Panu książkę i który jest przekonany o doniosłości tego zadania.“[20] W kwestiach finansowych jednak najlepiej trafiały do Gombrowicza argumenty finansowe właśnie, a nie inne, choćby najbardziej uzasadnione. Stąd wspomniane napięcia rosły (także z winy Neskego, który, bezradny wobec roszczeń i niewdzięczności pisarza, bywało, że i miesiącami nie odpisywał mu na ponaglające listy), stając się powoli tajemnicą literacko-wydawniczego poliszynela. Gombrowicz, któremu Neske tłumaczył, że zapewnił mu przecież wysoką pozycję na rynku niemieckim, rozumiał przez taką pozycję odpowiednio wysokie

---

[17] Poza książkami były to przede wszystkim antyastmatyczne papierosy mentolowe, które Gombrowicz namiętnie palił. I chociaż zakłopotany tym pisał do Neskego: „Jest Pan najhojniejszym z moich wydawców, ale proszę Pana, drogi Panie, by nie robił mi Pan więcej podarunków”(12.06.1959, kopia AHK), to jednak będąc w potrzebie prosił go wprost: „przechodzę bardzo ostry atak astmy. Czy byłby Pan tak uprzejmy przysłać mi natychmiast 400 mentolowych papierosów Brosig’s Asthma-Zigaretten?” (23.02.1965, kopia AHK).

[18] Kopia AHK.

[19] Jedynym materialnym śladem tego pierwotnego zamierzenia jest kieszonkowe wydanie w jednym tomie *Pornografii, Trans-Atlantyku* i *Kosmosu* z 1973 z rysunkiem głowy Gombrowicza na okładce autorstwa Mariano Betelú. Była to zarazem ostatnia książka pisarza, jaką Neske opublikował.

[20] BL, Box 8, Folder 280.

honoraria. A tych Neske nie mógł mu zapewnić w gruncie rzeczy od samego początku i to nie z powodu braku umiejętności promocyjnych. Akurat medialne echo, towarzyszące wydawanym przez niego książkom pisarza świadczy o czymś wręcz odwrotnym! Tyle, że sukces medialny nie przekładał się na sukces finansowy: książki Gombrowicza sprzedawały się słabo, co potrzebujący ciągle pieniędzy pisarz odczuwał bardzo boleśnie – przypisując całą winę swemu wydawcy.

Kiedy o niesnaskach między pisarzem i jego wydawcą dowiedział się Klaus Piper, postanowił przejąć inicjatywę. Gombrowicz miał już kontakt z jego wydawnictwem wcześniej, bo w 1966 r. napisał posłowie do wydawanego wtedy przez Pipera *Nienasycenia* Witkacego w tłumaczeniu Rudolfa Richtera (sygnującego i ten przekład pseudonimem Walter Tiel).[21] Ale była to wówczas współpraca incydentalna. Teraz gra miała się toczyć o przejęcie pisarza. 15 kwietnia 1967 Piper pisał do Richtera: „Dowiaduję się właśnie od dr. Besta [lektora u Pipera – MZ] rzeczy wielkiej wagi: »Istnieją pewne szanse pozyskania Gombrowicza! Musielibyśmy jednak zwrócić się wtedy także do pana Tiela, który akurat został na lodzie z Witkiewiczem« [22] – No cóż, w sprawie Witkiewicza pisałem do Pana w zeszłym tygodniu; rzecz może naturalnie nabrać rumieńców, gdyby Pan, Szanowny Panie Tiel, widział konkretną możliwość, i łaskawie z niej skorzystał, utorowania naszemu wydawnictwu drogi do Gombrowicza. Jako czytelnik uwielbiam tego pisarza od wielu lat, z jego *Dziennikiem* obcuje na co dzień. Z wielką satysfakcją czytałem wielkie omówienie *Pornografii* przez Waltera Jensa w „Die Zeit".[23] Byłbym niezwykle rad, gdybym mógł się dowiedzieć od Pana coś pewniejszego o sytuacji Gombrowicza (w kontekście niemieckim). Ten pisarz zasługuje z całą oczywistością na wydawanie przez wpływową oficynę o szerokich możliwościach, która uplasowałaby go na pierwszej linii."[24] Twardo grający manager, strojący się w piórka miłośnika twórczości Gombrowicza, uciekł się tu do pospolitego szantażu, otwarcie obiecując Richterowi wydanie jego przekładu *Pożegnania z jesienią* w zamian za przetarcie na nowo szlaków do pisarza – a w domyśle za pomoc w pozyskaniu go dla swojego wydawnictwa.

Już 21 kwietnia tego roku Richter zakomunikował treść listu Pipera Gombrowiczowi z komentarzem: „Nie jest to oczywiście rzeczą moją, wtrącać się

---

[21] *Wir waren unser drei*, [w:] Stanisław I. Witkiewicz, *Unersättlichkeit. Roman*. Mit einem Nachwort von Witold Gombrowicz. Aus dem Polnischen von Walter Tiel, R.Piper & Co Verlag, München 1966, s. 592–596. Na temat powodów, dla których Richter sygnował swoje przekłady pseudonimem; por. M. Zybura, Dudeczku mój drogi… Droga Alice…O pewnej amitié amoureuse à trois w dziejach niemieckiej recepcji twórczości Witolda Gombrowicza, w: teksty drugie 2014, nr 4, s. 326 n.

[22] Otto F. Best (1929–2008), germanista i tłumacz był wtedy redaktorem naczelnym w wydawnictwie Pipera. Po wydanym tam *Nienasyceniu* Richter (którego prawdziwa tożsamość znana była tylko wąskiemu kręgowi osób, stąd Piper posługuje się tu nazwiskiem Tiel) chciał przeforsować w następnej kolejności wydanie *Pożegnania z jesienią* i czekał wtedy właśnie na decyzję wydawnictwa.

[23] Walter Jens: *Zwei Mörder, der schönen Jugend verfallen. Ein neuer Roman des in Argentinien lebenden Polen Witold Gombrowicz*, „Die Zeit", 11.10.1963.

[24] AHK.

w Pana sprawy, lecz uważam, że powinienem Panu to zakomunikować.”[25] Tłumacz komunikował to pisarzowi tym skwapliwiej, że sam był wtedy w kiepskich stosunkach z Neskem i gotów był dlatego wspierać teraz plany Pipera. Nie chciał się „wtrącać”, ale dodawał zaraz: „Od Neskego także już od pół roku nic nie słyszałem, a *Dziennik II* leży u niego gotów do wydania... Sam nie wiem, co to wszystko znaczy, to jego uparte milczenie. Czy zrezygnował??...” W rzeczy samej ówczesne stosunki między Neskem z jednej a Gombrowiczem i Richterem z drugiej strony znajdowały się w głębokim kryzysie, którego tłem były wspomniane problemy finansowe Neskego. Nie reagującego na listy wydawcę Gombrowicz bombardował telegramami i groził już w maju 1966 roku: „PROSZĘ ODPOWIEDZIEĆ NA WSZYSTKIE MOJE LISTY. INACZEJ WSPÓŁPRACA NIEMOŻLIWA. ANULUJĘ OPCJĘ = GOMBROWICZ“[26] – bezskutecznie. Zainteresowanie Pipera jego twórczością było mu zatem teraz bardzo na rękę. Uskrzydlony międzynarodowym uznaniem, którego świadectwa po przyznaniu mu Nagrody Formentora docierały wtedy do niego zewsząd[27], był gotowy szukać swego szczęścia w Niemczech z nowym wydawcą. Kiedy na fali gratulacji otrzymał nawiązujący do tego telegram od wydawnictwa Pipera z 5 maja 1967: „Dom wydawniczy PIPER, wielbiciel TWÓRCZOŚCI Gombrowicza, byłby niezmiernie szczęśliwy mogąc zostać – gdyby nastąpiła zmiana sytuacji – niemieckim wydawcą cieszącego się dużym uznaniem autora. Wyślemy list. Uszanowania“ [28], podziękował za niego już następnego dnia, sugerując dwa rozwiązania zaistniałej, trudnej pod względem prawnym, sytuacji: „ Albo pan Neske mógłby Panu odsprzedać całość jego praw, co pozwoliłoby Panu spopularyzować mnie ponowie na większą skalę. Albo mógłby Pan, wziąć go na wspólnika, rezerwując mu pewien procent od dochodów.“ Optymistycznie spodziewał się po przejściu do Pipera przyspieszenia swojej kariery literackiej, co opierał „na fakcie, że z pewnością będę mógł mieć w Niemczech dużo więcej czytelników. Mój prestiż w Europie i w Niemczech rośnie, moje pisarstwo nie jest wcale takie trudne. “[29]

W ślad za telegramem redaktor naczelny wydawnictwa Pipera wystosował do pisarza 11 maja oficjalny list, w którym formalnie zaprosił go do współpracy. O genezie tego listu Richter pisał z humorem do Kunstmanna[30]: „Aktualnie – ale TO CAŁKIEM między nami – Piper proponuje mu przejście do siebie. Pisałem już W.G., że Piper zwrócił się w tej sprawie do mnie, pragnąc wysondować szanse. W.G. odpisał mi, że Piper ma się zwrócić bezpośrednio do niego. Klaus Piper jest teraz do końca maja w Montegrotto/

---

[25] Kopia tamże.

[26] Kopia telegramu z 25.05.1966, AHK. Finansowymi niedogodnościami współpracy z Neskem dotknięty był początkowo głównie Richter, który (ponieważ wydawca nie reagował) zanosił skargi na niego do pisarza. Ten sam wtedy interweniował u Neskego z obawy przed utratą tłumacza.

[27] 21.05.1967 pisał do Richtera: „Kończę, [bo] kopa listów na mnie spadła w związku z tą nagrodą.”, AHK.

[28] BL, Box 9, Folder 317.

[29] Przebitka listu z 6.05.1967, tamże.

[30] Równie obfita jak korespondencja z Neskem, także korespondencja Richtera z Kunstmannem, która ukaże się niebawem w drezdeńskim Neisse Verlag, stanowi bogate źródło do badań nad recepcją Gombrowicza i literatury polskiej w ówczesnej RFN.

Abano, ale dr Best wrócił już z Ameryki i zadzwonił wczoraj właśnie w tej sprawie. Chciał od razu pisać do W.G., naturalnie po francusku, i pytał mnie, czy W.G. potrzebuje pieniędzy. Odpowiedziałem: ZAWSZE! – Czy ma więc udać się do niego od razu z portfelem? – Nie, tylko nie to! Ale ma zachęcić W.G. perspektywą wydania jakiejś jego książki jeszcze w tym roku, np. drugiego i trzeciego tomu *Dziennika*, którego gotowy przekład przecież u mnie leży. Ale JEŻELI Piper już się zdecydował podjąć wątek gombrowiczowski, powiedziałem, to byłoby najlepiej OD RAZU pociągnąć go dalej, ponieważ Neske już od dwóch lat (po *Kosmosie*) nic W.G. nie opublikował, i nie byłoby dobrze przedłużać tę przerwę – z czym Best się zgodził. Tak więc jestem teraz ciekawy, czy to wypali: W.G. i Piper. Myślę, że tak. Inaczej W.G. by przecież nie pisał, żeby Piper się do niego zwrócił. Ciekawe, jak Neske to zniesie. Ale to w końcu jego wina: co to za maniery, żeby przez pół roku MILCZEĆ na listy W.G. i moje! Przecież znaczy to tyle, co »Pocałuj mnie w d.!« [w oryginale po polsku – MZ]. Götz mówił to przynajmniej OTWARCIE! A to milczenie przekracza przecież wszelkie chamstwo!.. Cóż, mam nadzieję, że Piper zajmie się W.G. bardziej kompleksowo, zwłaszcza że ma po temu większe środki aniżeli Neske. (…) Dr Best odparł mi wczoraj przy telefonie na moje pytanie, jak się sprawy mają z *Pożegnaniem jesieni*: – no, myślę, że K. Piper wyda Panu książkę jeszcze w tym roku, nie sądzi Pan? – Odpowiedziałem: – K. Piper zabrał przecież mój maszynopis i może mu się spodoba. Ale jego toporna sugestia, że moja interwencja u W.G. podniesie od razu znacznie atrakcyjność powieści Witkacego była mało dyplomatyczna. – Best roześmiał się na to i przyznał mi rację.“ [31]

Wynika z tego listu, że tłumacz rzeczywiście doskonale zrozumiał intencje Klausa Pipera i nie miał nic przeciwko temu, aby wziąć udział w tym swoistym ‘zamachu’ na Neskego. Piper włączył się do rokowań pod koniec maja, pisząc: „Słusznie życzy Pan sobie, drogi Panie Gombrowicz, dużego niemieckiego domu wydawniczego, który jest nie tylko przekonany o znaczeniu Pańskich utworów, ale który dysponuje też aparatem dystrybucji i reklamy.“ [32] Zaś nawiązując do listu Gombrowicza z 6 maja i Besta do pisarza z 11 maja i przechodząc tym samym do konkretów, podkreślał: „Jesteśmy zachwyceni, że będzie Pan autorem wydawnictwa Piper-Verlag ze wszystkimi swoimi dziełami” i dodawał odnosząc się do propozycji pisarza odnośnie postępowania z Neskem: „Druga propozycja nie wydaje mi się praktyczna. Zakłada ona, że Pańskie książki byłyby publikowane przez Pipera-Neskego. W ten sposób reprezentacja wydawnicza Pańskich utworów uległaby rozproszeniu, a to nie sprzyjałoby sukcesowi należnemu Pańskim książkom.” [33]

Gombrowicz przychylił się do stanowiska Pipera i bynajmniej nie „optował“ za jego współpracą z Neskem (jak tego chcą autorzy przypisów do *Kronosa*), bo widział się już autorem tego pierwszego i chciał odejść od Neskego. Pisząc o tym wszystkim do wydawcy, informował go: „Piper Verlag chciałby uzyskać od Pana wszystkie prawa do moich utworów, jakie Pan opublikował“ oraz „Odpowiedziałem panu Piperowi, że byłbym osobiście bardzo usatysfakcjonowany, gdyby Pan mógł

[31] 10.05.1967, AHK.
[32] 26.05.1967, BL, Box 9, Folder 317.
[33] Tamże.

przyjąć tę propozycję“, przedstawiając jednocześnie swój punkt widzenia na powstały stan rzeczy: „Z drugiej strony, muszę Panu powiedzieć z całkowitą szczerością, że nasze relacje stają się, niestety, coraz gorsze. Bardzo żałuję, gdyż dobrze razem pracowaliśmy przez te lata. Z mojej strony jest to wyłącznie konsekwencja faktu, że mimo ponagleń nie odpowiada Pan na moje listy. (…) Myślę więc, że ta propozycja p. Pipera mogłaby być bardzo odpowiednia dla nas obydwu (...).“ [34]

Neske stanął teraz przed koniecznością ustosunkowania się do zaistniałej sytuacji. Po wydaniu w 1966 r. *Kosmosu* (*Indizien*) w trójkącie wydawca – pisarz – tłumacz panował zastój. Richter uporawszy się z dziennikiem berlińskim (*Berliner Notizen*), przełożył w porozumieniu z Gombrowiczem jego nowe dzienniki, ale Neske nie zareagował na przesłany mu maszynopis… więc tłumacz zaproponował gotowy przekład (jak już o tym była mowa wcześniej) Otto Bestowi. „Tak, też teraz czekam na to, co się wydarzy”, pisał do Kunstmanna. „JEŻELI Neske się zgłosi, to ciekaw jestem, JAKIMI ‘przyczynami’ usprawiedliwiał będzie swoje długie milczenie.”[35] Tymczasem wydawca nadal milczał, nie chcąc najwidoczniej po liście Gombrowicza ułatwiać sprawy Piperowi i zgłaszać się do niego pierwszemu, niejako w roli petenta.

Po upływie miesiąca Klausowi Piperowi nie pozostało nic innego, jak samu napisać do Pfullingen. 23 czerwca 1967 r. napisał do Neskego długi list, inicjując w ten sposób intensywne, półroczne rokowania o przejęcie Gombrowicza. „Doszły nas słuchy“, pisał, „że Gombrowicz analizuje kwestię swojej pozycji na rynku niemieckim i że Pan sam nie jest już tak bardzo zainteresowany dalszym wydawaniem jego książek. (…) W wydawnictwie Piper Verlag istnieją korzystne warunki do ewentualnego przejęcia i kontynuacji publikacji utworów Gombrowicza. Szczególnym zbiegiem okoliczności, mówiąc na marginesie, blisko nam do Gombrowicza przez Witkiewicza, którego nową książkę przygotowujemy na przyszły rok.” Piper złożył następnie Neskemu konkretną propozycję, o której wspominał już pisarzowi: „Jesteśmy gotowi przejąć zapasy wydanych przez Pana książek (zakładając, że są to ilości przyjęte dla typowych nakładów) za stosowną cenę, którą uiścilibyśmy w czterech równych ratach rocznych. Ponadto wypłacilibyśmy Pańskiemu wydawnictwu odstępne za przekazanie praw w wysokości 7500 do 10.000 DM. Nie jest to oczywiście kwota specjalnie wysoka, ale bierzemy pod uwagę istotną okoliczność, że przejmując Pańskie zapasy [niesprzedanych książek Gombrowicza – MZ], musimy być gotowi na zainwestowanie znacznych środków w akcję reklamową.“ [36]

Neske odpowiedział po miesiącu pragmatycznie: „Z taką sytuacją mamy w naszej profesji do czynienia systematycznie. Kurt Wolff, który jak Panu dobrze wiadomo, i na tym polu zebrał bogate doświadczenia, udzielił mi kiedyś rady, aby w takim przypadku, kiedy autor sądzi, że lepiej mu będzie po drodze z innym wydawcą, nie kłaść mu kłód pod nogi.”

---

[34] Kopia listu z 31.05.1967, AHK (przebitka w BL, Box 8, Folder 273). Chcąc być pewnym, że Neske dobrze go zrozumie (którego francuszczyzna była wedle własnych słów wydawcy „gimnazjalna“), pisarz polecił Richterowi przełożyć ten list dla wydawcy także na niemiecki.

[35] List z 31.05.1967, AHK.

[36] Kopia HKA.

Po tej życiowo-filozoficznej refleksji sprecyzował swoje finansowe warunki rezygnacji z dalszego wydawniczego opiekowania się twórczością Gombrowicza. Za przejęcie magazynowych zapasów niesprzedanych jeszcze książek pisarza zażądał 54.000 DM, za prawa do poszczególnych tytułów 11.000 DM – w sumie więc 65.000 DM. W odniesieniu do formuły uiszczenia należności zażądał – w miejsce proponowanych przez Pipera czterech rat rocznych – dwóch rat płatnych w ciągu roku.[37]

Zażądana przez Neskego suma była znaczna (z drugiej strony kwota oferowana przez Pipera była zdumiewająco niska, co ten poniekąd sam przyznawał w swoim liście). Dwa są przypuszczalne wyjaśnienia dla finansowych roszczeń wydawcy. Po pierwsze mógł traktować podaną cenę jako „zaporową", aby zniechęcić Pipera. Przekonany o artystycznym geniuszu pisarza i mając na uwadze ogromną pracę, jaką włożył we wprowadzenie jego twórczości na rynek niemiecki, mógł chcieć dalej pozostać jego jedynym wydawcą w Niemczech. Z drugiej strony jest też całkiem możliwe, że znajdując się pod presją zarówno pisarza jak i Pipera nie wytrzymał psychicznego napięcia i postanowił wykorzystać nadarzającą się okazję, aby wyzerować związane z Gombrowiczem „Verlustkonto", być może nawet z nawiązką. Tak czy inaczej po tej wymianie wyczerpujących listów zapanowała w korespondencji między obydwoma wydawcami wielomiesięczna przerwa.

Natomiast z Richterem i Gombrowiczem Neske odnowił teraz swoje kontakty. Do pisarza napisał 14 sierpnia o przebiegu pertraktacji z Piperem, na co Gombrowicz odpowiedział: „Jestem bardzo szczęśliwy dowiadując się, że pertraktacje z p. Piperem mają się dobrze. Proszę nie zapominać, że moja zgoda co do warunków Pańskiego porozumienia z Piperem jest konieczna, ponieważ chodzi o przekazanie moich praw autorskich.", dodając w typowym dla siebie 'finansowym' stylu: „Ja, ze swojej strony, mam tylko dwa warunki do postawienia: 1) aby nasze rozliczenia zostały uregulowane, a kwoty, które Pan jest mi winien, zostały zapłacone lub przelane na moje konto u p. Pipera; 2) aby p. Piper zapewnił mi autorski procent za każdy egzemplarz pochodzący z Pana zapasów, który zostanie przez niego sprzedany. "[38]

Z kolei do Pipera, ktory wciąż nie odpowiadał na list z lipca, Neske napisał 2 listopada, że wobec braku reakcji z jego strony będzie kontynuował wydawanie utworów pisarza i przystępuje do przygotowania edycji *Dziennika II* i *III*, o czym już poinformował autora. Wydawniczy moguł z Monachium, zaskoczony zmianą w postawie Neskego, zareagował natychmiast, odpisując mu już 9 listopada. Nie wchodząc nawet w szczegóły oferty Neskego, odrzucił ją i protekcjonalnie powtórzył mu swoją pierwotną propozycję. Wymknęło mu sie przy tym jedno nieostrożne, uwagi godne zdanie. Mrugając niejako porozumiewawczo do kolegi-wydawcy, stwierdził: „Gombrowicz jest i pozostanie – obydwaj dobrze to wiemy – trudnym autorem, jeśli chodzi o sprzedaż jego książek."[39] Nazywając Gombrowicza „trudnym" autorem, miał na myśli, że jest pisarzem, którego książki sprzedają się „z trudem" na rynku. I była to prawda. Ale przecież całą swoją taktykę przejęcia go oparł na eksponowaniu swoich

[37] List z 24. 07. 1967. Kopia AHK.
[38] List z 25.08.1967. Kopia AHK.
[39] Kopia AHK.

wielkich możliwości wydawniczo-reklamowych, przy pomocy których był w stanie, jak tłumaczył to Neskemu w cytowanym liście z 23 czerwca 1967 r. zagwarantować Gombrowiczowi największy możliwy rezonans literacki i sukces księgarski. I takimi to obietnicami, czy raczej mirażami takich sukcesów skusił Gombrowicza. Innymi słowy, Piper, który chciał być może przy pomocy tego ‘argumentu’ przekonać Neskego do obniżenia żądań finansowych, nie spodziewał się chyba jednak jako przyszły wydawca pisarza osiągnąć w gruncie rzeczy dużo więcej, aniżeli udało się to jego konkurentowi. A modny w Europie pisarz był mu potrzebny jedynie ze względów prestiżowych.

Zbulwersowany tą dwulicowością Pipera, Neske powiadomił o tym Gombrowicza, który jednak nadal trwał przy swojej woli zmiany wydawcy (i podjął nawet z Piperem rozmowy w sprawie wydania *Dziennika*, chociaż zajmował się tym już Neske), odpisując mu niezrażony: „Rozumiem doskonale Pana postawę. Jednak proszę nie zapominać, że jestem osobą najbardziej zainteresowaną pozytywnym rozwiązaniem tej sprawy. Chętnie przyznaję, że to Pan wprowadził mnie na rynek niemiecki. Ale (…) rozumie Pan niewątpliwie, że jest dla mnie niezmiernie ważne mieć wydawcę zainteresowanego ponownym wylansowaniem mojej twórczości literackiej. (…) Może ma Pan rację, że p. Piper nie uczyni cudów, ale w każdym razie byłby to nowy start, a to już jest coś.“[40]

Natomiast Klaus Piper podtrzymując z jednej strony kontakty z pisarzem, zaczął z drugiej kluczyć w swoich negocjacjach z Neskem, unikając ich tak naprawdę. Do decydującego spotkania obydwu kontrahentów miało dojść pod koniec stycznia 1968 r. Gombrowicz przywiązywal do niego dużą wagę, spodziewając się tym razem definitywnego rozwiązania „sprawy Piper-Neske”; takie nadzieje miał też Richter, który zmienił w międzyczasie front i sekundował z powrotem Neskemu.[41] Monachijski wydawca i tym razem wykonał jednak unik, odwołując spotkanie pod błahym powodem.[42] Niesolidne podejście Pipera do negocjacji i wręcz nieuprzejme traktowanie przezeń było dla Neskego sygnałem do rezygnacji z dalszych prób dojścia do porozumienia z nim w sprawie Gombrowicza. Trafnie podsumował niedoszłe do skutku spotkanie i tegoż faktu konsekwencje dla Neskego Richter, pisząc do niego: „To, co Pan pisze o Piperze, nie jest specjalnie budujące. Toż Gombrowicz chce postawić na kulawą chabetę! Już widzę, że nic z tego nie będzie i dalej będzie Pan dźwigał ten krzyż.“[43] Także w liście do Heinricha Kunstmanna miesiąc później

---

[40] List z 3.12.1967. Kopia AHK.

[41] Gombrowicz pisał wtedy do Pipera: „ (…) bezpośrednia rozmowa z nim wydaje mi się bardzo pożądana i myślę, że może przynieść pozytywne rozwiązanie”. List z 3.12.1967, BL, Box 9, Folder 317; zaś Richter życzył Neskemu: „Szczęścia Panu życzę na tę rozmowę w Monachium i trzymam obydwa kciuki. W rzeczy samej: ona musi przynieść definitywne rozwiązanie!“. List z 7.12.1967, kopia AHK.

[42] Piper tłumaczył się 25.01.1968 w liście do Neskego weselem w rodzinie, z którego to powodu musiał jakoby wcześniej wyjechać z Monachium, dokąd Neske specjalnie przyjechał i nie zastał go. Ale już 22.12.1967 informował Gombrowicza: „Niestety, muszę zawiadomić Pana Neske, (…) że nie widzę już możliwości porozumienia się z nim.”. BL, Box 9, Folder 317. Nie dał jednak znać Neskemu, że nie ma zamiaru stawić się na umówione spotkanie.

[43] List z 9.01.1968, kopia AHK.

dał wyraz swojemu wrażeniu, że Piper stracił wcześniejsze intensywne zainteresowanie Gombrowiczem.[44]

W istocie monachijski wydawca kontynuował jeszcze swoją korespondencję z Gombrowiczem, ale porzucił już pierwotny plan przejęcia do swojego programu wydawniczego całości twórczości pisarza. Tłumaczył mu to w liście z 22 grudnia 1967, sumitując się: „Przykro mi, ale innej alternatywy nie będzie. Wie Pan, że ja bardzo chcę pewnego 'poświęcenia', by wziąć wszystkie pańskie utwory, ale dobrze Pan rozumie, że tego rodzaju poświęcenie musi być rozsądne."[45] Zamiast tego próbował pozyskać go do przekazywania mu swoich nowych, powstających utworów (w tym konkretnym przypadku chodziło o *Dziennik*), lub tych, które powstaną w przyszłości. „Zapewniam Pana", pisał do niego 19. lutego 1968, „że wiele razy przeanalizowałem Pana sytuację w Niemczech. Jestem przekonany, że może Pan na razie zaakceptować rozłączność Pańskich dzieł (na książki wydawane poprzednio u Neskego i nowe u Pipera)."[46] W w odniesieniu do wcześniejszej twórczości pisarza powziął tylko przelotny – i porzucony wnet – zamiar opublikowania jedynie wyboru w książkowej serii „Die Bücher der Neunzehn", wspólnym projekcie edytorskim dziewiętnastu wydawnictw (stąd nazwa serii) z lat 1954–1972, w którym R. Piper & Co. Verlag odgrywał dużą rolę.[47] Najpóźniej wtedy Gombrowicz zaczął rozumieć, że wiązane przezeń z Piperem nadzieje na „nowy start" w Niemczech – rozumiał pod tym przede wszystkim nowe wydania wszystkich swoich dotychczasowych utworów w połączeniu z wielką kampanią reklamową w mediach – były mrzonką. Już 7 stycznia 1968, odpowiadając na list Pipera z 22 grudnia, pisał tyleż rozemocjonowany niekorzystnymi dla siebie wieściami od wydawcy, na którego chciał postawić, co i nadrabiając pewnością siebie, w odniesieniu do swojej przyszłej sławy literackiej: „Będzie Pan żałował tej decyzji. Za kilka lat będę obowiązkową lekturą dla każdej kulturalnej osoby w Niemczech i gdzie indziej. Zobaczy Pan! Czas pracuje dla mnie." A dając mu jeszcze ostatnią szansę uzyskania zgody na publikację *Dziennika*, żądał większej stawki procentowej od sprzedaży, bo 'prowincjonalny' Neske dawał jednak więcej niż potentat z Monachium!: „8% to jednak mniej niż 10% p. Neskego."[48] Gdy wszakże Piper obstawał przy swojej pierwotnej ofercie (stosując wobec Gombrowicza w gruncie rzeczy tę samą kupiecką taktykę co i wobec Neskego), pisarz wiedział już, że wydawnictwo Neskego jest dla niego w Niemczech atutem, na rezygnację z którego nie może sobie pozwolić. Na początku marca pisał do Pipera: „wolę Panu szczerze powiedzieć, że jestem pesymistą co do naszej przyszłej współpracy (…). Byłoby dla mnie złą polityką, gdybym poróżnił się z moim głównym wydawcą." Neske awansował zatem u Gombrowicza z powrotem na „głównego wydawcę", a on sam nie mógł sobie odmówić kąśliwej aluzji do finansowego skąpstwa bogatego

[44] List z 19.02.1968, AHK.
[45] List z 22.12.1967, BL, BL, Box 9, Folder 317.
[46] BL, Box 9, Folder 317.
[47] Por. list Pipera do pisarza z 5.01.1968, BL, Box 9, Folder 317. Projekt upadł głównie z tego względu, że Piper nie zamierzał dopuścić wydawnictwa Neskego do udziału w serii, lecz wykupić od niego tylko licencję.
[48] BL, Box 9, Folder 317.

przedsiębiorcy (którym ten go zaskoczył): „Z drugiej strony, na podstawie warunków, jakie Pan proponuje, widać, że nie chce Pan zaangażować więcej środków w to przedsięwzięcie.”[49]

Na tym liście Gombrowicza „sprawa Piper-Neske” zakończyła się. Pisarz miał niebawem powierzyć Neskemu wydanie swojej kolejnej książki *Rozmów z Gombrowiczem*.[50] Pozostał jednak przy nim, zmuszony do tego zewnętrznymi okolicznościami negocjacji z Piperem, który inaczej niż Neske nie był wydawcą wizjonerem, lecz twardo stąpającym po ziemi biznesmenem, dla którego książka była towarem, jak każdy inny. Nielojalność pisarza wobec Neskego (bo tak trzeba określić jego postępowanie w całej tej sprawie) spotkała człowieka, który jego twórczość cenił w sposób zgoła entuzjastyczny i robił wszystko nie oglądając się na finansowe straty, aby dotarła ona do jak najszerszych kręgów czytelniczych w Niemczech. W 1967 pisał do Richtera: „Chciałem go wylansować na rynku z możliwie największą liczbą tytułów, aby zademonstrować, że wydawnictwo stoi za nim murem. Inne wydawnictwa rezygnują, jeżeli sukcesów nie ma od razu.“[51] Fakt, że został wydawcą dzieł Polaka uważał za nagrodę od losu za to, iż z powodu prawnych zawiłości nie mógł kiedyś wydać *Blaszanego bębenka* Grassa – mimo że dostał maszynopis od autora i zdążył już książkę umieścić w swoich zapowiedziach. Po latach wspominał: „ (…) było to na swój sposób zadośćuczynieniem za niepowodzenie z *Blaszanym bębenkiem*.“[52] Przypomnijmy w tym kontekście: Gombrowicz stanowił dla niego „Verlustkonto” – utwór Grassa, gdyby go wydał, uczyniłby go z czasem milionerem.

„Nowego startu” swojej kariery literackiej w Niemczech Gombrowicz nie dożył. Znany krytyk literacki i literaturoznawca Jürgen Manthey upatrywał tego przyczyny w okoliczności, że, „pisarz znalazł tutaj jedynie małe, renomowane wprawdzie, ale nie będące rynkowym gigantem wydawnictwo (…), co jest w dzisiejszych czasach warunkiem trwałego sukcesu pisarskiego.“[53] Kiedy w latach 80. XX w. Carl Hanser Verlag, a więc wielka i bogata monachijska firma wydawnicza, przystąpił po odkupieniu praw od Neskego do edycji jego trzynastotomowych *Dzieł zebranych*, wydając krocie na reklamę – a więc spełnione zostały warunki, o których pisał Manthey – sytuacja Neskego z lat 60 powtórzyła się: kolejne tomy sprzedawały się mimo rewelacyjnego odgłosu w mediach tak słabo, że potem można je było przez lata kupować w punktach taniej książki za grosze. Pisał o tym z rozgoryczeniem główny redaktor tej edycji Rolf Fieguth.[54] Prawdopodobnie zatem i ta obszerna, wzorowo przygotowana edycja nie zadowoliłaby pisarza, gdyby dane

---

[49] List z 5.03.1968, tamże.

[50] Por. Witold Gombrowicz, Dominique de Roux, Gespräche, Pfullingen 1969.

[51] List z 20.09.1967, AHK.

[52] Günther Neske: Aus den Schubladen eines alten Büchermachers, „Die Zeit“, 17.09.1993.

[53] Jürgen Manhey: Witold Gombrowicz: ein Clown, der sich hinter die Zuschauer mischte, [w:] Ein Patagonier in Berlin. Texte der deutsche Gombrowicz-Rezeption. Ausgewählt und herausgegeben von Marek Zybura, Dresden 2018, S. 178.

[54] Por. R. Fieguth, *Gombrowicz mit deutscher Fresse. Zweiter Versuch*, [w:] Gombrowicz in Europa. Deutsch-polnische Versuche einer kulturellen Verortung. Hrsg. von A. Lawaty und M. Zybura, Wiesbaden 2006, s. 116–130.

mu jej było doczekać. Do Neskego ostrzegającego go przed Piperem i powołującego się na swoje dla niego zasługi wydawnicze pisał wyniośle: „To nie wydawcy stanowią o wartości dzieła, lecz czytelnicy.“[55] Niestety, czytelnicy zawiedli także w przypadku edycji hanserowskiej, entuzjastyczna krytyka pozostała jedynym jej sukcesem. I większego sensu nie ma w świetle tego faktu spór, czy winna tego jest sama niemiecka publiczność literacka, mająca „mało zrozumienia (…) dla prowadzenia tego rodzaju osobliwej gry“[56], jaka cechuje Gombrowicza, czy też raczej okoliczność, że nie jest on „pisarzem dla każdego.“[57] Dzisiaj, przeszło pół wieku później, berliński polonista Heinrich Olschowsky tłumaczy to tak: „Beztroska bezwzględność, z jaką Gombrowicz łączy poszczególne wydarzenia interpersonalne w asocjacyjną sekwencję scenek, miała swoje konsekwencje: logika narracyjna fabuły i historyczna logika wielkich wydarzeń zostały zdegradowane do roli tła. Oznaczało to bez wątpienia wyzwanie, mniej dla krytyków, raczej dla czytelników, o czym świadczyć może ich umiarkowane zainteresowanie.”[58] Słychać ostatnio z Zurychu, że tamtejsze wydawnictwo Kampa Verlag AG zamierza podjąć nową próbę zmierzenia się z tym „umiarkowanym zainteresowaniem”. Na (niepewny) rezultat przyjdzie nam zapewne jeszcze poczekać, ale niedawne fiasko rostockiego eksperymentu „Gombrowicz-Blätter” (2013–2017), periodyku literackiego poświęconego pisarzowi, wydawanego przez Rüdigera Fuchsa, wzorującego się na „Mickiewicz-Blätter” Hermanna Buddensiega z drugiej połowy XX w., jest pod tym względem symptomatyczne.

Bibliografia

Witold Gombrowicz, Dominique de Roux, *Gespräche*, Pfullingen 1969.

Witold Gombrowicz, *Dziennik 1953–1969*, Kraków 2013.

Witold Gombrowicz, *Kronos*, Kraków 2013.

Witold Gombrowicz, Jerzy Giedroyc, *Listy 1950–1969*. Wybrał, wstępem i przypisami opatrzył Andrzej Stanisław Kowalczyk, Warszawa 2006.

Andreas Lawaty, Marek Zybura, Gombrowicz in Europa. Deutsch-polnische Versuche einer kulturellen Verortung, Wiesbaden 2006.

Brigitte Neske,Thomas Seng (Hrsg.), *Vierzig Jahre Verlag Günther Neske*. Almanach, Pfullingen 1991.

Günther Neske, *Aus den Schubladen eines alten Büchermachers*, w: Die Zeit, 17.09.1993.

Heinrich Olschowsky, *Kosmopolak w Berlinie. Witold Gombrowicz w niemieckich zwierciadłach*, w: „Dialog. Deutsch-Polnisches Magazin” 2019–2020, nr 4.

---

[55] List z 10.01.1968, kopia AHK.

[56] Gerda Hagenau: *Polens zeitgenössische Epik*, „Österreichische Ost-Hefte“ 1961, z. 6, s. 438.

[57] François Bondy: *Großer Name – Gombrowicz. Das Werk des polnischen Dichters kam spät im Westen an*, „Welt am Sonntag“, 25.02.1962.

[58] H. Olschowsky, *Kosmopolak w Berlinie. Witold Gombrowicz w niemieckich zwierciadłach*, „Dialog. Deutsch-Polnisches Magazin” 2019–2020, nr 4, s. 97.

Krzysztof Ruchniewicz, Stefan Troebst, Marek Zybura (Hrsg.), *In officio amicitiae. Andreas Lawaty, dem Grenzgänger und Freund zum 65. Geburtstag*, Dresden 2018.
Stanisław I. Witkiewicz, *Unersättlichkeit. Roman*. Mit einem Nachwort von Witold Gombrowicz. Aus dem Polnischen von Walter Tiel, München 1966.
Marek Zybura (Hrsg.), Ein Patagonier in Berlin. Texte der deutschen Gombrowicz-Rezeption, Dresden 2018.

Słowa kluczowe

Witold Gombrowicz, Klaus Piper, Günther Neske, pisarz i jego wydawca

Abstract

“Will Piper reach an agreement with Neske”? Witold Gombrowicz and «Piper-Neske’s case» in light of their correspondence

This article sheds light on Witold Gombrowicz’s relationship with his German publisher Günther Neske and on his attempt to join another publishing house Piper & Co. Verlag in particular. The article discusses a so far mistakenly presented aspect of history of his German reception. Zybura’s research is generally based on the unpublished correspondence, part of the bequest of the German Slavist Heinrich Kunstmann (1923–2009) held at the Willy Brandt Center for German and European Studies at the University of Wrocław.

Keywords

Witold Gombrowicz, Klaus Piper, Günther Neske, the writer and his publisher

Łukasz Woiński (https://orcid.org/0000–0003–3301–3222)
Uniwersytet Jagielloński w Krakowie

Twórczość Zbigniewa Herberta na Węgrzech – szkic do historii recepcji

Strajki w Poznaniu w czerwcu 1956 roku doprowadziły do odwilży w stosunkach społeczeństwa polskiego z reżimem komunistycznym, która polegała między innymi na liberalizacji socrealistycznej doktryny w odniesieniu do literatury i sztuki oraz na złagodzeniu zasad kontroli publikacji. Dzięki temu mogła się ukazać *Struna światła*, czyli spóźniony debiut Zbigniewa Herberta, a w następnym roku tom wierszy i próz poetyckich *Hermes, pies i gwiazda*, w którym znalazł się utwór poświęcony pamięci węgierskiego października o incipicie ***Stoimy na granicy*. Wiersz miał nosić pierwotnie tytuł *Węgrom*, lecz został go pozbawiony poprzez interwencję cenzora, co skutkowało takimi nieporozumieniami jak interpretacja Andrzeja Kaliszewskiego pomieszczona w jego monograficznej pracy poświęconej poezji Zbigniewa Herberta *Gry Pana Cogito*[1], w której autor pomija historyczny kontekst powstania utworu.

Podczas gdy w Polsce w wyniku wydarzeń 1956 doszło do pewnej demokratyzacji w obszarze kultury, na Węgrzech zmiany potoczyły się w przeciwnym kierunku i o żadnej publikacji utworów polskiego poety nie mogło być mowy. Tłumaczenia niektórych wierszy Zbigniewa Herberta na węgierski ukazały się więc po raz pierwszy w pismach emigracyjnych, takich jak wydawane wówczas w Londynie „Irodalmi Újság", monachijskie „Új látóhatár" czy „Híd" z Nowego Sadu. Autorem przekładów był György Gömöri, któremu udało się również opublikować w 1966 roku w Monachium wiersz *Węgrom*, z nienaruszonym tytułem, pośród innych utworów z całego świata zebranych w antologii *Gloria victis*[2].

Krótki liryk traktujący o dzieleniu przez bratnie narody traumy wywołanej porażką i obcowaniem ze śmiercią nawiązuje tematycznie do wielokrotnie podejmowanego przez Herberta (na przykład w *Apollinie i Marsjaszu*) problemu przezwyciężania poczucia osamotnienia poprzez kreację wspólnoty w oparciu o doświadczenie cierpienia. Andrzej Franaszek doszukuje się tu związków z filozofią Schopenhauera („współcierpienie") oraz z twórczością Rainera Marii Rilkego („współodczuwanie")[3]. W przypadku tego wiersza użyteczną wydaje się również zaproponowana przez Jana

[1] Zob. A. Kaliszewski, *Gry Pana Cogito*, Łódź 1990.

[2] Zob. Gy. Gömöri, *Węgierska recepcja Herberta* [w:] *Język dalekosiężny. Przekłady i międzynarodowa recepcja twórczości Zbigniewa Herberta*, red. M. Heydel, E. Wójcik-Leese, M. Woźniak, Kraków 2010.

[3] Zob. A. Franaszek, *Ciemne źródło*, Kraków 2008.

Patočkę formuła „solidarności wstrząśniętych”[4], pomagająca pojąć naturę wydarzeń dziejowych, w których się uczestniczy, co dobrze ujął Marek Drwięga:

> Jest ona sposobem przekroczenia stanu głębokiego szoku wywołanego wojną i jednocześnie sposobem odkrycia nowych możliwości w egzystencji. Solidarność zachwianych rodzi się w prześladowaniu i niepewności. Jest to solidarność tych, którzy rozumieją, o co chodzi w życiu i śmierci, a w konsekwencji — w historii.[5]

Benedict Anderson w swojej książce *Wspólnoty wyobrażone*, dogłębnie badając mechanizmy powstawania mitologii narodowych, zwrócił uwagę na konstruktywistyczny charakter tworzenia się więzi międzyludzkich w oparciu o fikcyjne wydarzenia lub zafałszowane fakty. Niejednokrotnie okazuje się bowiem, że przełomowe znaczenie dla powstania intersubiektywnych przeświadczeń przyczyniających się do formacji zbiorowości ma raczej kulturowo i historycznie zakotwiczone zapotrzebowanie, z czasem nadające fantazmatom status prawdziwości, aniżeli rzeczywiste zdarzenie czy sytuacja. Zapewne właśnie wiersz *Węgrom* wpłynął na ukształtowanie się legendy o rzekomej obecności poety 23 października 1956 roku pod pomnikiem Józefa Bema w Budzie, gdzie miał on pozdrawiać demonstrującą młodzież. Pomimo iż Zbigniew Herbert odwiedził Węgry dopiero w 1979 roku, w Internecie mnożą się relacje z wydarzenia, najprawdopodobniej mylące go z biorącym udział w manifestacji Adamem Ważykiem.[6]

Jak jednak stwierdza András Pályi, w połowie lat siedemdziesiątych, okresie kluczowym dla kształtowania się węgierskiej opozycji:

> tamten „pożar” i tamta „śmierć”, które autor wiersza, „stojąc na granicy”, podziwia, zdążyły już wówczas na Węgrzech ulec zapomnieniu. (…) historię owych trzynastu dni, które wtedy rzeczywiście „wstrząsnęły światem”, zafałszowała nie tylko propaganda komunistyczna państwa, lecz także, szerząca się niczym zaraza, zbiorowa amnezja.[7]

Tak więc nie wierszowi *Węgrom* Zbigniew Herbert zawdzięcza swoją popularność w owym czasie, również nie innym rozproszonym po czasopismach literackich krótkim utworom lirycznym przetłumaczonym przez Grácię Kerényi i Sándora Weöresa, ani też słuchowiskom radiowym czy przekładowi dramatu *Drugi pokój* opublikowanemu w czasopiśmie „Nagyvilág” w 1965 roku, gdyż wszystkie te stosunkowo niewielkie fragmenty twórczości, nawet jeśli dostrzeżone przez niektórych miłośników kultury polskiej, wśród węgierskiej publiczności literackiej nie odbiły się szerokim echem. Tak naprawdę dopiero ukazanie się *Barbarzyńcy w ogrodzie* dało

---

[4] J. Patočka, *Eseje heretyckie z filozofii historii*, Warszawa 1988, s. 68.

[5] M. Drwięga, *Człowiek w filozofii Jana Patočki i Józefa Tischnera*, “Folia Philosophica”2014, z. 32, s. 250.

[6] Zob. Cs. Gy Kiss, *Czy Kartagina znajduje się w Europie Środkowej?* [w:] *Herbert na językach. Współczesna recepcja twórczości Zbigniewa Herberta w Polsce i na świecie*, red. A. Grabowski, J. Kopciński, J. Snopek, Warszawa 2010, s. 151–152.

[7] A. Pályi, *Zbigniew Herbert a narodziny węgierskiej opozycji* [w:] *Herbert na językach. Współczesna recepcja twórczości Zbigniewa Herberta w Polsce i na świecie*, Warszawa 2010, s. 161.

asumpt do popularyzacji dorobku artystycznego polskiego pisarza, wprowadziło go w obieg czytelniczy i umożliwiło narodziny wspomnianej wcześniej legendy.

Uderzający w wypowiedziach nie tylko przyjaciół Herberta, ale także autorów występujących z pozycji badaczy lub przynajmniej komentatorów, jest emocjonalny stosunek do tego właśnie tomu esejów. Árpád Göncz, poproszony o napisanie tekstu do księgi pamiątkowej ku czci prof. Wacława Felczaka, w sposób bardzo osobisty relacjonuje proces dokonywania wyboru tematu:

> Rzuciłem niepewne spojrzenie na swą bibliotekę i wzrok mój spoczął na najmniej efektownym tomiku spośród wszystkich książek zawierających tłumaczenie dzieł polskich (…). Część liter zaginęła gdzieś bezpowrotnie; na czerwonobrązowym tle widniały jedynie ich resztki NIEW HER Barbar Czyli: Zbigniew Herbert *Barbarzyńca w ogrodzie*. Książka strasznie zniszczona, bo należąca do tych, które przeważnie są gdzieś w drodze i jedynie dzięki obcesowej, obraźliwej śmiałości udaje mi się jakoś wyrwać z rąk coraz to nowych właścicieli. Tak szybko się do niej przywiązują. (…) – Czy mógłbym napisać o tym? – zapytałem i już wiedziałem, że albo napiszę o tym, albo o niczym.[8]

Zarówno Árpád Göncz, jak i László Bárányszky-Jób[9] w swoich interpretacjach tomu esejów podążają za tezami Stanisława Barańczaka pomieszczonymi w *Uciekinierze z Utopii*. Polski badacz właściwie w całej twórczości Zbigniewa Herberta dostrzega napięcie na linii dziedzictwo–wydziedziczenie, przeciwstawiając spuściznę cywilizacji śródziemnomorskiej, wyrażającą się przede wszystkim w języku literatury i sztuki, czy szerzej w wytworach kultury, rzeczywistości empirycznej Europy Środkowo-Wschodniej, wyzutej ze znamion tejże tradycji, czy może raczej – ku czemu zdaje się skłaniać András Pályi[10], powołując się na rozważania Wojciecha Gutowskiego – z numinotycznie rozumianego doświadczenia *sacrum*.

Herbert czytany przez pryzmat tak widzianej opozycji, pisząc o transgraniczności tekstów kultury europejskiej, jawi się *implicite* jako pisarz polityczny, przeciwstawiający się twardemu podziałowi kontynentu, czyli beznadziei życia za żelazną kurtyną. Taka strategia czytelnicza zdominowała odczytanie *Barbarzyńcy w ogrodzie* dokonane przez Árpáda Göncza:

> Europa człowieka cromagnońskiego, Europa antyku, Italia średniowiecznych miast-państw, Europa albigensów czy templariuszy, czy nawet obrazów Piera Della Francesca (…) to jednak jest przede wszystkim rzeczywistość zamknięta w przeszłości. Jeśli żyje, to żyje w pamięci i wyobraźni zbiorowej, a te nie znają ani granic, ani odległości. Obywatelem tej Europy mogę być i bez paszportu. Gdyż w Europie tysiącleci prawo obywatelstwa nie jest zależne od systemów przymierzy.[11]

---

[8] Á. Göncz, *Barbarzyńca (Stronnicze i osobiste uwagi do tomu esejów Zbigniewa Herberta)* [w:] *Strażnik pamięci w czasach amnezji. Węgrzy o Herbercie*, Warszawa 2008, s. 73.

[9] Zob. L. Bárányszky-Jób, *W podwójnym zwierciadle. Zbigniew Herbert: Przesłuchanie anioła – Barbarzyńca w ogrodzie* [w:] *Strażnik pamięci…*, dz. cyt., s. 112.

[10] Por. A. Pályi, dz. cyt., s. 164.

[11] Á. Göncz, dz. cyt., s. 77.

Na Węgrzech traktowano zatem deliberacje Herberta nad fundamentami cywilizacji europejskiej nie jako eskapistyczną wędrówkę wycofanego intelektualisty po zapomnianym labiryncie przeszłości, ale jako ważki głos w żywotnej, absolutnie aktualnej sprawie. W pisanych językiem ezopowym opowieściach doszukiwano się walorów parabolicznych zmieniających wektor interpretacji z prostej denotacji treści jako opisu historiograficznego w stronę przekazu konotowanego, odnoszącego się w tym przypadku do *stricte* współczesnych uwarunkowań powstania owego zbioru tekstów. Romána Gimes po latach wspomina o tym już wprost, bez zbędnych zawoalowań:

> W minionym ustroju nauczyliśmy się czytać między wierszami. Kiedy ukazał się urzekający tom esejów Herberta, zatytułowany *Barbarzyńca w ogrodzie*, fragmenty mówiące o wymordowaniu albigensów czy zagładzie templariuszy odbieraliśmy jako swoistą mowę oskarżycielską przeciwko panującemu ustrojowi, w którym musieliśmy żyć.[12]

Można bez wahania powiedzieć, że *Barbarzyńca w ogrodzie* trafił na swój czas, szczególny moment dziejowy, kiedy to literatura, podskórnym nurtem sił konspiracyjnych istniejących w obrębie komunistycznego organizmu państwowego wyniesiona na sam szczyt refleksji nad autentyczną kondycją ludzką w krajach bloku wschodniego, znajdując się tym samym w centrum zainteresowania opinii publicznej, osiągnęła w społeczeństwie status niewspółmiernie wysoki (bo angażujący politycznie umysły czytelników) do jej prymarnie – choć, jak się okazało, pozornie – czysto artystycznej funkcji. Tłumaczy to fakt, że – jak stwierdza András Pályi – „ostatnio (1998) nowy tom esejów Herberta, zatytułowany *Martwa natura z wędzidłem* wywołał już w naszym kraju znacznie słabsze echo”[13]. Zbiór ten, uznany przez polskich krytyków za nawet wybitniejszy literacko niż *Barbarzyńca*, nie mógł się już spotkać z równym odzewem, gdyż „cała sfera węgierskiego życia duchowego – i w związku z tym również węgierski rynek książki – doznała tymczasem radykalnych przeobrażeń”[14].

Lektura *Barbarzyńcy w ogrodzie* zapoczątkowała również niezwykłą relację pomiędzy Zbigniewem Herbertem a Lászlo Nagyem, który przeczytawszy pomieszczone tam eseje, zdecydował się na przetłumaczenie całego cyklu wierszy polskiego poety, opublikowanych później w wyborze *Az angyal kihallgatása* w 1979 roku. László Nagy, podobnie jak Sándor Weöres, korzystał ze wstępnych przekładów filologicznych dokonanych przez Románę Gimes. Pracował nad nimi właściwie do końca życia, pisząc jednocześnie jeden z ostatnich utworów w swoim dorobku zatytułowany *Vodka zsubrovka*[15]. Mimo podejmowanych przez poetów kilkukrotnych prób nigdy nie doszło między nimi do spotkania. Nieprzychylnym zrządzeniem losu ich plany zostały pokrzyżowane między innymi przez problemy zdrowotne Herberta, które nie pozwoliły mu przybyć do Budapesztu na międzynarodowy zjazd pisarzy zorganizowany w setną rocznicę urodzin Endre Adyego. Ich bezpośrednie poznanie

---

[12] R. Gimes, *Zbigniew Herbert i Węgrzy* [w:] *Strażnik pamięci*…, dz. cyt., s. 36.

[13] A. Pályi, *Ruiny dziecinnego pokoju* [w:] *Strażnik pamięci…*, dz. cyt., s. 139

[14] Tamże.

[15] Zob. G. Zsille, *Az utolsó bölény – Nagy László* és *a lengyelek* [w:] „Kortárs” 2007, nr 2.

było jedynie marą pojawiającą się w marzeniach sennych László Nagya[16], który zmarł zaledwie dwa miesiące po wspomnianym zebraniu literatów. Polski poeta czuł się w obowiązku upamiętnić tę ich przedziwną, ale głęboką, relację utrzymanym w tonie elegijnym wierszem *In memoriam Nagy László*, który trafił ostatecznie do tomu *Raport z oblężonego Miasta*. Wypada tutaj przywołać ów wiersz, by lepiej zrozumieć naturę tych nietypowych stosunków:

Romana powiedziała, że właśnie Pan odszedł
tak zwykło się mówić o tych którzy zostają na zawsze
zazdroszczę Panu marmurowej twarzy

pomiędzy nami były sprawy czyste żadnego listu
wspomnień niczego co bawi oko
żadnych pierścieni dzbanów
ani lamentu kobiet
dlatego łatwiej uwierzyć w nagłe uniesienie
że jest Pan teraz jak Attila József
Mickiewicz lord Byron piękne widma
które zawsze przychodzą na umówione spotkanie

mój wdowi dotyk nie mógł się oswoić
drapieżna miłość konkretu domagała się ofiar
nie napełnialiśmy śmiechem martwego pokoju
nie oparliśmy łokci na szumiącym dębie stołu
nie piliśmy wina nie łamaliśmy losu
a przecież mieszkaliśmy razem
w hospicjum Krzyża i Róży

przestrzeń która nas dzieli jest jak całun
wieczorna mgła unosi się opada
szlachetni mają twarz wody i ziemi
nasze dalsze współżycie ułoży się zapewne
more geometrico – dwie proste równoległe
pozaziemska cierpliwość i nieludzka wierność[17]

Twórca powyższego liryku wypowiedział się na jego temat w trakcie spotkania autorskiego w 1979 roku w Budapeszcie w następujących słowach:

(…) wiersz, który przeczytałem, był poświęcony pamięci poety, którego nie ma. Należy się zastanowić, co zostaje. Właśnie. Mnie się zdaje, że przybywa ludzkości gwiazda. Za każdym umierającym zostaje coś – nazwijmy to, to jest bardzo może wytarte porównanie – gwiazda, tzn. coś stałego, co będzie działało. Taka jest moja wiara i przypuszczenie. Ale czy ta strata nie jest ostateczna i absolutna? Nie wydaje mi się. Działanie

[16] Por. J. Snopek, *Miejsce Zbigniewa Herberta w kulturze węgierskiej* [w:] *Herbert Środkowoeuropejczyk. Twórczość Zbigniewa Herberta w kontekstach i kontaktach środkowoeuropejskich*, dz. cyt., s. 237.

[17] Z. Herbert, *In memoriam Nagy László* [w:] *Wiersze zebrane*, Kraków 2008, s. 463.

> poetów w czasie jest nieprzewidziane zupełnie, absolutnie nieprzewidziane i to jest ich potęga (…).
> Ci ludzie umarli w walce ze światem. Każdy bohater to jest temat tragedii, (…) bo (…) bohater w walce ze światem (…) przegrywa; wiadomo, że świat jest silniejszy. To jest także dramat Hamleta, powiedzmy. I to zostanie [w przypadku poety László Nagya]: i jego życie, i nie tylko jego wiersze, jego formalna strona poezji, ale i jego postać także zostanie (…). I on taki jest, jak to właśnie powiedziałem nieudolnie, bardzo wstydzę się tego: to ciało astralne, ta gwiazda, która istnieje i której nie da się zetrzeć z wielkiej mapy świata i wszechświata. I to jest godność tej myślącej trzciny.[18]

Zbigniew Herbert wywodzi duchową parantelę z László Nagyem ze specyficznych imponderabiliów, amalgamatu niebyłych doświadczeń, których możliwość zmaterializowania się została ostatecznie zaprzepaszczona nieodwołalnością śmierci, pozostawiając jedynie fantomatyczne poczucie straty. Fundacyjny charakter konkretu formującego tkankę międzyludzkich więzi zostaje przeniesiony na poziom abstrakcji jako nieziszczonej potencjalności, wypełniając wzajemną relację poetów nie przypadkowością sytuacyjną, ale głębią współdzielonych wartości opartych na zespoleniu etyki z estetyką („nie łamaliśmy losu / a przecież mieszkaliśmy razem / w hospicjum Krzyża i Róży"). Koncept wiersza zbudowanego na bazie antytezy o zabarwieniu paradoksu sprowadza się do nadania fikcyjnej symetrii losów perspektywy wręcz kosmicznej, w której czasoprzestrzeń poddana rozmaitym fluktuacjom wyłania nowy fenotyp dzieła. Współdzielona fiksacja na punkcie raczej apriorycznie aniżeli autopsyjnie stwierdzanej antysolipsystycznej współmierności percepcji, tym silniejsza, im bardziej dojmującym okazuje się rozczarowanie rzeczywistą i powszechną nieprzystawalnością doświadczeń, zasadniczo unieważnia dywergencję postaw i wrażliwości twórczych, ustanawiając ich ontologiczną paralelność, jak gdyby na przekór obnażającemu się u samych założeń konstruktywizmowi. Wspólnota zajmuje szczególne miejsce w imaginarium pojęciowym Herberta i podobnie jak w wierszu *Węgrom* oraz *Apollinie i Marsjaszu* jej spójnię stanowi konfrontacja z cierpieniem i śmiercią. W tym kontekście o duchowej relacji z węgierskim poetą mówi sam autor żałobnej elegii:

> Kim był dla mnie Nagy László, którego nigdy nie widziałem poza fotografiami i którego czytałem tylko przez kopie, tzn. przez język polski? Co nas łączyło? Zdefiniować ten stosunek, który może zdarzyć się nie tylko między mną a tym znakomitym zmarłym poetą, ale także może zdarzyć się innym ludziom. Żeby znaleźć coś poza sobą.
> To prowadzi do rzeczy, która dla mnie jest ważna, do czegoś, co powinno być naturą poezji – do uniwersalnego współczucia. (…) To jest właśnie to otworzenie się na świat, otworzenie się na świat w akcie miłości, w akcie współczucia, w akcie współdziałania.[19]

Jak się jednak okazuje, deklarowana czy wręcz zaklinana wspólnotowość, *de facto* deformuje rzeczywisty obraz pobratymcy, gdyż wyalienowany podmiot, transponując

[18] Z. Herbert, *[O czym jest ten wiersz i moja poezja – wypowiedź w Budapeszcie. Fragmenty]* [w:] *Głosy Herberta*, Warszawa 2008, s. 182–183.
[19] Tamże, s. 184.

własną potrzebę więzi na bliżej nieznaną jednostkę, jedynie nadaje jej cechy właściwe samemu sobie, kreuje postać *sui generis* sobowtóra. Postawa taka dotyczy nie tylko Zbigniewa Herberta, ale również László Nagya, który tłumacząc wiersze polskiego poety, nadał im rys swoisty własnej poetyki autorskiej, o czym pisze György Gömöri, oceniając jakość przekładów zawartych w tomie *Az angyal kihallgatása*[20]. W recenzji tej czytamy:

> Cały, niezwykle bogaty świat uczuć i wrażeń László Nagya, jego sposób obrazowania, jego prywatna mitologia różnią go radykalnie od poety polskiego, którego na przykład z dziejów własnego narodu zdaje się interesować tylko najbliższa przeszłość. Przeżywając głęboko tragedię dziejów węgierskich, László Nagy pozostaje Europejczykiem. O Herbercie możemy z kolei powiedzieć, że poprzez europejskość – przede wszystkim poprzez przeżycie antyku – przybliża się do własnej historii.[21.]

Zdaniem Gömöriego różnice te spowodowały, że Nagyowi nie udało się wiernie oddać charakterystycznej Herbertowskiej frazy, gdyż jako tłumacz nie mógł się on uwolnić od własnego poetyckiego idiolektu: „Jeśli dowolnie przestylizujemy dane wyrażenie, albo jeżeli daną oracje uczynimy bardziej patetyczną, jeśli ją „uteatralizujemy", to nie przysłużymy się dobrze oryginałowi"[22]. Wszystko to uwidacznia kontrproduktywność owych działań falsyfikujących istnienie więzi, gdyż prowadzą one do rychłej destrukcji drugiego podmiotu, niszcząc jego substancjalną jednostkowość.

W 1987 roku, właśnie za wiersz poświęcony Lászlo Nagyowi, a także w uznaniu postawy poety w czasie powstania węgierskiego, zdecydowano się przyznać Zbigniewowi Herbertowi nagrodę im. Gábora Bethlena. Pisarz nie mógł przybyć do Budapesztu, gdyż obawiał się, że zostanie mu uniemożliwiony powrót do Francji, gdzie naówczas przebywał. Udało mu się jednak przekazać przez Csabę Gy. Kissa[23] krótki list z podziękowaniami[24], który wraz z wierszem *Węgrom* odczytano w czasie ceremonii wręczenia nagrody. Wyróżnienie w imieniu laureata odebrał redaktor Tadeusz Szyma z „Tygodnika Powszechnego", a laudację na cześć Herberta wygłosił Sándor Csoóri[25].

W 1998 roku, kilka miesięcy po śmierci poety, ukazał się w wydawnictwie Orpheusz zbiór 49 wierszy Herberta zatytułowany *Az izlés hatalma* (*Potęga smaku*). György Gömöri, który dokonał wyboru utworów, podarował egzemplarz Sándorowi Kányádiemu, co zainspirowało siedmiogrodzkiego barda do napisania cyklu poetyckiego *Eretnek táviratok* (*Heretyckie telegramy*). Wiersze noszą dedykację: „z podziękowaniem dla Gyuri Gömöriego" („Gömöri Gyurinak köszönettel"), ale

---

[20] Zob. Gy. Gömöri, *Przesłuchanie anioła* [w:] *Strażnik pamięci…*, dz. cyt., s. 155–160.
[21] Tamże, s. 158.
[22] Tamże.
[23] Zob. Cs. Gy. Kiss, *Zbigniew Herbert – trzy migawki* [w:] *Strażnik pamięci…*, dz. cyt., s. 65–66.
[24] Zob. Z. Herbert, *Podziękowanie za Nagrodę Bethlena* [w:] *Węzeł gordyjski oraz inne pisma rozproszone 1948–1998*, Warszawa 2001, s. 528.
[25] Zob. S. Csoóri, *O Zbigniewie Herbercie* [w:] *Strażnik pamięci…*, dz. cyt., s. 69–72.

głównym adresatem owych „depesz" jest Zbigniew Herbert, a właściwie stworzona przez niego postać Pana Cogito.

Najszerszy wybór wierszy polskiego poety w przekładzie kilkorga wybitnych tłumaczy ukazał się w wydawnictwie Kalligram w 2009 roku[26]. Mimo że nazwisko Herberta już kilka dekad temu weszło do literackiego kanonu, istnieje nieustanna potrzeba przypominania tej twórczości, zwłaszcza młodszemu pokoleniu. W tym kontekście za szczególnie cenne należy uznać takie akcje popularyzatorskie jak prezentacja fragmentów wierszy Zbigniewa Herberta w budapeszteńskim metrze, której inicjatorem i pomysłodawcą był w 2018 roku Instytut Polski.

Bibliografia podmiotowa

Z. Herbert, *Az angyal kihallgatása*, Budapest 1979.
Z. Herbert, *Az ízlés hatalma*, Budapest 1998.
Z. Herbert, *Barbarzyńca w ogrodzie*, Warszawa 2004.
Z. Herbert, *Fortinbras gyászéneke. Válogatott versek*, Pozsony 2009.
Z. Herbert, *Głosy Herberta*, Warszawa 2008.
Z. Herbert, *Martwa natura z wędzidłem*, Warszawa 2013.
Z. Herbert, *Wiersze zebrane*, Kraków 2008.
Z. Herbert, *Węzeł gordyjski oraz inne pisma rozproszone 1948–1998*, Warszawa 2001.

Bibliografia przedmiotowa

St. Barańczak, *Uciekinier z Utopii. O poezji Zbigniewa Herberta*, Warszawa-Wrocław 2001.
M. Drwięga, *Człowiek w filozofii Jana Patočki i Józefa Tischnera*, "Folia Philosophica" 2014, z. 32.
A. Franaszek, *Ciemne źródło*, Kraków 2008.
A. Franaszek, *Herbert. Biografia*, t. 1–2, Kraków 2018.
Herbert na językach. Współczesna recepcja twórczości Zbigniewa Herberta w Polsce i na świecie, red. A. Grabowski, J. Kopciński, J. Snopek, Warszawa 2010.
Herbert Środkowoeuropejczyk. Twórczość Zbigniewa Herberta w kontekstach i kontaktach środkowoeuropejskich, red. K. Krasuski, Katowice 2011.
Język dalekosiężny. Przekłady i międzynarodowa recepcja twórczości Zbigniewa Herberta, red. M. Heydel, E. Wójcik-Leese, M. Woźniak, Kraków 2010.
A. Kaliszewski, *Gry Pana Cogito*, Łódź 1990.
J. Patočka, *Eseje heretyckie z filozofii historii*, Warszawa 1988.
Strażnik pamięci w czasach amnezji. Węgrzy o Herbercie, red. Jerzy Snopek, Warszawa 2008.
G. Zsille, *Az utolsó bölény – Nagy László* és *a lengyelek* [w:] „Kortárs" 2007, nr 2.

[26] Zob. Z. Herbert, *Fortinbras gyászéneke. Válogatott versek*, tłum. Gábor Csordás, Romána Gimes, Gábor Körner, László Nagy, Árpád Tőzsér, Pozsony 2009.

Słowa kluczowe

Zbigniew Herbert, Węgry, recepcja, przekład

Abstract

Zbigniew Herbert's Output in Hungary – a Concise History of Reception

The paper attempts to outline the reception of Zbigniew Herbert's oeuvre in Hungary by presenting both common and divergent places in the reading strategies of the Polish poet's works adopted by Hungarian critics and writers. Since his literary output gained there significant popularity, one of the article's goals is to retrace the story of his wide fame among reading public and to point out the role of his literary works in moulding political consciousness. It also contains a description of Herbert's relations with some key figures of cultural life in the aforementioned country, including such outstanding authors like László Nagy and Sándor Kányádi. Some of Zbigniew Herbert's poems directly refer to real people and events, therefore the knowledge of context turns out to be essential in the interpretation process.

Keywords

Zbigniew Herbert, Hungary, reception, translation

Anna Wzorek (https://orcid.org/0000–0003–1853–9154)
Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach

Lubelskie akcenty w twórczości Stanisława Rogali

Stanisław Rogala (ur. 1948 r.) jest uznanym pisarzem ziemi świętokrzyskiej. Uprawia wszystkie rodzaje literackie; najlepsze wyniki osiąga jednak jako prozaik, za debiutancką powieść *Modlitwa o grzech* (1978) otrzymał nagrodę Ludowej Spółdzielni Wydawniczej. Spod pióra Rogali wyszły dobre powieści historyczne, np. głośne *Piotrowe Pole* (1986)[1], *Strzelcy i Sokoły* (2002), udane krótkie formy epickie, m. in. groteskowy tom *Gdzie jest Siwobrody?* (1993). W ostatnim czasie publikuje przede wszystkim zbiory poetyckie, np. *Wołania za Matką II* (Kielce 2019) czy *Rozmowy z lasem* (Kielce 2019). Za pracę artystyczną oraz działalność kulturalną był wielokrotnie nagradzany. Spośród wyróżnień i stypendiów najważniejsze wydają się: Nagroda Ministra Oświaty i Wychowania (1978), Stypendium Funduszu Nauki i Kultury im. S. Staszica (1986), Mecenas Kultury Świętokrzyskiej (2008), Złoty Wawrzyn Literacki (2008), Świętokrzyska Nagroda Kultury (2011), tzw. „Chmielnicki August" (2016), przyznawany zasłużonym dla ziemi chmielnickiej. W nazwie ostatniej z wymienionych nagród pojawia się imię polskiego króla – Zygmunta Augusta, który w 1551 roku nadał Chmielnikowi prawa miejskie.

Z racji miejsca urodzenia (Zrecze Chałupczańskie koło Chmielnika) Rogala jest pisarzem świętokrzyskim; nie bez powodu zresztą jego sylwetkę przed laty zaprezentował Janusz Detka w serii zainicjowanej przez Jana Pacławskiego *Pisarze regionu świętokrzyskiego*[2]. Wątek lubelski w jego życiu i twórczości jest mocny, obficie reprezentowany. Prace historyczno- i krytycznoliterackie, kontakty z lubelsko-chełmskim środowiskiem literackim, wreszcie tematy podejmowane w prozie artystycznej, utwory liryczne pokazują, że Rogala – i nie ma w tym stwierdzeniu żadnej przesady – prawdziwie wrósł w ziemię lubelską. Ze względu na ograniczone możliwości tego referatu o lubelskich akcentach w biografii pisarza jedynie wspominam, szczegółowo natomiast omawiam obecność takich elementów w jego twórczości – poezji oraz prozie. Lubelskimi nazywam te utwory, które albo powstały na Lubelszczyźnie, albo podejmują tematy związane z tym regionem.

---

[1] Powieść wywołała szeroki rezonans społeczny, także ze strony środowisk kombatanckich; zob. P. Kuncewicz, *Leksykon polskich pisarzy współczesnych*, t. 2, Warszawa 1995, s. 165; J. Detka, *O polskich życiorysach (i nie tylko)*, „Przemiany" 1989, nr 3, s. 42; S. Rogala, *Nieporozumienia*, „Przemiany" 1987, nr 6, s. 34–35; A. Lenartowski, *Co wolno pisarzowi*, „Słowo Ludu–Magazyn" 1987, nr 131.

[2] Zob. J. Detka, *Stanisław Rogala*, w: *Pisarze regionu świętokrzyskiego,* pod red. J. Pacławskiego, S. I, t. 5, Kielce 1996. Zob. także S. Rogala, *Współczesne środowisko literackie Kielecczyzny. Słownik pisarzy i badaczy literatury*, Kielce 1999, s. 210–224.

Zażyłość Rogali z ziemią lubelską stała się możliwa najpierw dzięki studiom polonistycznym w Uniwersytecie Marii Curie-Skłodowskiej, później dzięki pracy nauczyciela w Technikum Mechaniczno–Energetycznym w Lublinie. W czasie studiów współtworzył grupę poetycką „Samsara" (wraz ze Zbigniewem W. Fronczkiem, Stanisławem J. Królikiem, Andrzejem Pawluczukiem, Markiem Kusibą. Wojciechem Pestką), brał także udział w lubelskim Marcu 1968 roku. Przez 10 lat – do 1975 roku wraz z żoną i dwójką dzieci mieszkał w Lublinie przy ulicy Rezydowej. Wiele prac historycznoliterackich poświecił pisarzom ziemi lubelskiej, towarzyszy im również jako krytyk i wydawca. W opasłym tomie *Pisarze mojej ziemi* Rogala przybliża pisarstwo Longina Jana Okonia (poświecił mu duży, liczący ponad 40 stron, rozdział tej książki)[3], Marii Kuncewiczowej[4], Mariusza Olbromskiego[5], Waldemara Michalskiego[6]. Istotna rzecz: poprzez tytuł niniejszej publikacji, w której ważne miejsce zajmują twórcy z Lublina i okolic, Rogala identyfikuje się z ziemią lubelską, nazywa ją swoją. Trzeba podkreślić, że Longin Jan Okoń i jego żona Maria Janina często pojawiają się w pracach historycznoliterackich Rogali. Dość przypomnieć książkę (z serii *Sylwetki Współczesnych Pisarzy*) *Longin Jan Okoń* (Kielce 2002, notabene opublikowaną w wydawnictwie Gens, kierowanym przez S. Rogalę)[7], artykuły *Longin Jan Okoń i Kielecczyzna* („Ikar" 2003, nr 4, s. 37), *Powrót do normalnego świata. O twórczości L. J. Okonia* („Egeria" 2006, nr 2, s. 53–54), *Świętokrzyskie tropy Longina Jana Okonia* („Dedal" 2008, nr 1, s. 13–14), recenzje z jubileuszu pisarza *Jubileusz Longina Jana Okonia w Chełmskiej Bibliotece Publicznej* („Poradnik Bibliotekarza" 2004, nr 1, s. 32–33) oraz omówienie jego tomu poetyckiego *Cisza i czas – Stille und Zeit* („Powinność" 2018, nr 1, s. 33–34). Rogala popularyzuje również twórczość innego lubelskiego twórcy – Zbigniewa Włodzimierza Fronczka. Z tego zakresu opublikował monografię *W świecie twórczości Zbigniewa Włodzimierza Fronczka* (Lublin 2017), szereg artykułów naukowych, np. *Zafascynowany małymi regionami – ziemia chełmska (w twórczości Zbigniewa Włodzimierza Fronczka)*, w: *Chełm literacki XX i XXI wieku*, wybór tekstów i opracowanie L. J. Okoń i Z. W. Okoń, t. I (Chełm 2014, s. 92–100); *Zbigniew Włodzimierz Fronczek*, w: *Pisarze regionu świętokrzyskiego*, pod red. J. Pacławskiego, S. I, t. 5 (Kielce 1996, s. 57–86) oraz recenzji (m.in. *„Bomby polskie" Zbigniewa Włodzimierza Fronczka*, „Świętokrzyskie" 2016, nr 17; *Codzienność zaakceptowana. Zbigniew Włodzimierz Fronczek „Spacer po linie" i „Polowanie z nagonką"*, „Poezja" 1978, nr 6, s. 104–105; *Listy moralne Z. W. Fronczka,* „Słowo Ludu. Magazyn" 1995, nr 1864, s. 8; *Pisarska Itaka*, „Ikar" 2002, nr 2, s. 34).

---

[3] Zob. S. Rogala, *W kręgu Longina Jana Okonia*, w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi,* Kielce 2015, s. 69–116.

[4] Zob. Tenże, *Marii Kuncewiczowej – czy twórczość dla młodzieży?*, w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi…,*188–196.

[5] Zob. Tenże, *W świecie współczesnych legend Mariusza Olbromskiego,* w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi…*, s. 197–206.

[6] Zob. Tenże, *Czas, natura i pielgrzymowanie w poezji Waldemara Michalskiego*, w: tenże, *Pisarze mojej ziemi…*, s. 130–142.

[7] Kilka lat później, ściślej: w 2005 roku, w „Gensie" ukazała się monografia B. Danielczuk, *Longin Jan Okoń – pisarz i nauczyciel*.

Stanisław Rogala jest uważnym obserwatorem i uczestnikiem życia literackiego na Lubelszczyźnie. Włącza się w rozmaite inicjatywy. Dla przykładu: jest wydawcą monumentalnego, dwutomowego dzieła Longina i Zbigniewa Okoniów *Chełm literacki XX i XXI wieku* (Kielce 2014), tomu poezji Anny Nazar *Różo z ogrodu wyobraźni,* do którego napisał posłowie[8]. Świętokrzyski autor od lat współpracuje z lubelskimi czasopismami; najwięcej publikuje chyba w „Lublinie"[9] oraz „Akcencie"[10]. Poza tym w lubelskiej „Polihymnii" wydał kilka książek, m.in. wspomnianą monografię o Fronczku czy *Marzec `68 w Lublinie* (pod red. Z. W. Fronczka, S. Kierońskiego, S. Rogali*,* Lublin 2018).

W środowisku lubelskich literatów Rogala znalazł wielu przyjaciół. Oprócz wspomnianych już L. J. Okonia i Z. W. Fronczka wypada wskazać Stanisława Leona Popka – profesora Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej, a zarazem poetę, prozaika i artystę malarza, wieloletniego prezesa ZLP w Lublinie, Jerzego Bolesława Sprawkę – poetę i prozaika, członka Towarzystwa im. Henryka Sienkiewicza w Lublinie. Trzeba również zaznaczyć, że pierwszym recenzentem prozy młodego Stanisława Rogali był Waldemar Babinicz. Rogala-licealista uczęszczał na zebrania Klubu Literackiego „Ponidzie" w Rożnicy (prowadzonego przez Babinicza); tam przedstawiał swoje młodzieńcze próby epickie. Przez długie lata Rogala pozostawał w ciągłym kontakcie z Babiniczem. Ostatnie spotkanie miało miejsce w kwietniu 1969 roku, na kilka dni przed nagłą śmiercią autora *Złotej wody*; dotyczyło ambitnego przedsięwzięcia – utworzenia Klubu Literackiego w Lublinie[11].

Jak powiedzieliśmy, twórczość świętokrzyskiego autora obfituje w rozliczne akcenty lubelskie; występują one tak w jego poezji, jak i w prozie. Liryczne juwenilia Rogali z kilku względów zasługują na miano lubelskich. Po pierwsze powstały w lubelskim okresie życia pisarza, ściślej: w czasie studiów polonistycznych na UMCS, po drugie swoje pierwodruki miały w lubelskich czasopismach („Kamena", „Kurier Lubelski", „Sztandar Ludu"), po trzecie ukazały się pod wspólnym szyldem lubelskiej „Samsary", której przyświecała idea twórczości kolektywnej, w mniemaniu członków grupy – wyższej niż jednostkowa[12]. Samsarowcy głosili, że poezja winna być wytworem świadomości zbiorowej, nie zaś indywidualnej. Wspólnie przeto ustalali ostateczny kształt liryków, razem je przerabiali. Janusz Detka wyjaśnia, iż „twórczość

---

[8] Zob. S. Rogala, *Studium uczucia*, w: A. Nazar, *Różo z ogrodu wyobraźni*, Kielce 2013, s. 68–72.

[9] Oto przykładowe publikacje Rogali w czasopiśmie „Lublin": *Wschodni wiatr*, „Lublin" 2013, nr 6, s. 36–37; *W cieniu pałacu,* „Lublin" 2016, nr 1–2, s. 45–48; *„Bomby polskie" Zbigniewa Włodzimierza Fronczka*, „Lublin" 2016, nr 3, s. 90–91; *Moje lubelskie inicjacje,* „Lublin" 2017, nr 3, s. 68–69; *Poezja Krystyny Kozieł*, „Lublin" 2015, nr 4, s. 94–95; *O twórczości Franciszka Kameckiego,* „Lublin" 2019, nr 3, s. 96–97.

[10] Przykładowe publikacje Rogali w „Akcencie": *Strażniczka*, „Akcent" 1996, nr 4, s. 31–40; *Ostry zakręt*, „Akcent" 1999, nr 1, s. 139–141; *Zapisane w kalendarzu Waldemara Michalskiego,* „Akcent" 2017, nr 3, s. 110–114.

[11] Rozmowę przeprowadziłam 13 września 2019 r. Zapis w moim posiadaniu.

[12] Zob. E. Głębicka, *Grupy literackie w Polsce 1945–1980,* Warszawa 1993, s. 352–355.

kolektywna" miała być sposobem na odrodzenie poezji, spowodować, że poetyckie wizje przestaną być „jednokolorowe"[13], zawężone do wyobraźni jednego tylko człowieka. Samsarowska idea twórczości kolektywnej spowodowała, że wiele lirycznych pierwocin Rogali dzisiaj jest już nierozpoznawalnych nawet przez samego autora. Juwenilia Rogali utonęły w morzu poezji zbiorowej; zostały przetworzone, zmodyfikowane przez pozostałych członków grupy, stając się własnością „Samsary". Z pierwszych lubelskich wierszy naszego autora ocalało zaledwie kilka tytułów: *Krótki życiorys* („Sztandar Ludu" 1967, nr 12), *Spowiedź* („Kamena" 1969, nr 22), ****Jeszcze tylko opowiedz mi lasy* („Kurier Lubelski" 1970, nr 16/17), *Prawie życiorys* („Kurier Lubelski" 1970, nr 16/17), *Wyznanie zuchwałego* („Kamena" 1971, nr 12). Utwory te – szczęśliwie – nie ukazały się anonimowo, pod nazwą grupy, lecz były sygnowane nazwiskiem Stanisława Rogali. Są one – raz jeszcze to podkreślmy – lubelskie nie ze względu na tematykę, lecz okoliczności powstania.

Zajrzyjmy do tych utworów. Dwa juwenilia Rogali przyjmują kształt curriculum vitae (*Krótki życiorys, Prawie życiorys*), inne są bardzo osobistym wyznaniem (*Spowiedź*, *Wyznanie zuchwałego*). Młody autor pochyla się nad swoim życiem, decyduje się na syntezę (zdecydowanie przedwczesną) dotychczasowych lat. Stosunkowo często powraca do krainy dzieciństwa, której – jak zapewnia „ja" liryczne wiersza *Krótki życiorys* – nie da się reaktywować. Podmiot przywołuje „uśmiech dzieciństwa"[14], próbuje powtórzyć piosenkę (pewnie tę z dzieciństwa). Nie da się jej zaintonować w dawnym kształcie, po latach bowiem „zawyła na inną nutę"[15]. Młodość autorskiego podmiotu była naznaczona ogromną aktywnością, „szedłem jak wicher"[16] – podkreśla mówiący. Wraz z upływem lat stał się jednak innym człowiekiem, zdobył nowe doświadczenia, te zmieniły go. Dawnego „ja" lirycznego, tzn. tego z okresu błogiego dzieciństwa już nie ma, „Brakło mnie dawnego"[17] – kończy wyznanie podmiot mówiący. Drugie liryczne curriculum vitae Rogala nazywa w tytule *Prawie życiorysem*. Zatem nie jest to życiorys sensu stricto; to wyznanie bliskie życiorysowi, jedynie przypominające życiorys. Początek tego niemal życiorysu brzmi przewrotnie; podmiot liryczny zamiast mówić o swych narodzinach, stwierdza: „Nie znam poczęcia"[18]. Potem znów nie przekazuje informacji biograficznych – jak to winno być w tradycyjnym życiorysie – lecz podkreśla swą niewiedzę: „

> Nie. Ucieczek nie znam […]
> Nie męczcie mnie
> Nie wiem
> gdzie spojrzałem wtedy[19].

---

[13] J. Detka, *Stanisław Rogala,* w: *Pisarze regionu świętokrzyskiego*, pod red. J. Pacławskiego, S. I, t. 5, Kielce 1996, s. 154.
[14] S. Rogala, *Krótki życiorys*, „Sztandar Ludu" 1967, nr 12, s. 2.
[15] Tamże.
[16] Tamże.
[17] Tamże.
[18] Tenże, *Prawie życiorys,* „Kurier Lubelski" 1970, nr 16/17, s. 4.
[19] Tamże.

W tej prawie biografii wyróżniają się dwa motywy – matki, która „wyznaczyła drogę”[20], oraz niepokoju, niepewności co do wyboru drogi życia.

W innym młodzieńczym lubelskim wierszu Rogali (*Wyznanie zuchwałego*) podmiot otrzymuje miano zuchwałego. Rzeczywiście, mówi odważnie, śmiało, więcej: ryzykownie, jest w nim wiele z młodzieńczej dezynwoltury. Nazywa siebie „Kolumbem czterdzieści, […], przebierańcem”[21], dodajmy duchowym. Poprzedzające go pokolenie Kolumbów (rocznik 20) musiało zmierzyć się z rzeczywistością wojenną, jemu z kolei przyszło stawić czoła rzeczywistości komunistycznej. Nie akceptuje jej, nie uważa za swoją, dystansuje się wobec zastanego świata. Składa deklarację walki z obecnymi „pełnomocnikami wiary”[22], z piewcami obowiązującej u schyłku lat 60. ideologii politycznej. Dlatego prosi: „ciężką podajcie mi zbroję”[23]. Swą buntowniczą mowę zamyka słowami: „I przyszedłem/ Waszych dzieł nie nazwać”[24]. Warto zauważyć, że i w tym utworze powraca motyw szczęśliwego dzieciństwa z matką i ojcem w centrum. Matka we wspomnieniach podmiotu lirycznego to miłość, ciepło, błogosławieństwo, ojciec – z racji tego, że intonuje hymn pochwalny, staje się symbolem dumy, radości z posiadania syna.

Refleksja o życiu, niezgoda na świat pełen „ognia i wstydu”[25] – by przywołać motywy z wiersza – zawarte są w liryku *Spowiedź.* W pierwszych wersach utworu pobrzmiewa nuta znana z poezji Krzysztofa Kamila Baczyńskiego, występują bowiem kłębiące „wiry ognia”[26]. W tym miejscu – jak można mniemać – „ja” liryczne odwołuje się do najbliższej mu przeszłości historycznej, prawdopodobnie do roku 1968, a może także do II wojny światowej. Podmiot chce podzielić się swoimi spostrzeżeniami o współczesnym człowieku. Niestety, odkrywa „krainy […] wstydu”[27], jest przeto wiele obszarów odsłaniających ludzkie słabości.

Trzeba teraz ustalić, jak prezentują się lubelskie juwenilia Rogali na tle twórczości „Samsary”. Inni członkowie grupy nie pisali poetyckich życiorysów; w ich wierszach jest jednak dużo zadumy nad osobistą sytuacją i w ogóle nad życiem. Dla przykładu weźmy wiersz Józefa Osmoły *Zanim przejdę.* Młody autor – za pośrednictwem „ja” lirycznego – podkreśla:

> […] idę
> w chodakach złego lęku
> pytać o imię kalekiego świata
> pytać o drogę
> co nas dookreśli[28].

---

[20] Tamże.
[21] Tenże, *Wyznanie zuchwałego,* „Kamena” 1971, nr 12, s. 4.
[22] Tamże.
[23] Tamże.
[24] Tamże.
[25] Tenże, *Spowiedź,* „Kamena” 1969, nr 22, s. 4.
[26] Tamże.
[27] Tamże.
[28] J. Osmoła, *Zanim przejdę*, „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17, s. 4.

Podmiot liryku *Pamięć* Dominika Opolskiego także pyta o „cel wędrowania”[29]. Jest człowiekiem doświadczonym przez życie, w pamięci zachowuje wiele trudnych spraw; znam już – wyzna – „ton szukania/ Pieśni wykradzionych z nut czyjejś słabości”[30]. Ciekawą, ale i przygnębiającą refleksję o człowieku snuje podmiot mówiący liryku *Jakby jej nie było* Andrzeja Pawluczuka. Ten, zwracając się do potencjalnego czytelnika, powie o „miotaniu się”[31] człowieka, wynikającym z „przymierzania” i „wdziewania” masek. Potem jeszcze doda kąśliwie (choć ta krytyka nie jest pozbawiona racji):

Z jakimż namaszczeniem
w arce przymierza odmawiasz klękanie przed
Każdym bogiem[32].

W innym wierszu *Jeszcze dziś* Pawluczuk wyjaśni, że człowiek ginie, „dojrzewa do umierania”[33], gdy zanikają w nim odruchy czułości. W ciąg pytań egzystencjalnych układa się wiersz Osmoły *Pytania niedojrzałe*. Posłuchajmy fragmentu:

Gdzie w końcu jestem
o jakiej dnia porze
w dolinę mroku schodzę nieustannie
jakie modlitwy układam na trwogę
jakim się bogom kłaniam uniżenie
jakim kłamstwom zaufałem chętnie[34].

Na tle wierszy drukowanych w kolumnie „Samsary” z pewnością wyróżniają się tytuły Aleksandra Migo. Są w nich odwołania mitologiczne (np. *Medea*) oraz historyczne (np. *Giordano Bruno*). Rozmyślając o losach włoskiego filozofa, który spłonął na stosie, podmiot formułuje taką oto apostrofę: „Widzisz Giordano, zbrodnia też jest prawem”[35].

Zestawiając liryki Rogali z twórczością „Samsary”, trzeba powiedzieć, że istnieje pomiędzy nimi zależność tematyczna i ideologiczna. Świętokrzyski autor, podobnie jak i jego lubelscy przyjaciele, w lirycznych strofach zamyka głęboką refleksję humanistyczną, filozoficzną. Krytycznie ocenia współczesność. W młodzieńczych wierszach Rogali widać jakby mniejsze skupianie się na formie. Juwenilia Rogali reprezentują wiersz wolny, Pawluczuk z kolei sięga po kunsztowną postać sonetu (*Sonet o umieraniu*), Stanisław Józef Królik anaforycznie rozpoczyna kolejne strofy (*Tak drga powietrze*), Józef Osmoła stosuje budowę klamrową, utwór wypełnia ciągiem pytań retorycznych (*Pytania niedojrzałe*), Aleksander Migo oddaje głos mitologicznej Medei (*Medea*).

---

[29] D. Opolski, *Pamięć*, „Kurier Lubelski”1970, nr 16/17, s. 4.
[30] Tamże.
[31] A. W. Pawluczuk, *Jakby jej nie było*, „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17, s. 4.
[32] Tamże.
[33] Tenże, *Jeszcze dziś,* „Kamena” 1969, nr 22, s. 4.
[34] J. Osmoła, *Pytania niedojrzałe*, „Kamena” 1969, nr 22, s. 4.
[35] A. Migo, *Giordano Bruno*, „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17, s. 4.

Kolejne wiersze Stanisława Rogali (*Tryptyk nałęczowski*, *U Longina w bibliotece*, *List…*) są lubelskie ze względu na podjęte tematy. *Tryptyk* pochodzi z pierwszego tomu poezji *Kolory duszy* (1995)*;* powstał w czasie pobytu autora w sanatorium w Nałęczowie po przebytym zawale serca. Po latach – co było wyrazem uznania dla poety – cykl został włączony do nałęczowskiej antologii Tadeusza Kłaka[36], znalazł się w doborowym towarzystwie, obok utworów Kazimiery Iłłakowiczówny, Tadeusza Nowaka, Agnieszki Osieckiej, Waldemara Michalskiego, Jacka Podsiadły. Rogala wyznaje, że w listopadzie 1989 roku Nałęczowie po raz wtóry narodził się jako poeta[37]. W dzienniku pod datą 27 października 1989 roku zapisał:

> Marzy mi się, by w Nałęczowie napisać kilka wierszy; tematy chodzą za mną. Atmosfera samotnych spacerów temu bardzo sprzyja. Pisarz chyba winien pisać o każdej miejscowości, w której przyszło mu być choćby kilka godzin. […] Wierszy dawno, dawno nie pisałem, ale…[38].

Tak powstały dwa pierwsze tytuły cyklu – *Drzewa* i *Staw*. W dzienniku czytamy pochwały na ich temat:

> Jestem z nich zadowolony. Nie spodziewałem się, że powstaną tak szybko. Lecz przecież chodziłem z nimi od momentu przybycia. Jeszcze powinien powstać jeden do tryptyku. Krąży gdzieś wokół mnie. Winien w nim wystąpić: Prus, Żeromski (Adaś jako kontrapunkt), Babinicz – nasza literatura[39].

Na *Tryptyk*, dedykowany lubelskiemu przyjacielowi – Zbigniewowi W. Fronczkowi, składają się następujące tytuły: *Drzewa*, *Staw* oraz *Palmiarnia. Tryptyk* jest opisem, liryczną zadumą nad urokliwymi miejscami Nałęczowa. Podmiot liryczny z pierwszego utworu przygląda się nałęczowskim drzewom, zestawia je z ludźmi (to częsty motyw w tej poezji, o czym świadczą utwory: *Drzewa jak ludzie* ze zbioru *Zdarzenia liryczne, Mądrość drzewa*, *Dlaczego drzewa* – obydwa z tomu *Dom pod cisami*), co ważne: znajduje szereg analogii. Są nimi: pragnienie życia, trwania i nieustanny dramat przemijania, „przerzedzone czupryny”[40], wreszcie „cementowe łaty”[41] – u ludzi ślady po przebytych zawałach sercach, u drzew z kolei miejsca po odciętych gałęziach. Utwór zamyka porównanie „jak ludzie”[42], które wybrzmi raz jeszcze na zakończenie liryku *Staw*. Sytuacja liryczna w drugim wierszu jest zbliżona do poprzedniej; „ja” liryczne spogląda na nałęczowski staw

---

[36] Zob. S. Rogala, *Tryptyk nałęczowski*, w: *Nałęczów w słowach poetów. Antologia*, wiersze zebrał, opracował i wstępem poprzedził T. Kłak, Nałęczów 2003, s. 127–129. Zob. także: T. Kłak, *W krajobrazie Nałęczowa*, Lublin 1983.

[37] Rozmowa przeprowadzona przez mnie 13 września 2019 r.

[38] Z domowego archiwum pisarza.

[39] Tamże.

[40] S. Rogala, *Tryptyk nałęczowski*, w: tegoż, *Kolory duszy*, Kielce 1995, s. 24.

[41] Tamże.

[42] Tamże.

i widzi podobieństwo do człowieka: woda jest przezroczysta niczym łzy, drzewa odbijające się w stawie wyglądają jak wyniki badania EKG, ryby potrzebują słońca, jest w nich instynkt życia. Utwór – jak wspomnieliśmy – wieńczy porównanie „jak ludzie”[43]. W ostatniej części *Tryptyku* opis nałęczowskiej palmiarni stanowi punkt wyjścia dla refleksji o człowieku, a zatem kierunek monologu jest ten sam: przyroda--człowiek. Tym razem podmiot, porte-parole autora, kuracjusz nałęczowski, mimo niewątpliwych uroków palmiarni, chciałby pożegnać to miejsce, uciec („uciekł jak wielu/ z nas”[44]), wrócić do stylu życia sprzed choroby.

W *Tryptyku nałęczowskim* Rogala szuka podobieństw pomiędzy człowiekiem i przyrodą; więcej: tu dokonuje się swoiste zespolenie człowieka z naturą. Stanisław Żak powie, że „kontakt Rogali z przyrodą jest bezpośredni, niekiedy nawet zauważamy daleko idące utożsamienia podmiotu z drzewem, słońcem, powietrzem, wodą. Odbywa się to przez szukanie i wskazywanie analogii i paralel między życiem człowieka a życiem drzew”[45]. Trzeba podkreślić, że w tym względzie zajmująca nas poezja wydaje się bliska liryce Józefa Barana. Ten ostatni również dostrzega zależność pomiędzy człowiekiem i naturą; żonę przyrównuje do powietrza (mówi tak: „ty jesteś/ jak powietrze/ niewidoczne ale konieczne/ tobą oddycha dom”[46]), rzekę traktuje metaforycznie jako rzekę życia (zwraca się do niej apostroficznie: „Tak głośno szumiałaś/ do przodu się rwałaś/ niespokojna/ wylewna/ rzeko życia”[47]), głosi wyższość pozbawionej umiejętności mowy ryby nad przekrzykującymi się ludźmi. Podmiot liryczny mówi tak:

gdy inni jeden przez drugiego
przekrzykują się
we wszystkich możliwych językach
na wszystkich wieżach Babel
ona [ryba, A.W.] ze stoickim spokojem
popijając małymi łyczkami wodę
przysłuchuje się sporom[48].

Zainteresowanie Rogali drzewami, poszukiwanie podobieństw pomiędzy ludźmi i drzewami nie jest czymś nowym, bezwzględnie oryginalnym w polskiej literaturze. Przed Rogalą tego rodzaju motywy wprowadzili, m.in. Adam Asnyk (*Limba*) czy Kazimierz Przerwa-Tetmajer (*Schnąca limba*) traktowali drzewo, ściślej: limbę, symbolicznie. W wierszu Asnyka limba stała się znakiem wybitnej jednostki, jednak osamotnionej, niedocenionej. W poemacie Tetmajera spotykamy podobne ujęcie – usychająca limba, notabene ukazana impresjonistycznie, w gamie różnych barw, oznacza ludzkość chylącą się ku upadkowi. Możemy powiedzieć, że Asnyk, Tetmajer, Kasprowicz (*Krzak dzikiej róży w Ciemnych Smreczynach*) upodobali sobie

[43] Tamże, s. 25.
[44] Tamże, s. 26.
[45] S. Żak, *Wyciszenie,* „Ikar” 1996, nr 2, s. 21.
[46] J. Baran, *W błysku zapałki*, Warszawa 1979, s. 91.
[47] Tamże, s. 47.
[48] Tenże, *Wiersze wybrane*, Warszawa 1984, s. 69.

limbę, Tuwim (*Brzózka kwietniowa*) i Brzechwa (*Brzoza*) – brzozę, Rogala z kolei często odwołuje się do sosny, dębu, brzozy, świerku, jarzębiny. Drzewa są motywem eksploatowanym nie tylko w poezji Rogali, ale również w jego prozie. Anna Nogaj dowiodła, że w mowie niewiązanej Rogali ze wzmożoną częstotliwością występują następujące gatunki: jabłoń, grusza, brzoza, wierzba oraz olcha, przy czym są one prezentowane zgodnie z ludową symboliką[49].

Tryptyk nałęczowski potwierdza słuszność tezy Jana Zdzisława Brudnickiego, że Rogala to piewca natury, był i jest zauroczony naturą; ze szczególną uwagą przygląda się drzewom, „patrzy na nie często i z oddali"[50].

W dwóch kolejnych lubelskich wierszach Rogali (*U Longina w bibliotece* oraz *List…*) bohaterem lirycznym jest, wspominany wielokrotnie w niniejszym szkicu, Longin Jan Okoń. Przejmujący, wzruszający jest drugi z wymienionych tytułów (dedykowany autorowi *Czerwonoskórego generała*). Rogala ożywia w nim zapomnianą w polskiej wersyfikacji quintillę. Utwór – zgodnie z tytułem – stylizowany jest na list, składa się z trzech anaforycznie rozpoczynających się strof. W kolejnych zwrotkach podmiot liryczny analizuje smutną korespondencję od przyjaciela, zawiadamiającą go o śmierci Marii Okoniowej:

Piszesz. Drogi Przyjacielu,
że obumarła Cię żona Maria […]
że skruszał świat[51].

Nie potrafi znaleźć dla przyjaciela słów ukojenia, zatem jednoczy się z nim w bólu:

Masz rację-
świat skruszał i już nie będzie taki sam.
Zamknęła się jego najważniejsza księga[52].

Mowa podmiotu – adekwatnie do sytuacji – jest poważna, a przy tym wykwintna, nie brakuje w niej metafor, synekdochy.

W drugim z wierszy o Longinie Janie Okoniu panuje zupełnie inny nastrój, bo utwór ma zgoła odmienny charakter. Jest – jak czytamy w dopisku autorskim – upamiętnieniem dnia promocji książki L. J. Okonia *Historia literatury ziemi chełmskiej 1505–2010* (Chełm 2010); został napisany 28 stycznia 2011 roku. Podmiot liryczny, z całą pewnością sobowtór poety, wszak przypomina swoje *Nocne krzyki*[53], mówi patetycznie (chwilami zbyt hiperbolicznie i przy pomocy truizmów) o najnowszym dziele Longina Okonia:

---

[49] Zob. A. Nogaj, *Pejzaż w prozie Stanisława Rogali,* w: *Otarłem się o życie, otarłem się o słowa. W czterdziestolecie pracy pisarskiej Stanisława Rogali*, pod red. Z. Trzaskowskiego, Kielce 2008, s. 221–232.

[50] J. Z. Brudnicki, *Wśród świętokrzyskich poetów*, w: *Współcześni pisarze Kielecczyzny w oczach krytyków*, pod red. J. Pacławskiego, Kielce 2002, s. 97.

[51] S. Rogala, *List…*, w: tegoż, *Kręgi na wodzie*, Warszawa 2005, s. 59.

[52] Tamże.

[53] Zob. Tenże, *Nocny krzyk*, Kielce 2007.

Wielka Księga sprowadziła
mnie do Ciebie
którą okazałeś miastu
i ustawiłeś na półkach.
Księga o pięknie świata
mądrości ludzkich myśli
szlachetności czynów[54].

Omawiany utwór ma i lepsze fragmenty, metaforyczne, wymagające erudycji czytelnika, jak np. ten:

Odnajduję ciche kroki druku
i wstydliwe słowa eseju […]
wspominam pierwsze zachwyty
spod znaku LSW[55].

I jeszcze jedno; wiersz przynależy do liryki opisowej, pojawia się namiastka fabuły; Rogala lubi tę formę, sięga po nią w innych lirykach, m.in. *Ofiarom katastrofy pod Smoleńskiem*, *Telefon, Telefon 2*, *Rozmowa ze studentką.*

Jak wcześniej zaznaczyliśmy, akcenty lubelskie występują również w prozie świętokrzyskiego twórcy. Są obecne przede wszystkim w trzech opowiadaniach: *Marcowy śnieg, Aresztant, Psy (*w całości weszło do powieści *Nocne czuwanie*), których lubelskość przejawia się w tym, że obrazują wypadki marcowe w Lublinie w 1968 roku. W lubelskiej prozie Rogali, bez wątpienia, najważniejsze miejsce zajmuje *Marcowy śnieg*, zresztą sam autor położył szczególny nacisk na ten utwór, czyniąc go tytułem całego tomu krótkich form narracyjnych. W ubiegłym roku – o czym mówiliśmy – wyszedł tom zbiorowy *Marzec`68 w Lublinie.* Przedrukowane w nim archiwalia Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej[56], jak również sprawozdanie Anny Łukowskiej z wiecu studenckiego w dniu 13 marca 1968 roku[57] świadczą, iż utwór – istotnie – ma podłoże autobiograficzne, jest zapisem wypadków marcowych, w które Rogala mocno się zaangażował. To opowiadanie z historią w tle, Marek Kątny słusznie dopowie, że o „charakterze rozliczeniowym"[58]. To pełen goryczy głos pisarza w sprawie najważniejszego przeżycia pokoleniowego. Fronczek stwierdzi dobitnie: „Opowiadanie Stanisława Rogali – tak odbieram to dzisiaj – jest smutną cenzurką wystawioną swemu pokoleniu, ba, jest literackim oskarżeniem o niewykorzystanie szansy «wybicia

[54] Tenże, *U Longina w bibliotece*, w: tegoż, *Dom pod cisami,* Kielce 2011, s. 92.

[55] Tamże.

[56] Zob. *Marzec`68 w Lublinie. Z archiwum Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej. „Wiadomości Uniwersyteckie"*, w: *Marzec`68 w Lublinie*, pod red. Z. W. Fronczka, S. Kierońskiego i S. Rogali, Lublin 2018, s. 25–35.

[57] Zob. A. T. Łukowska, *Marzec 1968 – nadzieja i bezsilność*, w: *Marzec`68 w Lublinie…,* s. 47–55.

[58] M. Kątny, *Tak to odczuwam i tak to widziałem. O pisarstwie Stanisława Rogali,* „Goniec Staszowski" 1997, nr 12, s. 3.

się na niepodległość»"[59]. W *Marcowym śniegu* (autor podkreśla to w swoich wypowiedziach) „kreacji jest szczególnie mało, fikcji jest wyjątkowo mało"[60]. W narratorze można dostrzec co najmniej kilka rysów autorskich – pochodzi z Kielc, studiuje na Uniwersytecie Marii Curie-Skłodowskiej (z tą jednak różnicą, że filologię angielską, nie zaś polską), uczestniczył w studenckich manifestacjach w marcu 1968 roku, został oddelegowany do Wrocławia w tajnej misji. Również pozostali bohaterowie mają autentyczny rodowód. Pierwowzorem Belphegora jest Zbigniew Włodzimierz Fronczek, Zbyszek przypomina Zbigniewa Krzywickiego, Waldi posiada cechy Waldemara Bugaja. W omawianym utworze autor sportretował naprawdę liczne grono swoich uniwersyteckich kolegów. Oprócz wymienionych przedstawił także Stanisława Haczyka (Staszek), Kazimierza Kościuka (Kazik), Józefa Osmołę (Józek) oraz Stanisława Kierońskiego (Staszek – jeden z szefów radia).

Opowiadanie ma wyszukaną kompozycję; jest stylizowane na ocenzurowany protokół z przesłuchania, z którego – z powodów politycznych – usunięto pewne treści. Literacki rozrachunek pisarza z najbliższą mu przeszłością historyczną składa się z trzech numerowanych części, przy czym każdą rozpoczyna zbiorowy głos pokolenia o charakterze uogólnienia (narrator wypowiada się w imieniu studiującej młodzieży), później „następują ewokacje, celowo fragmentaryczne i nieuporządkowane, przymusowych wynurzeń przesłuchiwanego"[61], oznaczone kolejnymi literami alfabetu. Części pierwsza i trzecia zawierają zeznania od „a" do „o", cześć drugą – najobszerniejszą, wypełniają czasem bardzo skąpe odpowiedzi młodego konspiratora, oznaczone wszystkimi literami, czyli od „a" do „ż". Zastosowana przez Rogalę forma protokołu z przesłuchania[62] z dwóch względów wydaje się wyjątkowa. Po pierwsze brakuje w niej pytań (w znacznym stopniu wynikają one jednak z odpowiedzi – to forma ukrytego dialogu), po drugie niektóre repliki – by raz jeszcze powrócić do wywiadu z pisarzem – są „niepełne, okrojone, jakby okaleczone przez cenzurę"[63]. Dzięki tym zabiegom powstaje wrażenie, iż do rąk czytelników trafia mocno przetworzona wersja autentycznego protokołu, z której usunięto treści propagandowe lub sprzeciwiające się panującemu wówczas systemowi politycznemu. Urwane zdania, brak spójności i ciągłości w wypowiedziach przesłuchiwanego, a ponadto puste miejsca w protokole (wcześniej – jak się można domyślać – wypełnione zeznaniami) – wszystko to dowodzi, iż pisemnej relacji z przeprowadzonego śledztwa nadano pożądany, ale z pewnością różniący się od pierwotnego, kształt.

W *Marcowym śniegu* Rogala nie heroizuje czynu, w którym sam przed laty uczestniczył. Owszem, doszukuje się analogii pomiędzy protestującymi

---

[59] Z. W. Fronczek, *„Marcowy śnieg", czyli szkic do portretu konspiratora,* w: *Marzec`68 w Lublinie…*, s. 120.

[60] Rozmowa przeprowadzona przeze mnie w dniu 13 września 2019 r.

[61] J. Detka, *Stanisław Rogala. Sylwetki współczesnych pisarzy*, Kielce 1998, s. 55.

[62] Z. W. Fronczek (*„Marcowy śnieg", czyli szkic do portretu konspiratora…,* s. 117–122), pisząc o oryginalnej formie tego opowiadania, przywołuje szeroki kontekst kulturowy, m.in. film *Przesłuchanie* w reżyserii Ryszarda Bugajskiego.

[63] Rozmowa przeprowadzona przeze mnie 13 września 2019 r.

studentami a pozostającymi pod wodzą Wysockiego powstańcami listopadowymi („Jak u Wysockiego, tylko jeszcze bardziej szczeniakowato”[64]; „Przypominało to sytuację Wysockiego. [...] Tego od powstania listopadowego”[65]), w dramacie swego pokolenia widzi podobieństwo do tragedii Konrada (ta bowiem – stwierdza opowiadający – „jest zawsze taka sama, skazana na niezauważenie, obojętność”[66]), ale bohaterów odziera z wielkości. Przedstawia ich jako nie do końca konsekwentnych młodych ludzi, którzy czasami powątpiewają w skuteczność i sensowność swych poczynań („Z pół godziny minęło, nim ktoś wpadł na dobry pomysł – mówi narrator. Natychmiast jednak dodaje: „Dobry, jak nam się wtedy wydawało...”[67], w innym miejscu podmiot epicki, znowu nie będąc pewnym słuszności swej decyzji, wyznaje: „Wtedy po raz pierwszy zastanowiłem się, czy właściwie postępuję”[68]). Młodzi konspiratorzy, skreśleni przez Rogalę, obawiają się reperkusji wypadków marcowych (dla mówiącego liczy się przede wszystkim to, by nie usunięto go z uczelni), toteż wydarzenia relacjonują z korzyścią dla siebie. Przesłuchiwany przyznaje się wprawdzie do uczestnictwa w sprawie, która „od Deymka się zaczęła, od jego, to znaczy naszych *Dziadów*”[69], lecz wbrew deklaracjom składanym funkcjonariuszowi MO, prowadzącemu dochodzenie, nie mówi szczerze i otwarcie. Bohater-narrator odpowiednio manewruje faktami, poza tym uważnie dobiera słownictwo. Wypowiedziane w zdenerwowaniu zdanie o ogólnonarodowym powstaniu, przygotowywanym przez studiującą młodzież, natychmiast koryguje: „Przysięgam! Przejęzyczyłem się. Do powstania nie mogło dojść nie tylko ze względu na interwencję pana ludzi. Przecież nie było nic przygotowane”[70]. Po chwili, dla jeszcze większego uwiarygodnienia własnej wersji wydarzeń, powtarza: „Nic nie było przygotowane [...]. Nie przygotowywaliśmy powstania [...]. Przekonaliśmy się, że w tym społeczeństwie to nawet powstania nie można przygotować”[71]. Dla zeznającego, któremu towarzyszy świadomość przegranej, jedyną metodą obrony jest umniejszanie faktów, odbieranie im właściwego znaczenia. Narrator, chroniąc nie tylko siebie, ale i pozostałych uczestników marcowych wystąpień, świadomie bagatelizuje niektóre wypadki. „Pyskówki z okien – stwierdza zwracając się do kapitana MO – którymi, muszę tu przyznać z bólem serca, zdrowo obsypywaliśmy pana ludzi, były tylko ujadaniem rozdrażnionych szczeniaków”[72]. W innym miejscu – znów w interesie przegranych – z pobłażliwością wypowiada się o konspiracyjnej działalności studentów:

> To chyba wtedy zrozumiałem, że nasza działalność jest naiwna, szczeniacka, wymierzona przeciwko wam, którzy przecież reprezentujecie interesy społeczeństwa, nie

[64] S. Rogala, *Marcowy śnieg,* w: tegoż, *Marcowy śnieg. Opowiadania*, Kielce 1997, s. 95.
[65] Tamże, s. 81.
[66] Tamże, s. 98.
[67] Tamże, s. 78.
[68] Tamże, s. 75.
[69] Tamże, s. 64.
[70] Tamże, s. 96.
[71] Tamże.
[72] Tamże, s. 84.

> tylko wasze. Ale nie mogłem się wycofać od razu, tak z głupia frant. Jeszcze chodziło o zachowanie twarzy, o...[73].

Nieco wcześniej po raz kolejny umniejsza znaczenie wystąpień studenckich, czyni je nieważnymi:

> Poczułem się rozgoryczony, niemal oszukany. Zrozumiałem, że nasze wiecowanie to głupia zabawa w fanty, w której każdy uczestnik coś zyskuje albo przegrywa. Może ci ze stolicy wiedzą, o co walczą, chociaż na naradzie bardzo mętnie tłumaczyli. Sam gest solidarności to wątpliwy argument, a płacić mogę tylko ja. Przysięgłem sobie, że z honorem wyjdę z tej zabagnionej sytuacji i…koniec!...nie![74].

Marcowy śnieg – jak wyznaje autor – „jest zapisem doświadczeń rozgoryczonej generacji. Marzyły się jej wielkie sprawy, marzyła się jej gruntowna przebudowa świata, tymczasem rzeczywistość bardzo mocno skorygowała młodzieńcze ideały”[75]. Bohaterowie Rogali muszą porzucić swe inspiracje i przyjąć taką linię obrony, by zminimalizować skutki wiecowania, wchodzenia w otwarty konflikt z milicją.

Lubelski marzec 1968 roku powraca w opowiadaniu *Aresztant*, które razem z *Marcowym śniegiem* układa się w dylogię. Utwory te dopełniają się. W *Marcowym śniegu* bohater-narrator, a zarazem młody konspirator składa zeznania przed oficerem MO, w *Aresztancie* natomiast widzimy go w celi wśród innych zatrzymanych, niemających jednak związku z manifestacjami studenckimi. Kreacje obu bohaterów-narratorów są spójne; więcej: czytelnik może odnieść wrażenie, że w opowiadaniach występuje ta sama osoba mówiąca. Bohater-narrator, trochę anonimowy, w tytule nazwany aresztantem, w innych miejscach tekstu zaś równie ogólnie studentem (jeden z osadzonych w celi zwraca się do niego: „Coś taki wystraszony… student to dla nas arystokracja”[76]; funkcjonariusz powie: „Student, idziemy do góry. Szef czeka”[77]), jest tak samo zrezygnowany, pełen uniżoności wobec strażników więziennych i funkcjonariuszy milicji jak narrator *Marcowego śniegu*. Prowadzony do celi wygłasza monolog świadczący o cichym pogodzeniu się z zaistniałą sytuacją: „Cóż miałem robić? Należało iść przed nim [strażnikiem, A.W.]. Niespodziewanie potknąłem się raz i drugi, musiałem chwycić się poręczy. Eskortujący zachichotał, a mnie zrobiło się głupio”[78]. A oto kolejny akt jego pokory, tym razem wyjęty z końca opowiadania: „Skurczyłem się nieco i ruszyłem przed nim. Musiałem ich [strażników, A.W.] słuchać. Szef to przecież kapitan. Nic nie mogłem zrobić. Poddałem się. Ruszyłem na górę za klawiszami, gdzie oczekiwał mnie kapitan…”[79].

---

[73] Tamże, s. 99.
[74] Tamże, s. 98.
[75] Rozmowa przeprowadzona przeze mnie 13 września 2019 r.
[76] S. Rogala, *Aresztant*, w: *Marzec`68 w Lublinie…*, s. 72.
[77] Tamże, s. 75.
[78] Tamże, s. 71.
[79] Tamże, s. 75.

W nurt prozy Rogali o lubelskim Marcu`68 wpisuje się również opowiadanie *Psy*, w tomie *Marzec`68 w Lublinie* przedrukowane jako samodzielny tekst, pierwotnie jednak włączone do powieści *Nocne czuwanie* (Warszawa 1982). Od omówionych powyżej krótkich form wyróżnia się tym, że operuje metaforą, symbolem. Narracja, prowadzona w pierwszej osobie liczby mnogiej, traktuje o starciu grupy młodych ludzi ze sforą psów. W pewnym momencie mówiący wprost zaznacza, że „przygoda była wielką alegorią walki, zmagania się dobra ze złem”[80]. Uważny czytelnik od razu zauważa, że utwór – oprócz dosłownego – ma sens naddany. Młodzi bohaterowie, odważnie przeciwstawiający się ujadającym psom (dobrze wiadomo, że określenie „psy” może być wyzwiskiem[81]), przywodzą na myśl lubelskich studentów w marcu 1968 roku, stających do nierównej walki z MO. Tym razem – inaczej niż w *Marcowym śniegu* czy *Aresztancie* – Rogala nie odmawia swoim bohaterom odwagi, determinacji w walce. Oto adekwatny fragment prozy:

> Wymierzyliśmy bestii kilka kopniaków. Pies ze skowytem wycofał się w krzaki. […] Byliśmy otoczeni szczelnym murem szpiegowskich oczu. Siły przeciwnika były znaczne, może nawet kilkakrotnie przewyższały nasze siły. Co prawda udało nam się przepędzić natrętów raz i drugi […], ale były to chwilowe zwycięstwa[82].

Zestawiając tak różne obrazy Marca`68 roku, skreślone najpierw w opowiadaniu *Psy* oraz w chronologicznie późniejszym *Marcowym śniegu*, gdzie mamy deheroizację młodzieży studenckiej, trzeba powiedzieć, że pisarz najwyraźniej zrewidował swoje stanowisko w sprawie pamiętnych lubelskich wystąpień.

Ważnym tropem w interpretacji zajmującego nas fragmentu *Nocnego czuwania* jest zabieg antropomorfizacji, któremu podlegają psy. W ocenie narratora „szczekanie jakby układa się w słowa: Rozejdźcie się do domów. Nie zakłócajcie naszego spokoju”[83]. Za chwilę młodzieńcy zdają się słyszeć rozkaz psiego dowódcy: „Kompania! W szyku atakującym, zbiórka!”[84], co wywołuje odpowiednią reakcję psiej sfory. Opisy z opowiadania Rogali są paralelne wobec relacji dokumentalnych o marcu 1968 roku w Lublinie. Zajrzyjmy do sprawozdania Anny Łukowskiej:

> Demonstracje studentów lubelskich odbywały się w poniedziałek i we wtorek. We wtorek wyszliśmy spod UMCS-u i zatrzymaliśmy się przy ulicy Sowińskiego naprzeciw Chatki Żaka. Po drugiej stronie jezdni, tarasując przejście do Chatki, stał kordon milicji. Byli w kaskach, z dużymi tarczami i pałkami. Na smyczach trzymali psy – owczarki alzackie – bardzo groźnie wyglądające. Psów bałam się najbardziej. Przypominały mi makabryczne sceny z filmów wojennych […]. Środkiem jezdni miotał się ówczesny rektor UMCS Grzegorz Seidler. Przez tubę wzywał nad do rozejścia się […] Krzyczał: „Dzieci, rozejdźcie się, idźcie stąd!”[85].

---

80 Tenże, *Psy,* w: *Marzec`68 w Lublinie…,* s. 69.

81 *Słownik języka polskiego,* pod red. M. Szymczaka, t. 2, Warszawa 1992, s. 658–659.

82 S. Rogala, *Psy,* w: *Marzec`68 w Lublinie…*, s. 65.

83 Tamże, s. 65.

84 Tamże, s. 66.

85 A. T. Łukowska, *Marzec 1968 – nadzieja i bezsilność…*, s. 47.

W *Nocnym czuwaniu*, z którego wywodzi się opowiadanie *Psy,* występuje jeszcze inny lubelski ślad – opis poetyckiego wieczoru „Samsary". Grupa, rzeczywiście, zorganizowała kilka wieczorów autorskich w studenckim klubie Arcus" w Lublinie. Pierwszą tego rodzaju imprezą Ireneusz Kaminski był nieco zaskoczony, a może raczej zdegustowany. Tak relacjonował to spotkanie: „W rzeczy samej dzieło «Samsary» przeszło oczekiwania najbardziej zblazowanych konsumentów poetyckiej strawy, jako że poza elektromagnetycznym słowem posypały się w salę główki kapusty; publiczność żywo uczestniczyła w demonstracji".[86] Wieczory poetyckie „Samsary" Ewa Głębicka komentuje następująco: „[…] Zbliżone do happeningów scenariusze, wyraźnie różniły się od przyjętych schematów, budziły sprzeciw działaczy i obserwatorów studenckiego życia literackiego, choć podkreślano zarazem, iż pojawienie się Samsary wprowadziło «ożywczy ferment w życie literackie Lublina»"[87]. Oto obraz wieczoru „Samasary" z *Nocnego czuwania*; od razu powiedzmy, że pisarz wyraźnie dystansuje się wobec młodzieńczych „inicjatyw" poetyckich:

> Jednego razu Belphegor zaprosił mnie i pozostałych kolegów z pokoju na wieczór poetycki Samsary do „Arcusa". „Arcus" to klub studencki położony w centrum miasta. Jego kierownikiem był również poeta – Cugow. […] Przy teatrze skręciliśmy w prawo i przez niewielki klomb doszliśmy do klubu. Było już trochę uczestników. Kilka dziewczyn, dwóch brodatych obdartusów i dziennikarka. Za nami przyszły całe rzesze wielbicieli poezji Samsary. Poeta Cugow zaprowadził nas do największej Sali z niewielką scenką, na której królował dużych rozmiarów sedes. Zamknął kratę zastępującą drzwi i demonstracyjnie wyrzucił klucz przez okno. Przeszedł nas dreszcz emocji. Inni zaczęli się śmiać albo w ogóle nie zauważyli gestu Cugowa. […] Światła zgasły, na scenę wyskoczyło jakieś czupiradło i siadło na sedesie. Z głośników usłyszeliśmy piekielny śmiech, potem głosy narastającego szeptu. Chłopak umawiał się z dziewczyną na noną obmacywankę. […]
> -Bracia, co was sprowadziło na ten ziemski padół, do nory tchnącej spermą i alkoholem? – doleciał z głośników potężny głos, niby Boga stwórcy.
> Przez salę przeszło tchnienie zdziwienia przeradzające się w oburzenie. Pytanie zaskoczyło wszystkich, szczególnie dziennikarkę i tych dwóch z podniesionymi kołnierzami płaszczy, a siedzących w pierwszym rzędzie. W końcu sali ktoś zaczął chichotać.
> -Myśmy wam słowo poetyckie przyszli głosić, więc cicho tam! Cerber! Wyprowadzić pajaca! – rozkazywał ten sam głos. […]
> -Usłyszeliście już w sobie głos poezji? – sala milczała. – Powtarzam. Czy usłyszeliście już w sobie głos poezji??? – sala nadal milczała. – Cerber, rozbudzić w płazach głos poezji! – znów w zamaskowanych drzwiach pojawił się włochaty wielkolud. Stanął pośrodku sali i wymachując rękami uczył nas skandowania.
> -Tak! Tak! No taaaaak, do kurwy nędzy! – tu i tam pojawiły się nieśmiałe potakiwania[88].

Nocne czuwanie Rogali, układające się w dylogię z debiutancką *Modlitwą o grzech*, uchodzi za nieco słabsze ogniwo cyklu. Potwierdzają to powściągliwe

---

[86] I. J. Kamiński, *Od „Samsary" do „Gongu"*, „Kamena"1971, nr 10, s. 1.
[87] E. Głębicka, *Grupy literackie w Polsce 1945–1989*, Warszawa 2000, s. 353–354.
[88] S. Rogala, *Nocne czuwanie*, Warszawa 1982, s. 77–79.

w pochwałach wypowiedzi Janusza Detki[89] czy Leszka Bugajskiego[90]. Lubelskie ślady to – bez wątpienia – największe atuty tej powieści.

Przedstawione rozważania dowodzą, że twórczość świętokrzyskiego autora wprost przesiąknięta jest akcentami lubelskimi. Obficie występują one zarówno w jego poezji, jak i w utworach narracyjnych. Niektóre wiersze nazywamy lubelskimi ze względu na okoliczności powstania (juwenilia, liryki z czasów „Samsary"), inne zasługują na miano lubelskich z uwagi na podjęty temat (*Tryptyk nałęczowski,* utwory dedykowane Longinowi J. *Okoniowi).* Wiele lubelskich śladów zawiera proza Rogali, co ważne, pisarz faworyzuje wątek lubelskiego Marca`68. Potrafi przedstawić go nie tylko obiektywnie, ale i oryginalnie, np. nadając utworowi formę ocenzurowanego protokołu z przesłuchania (*Marcowy śnieg*) lub za pomocą metafory (*Psy*). Generalnie lubelskie wątki w prozie prowadzone są zręczniej, ciekawiej, co dowodzi o wyższości prozy nad liryką Rogali.

Bibliografia

Baran J., *W błysku zapałki*, Warszawa 1979.

Baran J., *Wiersze wybrane*, Warszawa 1984.

Brudnicki J. Z., *Wśród świętokrzyskich poetów*, w: *Współcześni pisarze Kielecczyzny w oczach krytyków*, pod red. J. Pacławskiego, Kielce 2002.

Bugajski L., *Między książkami. „Nocne czuwanie"*, Życie Literackie" 1982, nr 19.

Detka J., *O polskich życiorysach (i nie tylko)*, „Przemiany" 1989, nr 3.

Detka J., *Stanisław Rogala*, w: *Pisarze regionu świętokrzyskiego,* pod red. J. Pacławskiego, S. I, t. 5, Kielce 1996.

Detka J., *Stanisław Rogala. Sylwetki współczesnych pisarzy*, Kielce 1998.

Głębicka E., *Grupy literackie w Polsce 1945–1980,* Warszawa 1993.

Kamiński I. J., *Od „Samsary" do „Gongu"*, „Kamena"1971, nr 10.

Kątny M., *Tak to odczuwam i tak to widziałem. O pisarstwie Stanisława Rogali,* „Goniec Staszowski" 1997, nr 12.

Kłak T., *W krajobrazie Nałęczowa*, Lublin 1983.

Kuncewicz P., *Leksykon polskich pisarzy współczesnych*, t. 2, Warszawa 1995.

Lenartowski A., *Co wolno pisarzowi*, „Słowo Ludu–Magazyn" 1987, nr 131.

Marzec`68 w Lublinie. Z archiwum Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej. „Wiadomości Uniwersyteckie"*, w: *Marzec`68 w Lublinie, pod red. Z. W. Fronczka, S. Kierońskiego i S. Rogali, Lublin 2018.

Migo A., *Giordano Bruno*, „Kurier Lubelski" 1970, nr 16/17.

Nałęczów w słowach poetów. Antologia, wiersze zebrał, opracował i wstępem poprzedził T. Kłak, Nałęczów 2003.

Nogaj A., *Pejzaż w prozie Stanisława Rogali,* w: *Otarłem się o życie, otarłem się o słowa. W czterdziestolecie pracy pisarskiej Stanisława Rogali*, pod red. Z. Trzaskowskiego, Kielce 2008.

[89] J. Detka, *Stanisław Rogala…*, s. 35.

[90] Zob. L. Bugajski, *Między książkami. „Nocne czuwanie"*, Życie Literackie" 1982, nr 19.

Opolski D., *Pamięć*, „Kurier Lubelski”1970, nr 16/17.
Osmoła J., *Pytania niedojrzałe*, „Kamena” 1969, nr 22.
Osmoła J., *Zanim przejdę*, „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17.
Pawluczuk A. W., *Jakby jej nie było*, „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17.
Pawluczuk A. W., *Jeszcze dziś,* „Kamena” 1969, nr 22.
Rogala S., *Aresztant*, w: *Marzec`68 w Lublinie*, pod red. Z. W. Fronczka, S. Kierońskiego i S. Rogali, Lublin 2018.
Rogala S., *Czas, natura i pielgrzymowanie w poezji Waldemara Michalskiego*, w: tenże, *Pisarze mojej ziemi*, Kielce 2015.
Rogala S., *Krótki życiorys*, „Sztandar Ludu” 1967, nr 12.
Rogala S., *List…*, w: tegoż, *Kręgi na wodzie*, Warszawa 2005.
Rogala S., *Marcowy śnieg,* w: tegoż, *Marcowy śnieg. Opowiadania*, Kielce 1997.
Rogala S., *Marii Kuncewiczowej – czy twórczość dla młodzieży?,* w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi*, Kielce 2015.
Rogala S., *Nieporozumienia*, „Przemiany” 1987, nr 6.
Rogala S., *Nocne czuwanie*, Warszawa 1982.
Rogala S., *Nocny krzyk*, Kielce 2007.
Rogala S., *Prawie życiorys,* „Kurier Lubelski” 1970, nr 16/17.
Rogala S., *Psy,* w: *Marzec`68 w Lublinie.* pod red. Z. W. Fronczka, S. Kierońskiego i S. Rogali, Lublin 2018.
Rogala S*., Spowiedź,* „Kamena” 1969, nr 22.
Rogala S., *Studium uczucia*, w: A. Nazar, *Różo z ogrodu wyobraźni*, Kielce 2013.
Rogala S., *Tryptyk nałęczowski*, w: tegoż, *Kolory duszy*, Kielce 1995.
Rogala S., *U Longina w bibliotece*, w: tegoż, *Dom pod cisami,* Kielce 2011.
Rogala S., *W kręgu Longina Jana Okonia*, w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi,* Kielce 2015.
Rogala S., *W świecie współczesnych legend Mariusza Olbromskiego,* w: tegoż, *Pisarze mojej ziemi*, Kielce 2015.
Rogala S., *Współczesne środowisko literackie Kielecczyzny. Słownik pisarzy i badaczy literatury*, Kielce 1999.
Rogala S., *Wyznanie zuchwałego,* „Kamena” 1971, nr 12.
Słownik języka polskiego, pod red. M. Szymczaka, t. 2, Warszawa 1992.
Żak S., *Wyciszenie,* „Ikar” 1996, nr 2.

Słowa kluczowe

Stanisław Rogala, „Samsara”, Marzec ’68 w prozie, Nałęczów w poezji

Abstract

Lublin accents in the work of Stanisław Rogala

Stanisław Rogala (born in 1948) is a recognition writer of the Świętokrzyskie region. However, in his work there are Lublin accents; for almost 10 years the writer was associated with the Lublin region (he studied at the Maria Curie-Skłodowska University, participated in the poetry group „Samsara”, then he

worked as a teacher at the Technical and Power Technical School in Lublin). Lublin accents frequently appear in his poetry and prose. Some poems are called "Lublin" because of the circumstances of the uprising (juvenile, lyrics from the time of „Samsara"), others deserve to be called "Lublin" because of the taken topic (Tryptyk nałęczowski, works dedicated to Longin J. Okoni). Rogala's prose contains many accents of Lublin, the writer favors the theme of Lublin in March`68. He can present it not only objectively, but also in an original way, e.g. giving his poem a form which was a censored protocol of the audition (March snow) or by means of a metaphor (Dogs). Generally, the Lublin accents in prose are cleverer, more interesting, which proves the superiority of prose over the lyrics of Rogala.

Keywords

Stanisław Rogala, "Samsara", March`68 in prose, Nałęczów in poetry

Jarosław Pacuła (https://orcid.org/0000–0002–9972–7925
Instytut Językoznawstwa, Uniwersytet Śląski w Katowicach

Metafory awifauniczne w polskim socjolekcie przestępczym (XIX w. – lata 20. XX w.)

1. Zagadnienia wstępne

Tematyka zwierzęca pojawia się w opracowaniach językoznawczych dosyć często. Przeważnie podejmowane są rozważania dotyczące historii i motywacji zoonimów w języku ogólnym[1], rozpatruje się też nazwy zwierzęce jako komponenty frazeologizmów, analizuje się derywaty od nazw zwierząt lub słownictwo związane z ich zachowaniem, częściami ich ciała lub dźwiękami przez nie wydawanymi, a obserwacjom tym towarzyszy zazwyczaj perspektywa etnolingwistyczna[2]. Owszem, opisowi został również poddany socjolekt przestępczy, jednak uwagi o jego słownictwie dotyczą przeważnie stanu z drugiej połowy XX wieku lub współczesności, a sama sprawa określeń odzwierzęcych – nawet jeśli sięgnięto do niej w perspektywie historycznej – nie doczekała się odrębnych opracowań, nie była też przedmiotem pogłębionego opisu synchronicznego[3]. Z tego też wynika cel niniejszego tekstu i perspektywa

---

[1] Terminu „zoonim" używam w znaczeniu apelatywnym, dla określenia nazwy zwierzęcia.

[2] Zob. m.in.: W. Żarski, *Pies – ewolucja pojęcia i jego realizacji leksykalnych w polszczyźni*e, [w:] *Pies w kulturach świata*, red. E. Skorupska-Raczyńska, J. Rutkowska, J. Żurawska-Chaszczewska, Gorzów Wielkopolski 2012, 77–88; A. Pospiszyl, *Rzeczownik* pies *jako podstawa derywacyjna oraz człon kompositów i frazeologizmów w gwarze cieszyńskiej*, „Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska" XVIII, 2001, s. 229–237; B. Raszewska-Żurek, *Ewolucja niektórych elementów stereotypu psa w polszczyźnie*, „Studia z Filologii Polskiej i Słowiańskiej" 45, 2010, s. 65–80; S. Koziara, *Frazeologizmy pochodzenia biblijnego z nazwami zwierząt w języku polskim*, „Annales Academiae Paedagogicae Cracoviensis. Studia Lingusitica I" 6, 2002, s. 155–164; K. Mosiołek-Kłosińska, *Stereotypy psa zawarte w języku polskim*, „Poradnik Językowy" 4, 1992, s. 301–304; K. Mosiołek-Kłosińska, *Antropocentryzm leksyki „zwierzęcej"*, [w:] *Semantyczna struktura słowa i wypowiedzi*, red. R. Grzegorczykowa, Z. Zaron, Warszawa 1997, s. 71–77; M. Rak, *Antropocentryzm gwarowej frazeologii zwierzęcej z Gór Świętokrzyskich i Podtatrza*, „Język Polski" LXXXVI, 5, 2006, s. 368–376; M. Rak, *Językowy obraz człowieka na podstawie animalistycznej frazeologii gwar orawskich, podhalańskich i spiskich*, [w:] *Frazeologia a językowe obrazy świata przełomu wieków*, red. W. Chlebda, Opole 2007, s. 111–117; A. Nowakowska, *Obraz świata zwierząt we frazeologii polskiej i francuskiej*, „Poradnik Językowy", 9–10, 1991, s. 361–368; A. Góra, *O zasadach opisu zwierząt w słowiańskiej kulturze ludowej*, „Etnolingwistyka. Problemy języka i kultury" 12, 2000, s. 251–263.

[3] Zob. np.: E. Kołodziejek, *„Rozkminianie" gwar tajemnych*, [w:] *Język a Kultura. Tom 21: Tabu w języku i kulturze*, red. A. Dąbrowska, Wrocław 2009, s. 225–232; S. Królikowska, *O współczesnym słownictwie przestępców*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Łódzkiego –

oglądu zgromadzonego materiału językowego – obserwacje mają charakter diachroniczny, a przedmiotem opisu są neosemantyzmy animalistyczne, które rozumiem dwojako: po pierwsze, jako słowa prymarnie nazywające faunę, a wtórnie – na gruncie socjolektu przestępczego – odnoszące się do innych desygnatów niezwierzęcych, po drugie, jako leksemy o prymarnym sensie faunicznym i sekundarnym znaczeniu także zwierzęcym[4]. Z uwagi na ograniczenia wydawnicze analizy zawężono jednak do wybranych określeń – metafor „ptasich" (rodzimych bądź zapożyczonych neosemantyzmów awifaunicznych); zresztą część pozostałych omówiłem już w innych tekstach[5]. Pełen korpus faunizmów tworzy ponad sto dwadzieścia jednostek słownikowych wyekscerpowanych z najstarszych rodzimych opracowań z zakresu socjolektu przestępczego (od XIX wieku do lat 20. następnego stulecia): Karola Estreichera *Języka złoczyńców* z 1859 r. i *Gwary złoczyńców* z 1867 r., *Żargonu złodziejskiego we Lwowie* Seweryna Udzieli z 1892 r., *Słownika mowy złodziejskiej* Antoniego Kurki z 1899 r., opracowania Juliana Jaworskiego *Kumać po lembersku* z 1901 r., *Szwargotu więziennego* Karola Estreichera z 1903 r., *Słowniczka gwary więziennej* Jana Łosia z 1913 r.[6] oraz wydanego w 1922 r. *Żargonu mowy przestęp-*

Nauki Humanistyczno-Społeczne. Seria 1" 110, 1975, s. 55–77; A. Małocha-Krupa, *Żydowskie zapożyczenia leksykalne w socjolekcie przestępczym*, [w:] *Język a Kultura. Tom 10: Język subkultur*, red. J. Anusiewicz, B. Siciński, Wrocław 1994, s. 135–170; V. Machnicka, *Ludzie i festy oraz frajerzy i cwele, czyli określenia osób w gwarze więziennej (na podstawie powieści „Zbrodnia i..." Jerzego Trębickiego)*, „Conversatoria Linguistica" I, 2007, s. 29–37; A. Oryńska, *Kategorie semantyczne leksyki języka potocznego i gwary więziennej*, [w:] *Język a Kultura. Tom 2: Zagadnienia leksykalne i aksjologiczne*, red. J. Puzynina, J. Bartmiński, Wrocław 1991, s. 80–106.

[4] W pracach językoznawczych metafory powstałe na bazie nazw zwierząt nazywane są różnie: „zoomorfizmy" (M. Żurek, *Analiza porównawcza zoomorfizmów w języku rosyjskim i polskim*, „Kieleckie Studia Rusycystyczne" 1, 1983, s. 107–117), „zoosemy" (M. Sarnowski, *Deminutivum jako znak ironii*", [w:] *Język a Kultura. Tom 3: Wartości w języku i tekście,* red. J. Puzynina, J. Anusiewicz, Wrocław 1991, s. 41–50), „metafory zwierzęce" (H. Bartwicka, *Metafory zwierzęce w języku polskim i rosyjskim*, [w:] *Lexicographica Slavica. Profesorowi Andrzejowi Bogusławskiemu*, red. J. Wawrzyńczyk, Toruń 1992, s. 7–14), „metafory odzwierzęce" (A. Czapiga, *Metafory odzwierzęce w funkcji adresatywnej w języku polskim, rosyjskim i angielskim*, „Przegląd Rusycystyczny" 1, 2005, s. 110–122), „metafory faunicze" (J. Szerszunowicz, *Obraz człowieka w polskich, angielskich i włoskich leksykalnych i frazeologicznych jednostkach faunicznych*, Białystok 2011), „metafory personifikujące odzwierzęce" (R. Tokarski, *Wartościowanie człowieka w metaforach językowych*, „Pamiętnik Literacki" LXXXII, 1, 1991, s. 145–157), „faunizmy" (J. Szerszunowicz, *Funkcje pragmatyczne faunizmów w mowie potocznej*, [w:] *Funkcja emocjonalna jednostek językowych i tekstowych*, red. K. Wojtczuk, A. Wierzbicka, Siedlce 2004, s. 243–248). W artykule będą się one pojawiały zamiennie, zawsze oznaczając rzeczowniki o znaczeniu sekundarnym, przeważnie wartościujące, związane z nazwami zwierząt, czyli derywaty semantyczne od nazw zwierząt.

[5] J. Pacuła, *Nie tylko „pies" – o kilku najstarszych animalistycznych nazwach funkcjonariuszy służb więziennych w polskich socjolektach przestępczych* (w druku); J. Pacuła, *Nie tylko „klawisz", nie tylko „ment" – z historii kilku socjolektalnych nazw policjantów i funkcjonariuszy więziennych* (w druku).

[6] Jan Łoś sporządził wykaz słów wydobytych z powieści Gustawa Daniłowskiego *Wrażenia więzienne*, wydanej w 1908 r. (Daniłowski przez długi czas przebywał w warszawskim więzieniu).

ców Wiktora Ludwikowskiego i Henryka Walczaka[7]. Każdy z ekscerptów został opatrzony komentarzem filologicznym. Wstępnie można zaznaczyć, że zgromadzone jednostki wykorzystują wizerunki (asocjacje, konotacje, stereotypy) zwierząt przede wszystkim do zilustrowania cech wyglądu, zachowań i postaw człowieka, sporadycznie do przedstawienia innych zwierząt, przedmiotów i sytuacji[8]. Niemal każdorazowo stanowią one środek wyrażenia ocen, wartościowania realiów świata przestępczego i rzeczywistości więziennej, nierzadko spełniając jednocześnie charakterystyczną dla socjolektów tajnych funkcję kamuflującą. Mając świadomość trwającej wciąż dyskusji na temat terminologii używanej w socjolingwistyce, przyjmuję w tekście zamienne stosowanie określeń „socjolekt", „gwara" i „język", jako że nie wpływa to bezpośrednio na sposób prezentacji materiału leksykalnego[9].

2. Ogólna charakterystyka zgromadzonego materiału

Wśród wyekscerpowanych leksemów znajdują się nazwy prymarnie odnoszące się do[10]: ssaków – w liczbie 32 (*baran*, *bukot*, *byk*, *jeż*, *jerzyk* [zapis w oryginale], *kocica*, *konik*, *koń*, *kot*, *kotka*, *kozula*, *krowa*, *królik*, *kuna*, *lis*, *łoszak*, *łoś*, *małpa*, *niedźwiadek*, *niedźwiedź*, *ogar*, *osioł*, *pies*, *ryś*, *słoń*, *suka*, *szczeniak*, *szczenię*, *szczur*, *świnia*, *świnka*, *wewióra*, *wilk*, *wydra*, *żubr*), ptaków – 28 jednostek (*bażant*, *bekas*, *bocian*, *czapla*, *dzięcioł*, *dziobak*, *gęś*, *gąska*, *indyk*, *jaskółka*, *jastrząb*, *kanarek*, *kogut*, *kruk*, *kurzej*, *papuga*, *ptaszek*, *sikora*, *skowron*, *skowronek*, *słowik*, *sowa*, *sroka*, *szczygieł*, *worona*, *wrona*, *żóraw* [zapis w oryginale], *zięba*), ryb – 3 słowa (*kiełbik*, *śledź*, *węgorz*), owadów, „robaków" i pierścienic – 14 jednostek (*bąk*, *chrabąszcz*, *chrobak*, *ćma*, *larwa*, *menda*, *motyl*, *mucha*, *pająk*, *pijawka*, *pluskwa*, *robaczek*, *robak*, *żuk*), gadów – 2 słowa (*gadzina*, *wąż*), płazów – również 2 określenia (*żaba*, *kijanka*), a także – po jednym określeniu – do mięczaków (*ślimak*) i skorupiaków (*rak*).

Nawet pobieżny ogląd materiału pozwala zauważyć, że spora część jednostek jest dwu-, a nawet wielofunkcyjna, odnosi się do różnych desygnatów[11]. Polisemiczny lub homonimiczny charakter ma trzydzieści jeden leksemów, z czego: dziewięć to

---

[7] W dalszej części artykułu posługuję się skrótami wykorzystanych tytułów – ich wykaz wraz z objaśnieniami znajduje się na końcu opracowania.

[8] Zob. J. Zimnowoda, *Opozycja homo - animal w ekspresywnych zwrotach językowych*, [w:] *Język a Kultura. Tom 15: Opozycja homo - animal w języku i kulturze*, red. A. Dąbrowska, Wrocław 2003, s. 103–117.

[9] Spośród licznych prac sygnalizujących problem wymienić można m.in.: S. Kania, *Grypsera*, „Poradnik Językowy" 10, 1972, s. 597–602; T. Milewski, *Gwara przestępcza i jej przenikanie do języka ogólnego*, „Poradnik Językowy" 2, 1971, s. 92–101; S. Grabias, *Środowiskowe i zawodowe odmiany języka – socjolekty*, [w:] *Współczesny język polski*, red. J. Bartmiński, Lublin 2010, s. 240–250.

[10] Poprzestaję tutaj na przywołaniu poszczególnych jednostek słownikowych bez podania ich sensów, aby nie powielać ich w artykule – pojawią się one w dalszych partiach tekstu przy analizie semantycznej.

[11] Na sprawę tę w 1895 roku zwrócił uwagę Karol Estreicher w podsumowaniu cyklu tekstów poświęconych „językowi złoczyńców" (JzEstr3, 106).

prymarne określenia ssaków: *baran*, *koń*, *niedźwiadek*, *niedźwiedź*, *pies*, *ryś*, *suka*, *wilk*, *wydra*; również dziewięć odnosi się do ptaków: *bażant*, *dzięcioł*, *kogut*, *papuga*, *sikora*, *skowron*, *sroka*, *szczygieł*, *wrona*; kolejne jedenaście jest określeniami insektów, owadów: *bąk*, *chrabąszcz*, *robak*, *ćma*, *larwa*, *menda*, *motyl*, *mucha*, *pająk*, *pijawka*, *pluskwa*; trzy to miana ryb: *kiełbik*, *śledź*, *węgorz*.

Uwagę zwraca również bogata synonimia. Nie jest to jednak zaskoczeniem, ponieważ to cecha należąca do trzech uniwersalnych kategorii socjolektalnych (obok ekspresywności i tajności)[12]. I tak na przykład: ze znaczeniem ‘żandarm, policjant lub strażnik więzienny’ łączą się słowa: *bażant* (ŻmpLW), *jastrząb* (ŻmpLW), *kanarek* (ŻmpLW), *kogut* (SmzKur, SzwEstr), *kozula* (ŻmpLW), *pająk* (ŻmpLW), *gęś* (SzwEstr), *papuga* (ŻmpLW), *pies* (ŻmpLW, SgwŁoś), *sikora* (SzwEstr), *skowron* (SzwEstr, ŻmpLW), *skowronek* (SzwEstr), *słoń* (ŻmpLW), *słowik* (ŻmpLW), *sowa* (ŻmpLW), *śledź* (SgwŁoś), *zięba* (SgwŁoś); znaczenie ‘więzienie, areszt’ przypisane jest słowom: *bąk* (JzEstr1, GzEstr, SzwEstr, ŻmpLW), *kruk* (ŻmpLW) i *kuna* (SzwEstr, ŻmpLW); ‘łom’ to *chrabąszcz* (SzwEstr, ŻmpLW), *chrobak* (ŻmpLW), *niedźwiedź* (ŻmpLW), *rak* (ŻmpLW), *robak* (SzwEstr, ŻmpLW), *ślimak* (ŻmpLW), *wilk* (ŻmpLW), w sensie ‘wytrych’ funkcjonują określenia *robaczek* (ŻmpLW), *wydra* (SzwEstr, ŻmpLW), *jaskółka* (ŻmpLW) i *żaba* (ŻmpLW); z kolei ‘prostytutka’ to w socjolekcie przestępczym *ćma* (SzwEstr, ŻmpLW), *kotka* (ŻmpLW) i *larwa* (ŻmpLW). Oczywiście, drobiazgowa analiza każdego z określeń pozwala zauważyć, że z reguły nie są one jednoznacznikami, bo na przykład *wilk* to ‘narzędzie do włamania się do kas’ (ŻmpLW), a *żaba* to ‘narzędzie złodziejskie do otwierania drzwi, z zewnętrznej strony, gdy klucz tkwi w zamku od wewnątrz’ (ŻmpLW), natomiast *larwa* to ogólne miano prostytutki (ŻmpLW), a *kotka* oznacza prostytutkę porzuconą przez alfonsa (ŻmpLW).

Co ciekawe, język środowisk przestępczych dysponuje szeregiem ekwiwalentów zoosemicznych w postaci mniej lub bardziej zaadaptowanych pożyczek; w wyniku tego nazwa danego zwierzęcia może być zastąpiona zapożyczonym odpowiednikiem. Oto przykłady takich dubletów: *hint* ‘pies’ (ŻmpLW)/ *hind* ‘ts.’ (SgwŁoś) ← jid. *hunt* [טנוה] (sing.)/ *hint* [טניה] (plur.) ‘pies, psy’ (w pol. jid. funkcjonowały przy tym formy *hind*/ *hund*[13]) ← niem. *Hund* ‘pies’[14] || *skieł* ‘pies’ (ŻmpLW)/ *skił* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skiła* ‘ts.’ (ŻmpLW) ← ros. *skił* (*скил*) ‘pies’.

Trzeba przy tym wspomnieć, że znaczenia wtórne polskojęzycznych faunizmów socjolektalnych często są udokumentowane przez opracowania powstałe niemal równocześnie z opracowaniami obcojęzycznymi, w których notowane są analogiczne sensy odpowiedników leksykalnych. To z kolei utrudnia jednoznaczne uznanie danych znaczeń za kalki semantyczne i wskazanie kierunku przepływu sensów. Odnosząc się do przywołanego już przykładu, zauważymy, że podobnie jak

[12] S. Grabias, *Środowiskowe i zawodowe odmiany języka – socjolekty*…, s. 240–250.

[13] A. Małocha *Żydowskie zapożyczenia leksykalne w socjolekcie przestępczym*…, s. 161; zob.: E. Geller, *Jidysz – język Żydów polskich*, Warszawa 1994, s. 172–173; M. Brzezina, *Polszczyzna Żydów*, Warszawa 1986, s. 105–108.

[14] Zob. J. Pacuła, *O kilku judaikach w polskim socjolekcie przestępczym*, „Linguistica Copernicana” 16, 2019, s. 367–368.

w przypadku rodzimego słowa *pies*, używanego jako pogardliwe określenie służb porządkowych, tak i w ruszczyźnie socjolektalnej (*skił*/ *skieł*/ *skiła*) czy w złodziejskim jidysz (*hint*/ *hunt*) sekundarne znaczenia są rezultatem asocjacji: zgodnie z postrzeganiem świata przez przestępców dozorca więzienny, policjant i śledczy byli kimś nędznym, szkodliwym, złym, a w dodatku niczym pies – strzegli, dozorowali, tropili. Uwzględniając znaczenia wtórne pożyczek, mamy więc ostatecznie na rodzimym gruncie następujące warianty: *pies* ‘ajent śledczy’ (ŻmpLW)/ ‘dozorca więzienny’ (ŻmpLW)/ ‘policjant’ (ŻmpLW)/ ‘ajent policyjny’ (SgwŁoś)/ ‘zły człowiek’ (GzEstr) || *hint* ‘nieprzekupny dozorca’ (ŻmpLW)/ ‘agent policji’ (ŻmpLW)/ *hind* ‘ajent policyjny’(SgwŁoś) || *skieł* ‘dozorca więzienny, strażnik’ (SzwEstr, ŻmpLW)/ *skił* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skiła* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skieł* ‘policjant’ (ŻmpLW)/ *skił* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skiła* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skiła* ‘zły człowiek’ (JzEstr2, GzEstr, SzwEstr) ← *skieł* ‘pies’ (ŻmpLW)/ *skił* ‘ts.’ (ŻmpLW)/ *skiła* ‘ts.’ (ŻmpLW). Równoległość czasowa pojawienia się sensów wtórnych wspomnianych określeń w socjolektach rodzimym i obcych uniemożliwia postawienie jednoznacznej opinii o proweniencji w danym języku.

3. Metafory awifauniczne – charakterystyka ogólna

Jeśli chodzi określenia zoosemiczne prymarnie odnoszące się do ptaków, w grupie tej znajduje się dwadzieścia sześć jednostek słownikowych, z czego dziesięć ma więcej niż jedno znaczenie. I tak: *bażant* ‘ajent policyjny’ (ŻmpLW)/ ‘chłop więzień’ (ŻmpLW)/ ‘chłop’ (ŻmpLW)/ ‘mężczyzna porządnie ubrany’ (SgwŁoś), *bekas* ‘pluskwa’ (ŻmpLW), *bocian* ‘kajdany’ (ŻmpLW), *czapla* ‘kolej’ (ŻmpLW), *dzięcioł* ‘kościół’ (ŻmpLW)/ ‘moneta dziesięciocentowa’ (KplJaw, SzwEstr), *gęś* ‘Niemiec’ (SzwEstr), *gąska* ‘dwadzieścia groszy’ (SmzKur)/ ‘dziesięciocentówka, szóstak’ (SzwEstr), *indyk* ‘początkujący złodziej’ (ŻmpLW), *jaskółka* ‘rodzaj wytrycha’ (ŻmpLW), *jastrząb* ‘inspektor więzienny’ (ŻmpLW), *kanarek* ‘żandarm’ (KplJaw, ŻmpLW), *kogut* ‘ogień’ (SzwEstr, ŻmpLW)/ ‘żandarm’ (SmzKur, SzwEstr), *kruk* ‘więzienie’ (ŻmpLW), *kurzej* ‘złodziej kur’ (SzwEstr)/ ‘złodziej drobiu’ (ŻmpLW), *papuga* ‘adwokat’ (SgwŁoś)/ ‘stróż’ (ŻmpLW), *ptaszek* ‘drążek mający na końcu haczyk do wyciągania oknem odzieży lub innych rzeczy’ (GzEstr, SzwEstr), *sikora* ‘policjant’ (SzwEstr)/ ‘zegarek’ (JzEstr2, GzEstr, ŻzUdz, SmzKur, KplJaw, SzwEstr, ŻmpLW), *skowron* ‘strażnik’ (SzwEstr)/ ‘żandarm’ (ŻmpLW), *skowronek* ‘żandarm’ (SzwEstr), *słowik* ‘ajent policyjny’ (ŻmpLW), *sowa* ‘stróż nocny’ (ŻmpLW), *sroka* ‘siekiera’ (SzwEstr), *szczygieł* ‘posłaniec’ (ŻmpLW)/ ‘posługacz’ (SzwEstr)/ ‘złodziej okradający przez podrzucanie woreczka z pieniędzmi’ (SzwEstr), *worona* ‘pieczęć’ (SzwEstr)/ *wrona* ‘zakonnica’ (ŻmpLW), *zięba* ‘strażnik więzienia’ (SgwŁoś), *żóraw* (!) ‘wsadzenie ręki do cudzej kieszeni’ (ŻmpLW).

Większość leksemów w znaczeniu wtórnym jest nazwami osób. W jedenastu przypadkach są to określenia pracowników służb porządkowych (policjantów, nadzorców więziennych itd.): *bażant*, *jastrząb*, *kanarek*, *kogut*, *papuga*, *sikora*, *skowron*, *skowronek*, *słowik*, *gęś*, *sowa*, *zięba*. Tylko jeden wyraz – *bażant* – nazywa także więźnia. Trzy słowa są określeniami złodziei, związanymi z ich specjalnością lub

pozycją w grupie przestępczej: *indyk*, *kurzej*, *szczygieł*. Do innych osób odnoszą się miana: *bażant* ‘chłop; mężczyzna dobrze ubrany’, *papuga* ‘adwokat’, *wrona* ‘zakonnica’. Pozostałe słowa to określenia: pieniędzy (monet, nominałów): *dzięcioł*, *gąska*, atrybutów złodziei lub przyrządów wykorzystywanych przez więźniów: *jaskółka*, *ptaszek*, *sroka*, a ponadto nazwy: insektów – *bekas*, kury – *sroka*, kajdan – *bocian*, kolei – *czapla*, kościoła – *dzięcioł*, ognia – *kogut*, więzienia – *kruk*, zegarka – *sikora*, odcisku pieczęci – *wrona*, kradzieży kieszonkowej – *żuraw*. Zasadniczo według przedstawionych tu kategorii tematycznych zostaną omówione zgromadzone jednostki słownikowe.

3.1. Metafory awifauniczne – nazwy osób

Analizę materiału mieszczącego się w kategorii „nazwy osób” rozpocznijmy od określeń policjantów i pracowników więziennictwa. Trzeba przy tym zaznaczyć, że w analizowanym materiale obecność znaczenia ‘żandarm’ (‘żołnierz’) wiąże się z faktem częstego w czasach zaborów wypełniania obowiązków policyjnych i strażniczych przez żandarmów, zaliczania w przeszłości profesji strażnika czy policjanta do służb wojskowych (por.: *policjant* ‘urzędnik policji’ SWil ← *policja* ‘urządzenie wewnętrzne dla bezpieczeństwa, spokojności, wygody miasta lub krainy; urząd, którego obowiązkiem jest: czuwać nad zachowaniem porządku przepisanego prawem, śledzić, wykrywać, imać i dostawiać do właściwego sądu gwałcicielów tego porządku, oraz wykonywać wyroki władz sądowniczych; właściwie policja jest tylko śledczą ręką władzy, lecz niekiedy ma sobie nadaną lub przywłaszcza pewną moc sądzenia’ SWil || *żandarm* ‘człowiek należący do policji wojennej’ SWil)[15]. W związku z tym niekiedy trudno na podstawie zdawkowych definicji zawartych w źródłach objętych ekscerpcją jednoznacznie określić, jakie konkretnie role i związane z nimi zadania powinno się uwzględnić przy odkrywaniu motywacji danej nazwy. To z kolei może powodować, że interpretacje źródeł znaczeń będą różne. W przedstawionych dalej analizach sytuacje takie będą sygnalizowane. Inna sprawa, że znaczenia wtórne mogą być wynikiem oddziaływania języków obcych, wszak badany materiał pochodzi z okresu zaborów.

Zasadniczo metafory animalistyczne odnoszące się do pracowników służb porządkowych opierają się na przeniesieniu znaczenia, a z reguły dominującą cechą relewantną pozostaje w nich usposobienie (zachowanie), funkcja lub wygląd (kształt, kolor, rozmiar)[16].

I tak na przykład do zachowania odsyła nazwa *sowa* ‘stróż nocny’ (ŻmpLW), której motywacja wydaje się oczywista: przez wzgląd na pożądane cechy i wykonywane zadania strażnik więzienny pełniący swoje obowiązki nocą został porównany do sowy – ptaka drapieżnego, który prowadzi nocny tryb życia, bardzo czujnego,

[15] Zob. szerzej: A. Misiuk, *Historia policji w Polsce. Od X wieku do współczesności*, Warszawa 2008.

[16] H. Szkiłądź, *Przenośne znaczenia i przenośne użycia wyrazów (cz. 1)*, „Poradnik Językowy” 9, 1960, s. 338–403; tenże, *Przenośne znaczenia i przenośne użycia wyrazów (cz. 2)*, „Poradnik Językowy” 10, 1960, s. 440–448.

o doskonałym wzroku i słuchu, polującego po zmroku (nie można jednak wykluczyć, że nazwa jest kalką z niemieckiej Gaunersprache, w której wcześniej niż w polszczyźnie – bo jeszcze w XIX w. – pojawiają się określenia *eule/ nachteule* w znaczeniu ‘strażnik nocny’ [dosł. *sowa*] i łączy się je właśnie z nocnym trybem życia ptaka (RotGün, 68–69; ÜbKlenz, 103); nie można także odrzucić tezy o niezależnej neosemantyzacji w obu językach). Z XIX-wiecznym Rotwelsch łączy się także miano *gęś*, które SzwEstr objaśnia zdawkowo: ‘Niemiec’, przy czym można przyjąć, że nie chodzi tutaj o narodowość w ogóle, ale o żandarma niemieckiego. Wówczas określenie *gęś* trzeba uznać za kalkę z dawnego niemieckiego żargonu, w którym *Goissvogel*/ *Gansvogel*/ *Gansel*/ *Gans* (dosł. *gęś*) to ‘policjant’ (BildSchr, 255; ZsipGün-2, 169, 170–171), przy czym metafora ta na gruncie niemczyzny opiera się na skojarzeniu działań policjantów z zachowaniem gęsi (ich niezwykłą czujnością i robionego hałasu w przypadku pojawienia się jakiegoś zagrożenia).

Być może do tej podkategorii należą jeszcze dwa określenia: *jastrząb* i *papuga* [1]; stanowcze orzekanie w sprawie ich motywacji semantycznych jest niemożliwe:

- *jastrząb* ‘inspektor więzienny’ (ŻmpLW) – próżno szukać potwierdzenia jej powszechności w dawnej i nowszej mowie przestępców, nawet jeśli zacznie się weryfikować, czy nie jest ona rzadką kalką określenia obecnego w socjolektach należących do innych języków; wydaje się jednak, że w języku przestępczym słowo zyskało przyporządkowanie do desygnatu jedynie w użyciu przez konkretną i wąską grupę osób – jedyny informator wskazany w ŻmpLW pochodził z więzienia w Pińczowie, a to sugeruje, że twórcy i użytkownicy nazwy albo (a) skorzystali z potencjału konotacyjnego słowa, akcentując w ten sposób cechy ptaka: drapieżność i gwałtowność, dobry wzrok i zmysł obserwacji (por. fraz. *jastrzębi wzrok* ‘doskonały wzrok, spostrzegawczość’, *jastrzębie oko* ‘ts.’), jako cechy typowe i pożądane również w realizacji zadań inspektora więziennego, albo też (b) odnieśli się do sylwetki i/lub ubarwienia jastrzębia (ptaka o smukłej budowie ciała i popielatym umaszczeniem), łącząc je z wyglądem umundurowanego funkcjonariusza, noszącego długi, szary lub siwobłękitny płaszcz (por. ros. potoczne określenie *gołubyj mundir* [*голубой мундир*] ‘gołębi mundur’ – odsyła ono do jasnobłękitnych mundurów noszonych przez żandarmów policji carskiej)[17];
- *papuga* [1] ‘stróż nocny’ (ŻmpLW), która prawdopodobnie jest wynikiem skojarzenia rutynowego posługiwania się przez strażników szablonowymi komunikatami, urzędowymi formułami porządkowymi z powtarzaniem słów i wyrażeń przez papugi oraz zestawienia stania na posterunku i przestępowania z nogi na nogę z charakterystycznymi ruchami ptaka (por. ros. *popugaj* [*попугай*, ‘dosłownie: papuga’/ *popka* [*попка*, ‘potocznie, lekceważąco: papuga’] ‘strażnik na wyszce, nadzorca korytarzowy w więzieniu’ [Stłbż, JknSnie]); określenie znane jest również w tzw. wiechu warszawskim jako nazwanie dozorcy, stróża[18], przy

[17] Zob. E. Kaczyńska, D. Drewniak, *Ochrana. Carska Policja Polityczna*, Warszawa 1993, s. 13.

[18] Zob.: T. Wittlin, *Nad szarej Wisły brzegiem*, Londyn 1990, s. 46; E. Jaczewski, *Gwara miejska Warszawy*, „Poradnik Językowy” 9/10, 1938–1939, s. 176.

czym zwykle uzasadnia się je faktem noszenia przez dozorców czapek z zielonym otokiem, co miałoby mieć związek z częstym kolorem łepków ptasich[19] (wyjaśnienie to trudno odrzucić, choć bardziej przekonująca jest pierwsza interpretacja, ponieważ – jak zresztą sugeruje „Homer warszawskiej ulicy", Wiechecki – stróże nocni swoimi obchodami i nawoływaniem krzyżowali plany złodziejom warszawskim, więc zachowywali się podobnie jak strażnicy więzienni; inna sprawa, że w polskim socjolekcie przestępczym w interesującym nas znaczeniu *papuga* pojawia nie wcześniej niż w pierwszych dekadach XX w., co uprawdopodabnia tezę o możliwym skalkowaniu jej z rosyjskich żargonów kryminalnych, w których określenia *popka* i *papuga* także pojawiły się w początkach minionego stulecia i trwają do dzisiaj; zob. ZpmKucz-1, ZpmKucz-2, Tsuż);

Do kolorystyki i fasonu uniformów noszonych przez policjantów, żandarmów i służbę więzienną mogą się odnosić leksemy: *bażant*, *kanarek*, *papuga*, *sikora*, *skowron*, *skowronek* i *słowik*. Pomocą w ustaleniu takiej proweniencji znaczeń stały się adnotacje autorów opracowań, z których zaczerpnięto poszczególne jednostki słownikowe – nierzadko umieszczają oni przy hasłach wskazówki o tym, skąd pochodzili ich informatorzy, w jakim więzieniu przebywali, a to z kolei pozwala osadzić nazwę w kontekście historyczno-geograficznym i kieruje uwagę na realia (w tym na ubiór policji i służby więziennej) występujące dawniej na danym terenie[20]. I tak:

- *bażant* [1] 'ajent policyjny' (ŻmpLW) to nazwa poświadczona przez osadzonych w więzieniu w Łęczycy, czyli na terenach tzw. Kongresówki; w XIX w. na terenach Imperium Rosyjskiego, a więc także w dawnym zaborze rosyjskim, żandarmeria policyjna nosiła uniformy inne niż wojsko, a podstawowym kolorem umundurowania był niebieski, z kolei dodatki były czerwone i srebrne (w niektórych oddziałach dodatki były żółte, nie czerwone)[21], zatem zestawiając kolorystykę uniformów z ubarwieniem samca bażanta (rudawobrązowy, pokryty ciemnymi plamkami, czarna głowa, na szyi zielonkawogranatowy nalot, policzki i obszar nad okiem czerwone), łatwo dostrzeżemy źródło asocjacji wspomnianej nazwy;
- *zięba* 'strażnik więzienia' (SgwŁoś) – potwierdzenie istnienia nazwy znajdziemy wyłącznie w opracowaniu Łosia opartym na wspomnieniach Gustawa

[19] S. Wiechecki (Wiech), *Szafa gra*, Warszawa 1955, s. 329 („[…] z ptactwa miała jeszcze dawniejsza Warszawa *papugi*. *Papugamy* nazywali warszawskie złodzieje nocnych stróży, raz dlatego, że chodzili w zielonych czapkach, a po drugie... Po drugie nie wiadomo dlaczego. Taką nazwe jem wykompinowali bez zemste za utrudnianie fachowych zajęć".); Z. Brocki, *Michałki z kambuza. Historyjek z życia terminów i nazw morskich zbiorek piąty*, Gdańsk 1979, s. 26.

[20] Informacje nt. umundurowania służb działających w okresie zaborów pochodzą z opracowań: A. Misiuk, *Historia policji w Polsce. Od X wieku do współczesności*…; A. Próchnik, *Żandarmeria na ziemiach Królestwa Polskiego. Szkic historyczno-organizacyjny, 1812–1915*, „Archeion" 10, 1932, s. 12–58; L. Bazylow, *Dzieje Rosji. 1801–1917*, Warszawa 1977; P. Macek, L. Uhlíř, *Dějiny policie a četnictva. I. Habsburská monarchie (1526–1918)*, Praha 1997; В.М. Глинка, *Русский военный костюм. XVIII – начала XX века*, Ленинград 1988.

[21] Przykładowo: szeregowy nosił mundur z jasnogranatowego sukna, z czerwonymi sukiennymi naramiennikami i wypustką, z białym włóczkowym akselbantem na lewym ramieniu, z białymi guzikami, natomiast granatowe pantalony miały czerwone lampasy, rękawiczki były białe, a granatowa czapka furażerka u góry i po brzegach posiadała czerwone wypustki).

Daniłowskiego, który odbywał wyrok w więzieniu w tzw. Kongresówce (na terenach zaboru rosyjskiego), a to pozwala założyć, że określenie może mieć związek z kolorystyką umundurowania ówczesnych służb zajmujących się utrzymaniem porządku publicznego i pilnujących więźniów (Ochrany i Okręgu Żandarmerii podporządkowanego władzom w Petersburgu) – barwa uniformu pracowników służb została skojarzona z umaszczeniem ptaka (zięba ma jasnobrunatny lub jasnobrunatno-szary grzbiet i barkówki, czarne czoło i szarą czapeczkę zachodzącą na kark, niekiedy sprawiającą wrażenie szaroniebieskiej); oczywiście, trudno stanowczo opowiedzieć się za taką motywacją nazwy, ale jej notacja jest jednostkowa, a rosyjskie historyczne opracowania dotyczące języka ogólnego i socjolektów nie podają wyrazu *zięba* (*zjablik*, *зяблик*) w interesujących nas znaczeniach;

- *skowron* ‘żandarm’ (SzwEstr)/ ‘policjant’ (ŻmpLW) oraz *skowronek* ‘żandarm’ (SzwEstr) to określenia pozyskane od informatorów odbywających karę w więzieniach w Krakowie i Wiśniczu, więc w dawnym zaborze austriackim, natomiast miano *słowik* ‘ajent policyjny’ (ŻmpLW) wymienili osadzeni w więzieniu w Lublinie, który w wyniku III rozbioru znalazł się w zaborze austriackim (potem dopiero wszedł w skład Księstwa Warszawskiego i Królestwa Polskiego); mając przy tym na względzie, że jeszcze w XIX wieku w Galicji formacja stojącą na straży bezpieczeństwa i porządku publicznego (Cesarsko-Królewska Żandarmeria) nosiła szarobure mundury, można dostrzec związek z upierzeniem skowrona (szaroziemiste z intensywnym, ciemniejszym szarym, śniado-brązowym kreskowaniem, jaśniejszym od spodu, obramowanie policzków o nieco jaśniejszym odcieniu niż reszta ciała, spód brudnobiały) i słowika (jasnobrązowe upierzenie, ogon ciemniejszy, głowa i skrzydła kasztanowato-brunatne, pierś i spód ciała beżowe);
- *kogut* [1] ‘żandarm’ (SmzKur, SzwEstr) to nazwa poświadczona przez informatorów ze Lwowa i Krakowa, czyli dawnego zaboru austriackiego; przez pewien czas funkcjonariusze żandarmerii austro-węgierskiej nosili czapki z osadzonym na boku czerwonym pióropuszem, co zapewne dało pretekst do skojarzeń z grzebieniem kogucim (analogiczne określenie pojawia się także w niemieckim Rotwelsch (ZpGLand, RotwKlug), jednak opracowanie ten fakt dokumentujące jest nieco późniejsze od SmzKur, co w jakimś stopniu pozwala wykluczyć, że neosemantyzacja dokonała się pod wpływem języka niemieckiego);
- *kanarek* ‘żandarm’ (ŻmpLW)/ ‘żołnierz od artylerii’ (KplJaw) to określenie poświadczone przez osadzonych w Pułtusku, Stanisławowie i Warszawie, czyli w więzieniach znajdujących się na terytorium dawnego zaboru rosyjskiego, przy czym pamiętajmy, że w 1917 r. Królestwo Polskie znajdowało się pod okupacją niemiecką; tak więc nazwa *kanarek* może się wiązać się z tym, że w 1918 r. umundurowanie Polowej Straży Wojskowej I Korpusu Polskiego w Rosji wyróżniało się amarantowym otokiem i żółtą wypustką na górze otoku, albo też z tym, że żandarmi Polskiej Siły Zbrojnej nosili jasnożółte wypustki wokół kołnierzy, naramienników, na krawędziach i na mankietach kurtek i kieszeni oraz na czapkach (dodajmy, że po wybuchu powstania w Wielkopolsce żandarmeria

polowa i krajowa otrzymała umundurowanie ogólnowojskowe z żółtymi dodatkami: wypustkami, otokiem na czapce, podwójnymi lampasami na spodniach; w przedwojennej Polsce uniform żandarma miał też żółte akselbanty)[22];

- *sikora* [1] 'policjant' (SzwEstr) – to – jak informuje autor opracowania notującego określenie – nazwa znana w polskim półświatku przestępczym, ale tylko „u czeskich złoczyńców znaczy policyant"[23]; mamy więc do czynienia z zapożyczonym neosemantyzmem czeskim (czes. *sýkorka*), wszak funkcjonariusze policji w Monarchii Habsburgów (pozostającej w unii z Cesarstwem Austriackim) nosili uniformy z dominacją tak zwanego „koloru imperialnego", tj. żółtego, a to właśnie ta barwa dominuje w umaszczeniu sikory; na marginesie warto dodać, że w czeszczyźnie *sýkora* jako nazwa strażnika policyjnego po raz pierwszy została odnotowana w opracowaniu z 1821 r. poświęconym językowi romskiemu (PsřzZíb[24]) i wywodzi się z Rotwelsch (socjolektów opartych na języku niemieckim, a obowiązujących wśród włóczęgów, żebraków czy w środowiskach przestępczych, zob. ZsipGün-2, 148–192; ZsipGün-1, 310–339) (określenie notują też TrJuda z 1902 r. i HtrzHaj z 1906 r.).

W zgromadzonym materiale do nazw osób odnosi się jeszcze sześć innych jednostek słownikowych. Są to:

- *bażant* [2] 'chłop więzień, siedzący po raz pierwszy w więzieniu' (ŻmpLW)/ 'chłop' (ŻmpLW) – określenie łączące się z powszechnym, potocznym nazywaniem *bażantami* nowicjuszy, osób niedoświadczonych, naiwnych, głupich (zresztą dotyczy to nie tylko polszczyzny i socjolektów przestępczych)[25], a to za sprawą postrzegania bażanta jako ptaka płochliwego, przyjmującego charakterystyczną skuloną postawę, poruszającego się jakby brakowało mu pewności i ciągle czaił się przed zagrożeniem;
- *bażant* [3] 'mężczyzna porządnie ubrany' (SgwŁoś) – określenie zapewne oparte na konotacjach z bogatym ubarwieniem ptaka, prawdopodobnie zaczerpnięte z XIX-wiecznego języka warszawskiej ulicy, w którym *bażantem* nazywano cwaniaka modnisia (zresztą z Warszawy pochodzi informator Łosia, który jako jedyny odnotowuje nazwę)[26];
- *indyk* 'początkujący złodziej' (ŻmpLW) – określenie, które mogło się pojawić pod wpływem potocznego postrzegania indyka jako symbolu zadziorności, napastliwości, zarozumialstwa, przerostu dumy, a jednocześnie głupoty, naiwności,

---

[22] Zob. E. Jaczewski, *Gwara miejska Warszawy*…, s. 176; S. Kania, *Na tropach żołnierskich słów*, „Wojskowy Przegląd Historyczny" 19, 3, 1974, s. 288; Z. Brocki, *Dlaczego żandarma polskiego nazwano „kanarkiem"?*, „Poradnik Językowy" 2, 1978, s. 68–74.

[23] Por. J. Uhlík, *Argot ve věznicích a v podsvětí 19. Století*, „České vězeňství" 5, 4, 1997, s. 44–45.

[24] Zreferowana praca mosi tytuł *Romäni gib das ist Grammatik und Wörterbuch der Zigeuner-Sprache*.

[25] Zob.: S. Grabias, *Język w zachowaniach społecznych. Podstawy socjolingwistyki i logopedii*, Lublin 2019, s. 149; ZpmKucz-1, 266; ZpmKucz-2, 262; TsrżGra, 595; *Slovar slovenskega knjižnega jezika*, red. A. Bajec, Ljubljana 1994, s. 163.

[26] Zob. B. Wieczorkiewicz, *Gwara warszawska dawniej i dziś*, Warszawa 1968, s. 194; E. Jaczewski, *Gwara miejska Warszawy*…, s. 176.

lekkomyślności (por.: *indyczyć się* ‘komosić się, gniewać się’ SWil, *rozindyczyć się* ‘rozwścieczyć się jak indyk, zacietrzewić się, rozsierdzić się, rozjątrzyć się, rozczerwienić się jak indyk, rozirytować się’ SWil, SW, *indyk myślał o niedzieli, a w sobotę łeb ucięli*/ daw. *indyk myślał i zdechł* [27]), dodać przy tym trzeba, że indyki bywają agresywne wobec rywali, często podejmują walkę, podkreślając swoją pozycję w stadzie, więc i ta cecha mogła wpłynąć na nazywanie *indykiem* złodzieja początkującego, dopiero pozycjonującego się w światku przestępczym, zabiegającego u doświadczonych przestępców o uznanie;

- *papuga* [2] ‘adwokat’ (SgwŁoś) – określenie znane także poza światkiem przestępczym, związane z tym, że adwokat (obrońca) musi dużo mówić, mieć sporo argumentów lub tak je przedstawić, by przekonać sąd do niewinności oskarżonego lub do złagodzenia możliwej do wymierzenia kary;
- *kurzaj* ‘złodziej kur’ (SzwEstr)/ ‘złodziej drobiu’ (ŻmpLW) – być może miano jest oparte na konwersji: kradnący został nazwany nazwą kradzionego, wszak dawniej *kurzej*/ *kurzaj* to ‘kura pieająca’ (SL, SWil), ‘kura pieająca i nieznosząca jaj (dwupłciowa)’ (SXVII), zachowane w gwarach w Małopolsce, Wielkopolsce, na Mazowszu i Kaszubach (Msgp); bardziej prawdopodobny jest jednak związek z dialektalnym *kurzaj*/ *kurzej* ‘jastrząb porywający kury’[28] – w tej sytuacji źródło nazwy tkwi w rozszerzeniu znaczenia (słowniki historyczne języka polskiego nie podają znaczenia odnoszącego się do człowieka kradnącego drób jako sensu prymarnego);
- *wrona* [1] ‘zakonnica’ (ŻmpLW) – motywacja nazwy wydaje się oczywista – tkwi w asocjacjach związanych z kolorem ubioru osoby i umaszczenia ptaka: zazwyczaj habit i welon zakonny jest czarny, podobnie jak czerń jest barwą dominującą u krukowatych;
- *szczygieł* [1] ‘posłaniec’ (ŻmpLW)/ [2] ‘posługacz’ (SzwEstr) – używanie nazwy ptaka wynika ze skojarzenia upierzenia ptaka (na głowie skontrastowany czarno-biało-czerwony rysunek, grzbiet beżowy, skrzydła czarne z szerokim żółtym pasem przez środek) z kolorystyką uniformów noszonych przez posłańców (profesja powstała w latach 70. XIX w.) – burą siermięgą, zawieszoną na piersiach srebrzystą lub złocistą blaszaną tarczą z numerem identyfikacyjnym oraz czarną maciejówką z szerokim czerwonym otokiem[29]; wydaje się, że na gruncie żargonu przestępczego określenie przejęte z polszczyzny potocznej ewoluowało – w środowisku przestępczym Warszawy używano go w węższym znaczeniu niż w mowie warszawskiej ulicy w ogóle[30], odnoszącym się do osób znajdujących się na niższych szczeblach w hierarchii, świadczących dla swoich prominentów różne usługi;

---

[27] J. Bralczyk, *Polak potrafi. Przysłowia, hasła i inne polskie zdania osobowe*, Warszawa 2006, s. 102–103.

[28] J. Strutyński, *Polskie nazwy ptaków krajowych*, Wrocław - Warszawa - Kraków 1972, s. 54; W. Cyran, *Tendencje słowotwórcze w gwarach polskich*, Łódź 1977, s. 77.

[29] M. Nietyksza, *Ludność Warszawy na przełomie XIX i XX wieku*, Warszawa 1971, s. 44; S. Wiechecki (Wiech), *Szafa gra*…, s. 329.

[30] B. Wieczorkiewicz, *O języku Wiecha i tak zwanych wiechizmach*, „Przegląd Humanistyczny” III, 6, 1959, s. 37–56.

- *szczygieł* [3] ‘złodziej okradający przez podrzucanie woreczka z pieniędzmi’ (SzwEstr) – wydaje się, że w tym znaczeniu słowo nie ma związku z kolorami występującymi w upierzeniu ptaka, ale łączy się z jego „chaotycznym” zachowaniem i jego śpiewem (szczygieł lata szybko i gwałtownie zmienia tor lotu, a jego śpiew jest bardzo szczebiotliwy, o wysokich tonach), wszak metoda kradzieży, o której wspomina opracowanie, opierała się na porzucaniu przez złodzieja sakiewki z pieniędzmi lub innego cennego przedmiotu i udawaniu (z wykrzykiwaną radością), że coś wartościowego znalazł, a to przyciągało uwagę przechodniów, wywoływało zamieszanie, co z kolei stwarzało złodziejowi i jego szajce okazję do okradania stłumionych gapiów.

3.2. Metafory awifauniczne – nazwy miejsc

W podgrupie słownictwa odnoszącego się do miejsc znajdują się dwa leksemy. Pierwszy z nich – *dzięcioł* [1] ‘kościół’ (ŻmpLW) – prawdopodobnie jest neosemantyzmem powstałym na gruncie rodzimym (w dawnych niemieckich, czeskich czy rosyjskich socjolektach nie znajdziemy ekwiwalentów słowa w takim znaczeniu), powstałym w drodze asocjacji: uderzanie dzwonów zostało porównane ze stukaniem ptaka, więc cały budynek, z którego pochodzą dźwięki, został zestawiony z samym dzięciołem. Tezę o takiej motywacji znaczenia w pewnym stopniu uprawomocnia inne środowiskowe określenie kościoła, również nawiązujące do dźwięków (a w zasadzie do miejsca, w którym one powstają): *kuźnia* ‘kościół’ (SmzKur, ŻmpLW), od lat 20. XX wieku obecne także w rosyjskich gwarach przestępczych (ros. *kuznica* [*кузница*] ‘cerkiew’ Bm, SżpPot).

Jeśli chodzi o określenie *kruk* ‘więzienie, areszt’ (ŻmpLW), to wydaje się, że ma ono związek z ros. *kriuk* (*крюк*) ‘hak’, więc tylko pozornie jest nazwą zoosemiczną (sugeruje to spolszczona forma, zresztą w polszczyźnie XVII w. *kruk* to też ‘haczyk, kurek’[31]). W tej sytuacji asocjacje są czytelne – hak jest metaforą więzienia: na haku bowiem coś się zawiesza, oddzielając to coś od ziemi, pozbawiając swobody ruchów, uniemożliwiając działanie. Na taki trop interpretacyjny naprowadza też obecność w dawnych rosyjskich żargonach złodziejskich i więziennych słowa odnoszącego się do osób zajmujących się ściganiem i zatrzymaniem przestępców: *kriuczok* (*крючок*) ‘urzędnik policji’ (SiwwjSmir, SwiajPop, Bm)/ *kriuczek* (*крючек*) ‘milicjant; urzędnik gminny’ (SżpPot). Owszem, w rosyjskiej mowie więźniarskiej funkcjonowały również miana *woron* (*ворон*, dosł. *kruk*) i *czornyj woron* (*чёрный ворон*, dosł. *czarny kruk*) w sensie ‘pomalowana na ciemno ciężarówka, przeznaczona do przewozu więźniów, wyposażona w boksy uniemożliwiające kontaktowanie się więźniów’ (TsrżGra, 96), które w jakimś stopniu uzasadniałyby motywacje semantyczne polskiego słowa, ale pojawiły się one niemal dwie dekady później niż analizowany materiał, więc nie mogły się stać źródłem określenia. Leksem *kruk* znajdziemy również w XIX-wiecznym niemieckim żargonie przestępczym, jednak

[31] Por.: *kruczek* od XIX w. ‘wykręt, wybieg prawny’, a w XVI w. ‘człowiek wykrętny, krętacz, matacz’ (W. Boryś, *Słownik etymologiczny języka polskiego*, Kraków 2005, s. 264).

występuje on w zupełnie innym sensie: *Rabe* (dosł. *kruk*) ‘młody, bezczelny oszust’ („für junger Gauner, frecher Junge”) (ZsipGün-1, 331; RotGün, 68).

3.3. Metafory awifauniczne – nazwy przedmiotów

W omawianej kategorii słownictwa dominują określenia atrybutów złodziei lub przyrządów wykorzystywanych przez więźniów, ułatwiających im egzystencję. Do tej podgrupy słownictwa trzeba zaliczyć trzy leksemy: *ptaszek*, *jaskółka* i *sroka.* I tak:

- *ptaszek* to ‘drążek mający na końcu haczyk do wyciągania oknem odzieży lub innych rzeczy’ (GzEstr, SzwEstr), przy czym dostrzeżenie źródła nazwy jest proste: ptaki są (zazwyczaj) zdolne do lotu, a przecież przywołany przyrząd ma służyć złodziejom do pochwytywania i przenoszenia łupu z pewnej odległości, bez bezpośredniego jego dotykania, unoszenia go nad przeszkodami[32];
- *jaskółka* to ‘rodzaj wytrycha’ (ŻmpLW), a motywacji nazwy należy upatrywać w skojarzeniu wytrycha wkładanego do zamka ze smukłym ciałem ptaka sprytnie wchodzącego do niemal całkowicie zasklepionego gniazda przez niewielki, wąski otwór[33];
- *sroka* [1] znaczy ‘siekiera’ (SzwEstr), przy czym jest wielce prawdopodobne, że w przypadku tej metafory mamy do czynienia z pożyczką z Rotwelsch, zapośredniczoną przez czeszczyznę, wszak poświadcza jej istnienie na gruncie czeskiego socjolektu przestępczego opracowanie z 1902 r. (ale zawierające materiał nawet o kilkadziesiąt lat wcześniejszy) – TrJuda podaje: *strako*/ *straka* (dosł. *sroka*), z tłumaczeniem na niem. *das Beil* ‘topór, siekiera’ (por. pol. *stroka*/ *strzoka* ‘sroka’ SL, SWil, SW, znane również dzisiaj w gwarze śląskiej – Msgp, ‘pas na szacie’ SL, SWil, SW).

W źródłach objętych ekscerpcją natrafiono na dwa słowa będące określeniami pieniędzy (monet, nominałów). Są to: *dzięcioł* i *gąska*. Ustalenia ich proweniencji jest dość trudne i czasochłonne.

Jeśli chodzi o miano *gąska*, to w poszukiwaniu jej motywacji semantycznej paradoksalnie trzeba sięgnąć do samego wtórnego znaczenia: ‘dwadzieścia groszy’ (SmzKur)/ ‘dziesięciocentówka, szóstak’ (SzwEstr). Otóż bieg dalszym obserwacjom językoznawczym nadaje wyłącznie fakt, że w XIX-wiecznej mowie przestępczej ‘gęsi’ to *huzary* (SzwEstr), co sugeruje zweryfikowanie, na gruncie którego języka posługiwano się tym określeniem i w jakim sensie. Wydaje się, że chodzi o język węgierski, w którym *húsz* to ‘dwadzieścia’, *húszas* to między innymi ‘banknot, bilet itd. o wartości dwudziestu jednostek’, a jednocześnie *huszár* to wtórnie ‘gąska; gęsiarnia’ (KeWört). Być może więc słowo obecne w polskim socjolekcie jest kalką węgierskiego potocznego określenia monety. Teza o takiej motywacji nazwy znalazłaby

---

[32] Por. *koń* (← ros. żarg. *конь*) i *konik* (← ros. żarg. *конёк*) ‘drobna przesyłka zawieszona na nitce i przerzucana przez okno do innej celi’ (J. Pacuła, *Polszczyzna w GUŁagu. Leksyka*, Bielsko-Biała 2018, s. 117.

[33] Inne nazwy atrybutów złodziejskich omawiam w tekście *Słownictwo dotyczące kradzieży w polskim socjolekcie przestępczym – spojrzenie diachroniczne (na marginesie rozważań o stylizacji językowej w opowiadaniu Antoniego Langego „Fatum” z 1925 roku)* (w druku).

potwierdzenie w wartościach pieniężnych, o których mówią definicje umieszczone przy słowie *gąska* – chodzi przecież o dwadzieścia halerzy (niem. *Haller*; niemal do końca XIX w. *szóstakiem* nazywano w Galicji monetę wartości 10 centów, późniejszych 20 halerzy)[34]. Ten węgierski trop utrwala zresztą fakt, że Węgry były częścią Cesarstwa, więc i tam obowiązywała wspomniana waluta.

W kwestii drugiej nazwy – *dzięcioł* [2] 'moneta dziesięciocentowa' (KplJaw, SzwEstr) – trzeba zaznaczyć, że chodzi o monetę zdawkową, którą na terenach pozostających pod wpływem Austro-Węgier (a przecież opracowanie notujące określenie zawiera słownictwo z Galicji) bito z niklu[35] – biało-srebrzystego metalu. Uwzględnienie tej informacji pozwala na powiązanie nazwy *dzięcioł* z *szędzioł*/ *sędzioł* 'szron, szadź' (SL, SWil, SW)/ *sędzielizna* 'szron, szadź, t.j. rosa, mgła, roślin się czepiająca i na nich marznąca; przen. siwizna' (SWil) (por. ← *sędziwy*/ *szędziwy* 'oszadziały, siwy' SL, SWil, SW). Nie można bowiem wykluczyć, że pojawienie się słowa *dzięcioł* jest wynikiem podobieństwa brzmieniowego do *szędzioł*, i wpisuje się w charakterystyczną dla żargonów przestępczych grę słowną. W żadnym z obcych socjolektów przestępczych nie występują nawet sugestie mogące uwiarygodnić inną proweniencję słowa czy samego tylko jego znaczenia.

Dwa inne leksemy to *bocian* 'kajdany' (ŻmpLW) i *sikora* [2] 'zegarek' (JzEstr2, GzEstr, ŻzUdz, SmzKur, KplJaw, SzwEstr, ŻmpLW). O ile jednak w przypadku pierwszego z nich odkrycie motywacji jest stosunkowo proste – przyrząd kształtem przypomina postać bociana (od skuwki oplatającej szyję lub dłonie rozchodzą się długie ramiona – pręty lub łańcuchy – z umieszczonymi na końcach obręczami zakładanymi na łydki)[36], o tyle ustalenie proweniencji drugiej metafory nastręcza sporo problemów. Okazuje się bowiem, że chociaż słowo *sikora* znane jest od dosyć dawna i jest stosunkowo popularne również w polszczyźnie potocznej (por. notacje w słownikach), to do dziś nie udało się ustalić jego źródła. Piszę „źródła słowa", a nie tylko „źródła znaczenia", ponieważ niewykluczone, że w przypadku leksemu wcale nie mamy do czynienia z neosemantyzacją, ale z neologizmem strukturalnym, a nawet całkowitą pożyczką. Otóż według jednej koncepcji wyraz trzeba łączyć z gwarową wymową: *sikor* ← *zygor* 'zegar'[37], inna teoria wskazuje na związek słowa z językiem romskim: *sikor* ← rom. *šukar*/ *šukír* 'piękny'[38], a do tego nie da się całkowicie zaprzeczyć możliwego podłoża onomatopeicznego: cykanie zegarka może nasuwać skojarzenia z dźwiękiem wydawanym przez ptaki, nazywanym ćwierkaniem, a gdzieniegdzie dzwonieniem czy – *sic!* – bicykiem (od [bi-cyk])[39], jak również nie można wykluczyć neosemantyzacji

---

[34] J. Szwagrzyk, *Pieniądz na ziemiach polskich X-XX w.*, Wrocław 1990, s. 274 i nast.; A. Dylewski, *Historia pieniądza na ziemiach polskich*, Warszawa 2011, s. 252–254.

[35] A. Dylewski, *Historia pieniądza na ziemiach polskich*…

[36] Zob. T. Maciejewski, *Narzędzia tortur, sądów bożych i prób czarownic*, Koszalin 1997, s. 38. Por. J. Pacuła, *Znaki czasu. O „koniu Andersa" i nazwach innych „metod śledczych" z okresu Polski Ludowej*, „Studia Filologiczne" 32, 2019, s. 363–383.

[37] S. Królikowska, *O współczesnym słownictwie przestępców*…, s. 70.

[38] О. Горбач, *Арґо в Україні*, Львів 2006, с. 670.

[39] Zob.: I. Grabowiecka, *Czasowniki odnoszące się do głosu ptaków – badania w dorzeczu Bugu, Biebrzy i Narwi*, [w:] *Śladami Kolberga i Glogera po Ziemi Łomżyńskiej*, red. B. Bartnic-

drugiego stopnia, wszak skoro w XIX-wiecznej polszczyźnie ogólnej znane było przenośne znaczenie: *sikora* ‘obrywka, co się komu okroi, zysk’ (SWIL, SW), to być może środowisko kieszonkowców (a przecież to wśród nich w XIX w. wyraz w interesującym nas sensie się pojawił i od nich zaczerpnięty został później przez polszczyznę potoczną: SW, SDor) oparło się na tym wtórnym znaczeniu i zdobyte w drobnych kradzieżach cenne przedmioty zaczęło nazywać *sikorą*/ *sikorem* (przemawia za tym także dodatkowe znaczenie słowa w żargonie przestępczym z XIX stulecia: ‘drobne pieniądze’ [SgwWiecz], możliwe nawet, że wsparte znaną wówczas nazwą gatunkową *sikora bogata*/ *bogatka* [SW, pojawia się już w XVI w. u Cygańskiego] i charakterystycznym dla ptaka kolorem – złotożółtym)[40].

3.4. Metafory awifauniczne – nazwy zwierząt

W źródłach objętych ekscerpcją natrafiono na dwie metafory nazywające zwierzęta: jedna jest określeniem ptaka, natomiast druga odnosi się do insektów.

Jeśli chodzi o pierwsze z wymienionych mian – *sroka* [2] ‘kura’ (ŻmpLW) – to najprawdopodobniej przeniesienie nazwy *sroka* (poza tym, że to nazwa ptaka) jest wynikiem powiązania gardłowych, zmiennych w wysokości dźwięków wydawanych przez kury ze skrzeczeniem sroki (oba ptaki łączy wydawanie charakterystycznego głosu podobnego do skrzypienia, trzeszczenia). Natomiast nazwa *bekas* ‘pluskwa’ (ŻmpLW) została zaczerpnięta z rosyjskiego żargonu więziennego, w którym określenie *bekas* (*бекас*) występowało już na przełomie XIX i XX w. (BsBiec, BmTrach, SwiajPop, Bm). Zapewne pojawienie się określenia trzeba łączyć z „polowaniem” więźniów na dręczące ich insekty: nocą na ustalone hasło osadzeni nagle zapalali świece i robili hałas, w wyniku czego zdezorientowane owady rozpoczynały szybki bieg i chowały się w najbliższych dziurach w ścianach, które wcześniej przygotowali skazani; podobne zachowanie towarzyszy bekasom, które spłoszone, nagle rzucają się do ucieczki w przód, często przelatując pod nogami intruza, i chowają się w najbliższym zagłębieniu w ziemi (por. inne rosyjskie potoczne nazwy pluskwy i karalucha – *biegun* [*бегун*] i *bieguniec* [*бегунец*]) (w polskich opracowaniach pierwsze określenie notowane jeszcze m.in. przez StgpStęp)[41].

Warto nadmienić, że wśród wyekscerpowanych ze źródeł jednostek słownikowych metafory animalistyczne nazywające właśnie zwierzęta są dość częste; poza

---

ka i in., Łomża 1997, s. 60; J. Strutyński, *Sposoby naśladowania głosów ptaków w języku polskim*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego. Prace Językoznawcze” 15, 1965, s. 85–117; A. Czesak, *Co i gdzie jeszcze powiedziały gwarą ptaki*, [w:] *Rozmaitości językowe ofiarowane prof. dr. hab. Januszowi Strutyńskiemu z okazji jego jubileuszu*, red. M. Skarżyński, M. Szpiczakowska, Kraków 2002, s. 63–71.

[40] Por. tezę Landaua – ZpGLand, s. 144. Choć słowo *sikora* występuje również w rosyjskim żargonie przestępczym, nie można uznać, by na za jego pośrednictwem pojawiło się ono na gruncie polskiego socjolektu (jeśli prześledzi się notacje w słownikach rosyjskich, można zauważyć, że ilustracje poświadczające obecność leksemu w ruszczyźnie pochodzą dopiero z lat 50. XX w.).

[41] Zob. J. Bystroń, *Języki drugorzędne*, „Poradnik Językowy” XI, 7, 1911, s. 102.

wspomnianymi są to także: *kiełbik* ‘cielak’ (ŻmpLW), *królik* ‘krowa’ (ŻmpLW), *świnia* ‘królik’ (ŻmpLW), *jeż* ‘świnia’ (SzwEstr)/ *jerzyk* (!) ‘ts.’ (SzwEstr).

3.5. Inne metafory awifauniczne

W przypadku określenia *kogut* [2] ‘ogień’ (SzwEstr, ŻmpLW) mamy najpewniej do czynienia z pożyczką z czeszczyzny, wszak w czeskim socjolekcie sekundarne znaczenie słowa *kohout* (dosł. *kogut*), podobnie jak sens wyrażenia *červený/ rudý kohout* (dosł. *czerwony/ rudy kogut*), to ‘ogień, pożar’ a poświadczone jest już w 1902 r. (TrJuda)[42]. Na czeski rodowód metafory wskazuje także notowany w rodzimych źródłach zwrot *puścić (czerwonego) koguta na dach* ‘podpalić’ (ŻmpLW), bowiem tylko w czeszczyźnie występuje frazeologizm, który mógł być jednocześnie skalkowany – *posadit někomu na střechu červeného kohouta* ‘wzniecić pożar, podpalić’ (por. też czes. *kohouta křesát* ‘rozpalać ogień, zaprószyć ogień’) (SčfaiČer, SsjčHav). Owszem, wspomniany idiom pojawia się również w Rotwelsch – *jemand den roten Hahn aufs Dach setzen*, ale w niemieckich socjolektach nie występują samodzielnie funkcjonujące słowo *Hahn* (dosł. *kogut*) i wyrażenie *rote Hahn* (dosł. *czerwony kogut*) w znaczeniu ‘ogień, pożar’[43], a to z kolei w jakimś stopniu wyklucza bezpośrednie przejęcie z niego sensu przez polszczyznę (por. ZsipGün-2, 173–174; RotGün, 99).

Co się dotyczy nazwy *żóraw* (zachowana pisownia oryginalna) ‘wsadzenie ręki do cudzej kieszeni’ (ŻmpLW), to jest neosemantyzmem powstałym na gruncie polszczyzny socjolektalnej (w interesującym nas sensie nie podają go np. rosyjskie opracowania z zakresu żargonów przestępczych). Trudno przy tym ocenić, czy w grę wchodzi tu bezpośrednie oparcie się na podobieństwie czynności złodzieja – delikatnie wyciągającego z kieszeni ofiary jakąś zdobycz – do zachowania ptaka o długich nogach i długiej szyi, który delikatnymi ruchami schyla głowę, podnosząc z ziemi pokarm, czy też do działania przedmiotu w drodze przenośni nazwanego *żurawiem* – wysokiego przyrządu z dźwignią, służącego do wyciągania wody ze studni (w tym przypadku znaczenie jest wtórne, a cechy relewantne obu desygnatów to funkcja i kształt).

Jeśli chodzi o określenie *wrona* [2]/ *worona* ‘pieczęć’ (SzwEstr), to jego motywacja semantyczna tkwi w żartobliwym, ironicznym nazwaniu wizerunku ptaka widniejącego w herbie Imperium Rosyjskiego (zaborcy) od XVII w. do początków XX w. – czarnego dwugłowego orła, który pojawiał się także na pieczęciach urzędowych. Dodajmy tylko, że wariant *worona* odzwierciedla rosyjską (a może ukraińską, bo informator prawdopodobnie pochodził ze Lwowa) postać wyrazu, z typowym dla języków wschodniosłowiańskich pełnogłosem (*ворона*).

---

[42] Czasami wyrażenie łączy się z dawnymi wierzeniami słowiańskimi, a dokładniej z postacią Peruna – bożka Peruna; zob. I. Šindlářová, J. Růžička*, Mýty a báje starých Slovanů*, Praha 2003, s. 31.

[43] Obecne na gruncie niemczyzny wyrażenie *czerwony kogut* ma związek ze starym zwyczajem umieszczania na dachach domów figurek czerwonych kogucików, które miały zabezpieczać budynki przed piorunami i pożarem (łączyło się z przekonaniem, że skoro gdzieś już jest ogień – choćby zaznaczony symbolicznie kogutem, to powtórnie się tam nie pojawi).

Zapożyczona z ruszczyzny socjolektalnej jest metafora *czapla* ‘kolej’ (ŻmpLW). Chociaż notują ją niemal wszystkie rosyjskie opracowania z początku XX w. (SwiajPop, Bm, SżpPot), żadne z nich (podobnie jak późniejsze teksty poświęcone tzw. błatnej muzyce) nie wskazuje proweniencji określenia. Uważam, że może ono być wynikiem gry językowej, kontaminacji dwóch słów: *czapać* (*цапать*)/ *człapać* (*цлапать*) ‘stąpać nieporadnie, iść powoli, ciężko wlokąc nogi’ i *czapla* (*цапля*) ‘ptak, czapla’. W tej sytuacji w grę wchodziłoby skojarzenie z powolnym i niezgrabnym poruszaniem się ówczesnych pociągów. Być może też pojawienie się w mowie środowisk przestępczych określenia *czapla* wsparte było tym, że jednym ze sztandarowych osiągnięć rosyjskiej techniki kolejowej w pierwszych dekadach XX w. był parowóz serii „Cz” („Ц”)[44].

4. Podsumowanie

Przedstawione awifaunizmy występujące w polskim socjolekcie przestępczym od poł. XIX w. do lat 20. następnego stulecia utwierdza w przekonaniu, że w mowie przestępczej posługiwanie się nazwami zwierząt jest dość częste i z reguły mają na celu wyrazić ironiczny stosunek wobec świata, upokorzyć lub ośmieszyć kogoś[45]. Materiał omówiony w artykule wiąże się z utrwalonymi w światku przestępczym wartościami, stanowi ich odbicie i pozostaje uproszczeniem konceptualnego obrazu rzeczywistości pozajęzykowej, w dużej mierze opartym na stereotypach (stereotypy te wiążą się zarówno z desygnatem metaforyzowanym, jak i desygnatem metaforyzującym). W perspektywie pragmatycznej opieranie się na przenośniach zoonimicznych stanowi dla przestępców prosty sposób zawoalowania wypowiedzi, a nierzadko – jak wspomniano – ich obecność często jest podporządkowana agresji werbalnej[46]. Można powiedzieć, że już samo przeniesienie nazwy zwierzęcia na osobę sprawia, że dana nazwa staje ekspresywem o nacechowaniu ujemnym. Powstawanie metafor animalistycznych jest przy tym rezultatem spontanicznych, praktycznych doświadczeń członków środowisk przestępczych, które nałożyły się na potoczną wizję świata zwierząt[47]. Zapewne częste sięganie po fauniczne przenośnie wiąże się z tym, że sfera zwierzęca już sama w sobie, również w świecie pozaprzestępczym, podlega pejoratywizacji, co wynika nie tyle z samego poczucia wyższości ludzi wobec zwierząt, co konieczności ciągłego podkreślania tej dominacji. Sięga się więc po nazwy zwierząt jako wyrazy „gorsze”,

---

[44] В.А. Раков, *Паровозы серии „Ц”*, [w:] tegoż, *Локомотивы отечественных железных дорог 1845–1955*, Москва 1995, с. 162–163.

[45] I. Kamińska-Szmaj, *Agresja językowa w życiu publicznym. Leksykon inwektyw politycznych (1918–2000)*, Wrocław 2007; R. Grzegorczykowa, *Obelga jako akt mowy*, „Poradnik Językowy” 5, 1991, s. 193.

[46] Na aspekt ten zwrócono już uwagę; zob.: J. Szerszunowicz, *Funkcje pragmatyczne faunizmów w mowie potocznej…*; J. Skawiński, *Językowy aspekt badań nad zwierzętami w kulturze*, „Zeszyty Etnologii Wrocławskiej” 1, 2002, s. 93–121.

[47] Zauważmy, że „[j]ęzykowy stosunek człowieka do zwierząt cechuje [...] klasyczny antropocentryzm, z którym zerwała dawno temu naukowa systematyka istot żywych” (W. Miodunka, *Teoria pól językowych. Społeczne i indywidualne ich uwarunkowania*, Warszawa - Kraków 1980, s. 124).

czyniąc z nich jednostki eksponujące wszystko, co w oczach człowieka ma wartość ujemną[48]. I z całą stanowczością można powiedzieć, że nie ma znaczenia, czy proces metaforyzacji nastąpił na gruncie polszczyzny, czy też są to metafory zapożyczone, wcześniej funkcjonujące w mowie przestępców w innych krajach.

I jeszcze jedna istotna uwaga. Otóż spora część z przedstawionych przenośni przetrwała w polskim socjolekcie przestępczym (występuje w 2. poł. XX w.), a niekiedy zaadaptowały się one także w potocznej odmianie języka polskiego (np. *sikor[a]*, *papuga* [2]). I tak na przykład, w znaczeniach przywołanych w tekście i wciąż aktualnych: określenie *bażant* [1] i [2] podają JzUł, SaKan, StgpStęp, ze słowem *jaskółka* zetkniemy się w JzUł, SaKan, miano *papuga* [1], [2] odnotowują SaKan i TgSzasz, słowo *sikora* [2] spotkamy w JzUł, SaKan, StgpStęp i TgSzasz, określenia *słowik* i *sowa* odnotowuje JzUł, nazwę *sroka* podaje StgpStęp, słowo *wrona* [1] przytacza SaKan, a określenie *żuraw* notują SaKan i StgpStęp. Niektóre znaczenia przywołane w niniejszym tekście zaniknęły, bo też zmieniły się realia polityczne i społeczno-kulturowe, niektóre uległy takiemu zwężeniu lub rozszerzeniu, że czasem trudno dostrzec wspólny źródłosłów poszczególnych słów (polisemia dotyczy np. leksemów *bażant*, *czapla*); inna sprawa, że socjolekt przestępczy z drugiej połowy XX w. sięgnął po wiele słów wcześniej już funkcjonujących, jednak ich motywacje semantyczne są zupełnie inne, przez co znacząco poszerzyła się grupa określeń homonimicznych (np. *bocian* ‘wieżyczka strażnicza’, *kogut* ‘sygnalizator świetlny na samochodzie policyjnym’).

Bibliografia

a) Źródła – wykaz skrótów zastosowanych w tekście wraz z ich rozwiązaniami

BildSchr – Schrader H., *Der Bilderschmuck der deutschen Sprache*, Berlin 1886.

Bm – [s.n.] *Блатная музыка. Словарь жаргона преступников. Издание управления уголовного розыска республики*, Москва 1923.

BmTrach – Трахтенберг В.Ф., *Блатная музыка („жаргон” тюрьмы)*, Санкт-Петербург 1908.

BsBiec – Бец В., *Босяцкий словарь*, Одесса 1903.

EsFas – Фасмер М.Ю., *Этимологический словарь русского языка*, Москва 1986–1987.

GzEstr – Estreicher K., *Gwara złoczyńców*, Warszawa 1897.

HtrzHaj – Hájek V., *Hantýrka (tajná řeč) zlodějská ze zač. XIX. stol*, „Český lid” 15, 1906, s. 46–48.

JkFabr – Фабричный П., *Язык каторги*, „Каторга и ссылка” 6, 1923, с. 177–188.

JknSnie – Снегов С.А., *Язык, который ненавидит*, Москва 1991.

JzEstr1 – Estreicher K., *Język złoczyńców*, „Rozmaitości. Pismo dodatkowe do Gazety Lwowskiej” 12, 1859, s. 89–92.

JzEstr2 – Estreicher K., *Język złoczyńców*, „Rozmaitości. Pismo dodatkowe do Gazety Lwowskiej” 13, 1859, s. 97–100.

[48] Z. Kempf, *Wyrazy „gorsze” dotyczące zwierząt*, „Język Polski” LXV, 2–3, 1985, s. 125–144.

JzEstr3 – Estreicher K., *Język złoczyńców*, „Rozmaitości. Pismo dodatkowe do Gazety Lwowskiej" 14, s. 105–110.
JzUł – Ułaszyn H., *Język złodziejski*, Łódź 1951.
KeWört – Dankovszky G., *Kritisch-etymologisches Wörterbuch der magyarischen Sprache* […], Kiadás 1835.
KplJaw – Jaworskij J., *„Kumać po lembersku". Przyczynek do słownika lwowskiej gwary złodziejskiej*, „Lud" 7, 1901, 276–281.
Msgp – *Mały słownik gwar polskich*, red. J. Wronicz, Kraków 2010.
PsřzZíb – Zíbrt Č., *Puchmajerův slovník řeči zlodějské z roku 1821*, „Český lid" 11, 1902, s. 172–176.
RotGün – Günther L., *Das Rotwelsch des deutschen Gauners*, Straßburg 1905.
RotwKlug – Kluge F., *Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen*, Straßburg 1901.
SaKan – Kania S., *Słownik argotyzmów*, Warszawa 1995.
SčfaiČer – *Slovník české frazeologie a idiomatiky, Výrazy slovesné. Tom 1. A-P*, red. F. Čermák i in., Praha 1994.
SDor – Doroszewski W. (red.), *Słownik języka polskiego*, t. 1–11, Warszawa 1958–1969.
SgpKarł – Karłowicz J., *Słownik gwar polskich. T. 1–6*, Kraków 1900–1911.
SgwŁoś – Łoś J., *Słowniczek gwary więziennej*, „Język Polski" 10, 1913, s. 296–299.
SiwwjSmir – Смирнов Н., *Слова и выражения воровского языка, выбранные из романа вс. Крестовского „петербургские трущобы"*, Санкт-Петербург 1899.
SmzKur – Kurka A., *Słownik mowy złodziejskiej*, Lwów 1899.
SsjčHav – *Slovník spisovného jazyka českého. Tom 1. A-M*, red. B. Havránek, Praha 1960.
StgpStęp – Stępniak K., *Słownik tajemnych gwar przestępczych*, Londyn 1993.
Stłbż – Балдаев Д.С., Белко В.К., Юсупов И.М., *Словарь тюремно-лагерного-блатного жаргона (речевой и графический портрет советской тюрьмы)*, Москва 1992.
SW – Karłowicz J. i in. (red.), *Słownik języka polskiego*, t. I-VIII, Warszawa 1900–1927.
SwiajPop – Попов В.Ф., *Словарь воровского и арестантского языка*, Киев 1912.
Swil – *Słownik języka polskiego*, red. A. Zdanowicz i in., Wilno 1861.
SzwEstr – Estreicher K., *Szwargot więzienny*, Warszawa 1903.
SżpPot – Потапов С.М., *Словарь жаргона преступников (блатная музыка)*, Москва 1927.
TgSzasz – Szaszkiewicz M., *Tajemnice grypserki*, Kraków 1997.
TrJuda – Juda K., *Tajná řeč („hantýrka") zlodějův a šibalů. S literárně-historickým úvodem Dra. Čeňka Zíbrta*, „Český lid" 11, 1902, s. 139–143.
TsrżGra – Грачёв М.А., *Толковый словарь русского жаргона*, Москва 2006.
Tsuż – *Толковый словарь уголовных жаргонов*, ред. Ю.П. Дубягин и др., Москва 1991.
ÜbKlenz – Klenz H., Über Dienstbotensprache, „Zeitschrift für Deutsche Wortforschung" 11, 1909, s. 225–238.

ZpGLand – Landau L., *Zur polnischen Gaunersprache*, „Archiv für slavische Philologie" 24, 1902, s. 137–150.

ZpmKucz-1– Кучинский А., *Энциклопедия „Законы преступного мира. Преступники и преступления". Законы преступного мира – Лагерная живопись – Уголовный жаргон*, Донецк 1998.

ZpmKucz-2– Кучинский А., *Энциклопедия „Законы преступного мира. Преступники и преступления". Законы преступного мира – Обычаи – Язык – Татуировки*, Донецк 1998.

ZsipGün-1 – Günther L., *Zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch und der ihm verwandten deutschen Geheimsprachen*, „Archiv für Kriminologie (Kriminalanthropologie und Kriminalistik)" 54, 1913, s. 310–339.

ZsipGün-2 – Günther L., *Zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch und der ihm verwandten deutschen Geheimsprachen*, „Archiv für Kriminologie (Kriminalanthropologie und Kriminalistik)" 55, 1913, 148–181.

ŻmpLW – Ludwikowski W., Walczak H., *Żargon mowy przestępców. „Błatna muzyka". Ogólny zbiór słów gwary złodziejskiej*, Warszawa 1922.

ŻzUdz – Udziela S., *Żargon złodziejski we Lwowie* (rękopis z 1892 r.; dane przytaczam za: Rak M., *Kilka uwag o socjolekcie przestępczym polszczyzny przedwojennego Lwowa*, „Socjolingwistyka" 30, 2016, s. 133–145).

b) Opracowania

Bajec A. (red.), *Slovar slovenskega knjižnega jezika*, Ljubljana 1994.

Bartwicka H., *Metafory zwierzęce w języku polskim i rosyjskim*, [w:] *Lexicographica Slavica. Profesorowi Andrzejowi Bogusławskiemu*, red. J. Wawrzyńczyk, Toruń 1992, s. 7–14.

Bazylow L., *Dzieje Rosji. 1801–1917*, Warszawa 1977.

Boryś W., *Słownik etymologiczny języka polskiego*, Kraków 2005.

Bralczyk J., *Polak potrafi. Przysłowia, hasła i inne polskie zdania osobowe*, Warszawa 2006.

Brocki Z., *Dlaczego żandarma polskiego nazwano „kanarkiem"?*, „Poradnik Językowy" 2, 1978, s. 68–74.

Brocki Z., *Michałki z kambuza. Historyjek z życia terminów i nazw morskich zbiorek piąty*, Gdańsk 1979.

Brzezina M., *Polszczyzna Żydów*, Warszawa 1986.

Bystroń J., *Języki drugorzędne*, „Poradnik Językowy" XI, 7, 1911, s. 97–104.

Cyran W., *Tendencje słowotwórcze w gwarach polskich*, Łódź 1977.

Czapiga A., *Metafory odzwierzęce w funkcji adresatywnej w języku polskim, rosyjskim i angielskim*, „Przegląd Rusycystyczny" 1, 2005, s. 110–122.

Czesak A., *Co i gdzie jeszcze powiedziały gwarą ptaki*, [w:] *Rozmaitości językowe ofiarowane prof. dr. hab. Januszowi Strutyńskiemu z okazji jego jubileuszu*, red. M. Skarżyński, M. Szpiczakowska, Kraków 2002, s. 63–71.

Dylewski A., *Historia pieniądza na ziemiach polskich*, Warszawa 2011.

Geller E., *Jidysz – język Żydów polskich*, Warszawa 1994.

Глинка В.М., *Русский военный костюм. XVIII – начала XX века*, Ленинград 1988.

Горбач О., *Арґо в Україні*, Львів 2006.

Góra A., *O zasadach opisu zwierząt w słowiańskiej kulturze ludowej*, „Etnolingwistyka. Problemy języka i kultury" 12, 2000, s. 251–263.
Grabias S., *Język w zachowaniach społecznych. Podstawy socjolingwistyki i logopedii*, Lublin 2019.
Grabias S., *Środowiskowe i zawodowe odmiany języka – socjolekty*, [w:] *Współczesny język polski*, red. J. Bartmiński, Lublin 2010, s. 240–250.
Grabowiecka I., *Czasowniki odnoszące się do głosu ptaków – badania w dorzeczu Bugu, Biebrzy i Narwi*, [w:] *Śladami Kolberga i Glogera po Ziemi Łomżyńskiej*, red. B. Bartnicka i in., Łomża 1997, s. 57–68.
Grzegorczykowa R., *Obelga jako akt mowy*, „Poradnik Językowy" 5, 1991, s. 193–200.
Jaczewski E., *Gwara miejska Warszawy*, „Poradnik Językowy" 9/10, 1938–1939.
Kaczyńska E., Drewniak D., *Ochrana. Carska Policja Polityczna*, Warszawa 1993.
Kamińska-Szmaj I., *Agresja językowa w życiu publicznym. Leksykon inwektyw politycznych (1918–2000)*, Wrocław 2007.
Kania S., *Grypsera*, „Poradnik Językowy" 10, 1972, s. 597–602.
Kania S., *Na tropach żołnierskich słów*, „Wojskowy Przegląd Historyczny" 19, 3, 1974, s. 278–290.
Kempf Z., *Wyrazy „gorsze" dotyczące zwierząt*, „Język Polski" LXV, 2–3, 1985, s. 125–144.
Kołodziejek E., *„Rozkminianie" gwar tajemnych*, [w:] *Język a Kultura. Tom 21: Tabu w języku i kulturze*, red. A. Dąbrowska, Wrocław 2009, s. 225–232.
Koziara S., *Frazeologizmy pochodzenia biblijnego z nazwami zwierząt w języku polskim*, „Annales Academiae Paedagogicae Cracoviensis. Studia Lingusitica I" 6, 2002, s. 155–164.
Królikowska S., *O współczesnym słownictwie przestępców*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Łódzkiego – Nauki Humanistyczno-Społeczne. Seria 1" 110, 1975, s. 55–77.
Macek P., Uhlíř L., *Dějiny policie a četnictva. I. Habsburská monarchie (1526–1918)*, Praha 1997.
Machnicka V., *Ludzie i festy oraz frajerzy i cwele, czyli określenia osób w gwarze więziennej (na podstawie powieści „Zbrodnia i..." Jerzego Trębickiego)*, „Conversatoria Linguistica" I, 2007, s. 29–37.
Maciejewski T., *Narzędzia tortur, sądów bożych i prób czarownic*, Koszalin 1997.
Małocha-Krupa A., *Żydowskie zapożyczenia leksykalne w socjolekcie przestępczym*, [w:] *Język a Kultura. Tom 10: Język subkultur*, red. J. Anusiewicz, B. Siciński, Wrocław 1994, s. 135–170.
Milewski T., *Gwara przestępcza i jej przenikanie do języka ogólnego*, „Poradnik Językowy" 2, 1971, s. 92–101.
Miodunka W., *Teoria pól językowych. Społeczne i indywidualne ich uwarunkowania*, Warszawa - Kraków 1980.
Misiuk A., *Historia policji w Polsce. Od X wieku do współczesności*, Warszawa 2008.
Mosiołek-Kłosińska K., *Antropocentryzm leksyki „zwierzęcej"*, [w:] *Semantyczna struktura słowa i wypowiedzi*, red. R. Grzegorczykowa, Z. Zaron, Warszawa 1997, s. 71–77.
Mosiołek-Kłosińska K., *Stereotypy psa zawarte w języku polskim*, „Poradnik Językowy" 4, 1992, s. 301–304.

Nietyksza M., *Ludność Warszawy na przełomie XIX i XX wieku*, Warszawa 1971.
Nowakowska A., *Obraz świata zwierząt we frazeologii polskiej i francuskiej*, „Poradnik Językowy" 9–10, 1991, s. 361–368.
Oryńska A., *Kategorie semantyczne leksyki języka potocznego i gwary więziennej*, [w:] *Język a Kultura. Tom 2: Zagadnienia leksykalne i aksjologiczne*, red. J. Puzynina, J. Bartmiński, Wrocław 1991, s. 80–106.
Pacuła J., *Nie tylko „klawisz", nie tylko „ment" – z historii kilku socjolektalnych nazw policjantów i funkcjonariuszy więziennych* (w druku).
Pacuła J., *Nie tylko „pies" – o kilku najstarszych animalistycznych nazwach funkcjonariuszy służb więziennych w polskich socjolektach przestępczych* (w druku).
Pacuła J., *O kilku judaikach w polskim socjolekcie przestępczym*, „Linguistica Copernicana" 16, 2019, s. 367–368.
Pacuła J., *Polszczyzna w GUŁagu. Leksyka*, Bielsko-Biała 2018.
Pacuła J., *Słownictwo dotyczące kradzieży w polskim socjolekcie przestępczym – spojrzenie diachroniczne (na marginesie rozważań o stylizacji językowej w opowiadaniu Antoniego Langego „Fatum" z 1925 roku)* (w druku).
Pacuła J., *Znaki czasu. O „koniu Andersa" i nazwach innych „metod śledczych" z okresu Polski Ludowej*, „Studia Filologiczne" 32, 2019, s. 363–383.
Pospiszyl A., *Rzeczownik* pies *jako podstawa derywacyjna oraz człon kompositów i frazeologizmów w gwarze cieszyńskiej*, „Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska" XVIII, 2001, s. 229–237.
Próchnik A., *Żandarmeria na ziemiach Królestwa Polskiego. Szkic historyczno-organizacyjny, 1812–1915*, „Archeion" 10, 1932, s. 12–58.
Rak M., *Antropocentryzm gwarowej frazeologii zwierzęcej z Gór Świętokrzyskich i Podtatrza*, „Język Polski" LXXXVI, 5, 2006, s. 368–376.
Rak M., *Językowy obraz człowieka na podstawie animalistycznej frazeologii gwar orawskich, podhalańskich i spiskich*, [w:] *Frazeologia a językowe obrazy świata przełomu wieków*, red. W. Chlebda, Opole 2007, s. 111–117.
Rak M., *Kilka uwag o socjolekcie przestępczym polszczyzny przedwojennego Lwowa*, „Socjolingwistyka" 30, 2016, s. 133–145.
Раков В.А., *Локомотивы отечественных железных дорог 1845–1955*, Москва 1995.
Raszewska-Żurek B., *Ewolucja niektórych elementów stereotypu psa w polszczyźnie*, „Studia z Filologii Polskiej i Słowiańskiej" 45, 2010, s. 65–80.
Sarnowski M., *Deminutivum jako znak ironii*, [w:] *Język a Kultura. Tom 3: Wartości w języku i tekście*, red. J. Puzynina, J. Anusiewicz, Wrocław 1991, s. 41–50
Šindlářová I., Růžička J., *Mýty a báje starých Slovanů*, Praha 2003.
Skawiński J., *Językowy aspekt badań nad zwierzętami w kulturze*, „Zeszyty Etnologii Wrocławskiej" 1, 2002, s. 93–121.
Strutyński J., *Polskie nazwy ptaków krajowych*, Wrocław - Warszawa - Kraków 1972.
Strutyński J., *Sposoby naśladowania głosów ptaków w języku polskim*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego. Prace Językoznawcze" 15, 1965, s. 85–117.
Szerszunowicz J., *Funkcje pragmatyczne faunizmów w mowie potocznej*, [w:] *Funkcja emocjonalna jednostek językowych i tekstowych*, red. K. Wojtczuk, A. Wierzbicka, Siedlce 2004, s. 243–248.

Szerszunowicz J., *Obraz człowieka w polskich, angielskich i włoskich leksykalnych i frazeologicznych jednostkach faunicznych*, Białystok 2011.
Szkiłądź H., *Przenośne znaczenia i przenośne użycia wyrazów (cz. 1)*, „Poradnik Językowy" 9, 1960, s. 338–403.
Szkiłądź H., *Przenośne znaczenia i przenośne użycia wyrazów (cz. 2)*, „Poradnik Językowy" 10, 1960, s. 440–448.
Szwagrzyk J., *Pieniądz na ziemiach polskich X-XX w.*, Wrocław 1990.
Tokarski R., *Wartościowanie człowieka w metaforach językowych*, „Pamiętnik Literacki" LXXXII, 1, 1991, s. 145–157.
Uhlík J., *Argot ve věznicích a v podsvětí 19. Století*, „České vězeňství" 5, 4, 1997, s. 44–45.
Wiechecki (Wiech) S., *Szafa gra*, Warszawa 1955.
Wieczorkiewicz B., *Gwara warszawska dawniej i dziś*, Warszawa 1968.
Wieczorkiewicz B., *O języku Wiecha i tak zwanych wiechizmach*, „Przegląd Humanistyczny" III, 6, 1959, s. 37–56.
Wittlin T., *Nad szarej Wisły brzegiem*, Londyn 1990.
Zimnowoda J., *Opozycja homo - animal w ekspresywnych zwrotach językowych*, [w:] *Język a Kultura. Tom 15: Opozycja homo - animal w języku i kulturze*, red. A. Dąbrowska, Wrocław 2003, s. 103–117.
Żarski W., *Pies – ewolucja pojęcia i jego realizacji leksykalnych w polszczyźni*e, [w:] *Pies w kulturach świata*, red. E. Skorupska-Raczyńska, J. Rutkowska, J. Żurawska-Chaszczewska, Gorzów Wielkopolski 2012, 77–88.
Żurek M., *Analiza porównawcza zoomorfizmów w języku rosyjskim i polskim*, „Kieleckie Studia Rusycystyczne" 1, 1983, s. 107–117.

Abstract

Avifaunic metaphors in the Polish criminal sociolect (19th century - 1920s)

The author discusses the etymology of few words used in Polish criminal jargon, from the 19th century until the interwar period. All the analyzed words are zoonimic metaphors. The author focuses on terms derived from the names of birds. In this text the author pesents the lexemes in the oldest Polish sociolectical dictionaries, e.g.: *bażant* (*pheasant*), *sikora* (*tit*), *słowik* (*nightingale*), *wrona* (*crow*), *kogut* (*rooster*), *dzięcioł* (*woodpecker*). The author sets semantic motivations of names and he collates information from several languages for this purpose (he reaches for texts from the turn of the 19th and 20th centuries). Mainly presented words didn't survive, today they aren't appearing in non-standard dialect.

Keywords

lexical semantics, etymology, criminal jargon, zoonim, avifauna

Marek Gładysz (https://orcid.org/0000–0002–9281–679X)
Instytut Neofilologii, Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie

Wybrane stałe związki wyrazowe w translacji

0 Wstęp

Badana leksykologiczne ostatnich dziesięcioleci uwzględniają w coraz szerszym zakresie złożone jednostki syntagmatyczne. Powstają i rozwijają się zajmujące się tymi zjawiskami nowe dyscypliny leksykologiczne. Do zjawisk językowych, dla zbadania których nieodzowna jest analiza relacji syntagmatycznych jak i semantycznych, należą kolokacje. Kolokacje i ich wielopłaszczyznowość budzą zainteresowanie językoznawców już od ponad półwiecza.

Na przełomie XI i XX wieku zapoczątkowano badania onomazjologiczne. Onomazjologia jako dziedzina leksykologii – w odróżnieniu od semazjologii, którą interesują znaczenia określonych struktur językowych – pyta o nazwy (sklasyfikowanych uprzednio) rzeczy, pojęć, zjawisk, procesów, wyobrażeń, które są tu punktem wyjścia badacza. Onomazjologia zajmuje się więc podstawowym dla istoty człowieka pytaniem: „Co to jest?" lub inaczej: „Jak to się nazywa?", które jakże często pada z ust kilkuletnich dzieci uparcie dążących do poznania rzeczywistości.

Celem niniejszego artykułu jest ustalenie typów interlingwalnej ekwiwalencji kolokacji oraz jednostek nominacyjnych polskich i niemieckich na podstawie wyodrębnionych uprzednio cech kolokacyjnych i nominacyjnych związków wyrazowych oraz rozważenie możliwości wykorzystania badań z zakresu teorii kolokacji i nominacji w praktyce translacyjnej.

1 Kolokacje

1.1 Cechy kolokacji

Analiza kontrastywna wymaga możliwie szerokiego pojmowania kolokacji. Z drugiej jednak strony należy precyzyjnie wyodrębnić przedmiot analizy i odgraniczyć go od innych zjawisk leksykalnych. Dlatego też w tej części pracy podjęta zostanie próba wypracowania najważniejszych cech kolokacji.

Jeśli chodzi o strukturę, kolokacje są **syntaktycznymi związkami wyrazów.** Składają się one z dwóch, a niekiedy z trzech wyrazów samoznaczących: *zaawansowany wiek, silnik gaśnie, szczerzyć zęby, pies merda ogonem* | *hohes Alter, der*

Motor stirbt, die Zäihne fletschen, der Hund wedelt mit dem Schwanz. Morfologiczne związki wyrazów (wyrazy złożone) jak *Neuschnee, Sonnentag,* charakterystyczne przede wszystkim dla języka niemieckiego, nie zaliczają się do przedmiotu niniejszych badań. Z korpusu analizy należy wykluczyć także kolokacje gramatyczne w rozumieniu Mortona Bensona (1985), które składają się z wyrazu samoznaczącego (autosemantikum)(czasownik, rzeczownik lub przymiotnik) i zależnego od niego elementu niesamodzielnego znaczeniowo (synsemantikum) (przyimek): *czekać na, ograniczenie do, zadowolony z* | *warten auf, Beschränkung auf, zufrieden mit.* Można to uzasadnić w ten sposób, że między komponentami kolokacji muszą istnieć relacji natury nie tylko formalnej, lecz także semantycznej. W kolokacji czasownikowej relacje te zdominowane są przez walencję. Jeden komponent jest nośnikiem walencji, a drugi jest od niej zależny: *poruszyć* (nośnik walencji) *problem* (aktant) | *die Frage* (aktant) *aufwerfen* (nośnik walencji). W kolokacji nieczasownikowej zachodzi natomiast relacja wyraz określony (nadrzędnik) – przydawka: *przekonujący* (przydawka) *dowód* (nadrzędnik) | *schlüssiger* (przydawka) *Beweis* (nadrzędnik). Do kolokacji należy zaliczyć syntagmy, które składają się z czasownika jako nośnika walencji i aktanta w postaci nominalnej frazy przyimkowej, wykazujące przy tym inne cechy kolokacji, np. *dojść do wniosku, borykać się z kłopotami* | *unter Beweis stellen, in Schutz nehmen.*

Kolokacje są **asocjatywnie ukierunkowanymi związkami wyrazów.** Oznacza to, że, słysząc jeden komponent danej kolokacji, kompetentny użytkownik języka domyśla się, jaki jest drugi komponent tejże kolokacji. Gdy słyszymy np. *zatwardziały* | *eingefleischt* wiemy, że leksem ten występuje zazwyczaj w kolokacji z leksemem *kawaler* | *der Junggeselle.* Asocjatywność kolokacji uwarunkowana jest **pozajęzykowo lub konwencjonalnie;** związki leksykalne odzwierciedlają stan rzeczy w rzeczywistości pozajęzykowej: *pies szczeka, blond włosy* | *der Hund bellt, blondes Haar* lub powstają na zasadzie konwencji językowej *naprawić błąd, przeraźliwe zimno* | *den Fehler wiedergutmachen, schneidende Kälte.*

Kolokacje – w odróżnieniu od związków frazeologicznych – są **nieidiomatyczne,** tzn. ich znaczenie jest sumą znaczeń poszczególnych, tworzących je elementów: *ostry nóż*, *tłuste mięso* | *scharfes Messer; fade Sofie,* lub **częściowo idiomatyczne,** tzn. jeden komponent kolokacji jest zidiomatyzowany i posiada znaczenie charakterystyczne tylko dla tego związku wyrazowego: *zloty interes, zdrowy klimat* | *scharfe Kritik, gesundes Klima*. W ten sposób zbliżamy się do granicy obszaru frazeologicznego. Częściowo idiomatyczne związki wyrazowe należy zaliczyć do kolokacji, jeśli mają tylko jedno znaczenie: *kosmate myśli, zgniły kompromis* | *schmutzige Gedanken, fauler Kompromiss.* Jeśli jednak posiadają znaczenie bezpośrednie i przenośne, należą do związków frazeologicznych jak np. *blinder Passagier.*

Kolokacje wykazują łączliwość jednorazową lub seryjną. W kolokacjach o łączliwości jednorazowej jeden komponent łączy się tylko z jednym leksemem: *szczerzyć zęby, szastać pieniędzmi, swąd dymu* | *blondes Haar, der Hund bellt, die Zähne fletschen.* Elementy kolokacji o łączliwości seryjnej tworzą kolokacje z kilkoma leksemami: *szmat drogi, szmat czasu, zażarta walka, zażarta dyskusja, urwać punkt, urwać seta* | *spärliche Mittel, nackter Felsen, nackte Wahrheit, heikles Thema, heikle Frage.*

1.2. Ekwiwalencja kolokacyjna

Dla celów niniejszej analizy kontrastywnej używa się jako kryterium porównywalności ekwiwalencji semantycznej, równoznacznej tutaj z ekwiwalencją znaczeniową. Podczas tłumaczenia kolokacji zachowuje się zawartą w niej informację, nie zawsze można jednak oddać jej wartość stylistyczną i konotatywną, dlatego podstawą porównania może być jedynie znaczenie denotatywne.

Konieczność wyodrębnienia typów ekwiwalencji w badaniach kontrastywnych wynika z faktu, że jednostki jednego języka mogą być reprezentowane w drugim języku przez jednostki tego samego lub innego rodzaju. Problemowi ekwiwalencji interlingwalnej i kwestii typów ekwiwalencji poświęca się wiele uwagi w badaniach frazeologicznych, gdzie prowadzi się od kilkudziesięciu lat nie bez powodzenia liczne analizy kontrastywne (por. Burger, Buhofer, Sialm 1982; Eckert 1979; Eismann 1989; Wędrychowski 1992).

Frazeologizmy i kolokacje posiadają wiele wspólnych cech jak struktura syntagmatyczna, asocjatywność, konwnecjonalność i częściowo także idiomatyczność. Wielu frazeologów uwzględnia w swoich badaniach również kolokacje (Skorupka 1967; Fleischer 1982). Dlatego ustalone dla frazeologizmów typy ekwiwalencji mogą być wykorzystane w kontrastywnych badaniach kolokacyjnych. Może to mieć miejsce jednak tylko po przeprowadzeniu zmian kryteriów przyporządkowania par ekwiwalencyjnych do poszczególnych typów ekwiwalencji. W przypadku kolokacji kryteriami tymi mogą być **struktura, idiomatyczność, łączliwość** (cechy kolokacji) jak również ekwiwalencja tłumaczeniowa poszczególnych kolokatów Konwencjonalność kolokacji nie zostaje tutaj uwzględniona, ponieważ liczba kolokacji uwarunkowanych pozajęzykowo jest w znacznym stopniu ograniczona, a ponadto zastosowanie zbyt wielu kryteriów zmniejszyłoby przejrzystość prezentowanego materiału językowego. Według powyżej podanych kryteriów można wyróżnić wśród kolokacji następujące typy ekwiwalencji interlingwalnej:

- ekwiwalencja całkowita (takie same cechy, ekwiwalentne tłumaczeniowo kolokaty): *chłodna atmosfera eine k*ühle *Atmosphäre, wziąć kąpiel* | *ein Bad nehmen,*
- ekwiwalencja częściowa

● takie same cechy, nieekwiwalentny tłumaczeniowo kolokat: *mocno zasnąć* | *tief einschlafen, słabe wspomnienie* | *eine blasse Erinnerung,*

* *różnice strukturalne, taka sarna idiomatyczność i łączliwość: wywołać [gdzieś I wśród kogoś] panikę I [jmdn in Panik versetzen, stać na wysokim poziomie* | *ein (hohes) Niveau halten,*

* różnice w idiomatyczności, taka sama struktura i łączliwość: *znaleźć radę* | *Rat wissen, spektakularny sukces* | *ein glänzender Erfolg*

* różnice w łączliwości, taka sama struktura i idiomatyczność: *strzyc włosy* | *die Haare schneiden, rzadkie* włosy | *sch*ütteres *Haar;*

● różnice strukturalne, różnice w idiomatyczności, taka sama łączliwość: *donośny* śmiech | *ein schallendes Gel*ächter; *zarzucić kotwicę* | *vor Anker gehen,*

* różnice strukturalne, różnice w łączliwości, taka sama idiomatyczność: *kajać się za grzechy* | *seine Siinden bereuen, wyczerpany do cna* | *v*öllig *erschöpft,*

* różnice w idiomatyczności i łączliwości, taka sama struktura: *gorąca prośba* | *inständiges Bitten, wiatr smaga* | *der Wind schneidet,*
● różnice strukturalne, różnice w idiomatyczności i łączliwości: *mieszane uczucia ein mulmiges Gefühl, skrzętnie ukrywać* | *im Verborgenen halten,*
– ekwiwalencja leksykalna
● kolokacji odpowiada kontaminacja kolokacji: *schwer beeindrucken* | *wywrzeć mocne wrażenie, słono płacić* | *einen hohen Preis zahlen,*
● kolokacji odpowiada wyraz złożony lub syntagmatyczna jednostka nominacyjna: *kriegerische Einwirkungen* | *działania wojenne, koronny argument* | *Hauptargument,*
* kolokacji odpowiada frazeologizm: *ein Geheimnis lüften* | *uchylić rąbka tajemnicy zwalisty mężczyzna* | *ein Mann wie ein Schrank,*
* kolokacji odpowiada pojedynczy wyraz niezłożony: *nervös machen* | *denerwować, pada śnieg* | *es schneit,*
● kolokacja jednego języka może być wyrażona w drugim języku jedynie za pomocą peryfrazy: *trocken lagem* | *przechowywać w suchym miejscu, znać słabo* | *kaum kennen.*

1.3 Wnioski

Wśród kolokacji nie występuje zjawisko braku ekwiwalencji, ponieważ jest ono charakterystyczne jedynie dla zwrotów i wyrażeń całkowicie idiomatycznych. W pewnych przypadkach można mówić jednakże o ekwiwalencji pozornej. Ma ona miejsce wtedy, gdy poszczególne kolokaty są ekwiwalentne tłumaczeniowo, cale kolokacje natomiast nie, np. *nikczemne kłamstwo* | *gemeine Lüge* (ekwiwalencja pozorna wynika tutaj z wieloznaczeniowości niemieckiego kolokatora *gemein*). Jest to jednak zjawisko marginalne, nie zostało zatem uwzględnione w powyższym wyszczególnieniu typów ekwiwalencji.

Kolokacje są jednostkami opisu lingwistycznego wykraczającymi poza ramy jednego języka. Ich znaczenie może być opisywane za pomocą tłumaczenia na inny język. Takie tłumaczenie polega na oddaniu danej jednostki językowej w języku docelowym w sposób komunikatywnie ekwiwalentny. Błędne tłumaczenie kolokacji, wynikające w dużej mierze z braku uświadomienia sobie występowania tego zjawiska przez tłumaczy, obniża wartość stylistyczną tłumaczonego tekstu beletrystycznego, a w przypadku tekstu fachowego może prowadzić nawet do niezgodności terminologicznych.

2. Jednostki nominacyjne

2.1. Cechy jednostek nominacyjnych

W literaturze przedmiotu termin **nominacja, nazywanie (**niem. **Nomination, Benennung, Namengebung)** nazywanie odnosi się:

1. do procesu nadawania nazwy pierwotnej (jeśli dane zjawisko, pojęcie etc. nie posiada jeszcze zleksykalizowanej nazwy) lub wtórnej (jeśli przyporządkowujemy zjawisku już nazywanemu kolejne nazwy). Mówi się wiec o **nominacji pierwotnej, wtórnej a nawet wielokrotnej czy seriach nominacyjnych (**niem. **Erst-, Zweit und Mehrfachbenennung, nominative Ketten**; por. Cyran 1981, 28; Smółkowa 1989, 11; Feine 2000, 12, Schippan 1992, 194).
2. do samej utworzonej struktury,
3. do użycia istniejących nazw w określonych sytuacjach komunikacyjnych.

Ponieważ w badaniach językoznawczych należy unikać terminów polisemicznych proponuję przyjąć następujące pojęcie nominacji (por. Feine 2002, 12):

Nominacja jest procesem przyporządkowywania nowych form językowych skonceptualizowanym obiektom (lub użycia istniejących form w odniesieniu do nowych obiektów) w celu:

- umożliwienia identyfikacji nazywanych obiektów przez recypienta,
- charakteryzacji obiektów (podkreślenie bądź ukrycie pewnych cech),
- wyrażenia stosunku emocjonalnego nazywającego do obiektu (bądź do recypienta),
- wywołania określonych reakcji u recypienta (wesołość, złość, smutek itp.),
- samoidentyfikacji nazywającego (identyfikacja z określoną grupą, warstwą społeczną).

Do opisu tak rozumianej nominacji potrzebny jest odpowiedni jednolity aparat terminologiczny. Wymienione w definicji cele nominacji nazwiemy inaczej **motywami nominacyjnymi, cechami nominacyjnymi** bądź zrealizowanymi **cechami onomazjologicznymi (**niem. **Nominationsmotive)**. Rezultatem nominacji jest **jednostka nominacyjna** (**JN**; niem. **Nominationseinheit**) przyporządkowana **obiektowi nominacyjnemu (ON;** niem. **Nominationsobjekt).** Użytkownik języka tworzący JN lub ich używający to **nominator (**niem. **Nominator)**, **recypientem** (niem. **Rezipient**) zaś jest użytkownik języka odbierający, przyswajający sobie i przejmujący JN.

2.2 Struktura onomazjologiczna

Za pomocą modeli nominacyjnych tworzymy formy JN, które możemy analizować na dwóch płaszczyznach:

a. na płaszczyźnie gramatycznej, wyróżniając słowotórcze i analiczne typy struktur jak derywaty, wyrazy złozone, skrótowce, związki wyrazowe,
b. na płaszczyźnie onomazjologicznej, wyróżniając **bazę onomazjologiczną** i **cechę onomazjologiczną/cechy onomazjologiczne** (por. Belentschikow 1993, 19, Smółkowa 1989, 28; 75 i n.).

Na podstawie bazy onomazjologicznej przypisujemy ON do określonej klasy obiektów (przedmioty, ludzie, miejsca, czynności, właściwości; por. Smółkowa 1989, 78), przy pomocy cech onomazjologicznych przypisujemy ON określone atrybuty (por. Blicharski 1981, 8). Cecha onomazjologiczna może być prosta lub złożona, co jest zobrazowane przez następujący schemat:

struktura onomazjologiczna		**cecha onomazjologiczna**	**baza onomazjologiczna**
	kierowca | *Fahrer*	czynność	człowiek/sprawca
	kierowca taksówki | *Taxifahrer*	czynność + narzędzie	człowiek/sprawca
struktura słowotwórcza/ analityczna	*kierowca* | *Fahrer*	podstawa	formant
	kierowca taksówki | *Taxifahrer*	podstawa + przydawka/wyraz określający	formant

(por. Smółkowa 1989, 85)

W strukturze nominacyjnej JN *kierowca* i *Fahrer* wyróżniamy bazę onomazjologiczną człowiek/sprawca, reprezentowaną w strukturze słowotwórczej przez formant *–ca* w języku polskim i *–er* w języku niemieckim, oraz prostą cechę onomazjologiczną czynność, reprezentowaną w strukturze słowotwórczej przez morfemy leksykalne *kierow* i *fahr*.W strukturze nominacyjnej JN *kierowca taksówki* i *Taxifahrer* wyróżniamy natomiast bazę onomazjologiczną człowiek/sprawca, reprezentowaną w strukturze słowotwórczej przez formant *–ca* w języku polskim i *–er* w języku niemieckim, oraz złożoną cechę onomazjologiczną czynność + narzędzie, reprezentowaną w strukturze słowotwórczej/analitycznej przez morfemy leksykalne/kombinacje morfemów leksykalnych i słowotwórczych *kierow* i *taksówki* w języku polskim oraz *fahr* i *taxi* w języku niemieckim.

Baza onomazjologiczna może być realizowana nie tylko przez formanty, lecz także przez morfemy leksykalne, np. ***kurtka*** *skórzana* | *Leder**jacke***. Cechy onomazjologiczne zazwyczaj są werbalizowane poprzez morfemu leksykalne, z wyjątkiem zdrobnień, gdzie baza onomazjologiczna wyrażona jest za pomocą morfemu leksykalnego natomiast cecha za pomocą formantu *domek* | *Häuschen*.

2.3 Ekwiwalencja onomazjologiczna polskich i niemieckich jednostek nominacyjnych

Do porównania zjawisk językowych dwóch języków niezbędne jest wyznaczenie kryterium i wzajemnego przyporządkowania. W badaniach kontrastywnych kryterium takim jest zazwyczaj ekwiwalencja semantyczna. Wydaje się być oczywistym, że ustalając typy ekwiwalencji zarówno intra- (mając na uwadze serie nominacyjne) jak i interlingwalnej jednostek nominacyjnych jako tertium comparationis należy przyjąć wspólny dla danych jednostek ON.

W badaniach ekwiwalencji interlingwalnej struktur wieloczłonowych, np. frazeologizmów czy kolokacji wyróżnia się zazwyczaj dwa ogólne typy ekwiwalencji: ekwiwalencję całkowitą oraz ekwiwalencję częściową. Przyporządkowania par ekwiwalentów do tych typów dokonuje się na podstawie analizy zestawu kryteriów, wynikających z opisu cech i aspektów określonych fenomenów językowych. Mając na uwadze moje powyższe rozważania, zwłaszcza przyjętą definicję nominacji, w przypadku JN do kryteriów takich należy zaliczyć:

- strukturę onomazjologiczną (cechy onomazjologiczne wskazujące na motywy nominacyjne),
- modele nominacyjne (realizowane w odpowiednich strukturach gramatycznych),
- stosunek emocjonalny nominatora do ON (pozytywny, negatywny, neutralny)
- zamierzone reakcje u recypienta,
- zakwalifikowanie jednostek nominacyjnych do określonego socjolektu, języka fachowego itp.,
- leksykalizację JN.

Do typu ekwiwalencji całkowitej zaliczymy pary JN dwu języków, jeśli analizując powyższy katalog kryteriów, nie stwierdzimy między ekwiwalentnymi jednostkami różnic, np. *nauczyciel* | *Lehrer*.

Jeżeli natomiast ekwiwalenty wykazują różnice w jednym bądź wielu przyjętych kryteriach, mamy do czynienia z ekwiwalencją częściową, w której możemy wydzielić w zależności od różnic wiele podtypów. I tak na przykład ekwiwalenty *nauczyciel historii* | *Geschichtslehrer* różnią się modelem nominacyjnym, a są zbieżne w pozostałych kryteriach. Ekwiwalenty *facet od historii* | *Geschichtslehrer* różnią się strukturą onomazjologiczną, modelem nominacyjnym, stosunkiem emocjonalnym nominatora do ON, warstwą językową, leksykalizacja, a więc w prawie całym katalogu kryteriów.

Kryteria pomocne w wyodrębnieniu typów i podtypów ekwiwalencji należy ułożyć w hierarchii zależnej od celu badawczego. W naszych rozważaniach bez wątpienia najważniejszym z nich jest struktura onomazjologiczna.

2.4 Implikacje teorii nominacji w translacji

Jak zostało to już wspomniane, nominator poddaje analizie percepcyjno-mentalnej ON. Z wielu cech, które postrzega wybiera jedną, dwie lub więcej. Używając określonego modelu nominacyjnego, stara się wyrazić w JN wyodrębnione cechy, mając do dyspozycji JN zleksykalizowane bądź też tworząc okazjonalizmy.

Zadaniem tłumacza, który jest wpierw recypientem jest nie tylko zidentyfikowanie ON, lecz także odtworzenie na podstawie JN języka wyjściowego (L1) struktury onomazjologicznej, a z nią motywów nominacyjnych, a w następnym kroku – i tu tłumacz z recypienta staje się nominatorem, starając wyrazić się skonceptualizowane motywy nominacyjne w języku docelowym (L2).

			tłumacz	
	nominator L1 JN L1		JN L1 ← recypient L1	nominator L2→ JN L2
obiekt nominacyjny	analiza percepcyjno-mentalna ⇐⇐⇐⇐⇐	● wyodrębnienie motywów nominacyjnych ⇓ ● wybór struktury onomazjologicznej ⇓ ● wybór struktury gramatycznej	● identyntyfikacja obiektu nominacyjnego ● odtworzenie struktury onomazjologicznej i motywów nominacyjnych na pdstawie struktury gramatycznej	● wybór zleksykalizowanego ekwiwalentu o takiej samej lub zbliżonej strukturze onomazjologicznej lub ● utworzenie okazjonalnej jednostki nominacyjnej o takiej samej lub zbliżonej strukturze nominacyjnej

Spróbujmy prześledzić opisany proces na podstawie fragmentu tekstu autorstwa Klausa Bachmanna i jego tłumaczenia Agnieszki Milewskiej, które ukazały się w „Dialogu" nr 62–63 (2003):

ENDLICH DIE EUROPÄISCHE ENTE ERLEGT?	CZY POLSKA UPOLUJE WRESZCIE EUROPEJSKĄ KACZKĘ?
Grunddilemma der ***EU-Politik*** Polens: Wie kann man in einer erweiterten Union Solidarität und Gleichberechtigung unter einen Hut bekommen?	Podstawowy dylemat ***debaty europejskiej*** w Polsce: w jaki sposób pogodzić w zjednoczonej Europie solidarność z równouprawnieniem?
von Klaus Bachmann	*Klaus Bachmann*
Der frühere polnische ***Chefverhandler*** mit der EU, Jacek Saryusz-Wolski, hat den ***Beitritt zur Europäischen Union*** einmal mit einer ***Jagdszene*** verglichen, bei der der ***Kandidat*** von einem reitenden Pferd aus auf eine davonfliegende Ente schießt. Der Vergleich zielte darauf ab, dass Polen nicht nur das bestehende ***EU-Recht*** übernehmen müsse, sondern während es das tue, auch noch ständig neue Teile des "acquis communitaire" – also des gemeinsamen ***Rechtbestandes*** – dazukämen und sich das Ziel somit entferne, je näher man ihm komme. Man kann diesen Vergleich aber auch auf die polnische ***EU-Debatte*** beziehen, die ständig der Ente EU hinterher jagt, ohne sie einzuholen. Seit in Polen die ***EU-Debatte*** begonnen hatte, hinkt sie nämlich hinter der tatsächlichen Entwicklung der EU zurück.	Poprzedni ***główny negocjator*** Polski z Unią Europejską, Jacek Saryusz-Wolski porównał kiedyś ***proces przystępowania do UE*** do ***sytuacji z polowania na kaczki***, kiedy ***kraj kandydacki*** już gotów jest strzelić do ptaka, a ten wciąż odlatuje kawałek dalej. Porównanie to miało odnosić się do tego, że Polska nie tylko musi dostosowywać swoje ustawodawstwo do ***prawa Unii***, ale także w trakcie tego procesu przejmować wciąż nowe części acquis communitaire, w związku z tym w miarę przybliżania się do celu, on coraz bardziej się oddala. To porównanie pasuje jednak także do sytuacji ***debaty o UE*** w Polsce, której uczestnicy celują wciąż w kaczkę o nazwie Unia Europejska, a mimo to nie mogą jej ustrzelić. Od momentu bowiem, w którym rozpoczęła się ***debata na temat warunków przystąpienia Polski do UE***, kuleje ona gdzieś z tyłu za rzeczywistymi zmianami zachodzącymi we Wspólnocie.

Noch Mitte der neunziger Jahre gab es Abgeordnete, die während ***der integrationspolitischen Debatten*** im Sejm behaupteten, die EU sei eine rein wirtschaftliche Organisation, deren einziges Kriterium bei der Aufnahme neuer Mitglieder deren ***ökonomische Leistungsfähigkeit*** sei. Selbst direkt mit ***EU-Angelegenheiten*** befasste Regierungsbeamte wie der frühere Chef des Integrationskomitees, Ryszard Czarnecki, überlegten vor dem Vertrag von Amsterdam öffentlich, ob sie sich ***in der europäischen Debatte*** für "eine eng integrierte Union" oder einen "losen Staatenbund" aussprechen sollten. Die Mehrzahl jener 84 Prozent der polnischen Priester, die sich in der bekannten Umfrage des "Instituts für Öffentliche Angelegenheiten" für einen ***EU-Beitritt*** aussprachen, schwebte dabei eine EU als "Vereinigung unabhängiger Staaten" vor. Nur 14 Prozent waren für eine Föderation nach dem Vorbild der USA.	Jeszcze w połowie lat 90. można było w trakcie ***dyskusji nad integracją z UE*** z trybuny sejmowej w Polsce usłyszeć od posłów, że Unia jest zaledwie organizacją gospodarczą, dla której przy przyjmowaniu nowych członków liczy się jedynie ***czynnik ekonomiczny***. Sam Ryszard Czarnecki, dawniej minister kierujący Komitetem Integracji Europejskiej, czyli człowiek zajmujący się bezpośrednio ***sprawami europejskimi*****,** zastanawiał się publicznie przed szczytem w Amsterdamie, czy należałoby się opowiedzieć za "bardzo mocno zintegrowaną Unią", czy też raczej za "luźnym związkiem pojedynczych państw". Większość, dokładnie 84 procent, księży, którzy opowiedzieli się za ***przystąpieniem Polski do Unii Europejskiej*** w słynnym badaniu przeprowadzonym przez Instytut Spraw Publicznych wyobrażało sobie Unię jako "zrzeszenie niezależnych państw". Tylko 14 procent było za federacją na wzór USA.
Über die ***EU-Vorstellungen der Bevölkerung*** gibt es keine Untersuchungen, die **I*ntegrationsmodelle*** berücksichtigen. Dass die Vorstellung der Bevölkerung hinter der Realität der europäischen Integration herhinken, ist aber weder eine Spezialität Polens, noch der ***Kandidatenländer*** insgesamt, dieses ist auch eine Erscheinung in den ***EU-Mitgliedsländern***. Das legte zum Beispiel 1999 das Zentrale Statistikbüro der Niederlande in einer etwas hinterlistigen Umfrage offen. Es fragte, ob die Niederländer bereit wären, ihren ***Arbeitsmarkt*** für Ausländer zu öffnen. Nur ein Viertel sprach sich dafür aus, nicht wissend, dass der niederländische Arbeitsmarkt seit Jahren offen ist – und das nicht nur für ***EU-Bürger*** [...].	Wśród ***badań opinii publicznej na temat Unii Europejskiej***, brakuje tych uwzględniających różne ***modele integracji***. Fakt, że wyobrażenia o sytuacji w Unii mijają się wśród społeczeństwa z rzeczywistym obrazem Wspólnoty po rozszerzeniu nie jest jednak wyłącznie specjalnością polską, ani nawet ***krajów kandydackich***, jest bowiem zjawiskiem spotykanym także wśród ***państw członkowskich***. Ujawniło to na przykład w 1999 roku holenderskie Centralne Biuro Statystyczne publikując wyniki ankiety, w której zadano obywatelom Holandii, trzeba przyznać, dość podstępne pytanie. Mianowicie, czy byliby gotowi otworzyć ***rynek pracy*** dla obcokrajowców. Tylko jedna czwarta była za, zapominając, że holenderski rynek pracy od lat przyjmuje ***obcokrajowców*** i to nie tylko ***z krajów Wspólnoty*** [...].

Pierwszą parę wyodrębnionych ekwiwalentów tworzą *Chefverhandler* | *główny negocjator*. Nominator konceptualizując ON ma do dyspozycji zleksykalizowaną pierwotną JN L1 o strukturze onomazjologicznej: baza → człowiek/sprawca + złożona cecha onomazjologiczna czynność+sprawujący funkcję kierowniczą. Tłumacz identyfikując ON wybiera jako ekwiwalent zleksykalizowaną pierwotną JN o strukturze onomazjologicznej: baza → człowiek/sprawca + złożona cecha onomazjologiczna czynność+będący nadrzędnym. Jak widzimy występuje tu niewielka różnica w cesze

onomazologicznej, a funkcja tłumacza polega na identyfikacji ON prawidłowym doborze zleksykalizowanej JN L2.

Kolejną parę ekwiwalentów tworzą JN *Beitritt zur Europäischen Union* | *proces przystępowania do UE*. JN L2 składa się z bazy onomazjologicznej i cechy onomazjologicznej odbiorca. JN L2 posiada taką samą strukturę onomazjologiczną, przy czym jest ona inaczej zrealizowana na płaszczyźnie gramatycznej. Baza, wyrażona za pomocą zestawienia *proces przystępowania*, nie tylko przyporządkowuje ON do kategorii czynność, lecz także nazywa tę kategorię *procesem*, co wydaje się być zbędne. Cecha onomazjologiczna wyrażona jest poprzez skrótowiec UE, który w języku polskim – w odróżnieniu od języka niemieckiego, pod którego wpływem zapewne powstała polska forma – nie jest używany w modelach słowotwórczych i analitycznych.

W przypadku ekwiwalentów *Kandidat* | *kraj kandydacki* jasno widać jak tłumacz po identyfikacji ON postanowił przyporządkować mu w języku docelowym JN bardziej przejrzystą onomazjologicznie niż JN L1, gdzie baza przypisuje obiekt do innej kategorii, unikając personifikacji języka wyjściowego.

Z odwrotną sytuacją mamy do czynienia w przypadku JN *ökonomische Leistungsfähigkeit* | *czynnik ekonomiczny.* Mamy tutaj do czynienia z zawężeniem struktury onomazjologicznej wymuszonej prze z język.

W analizowanym tekście mamy również do czynienia z serią nominacyjna *EU-Debatte* | *debata o UE*, *EU-Debatte* | *debata na temat warunków przystąpienia Polski do UE*, *integrationspolitische Debatten* | *dyskusja nad integracją z UE*, *europäische Debatte* | ∅. Widzimy tu, jak ten sam ON realizowany jest w tekście przez takie same lub inne JN. Stanowi to nie lada wyzwanie dla tłumacza, który przejmuje strukturę onomazjologiczną L1, rozszerza ją, czy wręcz unika odpowiednika w tekście docelowym.

2.5 Wnioski

Podsumowując, należy podkreślić, że tłumacz, aby znaleźć lub utworzyć najbardziej adekwatne JN w języku docelowym, musi uświadomić sobie całą złożoność nominacji i znaleźć odpowiedzi na następujące pytania:

- „Do jakiego ON odnosi się nominator?"
- „Jakie motywy nominacyjne nim kierują?"
- „Jaką strukturę onomazjologiczną posiada JN L2?"
- „Jaką strukturę gramatyczną posiada JN L2?"
- „Czy nominator L2 posłużył się zleksykalizowaną JN czy też utworzył okazjonalną JN?"
- „Jak wyrazić te same motywy nominacyjne w języku docelowym?"
- „Czy istnieje w L2 zleksykalizowana JN o podobnej strukturze onomazjologicznej?"
- „Czy mogę, tworząc okazjonalną JN, rozszerzyć lub zawęzić strukturę onomazjologiczną?

- „Czy mogę/powinienem naruszyć reguły słowotwórcze lub syntaktyczne L2, starając się odzwierciedlić strukturę onomazjologiczną L1?"

Odpowiedzi na te pytania mogą ułatwić wybór ekwiwalentów JN, nie usuną jednak wszelkich trudności wynikających ze specyfiki nominacji językowej różnych języków.

Bibligrafia

Belentschikow, Renate (1985): Das Nominationskonzept als Ansatz im russisch-deutschen Sprachvergleich. W: Helwachs Dieter W. / Stütz, Irmgard (Ed.): *Sprache – Sprechen – Handeln. Akten des 28. Linguistischen Kolloquiums Graz 1993*. Tübingen: Niemeyer Verlag, 17–22.

Benson, Morton (1985): Collocations and Idioms. W: Ilson, Robert (Ed.): *Dictionaries, Lexicography and Language Learning*.. Oxford / New York / Toronto: Pergman Press, 61–68.

Blicharski, Michał (1981): Wybór struktury onomazjologicznej przy nominacji. W: Blicharski, Michał (Ed.): *Problemy nominacji językowej*. Tom 1.. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, 7–14.

Burger, Harald / Buhofer Annelies / Sialm, Ambros (Ed.) (19820: *Handbuch der Phraseologie*. Berlin / New York: de Gruyter.

Cyran, Maria (1981): Nominacja wtórna w tekstach rosyjskich i polskich. W: Blicharski, Michał (Ed.): *Problemy nominacji językowej*. Tom 1.. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, 7–14.

Eckert, Rainer (1971): Aspekte der kontrastiven Phraseologie. W: *Linguistische Studien*. Seria A, zeszyt 56, 74–79.

Feine, Angelika (2000): Benennungsausdrücke: Bildungsverfahren und Strukturen. W: Feine, Angelika / Żydek-Bednarczuk, Urszula (Ed.): *Beiträge zur Nomination im Deutschen und im Polnischen*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, 9–24.

Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Gładysz, Marek (2003): *Lexikalische Kollokationen in deutsch-polnischer Konfrontation*. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Księżyk, Felicja (2015): *Kollokationen im Zivilrecht Polens in den Jahren 1918–1945 mit besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Zivilgesetzbücher. Eine kontrastive Studie*. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Schippan, Thea (1992) *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Skorupka, Stanisław (1967): *Słownik frazeologiczny języka polskiego*. Tom 1–2. Warszawa: Wiedza Powszechna.

Smółkowa, Teresa (1989): *Nominacja językowa na materiale nazw rzeczownikowych*. Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich.

Wędrychowski, Rafał (1992): *Zum Problem der Äquivalenz in der kontrastiven Phraseologieforschung*. W: *Kwartalnik Neofilologiczny* 3, 213 – 227.

Abstract

Wybrane stałe związki wyrazowe w translacji

W niniejszym artykule podjęto próbę ustalenia typów interlingwalnej ekwiwalencji kolokacji oraz jednostek nominacyjnych polskich i niemieckich na podstawie wyodrębnionych uprzednio cech kolokacyjnych i nominacyjnych związków wyrazowych oraz rozważenie możliwości wykorzystania badań z zakresu teorii kolokacji i nominacji w praktyce translacyjnej.
Błędne tłumaczenie kolokacji, wynikające w dużej mierze z braku uświadomienia sobie występowania tego zjawiska przez tłumaczy, obniża wartość stylistyczną tłumaczonego tekstu beletrystycznego, a w przypadku tekstu fachowego może prowadzić nawet do niezgodności terminologicznych.
W przypadku jednostek nominacyjnych tłumacz musi uświadomić sobie całą złożoność nominacji oraz określić motywy nominacyjne i strukturę gramatyczną i onomazjologiczną jednostek nominacyjnych, by w następnym kroku odpowiedzieć sobie na pytanie, przy pomocy jakich struktur możliwe jest wyrażenie zbliżonych motywów w języku docelowym.

Słowa kluczowe

kolokacje, nominacja, ekwiwalencja

Abstract

Selected Fixed Expressions in Translation

This article attempts to determine the types of interlingual equivalents of Polish and German collocations and denomination units on the basis of previously identified collocational and denominational features of word compounds and to consider the possibility of using the conducted research from the field of collocational and denominational theory in translational practice.
Incorrect translation of collocations, resulting largely from the lack of awareness of this phenomenon by translators, reduces the stylistic value of the translated fictional text, and in the case of a professional text, it can even lead to terminological inconsistencies.
Regarding denominational units, the translator must be aware of the entire complexity of denomination and specify the denominational motives and the grammatical and onomasological structure of the particular denominational units in order to answer the question by which structures it is possible to express similar motives in the target language.

Keywords

collocations, denomination, equivalence

Dorota Szczęśniak (https://orcid.org/0000–0002–4002–4504)
Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Oszczerca i etyk: Karl Kraus o upadku epoki

Karl Kraus, jak nikt inny, wzbudzał wśród czytelników skrajne emocje. Frank Wedekind wypowiadał się o nim w pełnych uznania słowach nazywając go „najodważniejszym wojownikiem Austrii, walczącym jako etyk między duchami świata o moralne wartości".[1] Stefan Zweig doceniał jego „porażającą siłę artystycznego intelektu"[2], a Elias Canetti uznał go wprost za największego i najsurowszego człowieka żyjącego w ówczesnym Wiedniu[3]. Oponenci Krausa, wśród nich czołowy niemiecki krytyk teatralny Alfred Kerr, widzieli w nim natomiast „zgorzkniałego mizantropa" i „oszczercę"[4], który uderza w kiczowaty, moralizatorski ton.[5]

Kraus był austriackim głosem sumienia początku XX wieku. Jako pisarz, wybitny aforysta, dziennikarz i satyryk poddawał kończącą się epokę wielkiej monarchii austro-węgierskiej miażdżącej krytyce. Echa twórczości wiedeńskiego autora i jego agresywny, prześmiewczy wręcz demaskatorski ton zdają się pobrzmiewać po dzień dzisiejszy w literaturze europejskiej. Podobnie niewygodne pytania stawiają społeczeństwu inne złe ptaki literatury, kalające własne gniazdo jak Austriacy Werner Schwab i Josef Winkler czy Francuz Michel Houellebecq. Na listę spadkobierców radykalnej krytyki współczesnej rzeczywistości uprawianej przez Karla Krausa wpisują się niewątpliwie jego rodacy: *enfant terrible* literatury austriackiej Thomas Bernhard, literacka prowokatorka i noblistka Elfriede Jelinek. Jelinek sama zresztą uznała się za kontynuatorkę „wiedeńskiej tradycji krytyki języka Krausa"[6] i stwierdziła, że „wali w język,

---

1 Ludwig von Ficker (Hrsg.), *Rundfrage über Karl Kraus,* Innsbruck: Der Brenner-Verlag 1917, cyt. za: Mirko Nottscheid (Hrsg.): Karl Kraus – Frank Wedekind: Briefwechsel 1903 bis 1917. Würzburg 2008, S. 317f.

2 ibidem

3 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr*, Frankfurt/Main 1982, S. 66 f.

4 Wypowiedź Kerra zamieszczona w czasopiśmie *Berliner Tageblatt* dnia 21.12.1926. Por. Katharina Prager, Brigitte Stocker, *Karl Kraus Online,* Wienbibliothek im Rathaus , Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie 2015, https://www.kraus.wienbibliothek.at/content/karl-kraus-ca-alfred-kerr [dostęp 30.01.2020]

5 Kraus nie pozostał dłużny A. Kerrowi i nazywał go z kolei „nadętym jęczącym karłem". Konflikt między Kerrem a Krausem przybrał na intensywności, towarzyszyły mu wzajemne inwektywy, niekończące się oskarżenia i pozwy sądowe. Por. Caroline Kohn, *Karl Kraus*, Stuttgart 1966, S. 73–74.

6 Por. wywiad z Elfriede Jelinek, *Ich bin im Grunde ständig tobsüchtig über die Verharmlosung, Ein Gespräch mit Elfriede Jelinek,* w: Theater der Zeit, Mai/Juni 1996 [także: www.elfriedejelinek.com, dostęp: 30.01.2020]

póki nie wyśpiewa całej prawdy."[7] W literaturze polskiej na podobne Krausowi wyżyny akrybii językowej wspiął się w mistrzowskiej aforystyce Stanisław Jerzy Lec. Jego celne, ponadczasowe „Myśli nieuczesane" operują jednak, w odróżnieniu od Krausa, przede wszystkim subtelnym dowcipem i łagodnie żartobliwą ironią.

W Polsce Karl Kraus jest jednakże autorem nad wyraz słabo rozpoznawalnym.[8] Jedynym dziełem, które ukazało się drukiem, był wydany w 1975 roku nakładem Państwowego Instytutu Wydawniczego (PIW) mały wybór aforyzmów Karla Krausa w przekładzie Mariana Dobrosielskiego.[9] Kraus znany jest za to głównie wielbicielom teatru jako autor powstałego między 1915 a 1919 rokiem dramatu antywojennego „Ostatnie dni ludzkości". Kluczowe części tego ponad 800-stronicowego dzieła składającego się w oryginale z bagatela 220 luźno powiązanych ze sobą scen, wystawione zostały bowiem w 1997 roku w reżyserii Piotra Cieślaka na deskach Teatru Powszechnego im. Zygmunta Hübnera w Warszawie na podstawie tłumaczenia Jacka St. Burasa.[10]

O swojej działalności publicystyczno-literackiej Kraus pisał w jakże dla siebie charakterystyczny sposób pełen autoironii: „Ja i moja publiczność rozumiemy się doskonale: ona nie słucha tego, co ja mówię, a ja nie mówię tego, co ona chciałaby słyszeć."[11] Mimo tej szyderczej przestrogi autora splecionej z pewną dozą egocentryzmu, twórczość Krausa jest warta przybliżenia. Jest ona bowiem dowodem na to, że prowokatorska satyra operująca z jednej strony przesadą, wyolbrzymieniem i absurdem, a z drugiej sięgająca po błyskotliwe gry językowe okazuje się niezwykle skuteczną formą komentowania rzeczywistości i dokonywania bezlitosnego rozrachunku ze światem.

Z butelką atramentu w ręce na „czołgi nonsensu"

Kraus, jeden z najbardziej oryginalnych i krytycznych umysłów początku XX wieku, z chęcią wypowiadał się na różne tematy dotyczące życia intelektualnego, artystycznego oraz społeczno-politycznego okresu schyłku monarchii oraz I wojny światowej, nie szczędząc przy tym gorzkich słów i wyrzutów. W jednym z aforyzmów stwierdził nie bez ironii: „Stan, w którym żyjemy, jest prawdziwym końcem świata: ustabilizowanym."[12] Ten krytyczno-szyderski ton zauważalny jest

---

[7] Cyt. za: Monika Muskała, *Między Placem Bohaterów a Rechnitz. Austriackie rozliczenia,* Kraków 2016, s. 309.

[8] Cieszyć może natomiast pojawienie się pierwszej monografii w języku polskim poświęconej czasopismu Karla Krausa „Die Fackel" autorstwa Aleksandry Moniki Stepanów, w której autorka nie tylko obszernie analizuje samo czasopismo, ale także poświęca sporo uwagi biografii wiedeńskiego satyryka. Aleksandra Monika Stepanów, *Karl Kraus i jego czasopismo „Die Fackel"*, Warszawa 2016.

[9] Karl Kraus: *Aforyzmy*, Wybór, przekład, wstęp Marian Dobrosielski. Warszawa 1975.

[10] Polska prapremiera *Ostatnich dni ludzkości* miała miejsce 22 maja 1997 roku.

[11] Karl Kraus: *Aforyzmy*, s. 26.

[12] Ibidem, s. 65.

już w pierwszym eseju autora. W 1897 roku opublikował pamflet satyryczny „Die demolirte Literatur" (Zdemolowana literatura), w którym za cel krytyki obrał sobie bliskie mu grono, a więc austriackich pisarzy ówczesnego młodego pokolenia skupionych wokół wiedeńskiej kawiarni Griensteidl, m.in. Hermanna Bahra, Arthura Schnitzlera i Hugo von Hofmannsthala. Karl Kraus – podobnie jak czyni to później Thomas Bernhard w swojej „Wycince", gdy zasiadłszy to wygodnie w fotelu obserwuje przebieg „artystycznej kolacji" w domu małżeństwa Auersbergerów – rozprawia się ze znajomymi „po piórze" i sceptycznie spogląda z boku na środowisko, które tworzyło w okresie schyłku epoki mieszczaństwa. W mocnych słowach dystansuje się od literackiego dekadentyzmu i estetyzmu tzw. Młodego Wiednia, bez skrupułów zarzucając współczesnym mu pisarzom beztalencie, artystyczny narcyzm i kokieterię, a ich sztukę brutalnie uznając za irytującą „sztukę nerwów, która działa na nerwy."[13]

W początkowym etapie swojego życia pisarskiego pracował Kraus jako wiedeński korespondent prasowy dla „Breslauer Zeitung", a potem dla „Die Wage", które to czasopismo również współtworzył. Wkrótce porzucił jednak to zajęcie, gdyż zauważył, iż znacznie więcej czasu pochłania mu myślenie o tym, czego nie wolno mu przekazać czytelnikowi, aniżeli o tym, o czym właściwie powinien napisać. W tym kontekście później miał ironicznie zauważyć, iż „Satyry, które rozumie cenzor, słusznie są zakazane."[14] Aby zachować pozycję niezależnego publicysty, założył w 1899 roku własne czasopismo o profilu społeczno-literackim „Die Fackel" („Pochodnia"), gdzie publikował zazwyczaj mocno zjadliwe teksty w sposób krytyczny opisujące okres schyłku cesarstwa austro-węgierskiego. Początkowo na łamach „Die Fackel" pojawiali się również i inni autorzy (m.in. Georg Trakl, Oskar Wilde, Frank Wedekind czy też piszący w języku niemieckim Stanisław Przybyszewski oraz Tadeusz Rittner), jednakże od roku 1912 Kraus w imię walki o czystość języka zrezygnował ze współpracy z kimkolwiek i zdecydował się już na samodzielne przygotowywanie tekstów i wydawanie pisma jako dziennikarz, wydawca i redaktor w jednej osobie. Kraus wykonał wręcz tytaniczną pracę, gdyż w sumie ukazały się aż 922 numery „Die Fackel". Już jako jednoosobowe „kolegium redakcyjne", lub – operując może nieco bardziej nam współczesnymi kategoriami mediów internetowych – niezależny „blogger", nie wahał się Kraus obnażać grzechów ówczesnej prasy i dziennikarzy. Chciał, aby media były niezależną instancją. W kolejnych wydaniach „Die Fackel" krytykował dlatego korupcję, nepotyzm, ślepą pogoń za sensacją, manipulację wiadomościami, plagiaty i posługiwanie się stylistycznie niepoprawnym językiem, jakże znakomicie i nam znane także ze współczesnej prasy i stylu uprawiania dziennikarstwa. Karl Kraus, jako błyskotliwy inteligent, zdawał sobie zapewne sprawę z tego, jak beznadziejna jest to misja i dawał temu mocny wyraz choćby pisząc w 1923 roku

---

[13] "Es ist dies die Kunst der Nerven, von den Nerven auf die Nerven". Karl Kraus, Die demolirte Literatur, w: Karl Kraus, *Frühe Schriften, 1892–1900*, hrsg. von Johannes J. Braakenburg, Kösel, München, 1979, Band 2,1897–1900, s. 281.

[14] Karl Kraus, *Aphorismen,* hrsg. von Christian Wagenknecht, Frankfurt/ Main 1986, S. 224. Tłumaczenia aforyzmów z wydania niemieckiego pochodzą od autorki.

w wierszu „In diesem Land" (W tym kraju): „W tym kraju nikt inny nie staje się śmieszny,/ jak ten, kto mówi prawdę (…)."[15]

Tym bardziej godna podziwu jest wytrwałość i determinacja Karla Krausa, gdyż nie poddał się, mimo iż opiniotwórcza prasa wiedeńska skutecznie ignorowała jego obecność w życiu kulturalnym stołecznego miasta. Tę taktykę pomijania milczeniem jego działalności („Totschweigetaktik"[16]) również skomentował za pomocą sarkastycznego aforyzmu: „Można dostać megalomanii: tak bardzo jest się nie uznawanym."[17] Przeciwnicy Karla Krausa twierdzą, iż na tę twórczą niezależność i niezłomność mógł sobie pozwolić tylko dlatego, iż miał zagwarantowaną stabilną sytuację finansową. Wywodził się bowiem z jednej z wówczas najzamożniejszych rodzin w całej monarchii i utrzymywał się z zysków wypracowanych przez firmę ojca, który nota bene działał w przemyśle papierniczym i był – o ironio – głównym dostawcą papieru na potrzeby niemal wszystkich wiedeńskich gazet.[18]

Surową krytykę społeczeństwa schyłku epoki mieszczaństwa i wielkiej monarchii uprawiał Kraus nie tylko na łamach licznych numerów czasopisma „Die Fackel", ale także w ponad trzech tysiącach aforyzmów oraz trzydziestu kilku książkach. Warto tu zauważyć, iż krytyka ta nierzadko niosła ze sobą sporą dozę nienawiści, gdyż jak stwierdził Kraus: „Nienawiść musi czynić produktywnym. W przeciwnym razie rozsądniej jest od razu kochać"[19]. Dla pewnej orientacji w charakterze tej twórczości warto wymienić oprócz wspomnianej już „Die demolirte Literatur" (Zdemolowana literatura) jeszcze kilka tytułów: „Sittlichkeit und Kriminalität" (Obyczajowość a przestępczość)" (1902), „Heine und die Folgen" (Heine i następstwa) (1910), „Die letzten Tage der Menschheit" (Ostatnie dni ludzkości) (1922), „Literatur und Lüge" (Literatura i kłamstwo) (1929), „Die Sprache" (Język) (1937) oraz „Die Dritte Walpurgisnacht" (Trzecia noc Walpurgi) (1952).

Gdy rozum śpi, budzą się demony

„Trzecia noc Walpurgi", której tytuł nawiązuje do znanego z germańskiej mitologii sabatu czarownic na szczycie Brocken w górach Harzu, stanowi ciekawy przypadek w twórczości Krausa. Ten obszerny esej na temat ideologii i języka faszyzmu, a także hipokryzji elit bezkrytycznych wobec faszystowskiej ideologii, napisany został przez Karla Krausa wprawdzie zaraz po dojściu Adolfa Hitlera do władzy w 1933 roku, jednakowoż opublikowano go dopiero 16 lat po śmierci pisarza w latach pięćdziesiątych. Utwór rozpoczyna Kraus prowokacyjnym stwierdzeniem: „Mir fällt zu Hitler nichts

[15] "In diesem Land wird niemand lächerlich,/ als der die Wahrheit sagte (…)." Karl Kraus, *Die Fackel,* Nr. 622–631, S. 2.

[16] O taktyce pomijania miliczeniem twórczości Krausa pisze m.in. Wilma Abeles Iggers, *A Vienese Critic of the Twentieh Century*, The Hague 1967, S. 117.

[17] Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 26.

[18] Por. Sigurd Paul Scheichl, *Karl Kraus*. w: Hartmut Steinecke (Hrsg.), *Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts.* Berlin 1994, S. 123 oraz Paul Schick, *Karl Kraus*. Reinbek 1989, S. 12–13 oraz S. 37.

[19] Karl Kraus, *Aphorismen*, S. 270

ein”[20] (Na temat Hitlera nic nie przychodzi mi do głowy), po którym w wirtuozerski sposób rozprawia się z hitleryzmem, wskazuje na niebezpieczeństwo radykalizmu i antycywilizacyjny charakter ideologii NSDAP. Do tego utworu Krausa odnosi się kilka dekad później Elfriede Jelinek i mówi, że to właśnie Kraus okazał się jednym z lepszych analityków, który wystawił trafną diagnozę społeczeństwu austriackiemu wciąż w skrytości sympatyzującemu z radykalnym prawicowym populizmem.[21]

W 1933 roku pisze Kraus też zaskakujący wiersz, w którym deklaruje swoje absolutne milczenie w obliczu brutalności i bezwzględności współczesnego świata. Wyraża w nim wątpliwość, czy język jest w ogóle zdolny odzwierciedlić taką rzeczywistość. Utwór kończy wersem: „Słowo umarło, gdy ów świat się obudził”.

Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.
Ich bleibe stumm;
und sage nicht, warum.
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
Kein Wort, das traf;
man spricht nur aus dem Schlaf.
Und träumt von einer Sonne, welche lachte.
Es geht vorbei;
nachher war’s einerlei.
Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.[22]

Jean Améry (1912–1978), austriacki pisarz i więzień obozów koncentracyjnych, wyjaśnia, iż Kraus sformułował owo zdanie przede wszystkim jako „obrońca metafizycznego ‘słowa’”, a „słowo umiera wszędzie tam, gdzie jakaś rzeczywistość zawłaszcza wszystko.”[23] W obliczu ówczesnej sytuacji politycznej Wiedeńczyk Karl Kraus jest gotów skapitulować poprzez zaniechanie dalszej działalności pisarskiej. Wielu zwolenników pisarza czuje się wówczas zawiedzionych, wręcz zdradzonych, tym bardziej, że właśnie wtedy, gdy światu potrzebny był ostry, bezpardonowy głos satyryka, on milknie. Rok później autor wyjawia na łamach „Die Fackel”, że w sytuacji terroru tego typu literacka prowokacja i bunt niosłyby zbyt duże zagrożenie nie tyle dla jego życia co innych. W konfrontacji z wcielonym złem satyra była według Krausa nieadekwatną formą wypowiedzi. Wynaturzonej rzeczywistości nie można jeszcze bardziej zdeformować, nawet w sposób karykaturalny, ponieważ „przemoc nie jest obiektem polemiki a szaleństwo przedmiotem satyry”.[24] W tym więc przypadku

---

[20] Karl Kraus, *Die Dritte Walpurgisnacht*, Frankurt/Main 1989, S. 10

[21] Elfriede Jelinek, *Die Schweigenden,* Der Standard, 16. 2. 1995, S. 29

[22] Proszę nie pytać, co robiłem przez cały ten czas./ Będę nadal milczeć;/I nie powiem, dlaczego./ Cisza panuje, gdyż runęła ziemia./ Brakuje właściwego słowa;/ Można mówić tylko o tym co się prześniło./ Marzyć o roześmianym słońcu./ Czas mija;/ później będzie to bez znaczenia./ Słowo umarło, gdy ów świat się obudził.// – tłumaczenie autorki. Karl Kraus, *Gedichte*, Frankfurt/Main 1989, S. 636.

[23] Jean Améry, *Poza winą i karą. Próby przełamania pojęte przez złamanego.* Tłum. R. Turczyn. Kraków 2007, S. 61

[24] Karl Kraus: Die Fackel, nr 890–905, s. 26.

prorocze wieszczenie i mistrzowsko wyrażone negatywne emocje wiedeńskiego twórcy wobec nadchodzącego zła nowej epoki, prowadzącego w efekcie do apokalipsy kolejnej wojny światowej, trafiły po prostu do szuflady w momencie, gdy ich publikacja potencjalnie mogłaby rozbudzić sumienia być może nie tylko elit intelektualnych.

Co prawda Karl Kraus nie dożył II wojny światowej, ale i tak, jak zauważa Stefan Rieger „wygrał ją poniekąd z góry, intelektualnie i moralnie, wszystko w zasadzie przepowiadając."[25] Jest to jednak – jak się zdaje – jedynie pyrrusowe zwycięstwo. Tak oto satyra przegrywa z demonami historii. Karl Kraus, który jeszcze w czasie I wojny światowej za swoje pacyfistyczne poglądy doświadczył częstych konfiskat pisma „Die Fackel", całkowicie zaprzestaje w 1933 roku wydawania drukiem swoich prac. Mamy tu zatem do czynienia z ewidentnym kryzysem autora, nie tyle twórczym, bo Kraus pisał aż do śmierci, co ideologicznym.

Jakie pytania zaprzątały wówczas głowę autora? Czy na przykład: czy taką rzeczywistość da się jeszcze bardziej zdeformować a ludzka egzystencja może osiągnąć jeszcze bardziej absurdalny wymiar? Czy ironia, szyderstwo, posługiwanie się kategoriami analitycznymi mogą być odpowiednimi narzędziami do walki z katastrofą cywilizacyjną? Czy w obliczu katastrofy cywilizacyjnej nie lepiej od razu odpowiedzieć rejteradą, strajkiem generalnym i dezercją, zamiast stwarzać przestrzeń do jej błyskotliwej analizy i krytyki? Kraus jeszcze w okresie I wojny światowej twierdził bowiem, że „Wypowiadanie teraz swoich poglądów ma albo jako przesłankę, albo jako skutek brak głowy."[26] A może był to po prostu strach… Los okazuje się jednak łaskawy dla satyryka. Jego przedwczesna śmierć w 1936 roku wspaniałomyślnie oszczędza mu bowiem doświadczenia okropieństw II wojny światowej, a więc przepowiedzianej przez niego upiornej apokalipsy i końca dawnego porządku. Autor nie musiał więc zostać poddany próbie zmierzenia się z jednym z największych horrorów w historii ludzkości.

Infelix Austria?

Reakcje na działalność publicystyczną i literacką Krausa, były – jak już wspomniano – skrajnie różne: Współcześni obdarzali go jednocześnie uwielbieniem i nienawiścią. Z jednej strony Kraus wychwalany był jako nie tyle poszukiwacz prawdy co raczej tropiciel kłamstw[27] oraz surowy sędzia[28] rzeczywistości społeczno-kulturalnej schyłku

[25] Stefan Rieger, *Karl Kraus, książę antydziennikarstwa*, Radio France Internationale 2005, http://www1.rfi.fr/actupl/articles/122/article_10028.asp [dostęp 2.02.2020]

[26] Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 64.

[27] „Nie jest poszukiwaczem prawdy lecz kłamstw. Kłamstwo odkrywa jednakże w każdym nagromadzeniu rzeczy twórczych i nietwórczych. [...]. Atakujący zawsze jest obrońcą" – tak pisał Sigismund von Radecki (1891–1970) w uzasadnieniu do Nagrody Nobla z dziedziny literatury dla Krausa. Kraus został trzykrotnie (w latach 1926, 1928 i 1930) zaproponowany przez profesorów paryskiego Collège de France do Nagrody Nobla. Nagroda nigdy nie została mu przyznana. Por. Hans Weigel, *Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht*. *Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks,* Wien 1986, S. 249.

[28] Sibylle Mulot (Hrsg.), *Von Wien nach Hollywood. Erinnerungen an Gina Kaus*, Los Angeles u.a**.** 1990, S.126.

monarchii austro-węgierskiej, z drugiej strony twórczość tego – jak go określano „zaślepionego wizjonera“[29] czy też „nienawidzącego samego siebie” („Selbsthasser”[30]) – była konsekwentnie ignorowana przez wiedeńskie kręgi literacko-artystyczne oraz austriacką prasę. Poprzez swą radykalną krytykę Kraus burzył bowiem idylliczny obraz monarchii Habsburgów[31] i kwestionował starannie pielęgnowany, czarujący mit 'felix Austria'. Wyśmiewał się bezlitośnie z monarchistycznej dumy Austriaków połączonej z mało oświeconym intelektem, pisząc, iż Austria to kraj, w którym słońce nigdy nie wschodzi.[32] Parodiował tym samym znane powiedzenie arcyksięcia Austrii Karola V Habsburga z XVI wieku, że jego imperium jest tak rozległe, iż słońce nigdy w nim nie zachodzi.

Swe krytyczne rozważania o Austrii pisarz rozpoczął od ujawnienia wszystkich sił winnych jego destrukcji. Za głównego winnego uznał Kraus prasę, jej reportaże oraz język. Bez pardonu naśmiewał się – cytując jeden z rozdziałów jego zbioru aforyzmów – z „dziennikarzy, estetów, polityków, psychologów, głupków i naukowców” oraz ostro rozprawiał się z kołtunerią mu współczesnych. To właśnie w krótkich, dowcipnych i sarkastycznych aforyzmach Krausa, niczym w soczewce skupiają się myśli satyryka o niezwykłej intelektualnej i stylistycznej urodzie. Większość przesyconych satyrą aforyzmów Krausa ma początek w języku: powstają z języka, sam język, czy to urywek rozmowy, cytat z gazety, czy też przysłowie – służy Krausowi za bazę do krytyki języka i równocześnie krytyki myślenia mu współczesnych. Ponieważ język jest w mniemaniu Krausa organizmem, żywą istotą, względnie początkiem każdego działania („Co żyje z materii, umiera przed materią. Co żyje w języku, żyje z językiem.“[33]), dlatego jego krytyka języka jest równocześnie krytyką czasu i mentalności. Kraus przypisywał językowi dominującą rolę. Nie traktował go jako medium przekazu informacji lecz jako samo źródło myśli. „Język jest matką a nie służebnicą myśli”[34] oraz „Język niech będzie różdżką wykrywającą źródła myśli.”[35] – pisał. Właśnie poprzez krytykę języka rozprawiał się Kraus ze swoim czasem i odchodzącą epoką: Ganił styl pisania i myślenia dziennikarzy, zaniedbania języka w czasie I wojny światowej, manipulację języka i dwulicowość instytucji Kościoła, krytykował ludzi oraz liczne nadużycia wiedeńskiego mieszczaństwa takie jak nepotyzm, zakłamanie i korupcja.

Prasie zarzucał Kraus przede wszystkim jej komercyjny charakter. Wskazywał na zależności pomiędzy prasą a sponsorami, którymi byli zarówno politycy, finansiści

---

[29] Fritz J. Raddatz, *Der blinde Seher Karl Kraus*. w: Franz Schuh, Juliane Vogel (Hrsg.), *Die Belagerung der Urteilsmauer. Karl Kraus in Zerrspiegel seiner Feinde.* Österreichische Staatsdruckerei 1986, S. 179.

[30] „Jüdischer Selbsthasser” – tak Karla Krausa nazywał w odniesieniu do jego żydowskiej tożsamości niemiecki filozof kultury również pochodzenia żydowskiegoTheodor Lessing (1872–1933). Por. Harry Zohn, *Karl Kraus,* Frankfurt/ Main 1970, S. 20.

[31] Claudio Magris, *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur.* Wien 2000, S. 281.

[32] Karl Kraus, *Die Fackel*, nr 1, s. 3.

[33] Karl Kraus, *Aphorismen*, S. 235.

[34] Ibidem

[35] Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 47.

jak i ogłoszeniodawcy. Niejednokrotnie podkreślał wysoce merkantylne nastawienie prasy do sztuki relacjonowania faktów. W swoim czasopiśmie przytacza Kraus wypowiedź Moriza Benedikta, redaktora naczelnego jednej z największych gazet wiedeńskich „Neue Freie Presse" (Nowa Wolna Prasa): „Tu ma pan nagłówek gazety NFP – to musi pozostać. Wszystko inne można dostać za gotówkę."[36] Kraus gardził taką prasą i wskazywał na częste sytuacje, w których podupada etos dziennikarski, jak np. pogoń za sensacją czy plagiat. Ten ostatni grzech prasy sarkastycznie ujął w dwóch aforyzmach w sposób następujący: „Na początku nie było plagiatu"[37] i „Własne myśli nie zawsze muszą być nowe. Ale kto ma nową myśl, może ją łatwo mieć od kogoś innego."[38]

Kraus napiętnował nie tylko kwestię powiązań komercyjnych prasy, lecz wskazywał na zgubne możliwości oddziaływania prasy na społeczeństwo. W jednym ze swoich aforyzmów znakomicie ujął istotę tego problemu: „Co wydrukowano jednego jedynego dnia w ciągu ostatnich pięćdziesięciu lat, zrobiło więcej na niekorzyść kulturze, niż wszystkie dzieła Goethego dla kultury."[39] Obawiał się negatywnego wpływu prasy na odbiorców, twierdził, że prasa może zniszczyć zdolność do samodzielnego myślenia, gdyż czytelnikom oferuje już gotowe opinie. Był więc jednym z pierwszych, którzy dostrzegli niszczącą bądź kreującą moc dziennikarstwa, na określenie których my używamy obecnie modnych pojęć typu „prawda alternatywna" czy „post-prawda". W związku z tym, że zadaniem prasy jest przekazywanie informacji, każdy dobór pewnych informacji, a przemilczenie innych był według Krausa manipulacją i okłamywaniem społeczeństwa. Wskazywał na następującą zależność: jeżeli prasa informuje tylko o niektórych wydarzeniach, to do świadomości czytelników docierają tylko opisane w gazecie wydarzenia, w związku z tym zdarza się tylko to, co jest w gazecie. Reszta nie istnieje.

Wspomniany problem uwidocznił się w szczególności w czasie I wojny światowej, kiedy prasa miała – według autora – funkcję nie tylko opinio- ale również historiotwórczą. To sprawozdania prasowe prowokowały wydarzenia. Kraus ironicznie konstatował zatem: „Jak rządzi się światem i prowadzi go do wojen? Dyplomaci okłamują dziennikarzy, a gdy przeczytają te kłamstwa w gazetach, zaczynają w nie wierzyć."[40] W czasie wojny na równi obwiniał prasę, polityków i Kościół, że nie potrafią skutecznie jej przeciwdziałać, a niejednokrotnie czerpią z wojny korzyści bądź czysto materialne, bądź polegające na wzmocnieniu ich wizerunku. Podawał przykłady dwulicowej działalności różnych środowisk, w tym polityków, którzy pod zawoalowanym kłamstwem o konieczności wojny w celu obrony państwa pragnęli ukryć prawdziwą jej przyczynę, mianowicie ekspansję gospodarczą. Ze sporą dozą sarkazmu wykazywał zatem, że wojna warunkowana jest czynnikami ekonomicznymi: „Cóż to za mitologiczny chaos? Od kiedy to Mars jest bogiem handlu,

[36] Karl Kraus, *Die Fackel*, nr 277, s. 9.
[37] Karl Kraus, *Aphorismen*, S. 328.
[38] Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 57.
[39] Karl Kraus, *Aphorismen*, S. 340.
[40] Ibidem, S. 381.

a Merkury bogiem wojny?”[41] Demaskował także ludzi Kościoła, którzy z zapałem święcili broń i z bożym błogosławieństwem wysyłali żołnierzy na front. Jak ujął to Kraus w jednym z aforyzmów: „Kler i wojna: I płaszcz miłości bliźniego można wywieszać zgodnie z wiatrem.”[42] Zarzucał prasie i dziennikarzom, że dla nich śmierć i okrucieństwa wojenne były jedynie pożywką i źródłem chwytliwych tematów. Autora oburzały motywowane tylko zyskiem finansowym masowo rosnące nakłady gazet, jak również druk dodatków oraz wydań specjalnych, w których dziennikarze informują o działaniach wojennych.

Kraus protestował nie tylko przeciwko temu co drukowała prasa, ale również jak było to sformułowane. Skarżył się więc: „Ludzie nie rozumieją po niemiecku; a po dziennikarsku nie umiem im tego powiedzieć”[43]. Jego krytyka społeczeństwa miała zatem swe korzenie w krytyce języka, a była możliwa dzięki wirtuozerskim umiejętnościom posługiwania się nim. Czas, w którym przyszło mu żyć, pojmował Kraus, jako ten, w którym forma, styl i atmosfera tekstu są ważniejsze, niż jego treść, co miało stanowić absolutny dowód na upadek wartości poprzednich epok. W przypadku prasy, Kraus często podkreślał przepaść pomiędzy treścią i formą artykułu. Język dziennikarzy był w jego mniemaniu formą bezmyślną, gdyż jak ironicznie stwierdził: „Nie mieć żadnej myśli a potrafić ją wyrazić – oto jak zostaje się dziennikarzem”[44] oraz „Pisać felieton to tyle co kręcić loki na łysinie”[45]. Aforyzmy te nie są tylko krytyką braku precyzji przy formułowaniu myśli, autor zawiera w nich także zarzut zbytniej gadatliwości i przesadnego bełkotania skierowany pod adresem dziennikarzy. Jego zdaniem dziennikarze porzucają coraz bardziej ich główne zadanie przekazywania informacji i siłę swą wykorzystują na prezentację wydarzeń jako własnych refleksji, odczuć, nastrojów. W związku z tym zarzuca Kraus dziennikarzom, że wiążąc informację z refleksjami ci, ani nie informują, ani nie zmuszają czytelników do przemyśleń.

Kraus był nieprzejednanym krytykiem korupcji prasy, ostrzegał przed niebezpieczeństwem manipulacji mas przez prasę i kwestionował kompetencje i etos zawodowy dziennikarzy. Dziś jego krytyka mediów nie byłaby zapewne wystarczająco radykalna. Współcześnie śmiało mógłby wystąpić przeciwko magnatom prasowym, którzy swój kapitał ulokowali nie tylko w prasie, ale też w radiu, telewizji czy w Internecie. Z mieszanymi uczuciami obserwował Kraus nadejście ery radia. Wprawdzie miał nadzieję, że to nowe medium zniszczy potęgę i moc działania prasy, jednakże obawiał się, że radio przejmie te sfery działania, które do tej pory nie były uwzględnione przez prasę.

Spektrum satyry Krausa było bardzo szerokie. Z pogardą odnosił się do polityki i polityków każdego szczebla. Trudno nie oprzeć się pokusie zacytowania chociaż kilku jego aforyzmów, w których krótko i rzeczowo, bez marnotrawstwa czasu i miejsca

---

41 Ibidem, S. 384
42 Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 60.
43 Karl Kraus, *Aphorismen*, S. 165.
44 Ibidem, S. 212.
45 Karl Kraus, *Aforyzmy*, s. 45.

wytykał współczesnym mu elitom władzy nieudolność kierowania państwem i przestrzegał przed wszelkimi próbami pogwałcenia wolności obywatelskich:

„Prusy: swoboda ruchu z kagańcem na ustach. Austria: izolatka, w której wolno krzyczeć."[46]

„Dobre poglądy same w sobie są bezwartościowe. Ważne jest, kto je posiada."[47]

„Istnieją w państwie osobistości, o których nic więcej nie wiadomo prócz tego, że nie wolno ich obrażać."[48]

Przede wszystkim napominał jednak, że państwo nigdy nie może być strażnikiem moralności swoich obywateli:

„Moralność to tendencja do wylewania dziecka z kąpielą"[49]

„O sprawach życia seksualnego nie należy mówić na ulicy. Należy je przeżywać i kształtować, lecz nie mówić o nich."[50]

Pułapki współczesności

Satyry Krausa z lekkością i ciętą ironią trafnie reagują na intelektualny, kulturalny i społeczny klimat Wiednia przełomu wieków XIX i XX, klimat wciąż przesycony mitem „felix Austria", wciąż jakby nieświadomy rychłego schyłku wielkiego imperium i wartości mieszczańskich. Można je czytać jednak inaczej, jako sformułowania o charakterze uniwersalnym, które da się zrozumieć bez odniesień do konkretnego czasu i konkretnych wydarzeń. Wtedy z niepokojem przyjdzie nam stwierdzić, iż to co Kraus przed ponad stu laty sarkastycznie wytykał swoim współczesnym, jest dziś niestety nadal aktualne w obliczu kryzysu, a być może i schyłku, ery dominacji tzw. świata zachodniego, opartego na szeroko pojętych wartościach chrześcijańskich i demokracji liberalnej. Satyra Krausa jest więc może także świadectwem niesłabnącej ułomności i niedojrzałości natury ludzkiej, zbyt szybko ulegającej złudzeniom, wciąż podatnej na manipulacje, bezkrytycznie przyjmującej wygodne sądy, bądź akceptującej tani populizm i hołdującej konsumeryzmowi. Współczesność przygotowała dla ludzkości inne pułapki. Swą ufność pokładamy już wprawdzie nie w mediach papierowych, ale w technologiach cyfrowych. Zatrważający natłok informacji nie pozwala na ich weryfikację, dogłębną, rozważną analizę, a środki masowego przekazu nadal epatują trywialnością i powierzchownością. Łatwe propozycje mediów sprzyjają poddawaniu się intelektualnemu lenistwu. Postęp technologiczny wciąż nie idzie w parze z rozwojem etycznym. Wczytujmy się więc w satyryczne teksty Karla Krausa uważnie, bo poprzecinane ironią, ciętym dowcipem, sarkazmem, błyskotliwe sformułowania tego niepokornego umysłu mogą się okazać istotnymi refleksjami dotykającymi

[46] Ibidem, s. 34.
[47] Ibidem, s. 41.
[48] Ibidem, s. 14.
[49] Ibidem, s. 18.
[50] Ibidem, s. 49.

także spraw najważniejszych: uniwersalnych wartości czy sensu istnienia. Zatem na koniec moralizująco-prześmiewcza przestroga satyryka:

„Istnieje pewna idea, która kiedyś spowoduje prawdziwą wojnę światową: że Bóg nie stworzył człowieka jako konsumenta i producenta. Że środki potrzebne do życia nie są celem życia. Że żołądek nie powinien przerastać głowy. Że życie nie jest uzasadnione wyłącznie robieniem pieniędzy. Że człowiek żyje w czasie, by mieć czas, i po to, by nie osiągał danego celu nogami, zanim nie dojdzie tam sercem."[51]

Bibliografia

Canetti, *Elias: Die Fackel im Ohr*, Frankfurt/Main 1982

Iggers, Wilma Abeles: *A Vienese Critic of the Twentieh Century.* The Hague 1967

Jean Améry: *Poza winą i karą. Próby przełamania podjęte przez złamanego.* Tłum. R. Turczyn. Kraków 2007

Jelinek, Elfriede: *Die Schweigenden,* w: Der Standard, 16.2.1995

Jelinek, Elfriede: *Ich bin im Grunde ständig tobsüchtig über die Verharmlosung.* w: Theater der Zeit, Mai/Juni 1996

Kohn, Caroline: *Karl Kraus*. Stuttgart 1966

Kraus, Karl: *Aforyzmy*. Wybór, przekład, wstęp Marian Dobrosielski. Warszawa PIW 1975

Kraus, Karl: *Aphorismen*. Hrsg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt/ Main 1986

Kraus, Karl: *Die Dritte Walpurgisnacht*. Frankfurt/Main 1989

Kraus, Karl: *Die Fackel.* Reprint in 12 Bänden mit einem Personenregister von Franz Ögg, Frankfurt/ Main 1977

Kraus, Karl: *Frühe Schriften, 1892–1900*, Band 2, 1897–1900, Hrsg. von Johannes J. Braakenburg, München 1979

Kraus, Karl: *Gedichte*. Frankfurt/Main 1989

Magris, Claudio: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur.* Wien 2000

Mulot, Sibylle (Hrsg.): *Von Wien nach Hollywood. Erinnerungen an Gina Kaus*. Los Angeles u.a**.** 1990

Muskała, Monika: *Między Placem Bohaterów a Rechnitz. Austriackie rozliczenia.* Kraków 2016

Nottscheid, Mirko (Hrsg.): *Karl Kraus – Frank Wedekind: Briefwechsel 1903 bis 1917.* Würzburg 2008

Prager, Katharina; Stocker, Brigitte: *Karl Kraus Online,* Wienbibliothek im Rathaus , Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie 2015, https://www.kraus.wienbibliothek.at/content/karl-kraus-ca-alfred-kerr

Raddatz, Fritz J.: *Der blinde Seher Karl Kraus*. w: Franz Schuh, Juliane Vogel (Hrsg.): *Die Belagerung der Urteilsmauer. Karl Kraus in Zerrspiegel seiner Feinde.* Österreichische Staatsdruckerei 1986

Rieger, Stefan: *Karl Kraus, książę antydziennikarstwa.* Radio France Internationale 2005, http://www1.rfi.fr/actupl/articles/122/article_10028.asp

[51] Ibidem, s. 61.

Scheichl, Sigurd Paul: *Karl Kraus.* w: Hartmut Steinecke (Hrsg.): *Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts.* Berlin 1994
Schick, Paul: *Karl Kraus*. Reinbek 1989
Stepanów, Aleksandra Monika: *Karl Kraus i jego czasopismo „Die Fackel"*, Warszawa 2016
Weigel, Hans: *Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht. Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks,* Wien 1986
Zohn, Harry: *Karl Kraus,* Frankfurt/ Main 1970

Słowa kluczowe

Karl Kraus, satyra, nowoczesne społeczeństwo

Abstract

An Ethicist and a Callumniator: Karl Kraus on the Decline and Fall of an Era

The primary aim of the paper is the analysis of Karl Kraus' satirical statements on early 20th century Austria. A particular attention is focused on his fierce criticism of the press and its purely materialistic attitude to reporting current events, as well as on his condemnation of the language and spiritual condition of Austrian society. In addition, Kraus' reactions to Hitler's coming to power in 1930s are discussed. The paper also points to the impact of Kraus on the modern discourse pertaining to language and culture.

Keywords

Karl Kraus, satire, modern society

Marek Krawiec (https://orcid.org/0000–0001–6584–1976)
Wielkopolska Wyższa Szkoła Społeczno-Ekonomiczna, Środa Wielkopolska
Magdalena Lipiejko (https://orcid.org/0000–0001–6127–1347)
Wielkopolska Wyższa Szkoła Społeczno-Ekonomiczna, Środa Wielkopolska

Zastosowanie oraz rola bajek i baśni w nauczaniu języka obcego dzieci w wieku wczesnoszkolnym – wskazania studentów kierunku pedagogiczno-językowego

1. Wstęp

Bajki i baśnie oraz niezwykła atmosfera, jaką tworzą, stanowią bardzo atrakcyjny materiał, który pozytywnie wpływa na dzieci oraz ich rozwój. Z tego też względu zastosowanie ich na zajęciach językowych w klasach I-III szkoły podstawowej wydaje się być jak najbardziej zasadne. Żeby jednak dzieci mogły odpowiednio z nimi pracować, warto wykorzystać różnego rodzaju narzędzia dydaktyczne, które w połączeniu z tekstami narracyjnymi jakimi są bajki i baśnie, aktywnie i trwale wspomagają naukę dzieci, rozwijając w następstwie ich rozmaite umiejętności oraz gwarantując im szereg niezapomnianych wrażeń.

Dzieci żyjące w dzisiejszych czasach spotykają na swojej drodze wiele trudności, które muszą pokonać. Wśród nich jest zbyt duża ilość bodźców i informacji, jaka codziennie dociera do nich, co często powoduje, że stają się one zagubione oraz odczuwają brak pewności siebie. Wtedy z pomocą przychodzą im bajki i baśnie, które pełnią w życiu dziecka różnorakie funkcje, od informującej, poprzez uspokajającą, aż do kreującej wyobraźnię. Ich olbrzymią wartością są morały, jakie z nich płyną. Pokazują one bowiem, iż walka z przeciwnościami losu jest nieunikniona, wskazują na istotne cechy charakteru, będące cnotami człowieka oraz, że w trudnych chwilach zawsze możemy liczyć na pomoc bliskich nam osób. Bajki i baśnie są tak naprawdę swoistym drogowskazem dla najmłodszych, gdyż uczą radzić sobie z życiem codziennym i tłumaczą problemy, jakie spotyka człowiek na swojej drodze. Pomagają także rozwijać osobowość dziecka oraz stanowią dla niego przydatne narzędzie adaptacyjne (Furmanowska 2014: 78; Iluk 2002: 105; Jakubczyk 2013: 250; Kowalska 2014: 89). Należy także pamiętać o ich znaczeniu w doskonaleniu różnego rodzaju umiejętności językowych, na co zwraca szczególną uwagę niniejsze opracowanie.

2. Bajki i baśnie w edukacji językowej dzieci

Bajki i baśnie są znane i lubiane chyba przez wszystkie dzieci. Ze względu na ich przystępny język oraz ciekawą fabułę coraz częściej wykorzystuje się je na zajęciach językowych w początkowych etapach edukacyjnych. Stają się one nieodzownym elementem zajęć w przedszkolach i szkołach, ponieważ bardzo pozytywnie wpływają na rozwój poznawczo-intelektualny młodych ludzi oraz dostarczają odpowiednich podstaw do komunikowania się oraz wymiany poglądów na różne tematy (Gładysz 2014: 4). Prezentowane i omawiane na lekcji w rozmaitych formach (np. graficznej, audialnej lub audio-wizualnej) przyczyniają się do doskonalenia umiejętności językowych młodych ludzi, na co wskazują badania prowadzone m.in. przez J. Gładysz (2014), A. Horyzę (2012), I. Iluka (2002), T. Konderak (2012), U. Kropaczewską (2017), M. Pamułę (2009) oraz wielu innych uznanych w tej dziedzinie pedagogów.

Rozpatrując ich znaczenie w kontekście edukacji językowej, warto podkreślić, iż bajki i baśnie rozwijają przede wszystkim umiejętność słuchania oraz rozumienia tekstów. Pracując z bajkami i baśniami, dziecko ma możliwość osłuchania się z językiem oraz poznania wybranych struktur leksykalno-gramatycznych, co w konsekwencji pozwala mu na odpowiednie, chociaż jeszcze nieświadome, przyswojenie sobie prawidłowych wzorców językowych. Nie ma tutaj jednak mowy o jakiejkolwiek analizie tekstu pod kątem leksykalno-gramatycznym, gdyż najmłodsi uczniowie raczej przyswajają w czystej postaci to, co słyszą i w ten sposób rozwijają swoje zdolności językowe. Zamiast skupiania się na dogłębnej analizie mają możliwość m.in. reagowania „całym ciałem" na to, co prezentuje im się w danym tekście (Horyza 2012: 73).

Mając na uwadze rolę bajek i baśni w procesie glottodydaktycznym, należy wskazać, iż w naturalny sposób rozwijają one w dziecku chęć produkowania dźwięków, ich odtwarzania oraz naśladowania. Są swoistą odpowiedzią na podstawowe potrzeby dzieci oraz ich emocjonalność, która jest szczególnie widoczna w wieku przedszkolnym i wczesnoszkolnym. W czasie zajęć opartych na wyżej wymienionych tekstach narracyjnych dzieci mają możliwość wsłuchiwania się w wypowiedzi poszczególnych bohaterów, co skutkuje późniejszym ich powtarzaniem, a jeżeli dziecko znajdzie w bajce lub baśni swojego ulubionego bohatera, to naturalnie, na zasadzie naśladownictwa, chce mówić i zachowywać się tak jak on. Emocjonalność w procesie nauki mówienia oraz powtarzania dźwięków jest niezwykle istotna, a bajki i baśnie ze względu na swoją różnorodność zarówno ze strony fabularnej, jak i bohaterów w nich występujących, dają najmłodszym możliwość poznania różnych reakcji na występujące sytuacje (Horyza 2012: 72–73).

Oprócz oczywistych korzyści, jakie płyną z użycia bajek oraz baśni podczas zajęć językowych, czyli doskonalenia przede wszystkim sprawności słuchania oraz mówienia, warto także zaakcentować wkład tekstów narracyjnych w rozwój wiedzy kulturowej dzieci. Dzieje się tak dlatego, że bajki i baśnie są znakomitym nośnikiem kultury oraz społecznych zachowań. Pozwalają one przybliżyć określone wartości i postawy oraz poznać charakterystyczne wytwory poszczególnych kręgów kulturowych. Dodatkowo język, za pomocą którego przekazuje się treści w takich tekstach

jest także świadectwem kultury. Każdy język ma bowiem swoje korzenie w określonej społeczności kulturowej i dlatego podczas omawiania bajek i baśni ważne jest dla dzieci poznanie także kultury kraju, który danym językiem się posługuje. Pomaga to im w bardzo dużym stopniu zrozumieć szereg zagadnień dotyczących ludzi zamieszkujących poszczególne kraje oraz poszerzać wiedzę na ich temat. Dzięki morałom oraz naukom, jakie płyną z bajek i baśni dzieci wnikają w podstawowe zachowania społeczne ludzi, poznają sposoby rozwiązywania przez nich problemów, a także zaznajamiają się ze specyficznym humorem, jaki pojawia się w nich, a który niekiedy, w zależności od kraju i omawianego tekstu, jest charakterystyczny dla danego regionu. To wszystko podparte jest językiem, który przybliża dzieciom prawa, jakimi rządzi się dana kultura, pokazuje sposoby komunikowania się członków określonej społeczności oraz uczy reagowania na konkretne bodźce związane zarówno z językiem, jak i kulturą (Jeżowski 2014: 10–11).

Poza wyżej wymienionymi korzyściami należy także podkreślić, iż dzięki zastosowaniu bajek i baśni na zajęciach językowych rozwija się wyobraźnię najmłodszych oraz wywołuje wśród nich bardzo pozytywne emocje (Furmanowska 2014: 78; Horyza 2012: 68).

Mając na uwadze wszystkie te korzyści, warto w kolejnej części opisać wybrane narzędzia, które pozwalają na odpowiednie przedstawienie i omówienie z dziećmi rozmaitych treści bajek i baśni na zajęciach językowych.

3. Narzędzia przydatne w prezentowaniu i omawianiu treści bajek i baśni na zajęciach językowych

Przy dobieraniu odpowiednich narzędzi do zajęć językowych należy pamiętać, iż dzieci uczą się zupełnie inaczej niż młodzież oraz osoby dorosłe (Komorowska 2002). Agnieszka Horyza (2012: 73), prowadząca badania w zakresie nauczania języka obcego przy pomocy bajek, wyraźnie zaznacza w swoim artykule, iż „[w] nauczaniu opartym na adaptacjach bajek i baśni bardzo ważne są pomoce dydaktyczne i zaplanowany proces edukacyjny. Środki użyte do ekspozycji na język obcy powinny realizować założenia oraz dostosować się do osiągnięć nauki z zakresu rozwoju pierwszego języka u dzieci, bilingwizmu oraz założeń psychologii rozwojowej dziecka" (zob. również Iluk 2002).

W pracy z dziećmi nauczyciele mają bardzo dużo możliwości i narzędzi, które mogą wykorzystać podczas zajęć opartych na bajkach i baśniach. Odpowiedni dobór tych narzędzi wpływa na to, w jaki sposób najmłodsi uczniowie przyswajają dany język (Pamuła 2009: 44). W tym miejscu warto wymienić i opisać kilka z nich, jak chociażby:

- pacynkę,
- środki wizualne,
- środki audialne,
- środki audio-wizualne,
- narzędzia ICT.

Nauczyciele w pracy z dziećmi bardzo często sięgają po pacynki, które pełnią bardzo istotną rolę w prezentowaniu tekstu narracyjnego oraz wykonywaniu na jego podstawie odpowiednich zadań (Kondrat 2015: 72–73). Dla dzieci pacynka jest niezwykle atrakcyjna, a w nauce języków obcych ma oczywiście bardzo wszechstronne zastosowanie. Pomaga ona w organizacji lekcji oraz realizacji zadań, dba o przekaz odpowiednich treści (w tym konstrukcji leksykalno-gramatycznych), tworzy przyjemną atmosferę na zajęciach oraz buduje prawidłowe relacje pomiędzy uczniami i nauczycielem. Wprowadzenie pacynki na zajęcia sprawia także, że dzieci czują się pewniej i że chętniej wyrażają swoje myśli i uczucia (Iluk 2002: 79–80; Kropaczewska 2006: 75–76). W pracy opartej na wykorzystaniu bajek i baśni pacynka może pełnić najróżniejsze role. Może na przykład pomóc nauczycielowi w przedstawianiu słownictwa, które dzieci mają przyswoić na podstawie tekstu narracyjnego. Może opowiedzieć swoimi słowami historię z danej bajki/baśni lub przeczytać tekst, wykorzystując do tego celu odpowiednią dykcję i intonację. Może także udzielać odpowiedzi na pytania dzieci dotyczące omawianych treści, przyczyniając się w ten sposób do lepszego zrozumienia przez nie sensu i przesłania całego tekstu. W zależności od tematu bajki/baśni pacynka może przybrać oczywiście różny wygląd. Może być to lalka wykonana przez samego nauczyciela (zob. Horyza 2012), która będzie przebierana w różne stroje przygotowywane na przykład przez dzieci. Może być to również zakupiona pacynka, która będzie odgrywała rolę jednego z bohaterów bajki/baśni omawianej podczas zajęć i która będzie wchodziła w interakcje z uczącymi się. Ważne w pracy z pacynką jest jednak to, aby zdobyła ona zaufanie najmłodszych i pomagała nauczycielowi odpowiednio przekazywać treści oraz rozwijać zdolności dzieci w wielu obszarach (Gładysz 2014: 5).

Kolejnym narzędziem przydatnym w pracy z tekstami narracyjnymi są środki wizualne, które przyjmują postać różnego rodzaju obrazków, ilustracji oraz zdjęć. Najważniejszą korzyścią płynącą z ich wykorzystania na zajęciach jest to, iż dzieci mogą dokładnie zobaczyć, o czym jest mowa w danym tekście i co warto zapamiętać. Dzieci, zwłaszcza młodsze, nie umiejące jeszcze czytać ani pisać, najwięcej informacji mogą przyswoić właśnie dzięki ilustracjom. Treści, które nauczyciel ma do przekazania, a dzieci do przyswojenia, pokazane w formie obrazkowej szybciej i efektywniej docierają do świadomości wychowanków. Przy dobieraniu środków wizualnych nauczyciel powinien jednak pamiętać o możliwościach i doświadczeniach, jakie ma grupa w danym wieku, ale także o tym, aby informacje przedstawione na obrazkach miały swój bezpośredni odpowiednik werbalny, dzięki czemu przyswajanie informacji (kanałem obrazowo-słuchowym) jest szybsze i bardziej skuteczne. Warto podkreślić, iż wszelkiego rodzaju fiszki, słowniki obrazkowe oraz prezentacje są dla dzieci młodszych, jak i starszych, znakomitą formą przyswajania nowych słów i zwrotów. Poza tym, te i inne środki wizualne bardzo pomagają rozwijać dziecięcą wyobraźnię, wzbogacają doświadczenia wzrokowe, uwrażliwiają na kolory i ich zestawienia oraz ćwiczą umiejętność rozpoznawania szczegółów. Dzięki nowoczesnym metodom nauczania oraz umiejętnościom nauczycieli bardzo istotne stało się tzw. uczenie peryferyjne *(ang. peripheral learning)*, które, oparte właściwie głównie

na środkach wizualnych, pomaga uczniom w sposób mimowolny przyswajać materiał dydaktyczny – wystarczy jedynie patrzeć na przykład na plakaty zawieszone w salach (Krajewska 2013: 139–141).

Innym narzędziem, które może być przydatne w pracy dzieci z tekstami narracyjnymi są środki audialne. Środki takie można wykorzystać w celu przedstawienia na przykład treści bajek i baśni lub rozmów prowadzonych przez ich bohaterów. Środki audialne są stosowane właściwie we wszystkich grupach wiekowych i razem z innymi materiałami (np. obrazkowymi) dają uczniom możliwość bardzo urozmaiconej nauki języka obcego. Dzieci, dzięki różnego typu nagraniom (np. na płycie CD), mogą przede wszystkim osłuchać się z językiem. Mają okazję usłyszenia, jak dany język brzmi w ustach osób innych niż ich nauczyciel. Jan Iluk (2002) twierdzi, iż wsłuchując się w nagrane wypowiedzi, dziecko jest w stanie w późniejszych etapach edukacji prawidłowo produkować i odtwarzać dźwięki charakterystyczne dla danego języka. Dodatkowa pomoc w postaci materiału obrazkowego, dzięki któremu dzieci mogą zobaczyć słowo, które słyszą, sprawia, iż nauka zarówno słów jak i fraz jest bardziej efektywna, a produkcja dźwięków przychodzi dzieciom w sposób bardziej naturalny i niewymuszony (Komada 2015: 81–83).

Środkami, które mogą także usprawnić pracę dzieci z tekstami narracyjnymi są materiały audio-wizualne, a więc takie, które wymagają użycia zarówno zmysłu wzroku, jak i słuchu. Do tych środków zalicza się wszelkiego rodzaju filmy oraz adaptacje filmowe bajek i baśni. Dzięki nim dzieci mają możliwość usłyszenia oraz zobaczenia bohaterów danej historii, a także powiązania szeregu faktów z nimi związanych. Środki takie są dla dzieci szczególnie atrakcyjne i stanowią doskonałą podstawę do rozwijania sprawności słuchania i mówienia (Baranowska 2017: 60- 61). Nasi najmłodsi podopieczni bardzo często utożsamiają się z bohaterami przedstawianymi w bajkach animowanych, chcą ich naśladować zarówno pod kątem wyglądu, jak również stylu mówienia, równocześnie oceniając, dlaczego dany bohater szczególnie im się podoba. Na podstawie bajek animowanych dzieci dokonują osądu, który z bohaterów zachowuje się dobrze, a który źle i analizują, chociaż nieświadomie, ich wypowiedzi, dzięki czemu poznają coraz to nowsze struktury językowe (Korzeniowska 2014: 125).

Poza wyżej wymienionymi środkami można także wykorzystać w pracy z dziećmi różnego rodzaju narzędzia ICT. Narzędzia takie, jak pokazują prowadzone badania (zob. np. Olek-Taszarek 2012, 2014, 2017), w bardzo dużym stopniu przyczyniają się do usprawniania i uatrakcyjniania procesu nauczania i uczenia się języka obcego. Dla naszych małych podopiecznych narzędzia ICT są czymś zupełnie normalnym i dlatego nie ma potrzeby eliminowania ich z codziennych zajęć edukacyjnych. Powinno się je raczej traktować priorytetowo, gdyż ze względu na swój multisensoryczny charakter (bodźce wizualne, audialne, kinestetyczne), wpływają one pozytywnie na rozwój wielu sprawności osób uczących się (zob. Bucko, Prizel-Kania 2012; Krawiec 2012, 2014; Olek-Taszarek 2012, 2014, 2017). W związku z tym można wykorzystać je na rozmaite sposoby. W pracy z tekstem narracyjnym w szkole podstawowej można na przykład zastosować je do zilustrowania i omówienia wybranych elementów językowych (np. leksyki), przedstawienia i opisania bohaterów tekstów,

uporządkowania wydarzeń bajki lub baśni w jedną całość, a także utrwalenia wiadomości dzieci w zakresie prezentowanych im treści (np. krzyżówki, uzupełnianie luk, dopasowywanie, rysowanie).

Mając na uwadze powyższe wskazania dotyczące narzędzi przydatnych w pracy dzieci z tekstami narracyjnymi, warto w kolejnej części przedstawić wyniki badania ankietowego przeprowadzonego wśród studentów kierunku pedagogiczno-językowego na temat zastosowania bajek i baśni w nauczaniu języka obcego w szkole podstawowej oraz związanych z tym efektów.

4. Zastosowanie oraz rola bajek i baśni we wczesnoszkolnym nauczaniu języka obcego – wskazania studentów kierunku pedagogiczno-językowego

W celu określenia roli, jaką bajki i baśnie wydają się pełnić na zajęciach językowych z dziećmi w wieku wczesnoszkolnym oraz rozpoznania najskuteczniejszych sposobów prezentowania i omawiania z nimi takich materiałów, autorzy niniejszego opracowania przeprowadzili badanie ankietowe w grupie 22 studentów (oznaczonych poniżej S1-S22) II i III roku (II rok – 15 studentów, III rok – 7 studentów) na kierunku nauczanie wczesnoszkolne i język angielski w Wyższej Szkole Społeczno-Ekonomicznej w Środzie Wielkopolskiej w dniach 9 i 10 listopada 2019 roku. Studenci tego kierunku zostali wybrani do badania nie przypadkowo, gdyż to właśnie oni ze swoją wiedzą zdobytą na uczelni podczas zajęć z przedmiotów typowo pedagogicznych i językowych, a także doświadczeniem w dziedzinie nauczania dzieci języków obcych, które wielu z nich zdobyło w ramach praktyk nauczycielskich, wydawali się autorom odpowiednimi adresatami pytań, jakie przygotowali na temat zastosowania oraz roli bajek i baśni we wczesnoszkolnym nauczaniu języka obcego. Żeby poznać opinie studentów na szereg kwestii dotyczących powyższej problematyki, autorzy opracowali ankietę składającą się zarówno z pytań zamkniętych (wymagających wskazania odpowiedzi m.in. na skali Likerta), jak i otwartych, co pozwoliło im uzyskać dane nie tylko ilościowe, ale również jakościowe, a tym samym zbudować pełniejszy obraz badanego zagadnienia. Po przeprowadzeniu analizy danych, uzyskali oni wyniki, które przedstawią poniżej w kolejności zadawanych studentom pytań:

Pytanie 1:

Czy Twoim zdaniem bajki i baśnie powinny być wykorzystywane na zajęciach z języka obcego w klasach I-III szkoły podstawowej? Zaznacz swoją odpowiedź.

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	0	0	**11**	**11**
%	0,00%	0,00%	0,00%	**50,00%**	**50,00%**

Pytanie 2:

Jaki wpływ na dzieci mają według Ciebie teksty narracyjne (bajki i baśnie)? Podaj uzasadnienie.

Uzasadnienia:

S1: Rozwijają wyobraźnię (…), poszerzają słownictwo (…) zaciekawiają dzieci. Ukazują dobre i złe cechy charakteru. Pouczają.

S2: Mają ogromny wpływ na dzieci. Stymulują wyobraźnię dziecka oraz poszerzają ich wiedzę o świecie oraz o prawdach, cechach charakteru oraz zachowaniach (nie tylko ludzkich).

S3: Dobrze wpływają na wyobraźnię dzieci (…), zwiększają ich umiejętności mówienia i czytania.

S4: (…) mają bardzo duży wpływ na dzieci, (…) dzięki nim dzieci rozwijają swoją wyobraźnię oraz wzbogacają swoje słownictwo.

S5: Uważam, że bajki baśnie są fenomenalnym narzędziem wspierającym osobę nauczyciela, gdyż rozwijają wyobraźnię i kreatywność dziecka (…).

S6: Pozytywny, ponieważ rozwijają wyobraźnię, uczą skupienia, uważnego słuchania, rozumienia sensu [wypowiedzi].

S7: Wspomagają przyswajanie wiedzy przez dzieci. Pobudzają wyobraźnię. Dzieci chętniej chcą wtedy brać udział w (…) zajęciach, są bardziej zainteresowane, skupiają się na zrozumieniu bajki, przy okazji ucząc się wymowy słów i zwrotów oraz wyciągania pewnych wniosków i morałów.

S8: Teksty narracyjne przede wszystkim uczą dzieci jakim człowiekiem powinno się być, pokazują co jest dobre, a co złe i czego nie należy robić. Dzięki nim dziecko łatwiej przyswaja wiadomości.

S9: Bajki i baśnie rozwijają u dzieci wyobraźnię, uczą uważnego słuchania, prowadzą do rozwoju wiedzy leksykalnej.

S10: Bajki i baśnie rozwijają wyobraźnię dzieci; pozwalają im wcielać się w różne role i patrzeć na świat w inny sposób, ułatwiają im zapamiętywanie informacji (w tym słów i wyrażeń).

S11: Rozwijają wyobraźnię, wzbogacają słownictwo, [zwiększają] kreatywność, logiczne myślenie, wrażliwość, uspokajają.

S12: Dzięki nim następuje przyjazny przekaz informacji w klasie. Dzieci poprzez bajki i baśnie łatwiej przyswajają język.

S13: Wpływają na wyobraźnię dziecka. Dziecko staje się bardziej kreatywne oraz łatwiej przyswaja pewne informacje.

S14: (…) rozwijają ich wyobraźnię i wzbogacają zasób słów. Wzbudzają ich zainteresowanie i zachęcają do nauki.

S15: (…) mają wpływ na dzieci. Poszerzają ich wiedzę, uczą pewnych zachowań i morałów, pomagają przyswoić wiedzę leksykalną, gramatyczną, rozwijają ich umiejętności czytania i słuchania.

S16: Bajki i baśnie mają pozytywny wpływ na dzieci. Dzięki nim dzieci rozwijają swoją wyobraźnię oraz wiedzę na temat języka obcego. Ponieważ są nośnikiem wartości, pomagają dzieciom uczyć się odpowiednich postaw i zachowań.
S17: Pozwalają dzieciom doskonalić swoje sprawności językowe, w szczególności sprawność słuchania. Są odpowiednią formą, która skupia uwagę dzieci oraz uatrakcyjnia ich zajęcia.
S18: Wywierają ogromny wpływ na dzieci (…) Pozwalają rozwijać wyobraźnię dziecka oraz jego [zdolności] językowe. Dziecko uczy się [dzięki nim] prawd o życiu, (…) zachowaniach, i cechach charakteru.
S19: Bajki i baśnie rozwijają wyobraźnię dzieci oraz oswajają z językiem. Pozwalają wzbudzić zainteresowanie dzieci, co daje najlepsze efekty w nauczaniu.
S20: Bajki i baśnie mają pozytywny wpływ na dzieci. Ponieważ są przez nie lubiane, wpływają relaksacyjnie na ich stan umysłu, to powoduje lepsze utrwalanie i zapamiętywanie [przez nie] omawianego materiału.
S21: Teksty narracyjne pomagają w rozwijaniu sprawności językowych oraz oddziałują na wyobraźnię dziecka.
S22: Dzięki tekstom narracyjnym dziecko łatwiej skupia się na omawianym materiale i lepiej zapamiętuje wiadomości. Poprzez bajki łatwiej dotrzeć do dziecka.

Pytanie 3:

Czy według Ciebie zastosowanie bajek i baśni we wczesnoszkolnym nauczaniu językowym prowadzi do rozwoju u dzieci:

- wiedzy leksykalnej

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	0	0	**15**	7
%	0,00%	0,00%	0,00%	**68,18%**	31,81%

- wiedzy gramatycznej

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	1	6	**11**	4
%	0,00%	4,54%	27,27%	**50,00%**	18,18%

- wiedzy kulturowej

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	1	4	**11**	6
%	0,00%	4,54%	18,18%	**50,00%**	27,27%

- sprawności słuchania

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	0	0	4	**18**
%	0,00%	0,00%	0,00%	18,18%	**81,81%**

- sprawności czytania

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	0	2	**11**	9
%	0,00%	0,00%	9,09%	**50,00%**	40,90%

- sprawności mówienia

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	1	1	**12**	8
%	0,00%	4,54%	4,54%	**54,54%**	36,36%

- sprawności pisania

Odpowiedzi	Zdecydowanie nie	Nie	Trudno powiedzieć	Tak	Zdecydowanie tak
Respondenci	0	3	**9**	5	5
%	0,00%	13,63%	**40,90%**	22,72%	22,72%

Pytanie 4:

Z podanych poniżej narzędzi wybierz jedno (zaznacz je), które uważasz za najbardziej przydatne w pracy dzieci z tekstami narracyjnymi takimi jak bajki i baśnie. Uzasadnij swój wybór.
- pacynki,
- środki wizualne (np. rysunki, zdjęcia),
- środki audialne (np. nagrania na płytach CD),
- środki audio-wizualne (np. filmy),
- narzędzia ICT (np. Internet, komputer),
- inne: ……

Odpowiedzi	Pacynka	Środki wizualne	Środki audialne	Środki audio-wizualne	Narzędzia ICT	Inne
Respondenci	**8**	7	2	5	0	0
%	**36,36%**	31,81%	9,09%	22,72%	0,00%	0,00%

Poniżej prezentowane są uzasadnienia studentów-respondentów w stosunku do narzędzia, które uzyskało największą liczbę wskazań w odpowiedzi na pytanie 4:

Narzędzie – pacynka:

S1: Wykorzystując pacynkę dzieci (…) mogą odgrywać role, poczuć się częścią bajki, (…) współpracować z kolegami i koleżankami, wymyślać własne zakończenia bajek, pracować całym ciałem.

S3: Za pomocą pacynek można pokazać dane sytuacje, które są opisane w bajkach i baśniach. Uważam, że wtedy dzieci są bardziej skupione i zainteresowane.

S5: Najlepszym narzędziem przydatnym w pracy z dziećmi są pacynki, gdyż młody człowiek jest ciekawy świata, pragnie namacalnie go poznać wszystkimi zmysłami i temu służyć mają właśnie pacynki.

S10: Pacynki, moim zdaniem, najbardziej zaciekawią dzieci i przyciągną ich uwagę na dłuższy czas. Dzieci bardzo lubią teatrzyki i przedstawienia, które pomogą nauczycielowi urozmaicić lekcje.

S11: Pacynki wzbudzają zainteresowanie dzieci (…) Myślę, że dziecko zapamięta więcej z tekstu, jeżeli nauczyciel będzie używał pacynki na lekcji. Jest to dla dziecka ciekawa i wesoła forma.

S14: Uważam, że najbardziej przydatne (…) są pacynki, ponieważ urozmaicają one pracę z tekstem oraz zachęcają dzieci do pracy nad nim.

S17: To narzędzie różni się znacznie od innych. Potrafi w dużym stopniu zaciekawić uczniów danym tematem.

S19: Używanie pacynek angażuje nauczyciela bardziej (…). Dzięki nim zajęcia są inne i wyjątkowe. Ponadto, dzieci mają większe pole do rozwoju wyobraźni (…).

Pytanie 5:

Opisz, w jaki sposób narzędzie wskazane przez Ciebie w odpowiedzi na pytanie 4 mogłoby być wykorzystane przy omawianiu treści wybranej przez Ciebie bajki? Podaj tytuł tej bajki.

Poniżej podane są propozycje studentów dotyczące wykorzystania narzędzia najczęściej wymienianego przez nich w odpowiedzi na pytanie 4.

S1: Proponuję wykorzystanie pacynek do omawiania treści bajki „Królewna Śnieżka". Dzieci przy pomocy pacynek odgrywają role przed klasą / rodzicami. Same budują scenę, projektują pacynki, wycinają, kleją, uczą się poprawnego wypowiadania tekstu.

S3: Jedną z wielu bajek, którą można byłoby omówić z dziećmi na zajęciach za pomocą bajek jest „Król Lew". Pacynki pozwoliłyby pokazać (…) sytuacje z tej bajki.

S5: Pacynki mogą być sposobem by pokazać i opisać ruch, emocje, gesty z bajki „Czerwony Kapturek", a więc wszystkie istotne elementy sprzyjające

rozwojowi młodego człowieka. Poza tym można je przedstawić w teatrzyku, który zostanie przygotowany przez nauczyciela lub we współpracy z dziećmi.

S10: Za pomocą pacynek nauczyciel może wcielić się w różne postacie i odegrać sceny z bajki „Czerwony kapturek". Dzieci najlepiej zapamiętują informacje przez zabawę i obserwacje, dlatego mogą wcielać się w role Kapturka, Wilka, Babci, dzięki temu szybko zapamiętują treść bajki. Dzieci mogą w ten sposób otworzyć się na różne emocje i doświadczenia.

S11: Przy użyciu pacynki można zrobić mini-teatr. Można także zaangażować dzieci do odgrywania ról. Bajką, którą można tak przedstawić jest Czerwony kapturek.

S14: Bajka, którą proponuję to „Lion and the Mouse". Można by zastosować 2 pacynki: lwa i myszy. 1 etap – to przeczytanie tekstu z dziećmi, 2 etap – to interpretacja bajki oraz przygotowanie scenki z pacynkami.

S17: (…) można zaangażować uczniów do odgrywania (…) scenek, to pozwala rozwijać zdolności językowe dzieci. Nauczyciel może także sam odgrywać role przy wykorzystaniu pacynki, co pozwoli mu skupić uwagę uczniów oraz [zachęcić] ich do wsłuchiwania się w tekst. Proponuję bajkę Kubuś Puchatek.

S19: Przy użyciu pacynki można odegrać scenkę z bajki oraz zaangażować dzieci do stworzenia i opowiedzenia dalszej historii jej bohaterów. Tytuł bajki: Kopciuszek.

Zaproponowano łącznie 14 tytułów bajek, z których najczęściej wymienianym był Czerwony Kapturek (wymieniony przez 7 respondentów – 31,81%).

Mając na uwadze przedstawione wyżej wyniki można stwierdzić, iż bajki i baśnie są według studentów kierunku pedagogiczno-językowego przydatnym materiałem edukacyjnym, który powinien być wykorzystywany na zajęciach z języka obcego w klasach I-III szkoły podstawowej. Zdaniem badanych studentów tego typu teksty narracyjne mają ogromny wpływ na dzieci oraz rozwój ich wyobraźni, postaw i zachowań. Ponadto, zastosowanie bajek i baśni na lekcji języka obcego sprzyja, jak podkreśla znacząca liczba badanych, rozwojowi wiedzy leksykalnej, gramatycznej i kulturowej młodych ludzi oraz zwiększaniu ich umiejętności słuchania, czytania i mówienia w języku obcym. Sprawnością, której rozwój w pracy dzieci wczesnoszkolnych z tekstami narracyjnymi budzi wśród respondentów mieszane uczucia jest pisanie. Według stosunkowo dużej liczby badanych trudno jest stwierdzić czy zastosowanie bajek i baśni na lekcji pomaga rozwijać umiejętność pisania u najmłodszych. Jest to prawdopodobnie związane z przekonaniem, iż trudno jest rozwijać tę umiejętność wśród dzieci w tak młodym wieku, gdyż na tym etapie edukacyjnym nauczyciele koncentrują się raczej na rozwijaniu sprawności słuchania, czytania i mówienia. Narzędziem, które według badanych studentów powinno być przede wszystkim wykorzystywane przez nauczycieli podczas omawiania treści bajek na lekcji języka obcego jest pacynka, która jak podkreślają, pozwala dzieciom wcielać się w określone

role, ukazywać różne zachowania i emocje oraz współdziałać z innymi osobami w klasie. Zdaniem badanych, pacynkę można wykorzystać do przedstawienia treści bajek (m.in. najczęściej wymienianego przez respondentów Czerwonego Kapturka) w różnej formie, w tym mini-teatrzyków, podczas których dzieci mogą odgrywać role wybranych bohaterów.

5. Podsumowanie

Na podstawie informacji i wskazań przedstawionych w literaturze przedmiotu oraz wypowiedzi ankietowych badanych studentów można wnioskować, iż bajki i baśnie, które są tekstami narracyjnymi, pełnią bardzo istotną rolę w procesie kształcenia dzieci na poziomie wczesnoszkolnym. Nie tylko informują, uspokajają i wzbogacają dziecięcą wyobraźnię, ale również rozwijają określone sprawności językowe. Dzięki nim dzieci mogą podczas zajęć aktywnie oraz trwale przyswoić sobie elementy języka obcego i obcej kultury oraz rozwijać m.in. zdolności słuchania i mówienia, które są tak kluczowe we wczesnoszkolnej edukacji językowej. Przy wykorzystaniu różnorodnych narzędzi, które zostały przedstawione i omówione w niniejszym artykule, w tym pacynek, uznanych w badaniu za najbardziej przydatne, bajki i baśnie można skutecznie przybliżać najmłodszym oraz je z nimi omawiać, na co zwrócili uwagę autorzy niniejszego opracowania.

Bibliografia

Baranowska, M. (2017), Metody i techniki nauczania wymowy języka angielskiego. *Języki Obce w Szkole* 2, s. 58–62.

Bucko, D., Prizel-Kania, A. (2013), Wędrówki po globalnej sieci, czyli o możliwościach wykorzystania technologii informacyjno-komunikacyjnej w kształceniu językowym. *Języki Obce w Szkole* 3, s. 50–55.

Furmanowska, M. (2014), Terapeutyczna funkcja literatury na zajęciach z dziećmi. [W:] M. Krawiec (red.), *Linguistic and Literary Content from an Educational Perspective*. Wałbrzych: Wydawnictwo PWSZ im. Angelusa Silesiusa, s. 69–79.

Gładysz, J. (2014), *Storytelling: Bajki i opowiadania do nauki języka angielskiego dla dzieci w wieku przedszkolnym i szkolnym*. Żory: Eprofess.

Horyza, A. (2012), Rola baśni i bajek w nauczaniu języków obcych. [W:] M. Krawiec (red.), *Od języka do kultury, literatury, sztuki i mediów*. Wałbrzych: DTP Serwis, s. 67–79.

Iluk, J. (2002), *Jak uczyć małe dzieci języków obcych*? Katowice: Wydawnictwo Gnome.

Jakubczyk, K. (2013), Bajkoterapia jako metoda pracy z dzieckiem w wieku przedszkolnym. *Nauczyciel i Szkoła* 1(53), s. 249–258.

Jeżowski, W. M. (2014), O edukacji interkulturowej w nauce języków obcych. *Języki Obce w Szkole* 3, s. 10–12.

Komada, A. (2015), Full sentence, please! *Języki Obce w Szkole* 1, s. 81–84.

Komorowska, H. (2002). *Metodyka nauczania języków obcych*. Warszawa: Fraszka Edukacyjna.

Konderak, T. (2012). Dydaktyzacja tekstu literackiego na przykładzie bajki. *Edukacja Elementarna w Teorii i Praktyce* 2, s. 115–121.

Kondrat, D. (2015), Metody pracy z dziećmi w przedszkolu. *Języki Obce w Szkole* 1, s. 71–76.

Korzeniowska, M. (2014), Ulubieni bohaterowie bajek animowanych dzieci w wieku przedszkolnym. *Roczniki Pedagogiczne* 6(42), s. 109–125.

Kowalska, W. (2014), Aporie wartości literatury dziecięcej. [W:] M. Krawiec (red.), *Linguistic and Literary Content from an Educational Perspective*. Wałbrzych: Wydawnictwo PWSZ im. Angelusa Silesiusa, s. 81–90.

Krajewska, G. (2013), Uczyć obrazami: Materiały wizualne w procesie dydaktycznym w kształceniu zintegrowanym. *Języki Obce w Szkole 1*, s. 138–142.

Krawiec, M. (2012), A virtual tour of EFL students to the world of art: Theoretical and practical implications. [W:] M. Krawiec (red.), *Od języka do kultury, literatury, sztuki i mediów*. Wałbrzych: Wydawnictwo DTP, s. 89–101.

Krawiec, M. (2014), Cross-curricular links during a virtual visit to a castle in an English lesson: Theoretical and practical implications. [W:] M. Krawiec (red.), *Cross-Curricular Dimensions of Language Learning and Teaching*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, s. 243–262.

Kropaczewska, U. (2006). Maskotka partnerem nauczyciela w procesie nauczania języka obcego. *Poliglota* 2 (4), s. 70–77.

Kropaczewska, U. (2017). 3 rodzaje aktywności „z bajką" na lekcji języka angielskiego + materiały. http://ulakropaczewska.lerni.us/3-rodzaje-aktywnosci-z-bajka-na-lekcji-jezyka-angielskiego/ (data dostępu: 28.10.2019).

Olek-Taszarek, W. (2012), Gone with the chalk: Teaching in the era of digital natives. [W:] M. Krawiec (red.), *Od języka do kultury, literatury, sztuki i mediów*. Wałbrzych: Wydawnictwo DTP, s. 105–112.

Olek-Taszarek, W. (2014), Dinosaur time travel: The why and how of ICT in a language classroom. [W:] M. Krawiec (red.), *Cross-Curricular Dimensions of Language Learning and Teaching*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, s. 47–59.

Olek-Taszarek, W. (2017), ICT tools for our schools. [W:] M. Krawiec (red.), *Cross-Curricular Dimensions of Language Learning and Teaching*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, s. 67–79.

Pamuła, M. (2009), *Metodyka nauczania języków obcych w kształceniu zintegrowanym*. Warszawa: Fraszka Edukacyjna.

Słowa kluczowe

bajki, baśnie, teksty narracyjne, nauczanie języka obcego, dzieci w wieku wczesnoszkolnym, spostrzeżenia studentów kierunku pedagogiczno-językowego

Abstract

The use and role of fairy tales in foreign language teaching to primary school children – implications of students of pedagogy and language studies

The authors of this article concentrate on the use and role of fairy tales in foreign language teaching to primary school children. They discuss these notions on the basis of scholarly literature and questionnaire responses of 2nd- and 3rd-year students of pedagogy and language studies at Wielkopolska University of Social and Economic Studies in Środa Wielkopolska. Apart from pointing to the necessity of introducing fairy tales in education, particularly foreign language education, they identify and describe in their account a number of tools which can be helpful for the presentation and discussion of content from fairy tales in a foreign language class at the primary school level. They also enumerate a number of effects which children's work with fairy tales brings and in the end they draw conclusions with regard to the subject in question.

Keywords

fairy tales, narrative texts, foreign language learning and teaching, primary school children, perceptions of students of pedagogy and language studies

Piotr Obrączka (https://orcid.org/0000-0001-5472-6411)
Uniwersytet Opolski

Karla Dedeciusa zapomniany przekład wiersza Bonifacego Miązka

Wybitny tłumacz poezji polskiej Karl Dedecius (1921–2016) przełożył na niemiecki ogromną ilość wierszy polskich poetów, w tym również trzy teksty Bonifacego Miązka. W 1981 roku przetłumaczył *Modlitwę do Matki Boskiej – Gebet an die Mutter Gottes*, w opracowanej przez niego antologii *Glaube Hoffnung Liebe. Geistliche Lyrik aus Polen nach 1945*[1]. Kilkanaście lat później w innej jego antologii (wydanej w serii Polnische Bibliothek) – *Lyrisches Quintett. Fünf Themen der polnischen Dichtung*[2] znalazły się dwa wiersze Miązka: powtórnie *Modlitwa do Matki Boskiej* oraz *Ojczyzna (Vaterland)*[3]. Drugi z wymienionych przekładów przedrukował później Jacek Scholz w zbiorze Miązka *Szukam domu. Ich suche ein Zuhause. Poezje. Gedichte*[4].

Trzeci przekład, dziś całkowicie zapomniany, powstał najwcześniej, bo już w 1979 r. W dniach 10–11 marca tego roku odbyły się w dwóch miejscowościach Nadrenii-Palatynatu – w Bad Kreuznach i w Kirn – wieczory polskiej poezji kapłańskiej, podczas których Bonifacy Miązek przedstawił wiersze księży zawarte w antologii *Słowa na pustyni*. Wiersze recytował aktor wiedeńskiego Burgtheater Alfred Schnayder[5]. Po wieczorach zachował się okazjonalny druk – jedenastostronicowa broszurka, wydana przez Katolicki Regionalny Ośrodek Kształcenia w Rhein-Hunsrück-Nahe, zatytułowana *Worte in der Wüste* i opatrzona podtytułem *Beispiele aus einer Anthologie von Gedichten polnischer Priester*

---

1 *Gebet an die Mutter Gottes* (*Modlitwa do Matki Boskiej*), w: *Glaube Hoffnung Liebe. Geistliche Lyrik aus Polen nach 1945*, hrsg. und übertr. von Karl Dedecius, Düsseldorf 1981, s. 44.

2 *Gebet an die Mutter Gottes* (*Modlitwa do Matki Boskiej*); *Vaterland* (*Ojczyzna*), w: *Lyrisches Quintett. Fünf Themen der polnischen Dichtung,* hrsg. und übertr. von Karl Dedecius*,* Frankfurt am Main 1992, s. 74, 220.

3 Nie był to jednak – jak czytamy w zestawionym przez Manfreda Macka wykazie źródeł (Quellennachweis, s. 347) – pierwodruk przekładu, ten ukazał się już w 1979 r. (w: *Worte in der Wüste*…). I jeszcze jedno sprostowanie: po obydwu wierszach umieszczonych w tej antologii podano błędne daty pierwodruków: 1967 i 1971, w istocie obydwa ukazały się w 1966 r. („Wiadomości", Londyn, nry 1047, 1038).

4 Wrocław 2005, s. 33.

5 Zob. K. A. Kuczyński, *Ze wsi w daleki świat. O życiu i twórczości ks. prof. Bonifacego Miązka,* Łódź 2007, s. 155–156.

vorgestellt von Karl Dedecius[6]. Tytuł broszurki jest wiernym przekładem słynnej antologii poezji kapłańskiej *Słowa na pustyni,* opracowanej przez Bonifacego Miązka, poprzedzonej wstępem kardynała Karola Wojtyły, wydanej w londyńskiej Oficynie Poetów i Malarzy w 1971 roku[7]. Z blisko stu wierszy ogłoszonych w antologii Dedecius wybrał i przetłumaczył tu kilka: trzy Jana Twardowskiego – *An mich selbst* (*Do samego siebie*), *Ich flüchte* (*Uciekam*), *Von Bildern* (*O obrazach*), dwa Franciszka Kameckiego – *Entwurf des Innern* (*Szkic wewnętrzny*), *Dialog der Extreme* (*Dialog ekstremów*) oraz dwa Bonifacego Miązka – *Vaterland* (*Ojczyzna*), *Ich suchte* (*Szukałem Boga…*). Przekłady te poprzedził Dedecius słowem wstępnym kardynała Karola Wojtyły, pod zmienionym tytułem *Zu diesen Gedichten*.

Znalazły się w broszurze Dedeciusa również dwa wiersze niepochodzące z antologii Miązka: chodzi o *Modlitwę* (*Gebet*) Jana Twardowskiego i *Kolędę I* (*Weihnachtstlied*) Tadeusza Mocarskiego[8]. Zamieszczenie ostatniego przekładu trudno uzasadnić, poetę tego nie można bowiem zaliczyć do stanu kapłańskiego!

Na tylnej okładce broszury wydrukowano anonimową (zapewne pióra Dedeciusa) notę informującą o wydanej w 1971 r. w londyńskiej Oficynie Poetów i Malarzy antologii kapłańskiej Miązka. Emigracyjne małżeństwo Bednarczyków – podkreślano – publikuje w swoim wydawnictwie nie tylko prace emigrantów, ale i autorów zza żelaznej kurtyny. Antologia – z której zaprezentowano tu w niemieckim przekładzie kilka próbek – jest niewielką cząstką niezwykle bogatej formalnie i treściowo współczesnej polskiej liryki religijnej, drukowanej w licznych czasopismach i w wydaniach książkowych.

Nota informuje również, że Bonifacy Miązek był w okresie wydania antologii kapłańskiej duszpasterzem w Paryżu, a obecnie jest profesorem w Wiedniu. Pierwsza informacja jest nieprawdziwa[9], druga nieścisła (profesorem został dopiero w 2003 roku).

Interesujący nas przekład wiersza *Szukałem Boga…*, najwcześniejsza z trzech wymienionych translacji Karla Dedeciusa, nie był dotąd szerzej znany. Prawdopodobnie nie dotarł do niego również Jacek Scholz, w zbiorze *Szukam domu…* wydrukował bowiem tłumaczenie Joanny Ziemskiej.[10]

---

[6] *Worte in der Wüste. Beispiele aus einer Anthologie von Gedichten polnischer Priester, vorgestellt von Karl Dedecius.* Sonderdruck des Katholischen Regional-Bildungswerkes Rhein-Hunsrück-Nahe [1979].

[7] *Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej.* Wybór tekstów i opracowanie Bonifacy Miązek, wstęp Karol kardynał Wojtyła, Londyn 1971. Zob. P. Obrączka, *Kontrowersje wokół „Słów na pustyni"*, w: id., *O nadburmistrzu Brüningu i inne szkice,* Bytom 2015, s. 94–104.

[8] Przekład ten znalazł się później w antologiach *Glaube Hoffnung Liebe…* (s. 78) i *Lyrisches Quintett…* (s. 108). Tekst polski: T. Mocarski, *Poezje wybrane,* Warszawa 1988, s. 126.

[9] W 2005 r. Bonifacy Miązek podczas spotkania w Końskich z okazji 70. rocznicy urodzin wspominał, że bp Władysław Rubin, który był delegatem prymasa Polski do opieki nad emigracją i uchodźstwem polskim, wysunął taką propozycję, Miązek jednak z niej nie skorzystał.

[10] Odmiennie postąpił Scholz w przypadku wiersza *Ojczyzna,* drukując dwa jego przekłady: Karla Dedeciusa i Rudolfa von Jouanne.

A oto wiersz Bonifacego Miązka i jego przekład dokonany przez Karla Dedeciusa.

***** (Szukałem Boga…)**

Szukałem Boga
muzyczny gotyk i złoto kapiące z ołtarzy
mówiło mi
że jest On inny niż ja
ale nie wiem jaki i nie wiem gdzie

Dlatego szukałem Boga
pośród ludzi
brałem do rąk ich serca i łzy
i patrzyłem
jak powoli zmieniają się w żmije
sącząc jadem i składając ręce

Szukałem Boga
wiedząc że go tutaj nie spotkam
pomimo wszystko szukałem w pocie czoła
aż mi zdziwienie odebrało pamięć[11]

Ich suchte

Ich suchte Gott
die musikalische Gotik und das von Altären tröpfelnde Gold
sagten mir
Er sei anders als ich
doch ich wuβte nicht wie und ich wuβte nicht wo

Deshalb suchte ich Gott
unter Menschen
ich nahm ihre Herzen und Tränen an
sah
wie sie langsam in Schlangen sich wandeln
triefend vor Gift und die Hände faltend

Ich suchte Gott
wissend daβ ich Ihm nicht hier begegne
trotz allem suchte ich Ihn im Schweiβe der Stirn
bis meine Verwunderung mich vom Gedächtnis befreite[12]

---

[11] B. Miązek, *W tych wierszach dojrzewa smutek… Poezje zebrane.* Opracował Piotr Obrączka, wstęp Anna Wzorek, Kielce 2019, s. 107.

[12] *Worte in der Wüste…*, op. cit., s. 4.

Bibliografia

Bonifacy Miązek, *W tych wierszach dojrzewa smutek… Poezje zebrane.* Opracował Piotr Obrączka, wstęp Anna Wzorek, Kielce 2019

Krzysztof A. Kuczyński, *Ze wsi w daleki świat. O życiu i twórczości ks. prof. Bonifacego Miązka,* Łódź 2007

Piotr Obrączka, *Kontrowersje wokół „Słów na pustyni”*, w: id., *O nadburmistrzu Brüningu i inne szkice,* Bytom 2015, s. 94–104

Glaube Hoffnung Liebe. Geistliche Lyrik aus Polen nach 1945, hrsg. und übertr. von Karl Dedecius, Düsseldorf 1981

Lyrisches Quintett. Fünf Themen der polnischen Dichtung, hrsg. und übertr. von Karl Dedecius*,* Frankfurt am Main 1992

Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej. Wybór tekstów i opracowanie Bonifacy Miązek, wstęp Karol kardynał Wojtyła, Londyn 1971

Worte in der Wüste. Beispiele aus einer Anthologie von Gedichten polnischer Priester, vorgestellt von Karl Dedecius. Sonderdruck des Katholischen Regional-Bildungswerkes Rhein-Hunsrück-Nahe [1979]

Dla Karla Dedeciusa Łódź pozostała miastem jego młodości...

Dr Ilona Czechowska, wieloletnia asystentka Karla Dedeciusa, w rozmowie z Krzysztofem A. Kuczyńskim (grudzień 2019)

Karl Dedecius i Ilona Czechowska. Fot. Chrys Hammer

Krzysztof A. Kuczyński: Jak zostaje się asystentem tak sławnego człowieka?

Ilona Czechowska: Szczerze powiedziawszy nie wiem... Kiedy wspominam, jak doszło do współpracy z prof. Karlem Dedeciusem, to nie mogę oprzeć się wrażeniu, że miałam szczęście – znalazłam się we właściwym miejscu o właściwym czasie. Wszystko zaczęło się w Berlinie, wiosną 2007 roku, od dyskusji panelowej na temat stosunków polsko-niemieckich po 1989 roku. Wśród zaproszonych gości była prof. Dorota Simonides, prof. Rita Süssmuth i prof. Irena Lipowicz. Wtedy byłam dopiero studentką, zbyt nieśmiałą, by odważyć się zadać prelegentkom pytanie na forum. Nurtowała mnie jednak pewna kwestia, w przerwie podeszłam do prof. Lipowicz, przedstawiłam się, chwilę rozmawiałyśmy i pozostałyśmy w kontakcie. Kilka tygodni później pani profesor zapytała mnie, czy nie zainteresowałaby mnie praca asystentki tłumacza literatury. Jak się okazało, prof. Lipowicz była zaproszona na obchody 85 urodzin prof. Dedeciusa do Berlina – była to uroczystość organizowana przez ówczesnego prezydenta Niemiec, Horsta Köhlera. W czasie rozmowy z Profesorem zapytała go o pracę. Wtedy Profesor zaczął mówić o swoich projektach książkowych, planach, których sam, bez sekretarza/asystenta nie będzie mógł dokończyć. Od tego czasu prof. Lipowicz wraz z ówczesną konsul generalną w Monachium, Elżbietą Sobótką, starały się znaleźć osobę, która pomagałaby Profesorowi w realizacji jego projektów.

Gabinet Karla Dedeciusa. Fot. Ernest Kuczyński

A jak wyglądał Pani dzień pracy?

Początkowo przychodziłam do Profesora raz w tygodniu i spędzałam u niego jedno popołudnie. Profesor przygotowywał mi różne rzeczy do skopiowania, prosił o wyszukiwanie różnych tekstów oraz dyktował swoje listy, które później w domu przepisywałam. Dość szybko zapytałam Profesora, czy mogłabym przynosić ze sobą laptop, gdyż to ułatwiłoby nam pracę. Kiedy się trochę lepiej poznaliśmy, byłam u Profesora częściej – przynajmniej dwa razy w tygodniu i spędzałam u niego już nie tylko popołudnie, a cały dzień. W tym czasie porządkowałam jego archiwum, pocztę, segregowałam dokumenty, przygotowywałam jego maszynopisy dla wydawnictw. Towarzyszyłam mu też w jego ostatnich podróżach, jak na przykład do Hamburga, gdzie otrzymał Niemiecką Nagrodę Narodową (Deutscher Nationalpreis), do Akwizgranu, gdzie odebrał Nagrodę Polonicus, czy do Frankfurtu nad Odrą. Moim zadaniem było pomóc Profesorowi w przygotowaniu się do wyjazdu, zatem sprawdzałam ewentualne połączenia pociągów, patrzyłam na zegarek, abyśmy wszędzie dotarli na czas. Kiedy rozpoczęłam pracę na Uniwersytecie Europejskim Viadrina, dzięki wsparciu Fundacji im. Roberta Boscha współpraca z Profesorem nie została przerwana, zmienił się jednak jej charakter. Więcej spraw omawialiśmy przez telefon, niektóre materiały przesyłaliśmy sobie drogą pocztową.

Chociaż Karl Dedecius był niezwykle zorganizowaną osobą i swoje papiery utrzymywał w idealnym porządku, to chyba wobec ich ogromu nie było Pani łatwo rozeznać się w jego licznych maszynopisach, rękopisach, korektach, listach, wycinkach z prasy itp.

Na początku naszej współpracy Profesor wprowadził mnie w strukturę swojego archiwum. W jego domu kryło się wiele różnych dokumentów, były to listy od przyjaciół, tłumaczy, pisarzy, wydawców i przedstawicieli świata kultury i nauki, ale nie tylko. Pośród jego zbiorów znajdowały się także materiały na tematy, którymi się akurat zajmował, a więc jego maszynopisy, rękopisy, szczotki drukarskie, odznaczenia, medale oraz bogata biblioteka. Do tego dochodziło archiwum prasowe i zbiór różnych ulotek. Kiedy zapoznałam się z metodyką pracy Profesora, odnalezienie się w jego archiwum było już tylko kwestią czasu.

A w jakim języku rozmawialiście?

Kiedy po raz pierwszy zadzwoniłam do Profesora rozmawiałam z nim po niemiecku, podobnie było w czasie naszego pierwszego spotkania. Później, jak zaczęliśmy ze sobą współpracować, to raz rozmawialiśmy po niemiecku, innym razem po polsku. Myślę, że zależało to od tematu, od tekstów, nad którymi Profesor akurat pracował. Jeżeli były to teksty polskie, wtedy rozmawialiśmy po polsku, jak niemieckie to po niemiecku. Czasami w czasie rozmowy przechodziliśmy mimowolnie na drugi język.

Podziwiałem zawsze przepiękną polszczyznę Profesora …

Profesor był osobą w pełni dwujęzyczną. Jak wiadomo, urodził się w Polsce, chodził do polskiej szkoły, skończył humanistyczne gimnazjum im. Stefana Żeromskiego w Łodzi. W Warszawie chciał studiować teatrologię, fascynował się literaturą, dużo czytał, a zabawa słowem zawsze sprawiała mu przyjemność. W tamtym czasie język polski był jego językiem dominującym, w języku niemieckim rozmawiał tylko w domu, przede wszystkim z matką. Sytuacja zmieniła się w okresie wojennym i powojennym, kiedy Karl Dedecius musiał opuścić Łódź. Wtedy język niemiecki z wiadomych przyczyn zaczął odgrywać ważniejszą rolę.

Myślę, że tym, co charakteryzowało Profesora, była dbałość o język. Zawsze potrafił oddzielać polski od niemieckiego. W swoich wypowiedziach szukał słów niecodziennych, niezużytych. Starał się, by jego wypowiedzi były oryginalne, w formie nieprzeciętne. Nieraz zerkał do słowników, porównywał znaczenie poszczególnych słów, sprawdzał ich brzmienie – dotyczyło to zarówno języka niemieckiego jak i polskiego.

Rozpoczęła Pani współpracę z Profesorem w 2007 roku, kiedy wielki tłumacz był jeszcze w pełni sił.

Podczas naszego pierwszego spotkania Karl Dedecius miał już 86 lat. Tej wizyty nigdy nie zapomnę. Profesor zaprosił mnie do Frankfurtu nad Menem, mieliśmy się poznać. Wpuścił mnie do domu, przedstawił żonie, a potem zaprosił do gabinetu, mieszczącego się na pierwszym piętrze. Po schodach praktycznie wbiegł. Nagle coś mu wypadło z ręki, nawet nie miałam szansy, by mu pomóc. Był niezwykle energiczny. Po tej wizycie byłam przekonana, że Profesor jest dużo młodszy.

Mimo, iż Profesor był już od lat na emeryturze, jego willa we Frankfurcie nad Menem była ośrodkiem kultury polskiej i swoistym centrum przyciągającym ludzi zainteresowanych naszą literaturą.

Karl Dedecius na tle swojej biblioteki
Fot. Ilona Czechowska

To prawda – Profesor często przyjmował gości z Polski, przede wszystkim tych zainteresowanych polską literaturą i jej przekładem. Najwięcej osób odwiedzało go podczas Międzynarodowych Targów Książki we Frankfurcie nad Menem i oczywiście w okolicach maja z okazji jego urodzin. Dla wszystkich drzwi domu Profesora zawsze były szeroko otwarte.

Jedną z atrakcji willi Profesora był jego gabinet, w którym powstawały wybitne tłumaczenia naszych pisarzy i poetów. Prosiłbym o kilka wspomnień właśnie z tego „magicznego pokoju”...

To był szczególny pokój, w którym Profesor przeważnie przyjmował swoich gości. W czasie wizyt Profesor zawsze siedział przy swoim biurku, a jego gość na fotelu obok. W zależności od celu wizyty, przygotowywał wcześniej różne materiały. Czasem były to rzeczy nad którymi akurat pracował, innym razem materiały o które wcześniej prosili odwiedzający, albo rzeczy, które stawały się przedmiotem rozmowy. Gościom pokazywał często swoje ostatnie publikacje, wydania bibliofilskie, np. „Wesela”, czy wierszy Pawlikowskiej-Jasnorzewskiej, swoją bibliotekę, odznaczenia, doktoraty honoris causa, Order Orła Białego, korespondencję, np. ze Zbigniewem Herbertem, czy słynne wyklejanki Wisławy Szymborskiej.

Z pewnością w ciągu lat pracy u boku Mistrza była Pani świadkiem jego zmagań z tworzywem literackim w procesie przekładu?

Zanim Profesor przystąpił do tłumaczenia jakiegoś tekstu, musiał być przekonany, że ten tekst mu się podoba. Jeżeli tekst do niego z jakiegoś powodu nie przemawiał, po prostu go nie tłumaczył. W czasie tłumaczenia nigdy się nie spieszył, ze spokojem wczytywał się w kolejne wersy wiersza, czasem rozmawialiśmy o tych tekstach, Profesor wprowadzał mnie wtedy w ich atmosferę. Tłumacząc nie bał się nanoszenia kolejnych poprawek, wręcz przeciwnie... Przekład był dla niego niekończącym się procesem, dążeniem do osiągnięcia doskonałej formy. Swoje teksty czytał na głos, chciał słyszeć ich brzmienie, ich melodię. Przez cały czas zastanawiał się, czy dane słowo, sformułowanie, można zastąpić lepszym, trafniejszym...

A literackie przyjaźnie Profesora, za „Pani czasów” byli to m.in. Wisława Szymborska i Tadeusz Różewicz. Czy osobiste kontakty pomagały w tłumaczeniu?

Profesor bardzo sobie cenił przyjaźnie i kontakty z pisarzami. Rozmawiał z nimi o wszystkim, o rodzinie, ich życiu prywatnym, zawodowym, o tym co się akurat działo w Polsce. Starał się ich rozumieć, bo ich stan ducha – co zawsze podkreślał – był kluczem do rozumienia tekstów oraz przesłania, które ze sobą niosły. Kiedyś rozmawialiśmy z Profesorem na temat interpretacji tekstów, powiedział mi jedną ciekawą rzecz: Jeżeli tłumacz chce dobrze przetłumaczyć jakiś tekst, to musi go razem z autorem „przecierpieć", dopiero wtedy będzie się mógł z nim w pełni zidentyfikować. Bezpośredni kontakt z autorami bardzo mu w tym pomagał. Co więcej, o ile było to możliwe, starał się włączyć autora w proces tłumaczenia. Jeżeli pisarz znał język niemiecki, przesyłał mu swoje teksty do wglądu. Nieraz dyskutował z pisarzem na temat proponowanych przez siebie rozwiązań translatorskich. To samo dotyczyło kompozycji poszczególnych tomików poezji.

U wielu twórców praca zawodowa – a więc pisanie, rzeźba czy malarstwo – nieco odciągała ich od życia rodzinnego. A jak to była w przypadku Karla Dedeciusa?

Dla Profesora życie rodzinne było zawsze niezwykle ważne. Jak wspominał po „wieloletnim życiu w celibacie" (odnosiło się to do niewoli sowieckiej i lat spędzonych w męskim baraku), marzył o powrocie do normalności, o rodzinie. I ta pozostała dla niego do końca życia niezwykle ważna. Przede wszystkim żona Profesora, pani Elwira, była niezwykłą osobą, dbającą o ciepło rodzinne. Do końca życia Profesora tradycją było wspólne spędzanie świąt, obchodzenie urodzin, wspólne obiady, spotkania rodzinne z dziećmi i wnuczkami przy popołudniowej kawie.

W 2018 ukazała się w Dreźnie Pani rozprawa doktorska „Obrazowanie w niemieckim przekładzie liryki Tadeusza Różewicza autorstwa Karla Dedeciusa", obroniona w 2014 roku na Uniwersytecie Wrocławskim. Czy Karl Dedecius zdążył jeszcze zapoznać się z maszynopisem?

Profesor czytał na bieżąco fragmenty mojej rozprawy – zwłaszcza te, które bezpośrednio dotyczyły jego osoby i twórczości. Na pewnym etapie pracy nad dysertacją poprosiłam go również o udzielenie mi wywiadu, który stał się pewnego rodzaju uzupełnieniem do moich rozważań. Kiedy oddałam pracę w dziekanacie, wydrukowałam jeden egzemplarz specjalnie dla Profesora. Później widziałam, że naniósł na nim kilka swoich komentarzy. Wiem też, że przy okazji różnych odwiedzin, wydruk pokazywał swoim gościom.

Wielki tłumacz – jak Pani Doktor wie – był wyróżniony ogromną liczbą odznaczeń, nagród i orderów. Był m.in. doktorem honoris causa Uniwersytetu Łódzkiego i honorowym obywatelem swojego rodzinnego miasta. Czy w rozmowach pojawiała się czasem Łódź?

Profesor urodził się i wychował się w Łodzi i faktycznie myślami wracał do miasta swojej młodości. Poza tym Łódź też nie pozwalała Profesorowi o sobie zapomnieć. W 1990 roku Karl Dedecius otrzymał tytuł doktora honoris causa Uniwersytetu Łódzkiego. W 1993 roku przy UŁ powstała Katedra Badań Niemcoznawczych, a Karl Dedecius przyjął obowiązki przewodniczącego Rady Naukowej nowo powstałej katedry. W 1999 roku Profesorowi została poświęcona międzynarodowa

konferencja na UŁ: „Karl Dedecius – ambasador kultury polskiej w Niemczech", organizowana przecież przez Pana Profesora. To w Łodzi powstało najwięcej publikacji poświęconych osobie i pracy Karla Dedeciusa, w tym Pana monografia „Czarodziej z Darmstadt. Rzecz o Karlu Dedeciusie" (1999) oraz „Karl Dedecius" (2017), „Rocznik Karla Dedeciusa", czy też zbiór wywiadów „Pół wieku tłumaczenia. Rozmowy z Karlem Dedeciusem 1959–2009" (2011), pod red. Pana Profesora i dra Ernesta Kuczyńskiego. Poza tym w Muzeum Miasta Łodzi, w Panteonie Wielkich Łodzian znajduje się gabinet Karla Dedeciusa. Przed wielu laty Profesor został Honorowym Obywatelem Miasta Łodzi, a niedawno jedną z łódzkich ulic nazwano imieniem Profesora. Ponadto Profesor przez wiele lat był patronem jednego z łódzkich gimnazjów (do 2019 roku), niestety ze względu na reformę szkolnictwa gimnazjum zostało wygaszone – sztandar szkoły został przekazany do Archiwum Karla Dedeciusa w Słubicach.

Nie dziwi zatem, że łodzianie bywali stałymi gośćmi w domu Profesora – zwłaszcza Pan Profesor razem z dyrektor Muzeum Miasta Łodzi, panią Małgorzatą Laurentowicz-Granas oraz przedstawiciele Gimnazjum nr 43 im. Karla Dedeciusa w Łodzi, którzy regularnie odwiedzali Profesora we Frankfurcie nad Menem zazwyczaj z okazji jego urodzin. Jak widać związki Profesora z Łodzią były niezwykle serdeczne.

Zbiory Profesora trafiły nad Odrę. Kto teraz sprawuje opiekę nad spuścizną Karla Dedeciusa, jaką rolę odgrywa tu Fundacja im. Karla Dedeciusa i co należy do jej zadań?

Kiedy to w 2001 roku Karl Dedecius zdecydował się przekazać nadodrzańskiemu uniwersytetowi pierwszą część swojej spuścizny, powstał pomysł, aby nowo powstałe Archiwum nazwać imieniem jego twórcy. Archiwum też miało mieć swoją siedzibę bezpośrednio na granicy – w Collegium Polonicum w Słubicach, wspólnej instytucji Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu i Uniwersytetu Europejskiego Viadrina we Frankfurcie nad Odrą. W pierwszych latach funkcjonowania Archiwum, trwały prace nad uporządkowaniem i skatalogowaniem zbiorów Profesora tak, aby mogli korzystać z nich wszyscy zainteresowani pracą tłumacza. Następnie do Archiwum zaczęły trafiać zbiory również i innych tłumaczy: Henryka Bereski, Eugeniusza Wachowiaka, Rolfa Fiegutha, Karin Wolff i Roswithy Matwin-Buschmann.

Pod koniec swojego życia Profesor zaczął się też zastanawiać, co stanie się z jego spuścizną literacką i czy znajdzie się ktoś, kto się nią zajmie. Zależało mu na tym, aby jego tłumaczenia nadal żyły i były wykorzystywane w różnych publikacjach, mających na celu szerzenie polskiej kultury w Niemczech. I tak w 2013 roku do życia została powołana Fundacja, która w tej chwili działa pod nazwą Fundacja im. Karla Dedeciusa. Do jej statutowych zadań należy m. in. sprawowanie opieki nad prawami autorskimi tekstów i tłumaczeń Karla Dedeciusa, promocja polskiej literatury w Niemczech i niemieckiej w Polsce, badanie jej recepcji oraz podejmowanie wszelkich działań mających na celu zwracanie uwagi na pracę translatorską i problematykę z nią związaną. Z tych zadań Fundacja wywiązuje się poprzez organizację konferencji, sympozjów, warsztatów, dyskusji panelowych z przedstawicielami

świata nauki i kultury, jak również prezentacji książek i udział spotkaniach poświęconych tłumaczowi. Ponadto organizuje spotkania dla seniorów z Frankfurtu nad Odrą i Słubic, w ramach których prowadzone są dyskusje na temat polskiej literatury i kultury. Fundacja prowadzi również warsztaty o charakterze translatorskim dla uczniów szkół średnich oraz współorganizuje wycieczki studyjne.

A jakie plany na przyszłość ma Fundacja?

Na rok 2020 zaplanowaliśmy szereg wydarzeń poświęconych osobie Władysława Bartoszewskiego. Przede wszystkim planowany jest wernisaż wystawy „Pod prąd. Pamięć. Pojednanie. Dialog kultur na przykładzie przyjaźni z Karlem Dedeciusem”[1]. W czasie trwania wystawy zostanie zorganizowane sympozjum poświęcone polskiemu dyplomacie, odbędą się warsztaty dla uczniów z Frankfurtu i Słubic, spotkanie z byłym asystentem W. Bartoszewskiego oraz uroczysty finisaż wystawy, połączony z prezentacją filmu Zofii Kunert „Der Brückenbauer”. Ten projekt jest realizowany przy współpracy z Inicjatywą im. W. Bartoszewskiego Towarzystwa Niemiecko-Polskiego w Berlinie oraz Muzeum Pana Tadeusza Zakładu Narodowego im. Ossolińskich we Wrocławiu. W czerwcu 2020 do udziału w Warsztatach Herbertowskich zostaną zaproszeni studiujący germanistykę w Polsce i polonistykę w Niemczech. W czasie warsztatów studenci zajmą się twórczością i niemieckimi przekładami tekstów Herberta, korespondencją poety z jego tłumaczem, Karlem Dedeciusem oraz pracą zarówno tłumacza, jak i samego poety. Odbędzie się również spotkanie z laureatami Nagrody im. Karla Dedeciusa.[2]

W tej chwili trwają już przygotowania do obchodów 100 urodzin Karla Dedeciusa, które przypadają na rok 2021. Tego roku przy współpracy z Uniwersytetem Łódzkim, z Muzeum Miasta Łodzi oraz Niemieckim Instytutem Spraw Polskich w Darmstadt odbędzie się cykl imprez poświęconych tłumaczowi – m. in. konferencja na temat roli tłumacza we współczesnym świecie. Zaprezentowany zostanie też album okolicznościowy traktujący o związkach Karla Dedeciusa z Łodzią, Frankfurtem nad Odrą oraz Darmstadt.

Chcielibyśmy, aby rok 2021 stał się swoistym Rokiem Dedeciusa. Dlatego też do włączenia się w obchody urodzin tłumacza pragniemy zaprosić również inne instytucje naukowe i kulturalne ze swoimi inicjatywami, w centrum których znalazła by się myśl i przesłanie Karla Dedeciusa. Na stronie Fundacji im. Karla Dedeciusa zostanie stworzone kalendarium wydarzeń. Osoby zainteresowane inicjatywą już teraz mogą się ze mną kontaktować. Ten i kolejny rok z pewnością będą bardzo intensywne.

Dziękuję za rozmowę.

---

[1] Ze względu na pandemię koronawirusa wszystkie wydarzenia związane z projektem zostały przeniesione na listopad. Ponadto, dzięki zaangażowaniu pana dra Marcina Barcza, współpracującego z Inicjatywą W. Bartoszewskiego w Berlinie została przygotowana multimedialna prezentacja wystawy. Można obejrzeć ją na stronie Fundacji (ub.europa-uni.de/kds) w zakładce „Veröffentlichungen”, gdzie znajduje się również katalog do wystawy.

[2] Również i te warsztaty nie odbędą się w planowanym terminie.

◆ Książki ◆

Books – Livres – Bücher

Elżbieta Biardzka (https://orcid.org/0000–0002–5221–0830)
Université de Wrocław

La plurivocité au service du polémique

Daciana Vlad (2017), *Pour une « grammaire » du polémique. Études des marqueurs d'un régime discursif agonal*, Presa Universitară Clujeană, Universitatea Babeş-Bolyai, 175 p.

L'étude de Daciana Vlad a pour objet les marqueurs d'un régime discursif agonal. Le caractère polémique du discours est abordé du point de vue de sa plurivocité, définie comme opposition de deux instances énonciatives distinctes au sein du discours d'un même locuteur. La description des marqueurs de ce régime discursif prend en compte plusieurs aspects de leur syntaxe et de leur fonctionnement en discours.

L'ouvrage se compose de quatre parties majeures. La première partie présente dans un premier temps une synthèse des principales approches de la polyphonie et du dialogisme. L'auteure définit et différencie les termes « polyphonie » et « dialogisme » en se référant aux travaux de Bakhtine (1977 ; 1978 ; 1984) qui sont à l'origine des deux concepts, actuellement très prisés en France dans les analyses littéraires et linguistiques. Dans un second temps, elle présente les théories linguistiques de la polyphonie (par ex. Ducrot 1984 ; Nølke 2001 ; 2006) et du dialogisme (par ex. Bres 1998 ; 1999 ; 2002 ; 2005 ; 2017 ; Bres, Nowakowska 2006 ; Bres, Mellet, 2009) en soulignant non seulement les décalages, mais aussi les relations de complémentarité entre ces deux approches. Ainsi, diverses formes de polyphonie peuvent avoir une nature dialogique ou non, se caractérisent par leur degré de plurivocité (faible, moyen ou fort) et par les relations qui se tissent entre les instances énonciatives qui peuvent être consensuelles ou conflictuelles. Une telle démarche permet à l'auteure de dresser un appareil conceptuel adéquat pour traiter des marqueurs polémiques qu'elle définit comme structures linguistiques caractérisées par une plurivocité forte et conflictuelle.

Conformément aux choix méthodologiques adoptés, la deuxième partie de l'ouvrage traite du discours polémique en tant que cas particulier de polyphonie conflictuelle. L'auteure distingue entre deux régimes du phénomène polémique : « le » (au masculin) polémique qui relève du régime discursif agonal et « la » (au féminin) polémique qui relève du régime interactionnel (dialogal).

La troisième partie du travail a un caractère analytique et contient une étude des marqueurs linguistiques du régime discursif polémique fondée sur un corpus de textes hétérogène (*Frantext*, dictionnaire roumain-français des actes de langage de Gancz, Franchon et Gancz (1999), sites internet présentant le discours de médias comme *TF1*, *France 2*). C'est la partie centrale du travail, qui respecte les principes méthodologiques antérieurs, rassemble et présente les résultats de l'examen des données.

L'analyse contenue dans cette partie débute par une description du corpus tenant compte de plusieurs aspects des marqueurs du régime discursif polémique : l'aspect syntaxique (structures assertives, interrogatives, exclamatives et injonctives), la problématique de leurs degrés de figement (intégral ou semi-figement), la question des mécanismes engendrant la plurivocité des marqueurs analysés (distinction entre marqueurs polyphoniques et marqueurs dialogiques). Ainsi, Vlad a pu inventorier les formes de *dialogisme* dans les structures étudiées ainsi que les formes de *représentation d'un discours autre* (RDA) qu'on peut considérer comme des outils qui servent à s'opposer au discours d'autrui dans une interaction polémique. Les phénomènes polémiques sont ensuite abordés du point de vue sémantico-pragmatique. Suit une étude de cas embrassant des constructions causales en *puisque* et en *non que*, des structures interrogatives du type *Mot interrogatif + Cond. /Inf. ?, Parce que P ?* et *P, peut-être ?* ainsi que des énoncés exclamatifs au conditionnel, au subjonctif et à l'infinitif.

Enfin, la quatrième et dernière partie de l'ouvrage concerne la représentation de la polémique dans le discours journalistique. Le choix du matériel analysé est clair et pertinent : ce genre de discours se caractérise effectivement par une plurivocité très développée et conflictuelle. L'approche de Vlad, très nuancée, admet cependant que « La médiation de la polémique peut entretenir ou même amplifier le conflit, du fait qu'on monte en épingle un incident qui autrement aurait pu rester isolé. Les médias ont alors un rôle à jouer dans la polémique » (p. 148). L'auteure ajoute encore à la même page que « Le journaliste ne prend pas forcément position dans la polémique, pouvant éventuellement le faire après coup ». Plus loin encore, elle attribue au journaliste une activité d'interprétation plus poussée dans le cas de la narrativisation de la polémique (p. 150). Dans le cas du style direct et des îlots textuels (p. 149), elle parle simplement de « stratégies » de représentation des phénomènes polémiques. Nous pensons que l'activité interprétative du journaliste, intense et souvent manipulatoire, ne concerne pas que les phénomènes de narrativisation. La sélection des propos rapportés en style direct (ce choix laisse souvent des traces en discours), le choix des verbes de discours rapporté (dont le sens se rapporte aux activités de l'esprit des énonciateurs cités auxquelles personne n'a l'accès) restent de la gestion exclusive du journaliste. On voit dans les exemples du corpus que les segments citationnels présentés comme fidèles (style direct, p. 149) sont escortés par le discours du journaliste, qui oriente la lecture (exemple 238 : Ségolène Royal a par ailleurs réaffirmé son refus du fatalisme. « *Je ne veux pas non* […] »). Dans ce sens, selon nous, le style direct est « narrativisé» aussi.

La démarche d'analyse proposée par Daciana Vlad, de caractère syntaxique, polyphonique et sémantico-pragmatique à la fois, a l'avantage de structurer un champ de recherche très hétérogène. L'analyse de corpus n'a pas seulement pour fonction d'illustrer les aspects théoriques relevant du/de la polémique et de la polyphonie, mais – comme le remarque l'auteure elle-même – elle affine les théories déjà existantes. La bibliographie est exhaustive. L'étude contient également un *Index* des notions abordées.

Pour terminer, nous aurions une remarque à formuler concernant le titre de l'étude de Daciana Vlad. Il s'agit de l'emploi des guillemets du mot « grammaire ». À notre

sens, leur emploi ne se justifie pas et ils devraient être effacés. En effet, suivant l'étude d'Authier-Revuz (1997 : 35), les guillemets peuvent exprimer quatre types de non-coïncidences (*interlocutive*, *entre le mot et la chose, des mots à eux-mêmes*, *du discours à lui-même).* Leur sens est donc polyvalent, obscur. Marquent-ils une hésitation, une réserve sur le sens de ce vocable ou tout au contraire une confirmation du rapport *mot-chose* ? Ou peut-être un emprunt à un autre discours ? L'opacité de sens introduite par l'emploi des guillemets est en outre en contradiction avec le sens de « pour », qui invite à adopter un parti pris bien défini, très clair. À nos yeux, il s'agit bien de *grammaire* tout court, c'est–à-dire d'un ensemble de formes et de règles qui régissent le discours polémique.

Références bibliographiques

Authier-Revuz Jacqueline (1997), « Modalisation autonymique et discours autre : quelques remarques », *Modèles linguistiques,* tome XVIII, fascicule 1, pp. 33–51.

Bakhtine Mikhaïl (1977), *Le marxisme et la philosophie du langage,* traduit du russe par Marina Yaguello, Minuit, Paris. Première édition russe publiée sous la signature V.N. Volochinov (1929), *Marksizm i filozofija jazyka,* Leningrad.

Bakhtine Mikhaïl (1978), *Esthétique et théorie du roman,* traduit du russe par Daria Olivier, Gallimard, Paris. Édition originale (1975), *Woprosy literatury i estietiki,* Moscou.

Bakhtine Mikhaïl (1984), *Esthétique de la création verbale,* traduit du russe par Alfreda Aucuturier, Gallimard, Paris. Edition originale (1979), *Estetika slovesnogo tvorčestva*, Moscou.

Bres Jacques (1998), « Entendre des voix : de quelques marqueurs dialogiques en français », in : Jacques Bres *et al*. (éds*), L'autre en discours*, Praxiling, Montpellier III, pp. 191–212.

Bres Jacques (1999), « Vous les entendez ? Analyse du discours et dialogisme », *Modèles linguistiques*, XX/2, pp. 71–86.

Bres Jacques (2001), « Dialogique », « Dialogisme », « Dialogisme (Marqueurs de ~ », in : Catherine Détrie, Paul Siblot, Bertrand Verine (2001), *Termes et concepts pour l'analyse du discours. Une approche praxématique*, Honoré Champion, Paris.

Bres Jacques (2002), « Le bruissement des voix dans le discours : dialogisme et discours rapporté », *Faits de langues*, 19, pp. 159–170.

Bres Jacques (2005), « Savoir de quoi on parle : dialogue, dialogal, dialogique ; dialogisme, polyphonie ... », in : Jacques Bres *et al.* (éds), Dialogisme et polyphonie : approches linguistiques, Éditions Duculot, Bruxelles, pp. 47–61.

Bres Jacques (2017), « Dialogisme, éléments pour l'analyse », *Recherches en didactique des langues et des cultures,* 14/2 (en ligne : mis en ligne le 15 juin 2017, consulté le 21 juin 2017 ; URL : http:// rdlc.revues.org/1842).

Bres Jacques, Mellet, Sylvie (2009), « Une approche dialogique des faits grammaticaux », *Langue française*, 163, pp. 3–20.

Bres Jacques, Nowakowska Aleksandra (2006), « Dialogisme : du principe à la matérialité discursive », in : Laurent Perrin. (éd.), *Le sens et ses voix. Dialogisme et*

polyphonie en langue et en discours, *Recherches linguistiques*, 28, Université Paul Verlaine, Metz, pp. 21–48.

Ducrot Oswald (1984), *Le dire et le dit*, Les Éditions de Minuit, Paris

Gancz Andrei, Franchon Marie-Claude, Gancz Margareta (1999), *Ghid român-francez al actelor de vorbire*, Editura Corint, Bucureşti.

Nølke Henning (2001), « La ScaPoline 2001. « Version révisée de la théorie Scandinave de la Polyphonie Linguistique », *Polyphonie-linguistique et littéraire*, 3 [en ligne : www.hum.au.dk/romansk/polyfoni, consulté le 19 juillet 2017].

Nølke Henning (2006), « Pour une théorie linguistique de la polyphonie : problèmes, avantages, perspectives », in : Laurent Perrin (éd.), *Le sens et ses voix. Dialogisme et polyphonie en langue et en discours, Recherches linguistiques,* 28, Université Paul Verlaine, Metz, pp. 243–269.

Tobiasz Janikowski (https://orcid.org/0000–0002–3374–8571)
Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Zaklinanie rzeczywistości. Monografia Andrzeja Gwoździa o kinie niemieckim[1]

Poruszając się w orbicie publikacji podejmujących problematykę kina niemieckiego w pierwszej połowie XX wieku nie sposób nie zauważyć książki Andrzeja Gwoździa *Zaklinanie rzeczywistości*. Monografia ta, poświęcona filmom niemieckim z lat 1933–1949, wpisuje się w szerszy horyzont opracowań poświęconych kinematografii Trzeciej Rzeszy oraz pierwszych lat okresu powojennego, będąc jednocześnie nawiązaniem do innych tekstów autora i rozwinięciem jego niezwykle bogatej spuścizny[2].

Zaklinanie rzeczywistości – i stwierdzenie to nie wydaje się być przesadą – to publikacja wybitna, dająca się umieścić w szerszym spektrum opracowań poświęconych kinematografii niemieckiej pierwszej połowy XX wieku. Pod wieloma względami (i to nie tylko mając na uwadze aspekty funkcjonalne), uprawnione wydaje się postawienie jej w jednym szeregu z legendarnymi książkami, takimi jak *Ekran demoniczny* Lotte Eisner, czy *Od Caligariego do Hitlera* Siegfrieda Kracauera, choć ich zakresy tematyczne, ramy chronologiczne i metody badawcze znacząco się od siebie różnią[3].

Opisywana w niniejszej recenzji monografia składa się z trzech części. Pierwsza opatrzona tytułem „Nazistowskiego kina projekcje – iluzje – symulacje (1933–1945)" opisuje kinematografię niemiecką od przejęcia władzy przez narodowych socjalistów do końca drugiej wojny światowej. Analizie poddany zostaje rozwój kina niemieckiego w okresie nasilających się tendencji militarystycznych, nacjonalistycznych czy – wraz z rozwojem działań na międzynarodowej arenie wojennej – antyalianckich i antysemickich. Druga część „Ikony jedności – symptomy podziału w powojennym kinie (1946–1949)" to podróż po krajobrazie powojennym, swoista opowieść ze stref okupacyjnych (tak zatytułowany jest jeden z rozdziałów), prowadząca przez krajobraz

[1] Andrzej Gwóźdź: *Zaklinanie rzeczywistości. Filmy niemieckie i ich historie 1933–1949*. Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocław 2018, ss. 453.

[2] Na gruncie tematycznym dają się w opisywanej publikacji zauważyć pewne analogie z wydaną w roku 2011 książką *Obok kanonu. Tropami kina niemieckiego*. Choć oryginalność i unikatowość obydwu opracowań nie budzi wątpliwości, wcześniejsza książka w widoczny sposób kładzie podwaliny pod rozwinięcia tematyczne pojawiające się w *Zaklinaniu rzeczywistości*, co uwidacznia się między innymi w rozdziałach: „Kobiecość nadreprezentowana: Leni Riefenstahl", czy „Niemcy wychodzą z mroku, czyli wojna w kinie 1945–1949".

[3] Do tego grona – w roli wartościowego uzupełnienia – dopisać można książkę Tomasza Kłysa *Dekada doktora Mabuse* oraz publikację Tomasza Małyszka *Światłopisanie: film niemiecki 1895–2010*, będącą niewątpliwie przydatnym skryptem akademickim, poruszającym takie zagadnienia jak „Rodzaje filmu", „Scenariusz i adaptacja", „Film i literatura".

naznaczony zniszczeniami infrastrukturalnymi, fizycznymi i moralnymi, jakie pociągnęła za sobą druga wojna światowa. Trzecia i ostatnia część książki – co wydaje się być pewną indywidualną sygnaturą autora, widoczną chociażby w publikacji z roku 1999 *Współczesna niemiecka myśl filmowa. Od projektora do komputera* – to bogata antologia materiałów filmoznawczych oraz tekstów źródłowych, ułożonych w pewnej logicznej całości, do tego niezwykle sprawnie przetłumaczonych na język polski. Nie brakuje tu wspomnień, rozważań i analiz autorstwa Leni Riefenstahl, Hansa Trauba, Leonarda Fürsta, Fritza Hipplera, czy ministra propagandy Rzeszy Josepha Goebbelsa.

Wczytując się w obszerną, imponującą pod względem objętości, bo ponad 450-cio stronicową książkę o filmach niemieckich z lat trzydziestych i czterdziestych ubiegłego wieku, nie sposób nie zauważyć nietypowej chronologii. W obliczu przesunięcia o cztery lata przyjętej zwyczajowo cezury czasowej nasuwa się pytanie, czy możliwe jest połączenie naznaczonych widocznym ładunkiem ideologicznym produkcji filmowych z okresu bezpośrednio po dojściu Hitlera do władzy oraz tych z okresu drugiej wojny światowej (od roku 1943 wojny totalnej), z filmami – jak zostaje to określone w drugiej części książki – „z ruinami w tle, z wojną gdzieś w Berlinie". Na tak postawione pytanie autor udziela przekonującej odpowiedzi już we wstępie książki, zwracając uwagę na fakt, że kino niemieckie jedynie w pewnym stopniu dostosowało się do sztywnych ram czasowych i wąsko rozumianych ograniczeń chronologicznych. Wobec tego reinterpretacji i relatywizacji ulegają siłą rzeczy zakotwiczone w wydarzeniach historycznych, „kanoniczne" cezury wyznaczone rokiem 1945, gdyż – jak zauważa autor – „wiele filmów zrealizowanych w czasach nazistowskich miało swoje premiery dopiero po wojnie, a ogromna liczba filmowców (reżyserów, aktorów, operatorów, kompozytorów, personelu drugiego planu) przeszła niepostrzeżenie w czasy powojenne, przenosząc do kina po roku 1945 nie tylko swoje przyzwyczajenia i nawyki, ale i estetyczne kanony minionej epoki; i to do tego stopnia, że filmy tuż powojenne śmiało można określić mianem kontynuacji stylu Ufy w nowych, powojennych warunkach" (s. 9).

Przełamanie utartych ram chronologicznych i odejście od sztywnego gorsetu metodologicznego powoduje, że *Zaklinanie rzeczywistości* – książka niewątpliwie najwybitniejszego obecnie znawcy kina niemieckiego w Polsce – nie jest publikacją będącą jedynie poręcznym kompendium, zamykającym się w wąskich ramach funkcjonalności. Jej horyzont badawczy zakreślony jest niezwykle szeroko, a metodologia przeprowadzonych analiz wymyka się ujęciu w ryzach uproszczonych i jednoznacznych kwalifikacji. Opisywana monografia nie jest w konsekwencji li tylko wygodnym narzędziem, ukształtowanym na poziomie formy i treści przez ramy z góry określonego, metodologicznego, względnie światopoglądowego, profilu. Zwraca na to uwagę sam autor, konstatując: „Celem książki nie było forsowanie jednej, modelowej wizji historii filmu, jakakolwiek by ona była. Zresztą „Zaklinanie rzeczywistości" jest zarazem i nie jest historią kina omawianego okresu. Jest nią – konstruuje, rekonstruuje bądź dekonstruuje dzieje kultury filmowej Trzeciej Rzeszy i powojennego czterdziestolecia; nie jest – bo pozbawione rygoru właściwego dyskursom historii kina nie czyni tego z wystarczającym respektem dla tzw. procesu historycznofilmowego, nie ufając jego sile sprawczej" (s. 423).

Czytając poszczególne rozdziały opisywanej publikacji – abstrahując od kwestii metodologicznych – trudno oprzeć się wrażeniu, że *Zaklinanie rzeczywistości* jest wieloaspektową i barwną opowieścią poświęconą nie tylko filmom, lecz również szeroko rozumianym zagadnieniom oscylującym wokół kinematografii i kultury niemieckiej. Ubrana w kostium ciekawej narracji zabiera czytelnika – w szczególności tego o zainteresowaniach germanistycznych – w podróż po świecie ruchomych obrazów, powstających w dużej mierze w pełnych dramatyzmu latach rozwoju ideologii nazistowskej. Niezależnie od niezwykle solidnego, podbudowanego licznymi odwołaniami bibliograficznymi warsztatu naukowego, cechą dystynktywną książki jest też niewątpliwie użycie języka przystępnego i zrozumiałego, zaś w opisach filmów nie brakuje tu i ówdzie anegdot i „lekkiej" narracji[4].

Książka rzecz jasna nie uchyla się od stosowania tonacji minorowych czy wręcz dramatycznych, gdy w cytatach przewijają się opisy wojny, a tematem analiz stają się filmy volksistowskie spod znaku „Blut und Boden", czy produkcje antysemickie. Należy jednak przy tym nie tracić z oczu okoliczności, że film niemiecki również w najdramatyczniejszych miesiącach wojny miał z założenia spełniać funkcje eskapistyczne, stając się dla publiczności zgromadzonej w salach kinowych swego rodzaju *refugium* chroniącym przed trudami dnia codziennego. Niewątpliwie to właśnie produkcje filmowe tego czasu przenosiły widzów – dzięki sile imaginacji – do fikcyjnego świata, po części imitującego warunki normalnej egzystencji.

Nieprzypadkowo więc opisywana książka nosi znamiona bogatej w wątki i konteksty opowieści, prowadzącej czytelnika przez wielobarwny krajobraz, utkany z nierzadko kontrastywnych zestawień. Z jednej strony uwagę odbiorcy przyciągać może *Jasnowłosy sen* Paula Martina z legendarną parą aktorów Willi Fritsch i Lilian Harvey, film o bezrobotnych z humorem znoszących swój los, z drugiej strony filmy rysunkowe jak *Biedny Hansi*, jedyne dzieło tego typu wyprodukowane w 1941 roku przez założoną przez Goebbelsa wytwórnię *Deutsche Zeichenfilm GmbH* (zob. s. 146). Wyjątkowo obrazowo przeprowadzone zostają ponadto w monografii analizy filmów powstałych w czasie trwania drugiej wojny światowej. Dużo miejsca poświęca autor, żeby posłużyć się przykładem, produkcji filmowej *Droga poświęcenia* (*Opfergang*) Veita Harlana, przenoszącego udręczonego wojną totalną widza kinowego z roku 1944 w bezpieczny świat romantycznej miłości, dostatniego życia i pięknych krajobrazów z okolic Hamburga (zob. s. 191). W podobnie zręczny sposób zaprezentowany zostaje już powojenny film *Mordercy są wśród nas* Wolfganga

[4] Jako przykład posłużyć może przywołanie legendarnej aktorki Mariki Rökk, pojawiającej się m. in. w filmie *Kora Terry* z roku 1940, czarującej swoim seksapilem i aurą nieposkromionej kobiecości, która – jak pisze autor nie bez poczucia humoru – przyciągała uwagę widzów „zwinnie fikając nogami i śpiewając za dwie" (s. 134). Z drugiej strony w książce nie brakuje też akcentów tragikomicznych, co zauważyć można między innymi w nawiązaniu do zawartości *Dzienników* Goebbelsa. Jako przykład posłużyć może zacytowany wpis opatrzony datą 22 grudnia 1937 roku, w którym minister propagandy Rzeszy stwierdza: „Na Boże Narodzenie podarowałem Führerowi 32 przednie filmy z ostatnich 4 lat i 12 filmów z Myszką Miki wraz z pięknym albumem o sztuce. Bardzo się z tego cieszy. Jest szczęśliwy, mając taki skarb, który – mam nadzieję – da mu wiele radości i wytchnienia" (s. 156).

Staudtego, połączony gatunkowo z włoskim neorealizmem oraz kodami przedstawieniowymi amerykańskiego „filmu czarnego" (zob. s. 227)[5].

Zaklinanie rzeczywistości to również wielorakie odniesienia do spraw techniki filmowej, mechanicznego i optycznego zapisu dźwięku, co unaocznione zostaje między innymi na przykładzie systemu *Tri-Ergon*, a zatem „dzieła trzech" (Hansa Vogta, Josefa Engla, Josepha Massollego) opatentowanego już w roku 1919 (zob. s. 13). W książce nie brakuje też odniesień do pierwszych transmisji telewizyjnych na żywo z uroczystości pierwszomajowych w Berlinie w roku 1933, które zbiegły się w czasie z popularyzacją niedrogich, bo kosztujących 65 reichsmarek odbiorników radiowych, umożliwiających „niespotykaną dotąd na podobną skalę agitację polityczną, czyniąc z radia najważniejsze medium propagandy" (s. 87). Nie mniej ważne jest podjęcie tematyki początków filmu barwnego dzięki systemowi *Agfacolor*, rozwiniętego w latach 1934–1938, a opartego na zasadzie negatywowo-pozytywowej, czy eksperymentów z „filmem przestrzennym" (Raumfilm) w roku 1936 (zob. s. 129). Opisywana w niniejszej recenzji monografia to również posiadające solidną podstawę źródłową odniesienia do statystyk i szeroko rozumianej faktografii. Przykładem mogą być przywołane frekwencje widzów w kinach w latach wojennych: 700 milionów w roku 1939 i miliard w roku 1940 (zob. s. 156). Szczegółowe statystki dotyczące przedsiębiorstw produkcyjnych, dystrybucji, liczby kinoteatrów czy miejsc siedzących znajdują się ponadto w tłumaczeniu artykułu Hansa Trauba „Film jako polityczne narzędzie władzy" (s. 307–308).

Sumując, książka Andrzeja Gwoździa to kolejny – i niewątpliwie nie ostatni[6] – *opus magnum* autora niezwykle popularnego w środowisku filmoznawczym, cenionego w szczególności za metodologiczną różnorodność, wielopłaszczyznowość przeprowadzonych eksploracji oraz charakterystyczny rozmach stylistyczno-narracyjny. W czasach zanikających autorytetów intelektualnych i coraz bardziej widocznego „okopywania" się badaczy akademickich na silnie ugruntowanych stanowiskach metodologicznych, *Zaklinanie rzeczywistości* przenosi czytelnika w obszar myśli wielkoformatowej, biegnącej ku szerokim przestrzeniom, z wieloaspektową perspektywą przedstawieniową, wolną od dogmatycznych systematyzacji, niezależnie od tego ubraną w kostium solidnej, erudycyjnej narracji. Monografia oddana w ręce czytelników przez wrocławskie wydawnictwo „Atut" to też niewątpliwie lektura

[5] Ponieważ książka ma swoiście wieloaspektową, wręcz polifoniczną strukturę, nie brakuje w niej również informacji o wybitnych kompozytorach muzyki filmowej, takich jak Herbert Windt, który zasłynął jako autor muzyki do monumentalnych produkcji Leni Rifenstahl *Triumf woli* i *Olimpiada* (zob. s. 33). Znaczące jest ponadto podjęcie kwestii ideologicznych tamtego czasu: w narracji całości często przewijają się cytaty ze wspomnianych już *Dzienników* Goebbelsa, w których na plan pierwszy wysuwa się nie tylko polityka filmowa Trzeciej Rzeszy, ale też podkreślenie obrzędowości i symbolicznego, czy wręcz religijnego charakteru „ideałów" nowej władzy (zob. s. 51).

[6] W ubiegłym roku [w marcu 2019 roku] ukazała się najnowsza książka autora recenzowanej publikacji, poświęcona kinematografii niemieckiej, dopisująca kolejne rozdziały do poruszonych już zagadnień i ram czasowych – ponadto kontynuująca podjęte uprzednio zakresy badawcze – opatrzona tytułem *Kino na biegunach. Filmy niemieckie i ich historie 1949–1991*.

obowiązkowa dla profesjonalnych badaczy kinematografii, pasjonatów zajmujących się tematyką filmową oraz filologów (ze szczególnym wskazaniem na germanistów), którym nieobojętne są zjawiska kulturowe oraz kinematografia niemiecka pierwszej połowy XX wieku.

Bibliografia

Eisner, Lotte (1965, 2011): *Ekran demoniczny*. Gdańsk: Słowo/obraz Terytoria.

Gwóźdź, Andrzej (2019): *Kino na biegunach. Filmy niemieckie i ich historie 1949–1991*. Gdańsk: Słowo/obraz Terytoria.

Gwóźdź, Andrzej (1999): *Współczesna niemiecka myśl filmowa. Od projektora do komputera*. Katowice: Wydawnictwo „Śląsk".

Gwóźdź, Andrzej (2018): *Zaklinanie rzeczywistości. Filmy niemieckie i ich historie 1933–1949*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza Atut.

Kłys, Tomasz (2006): *Dekada doktora Mabuse: nieme filmy Fritza Langa*. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego.

Kracauer, Siegfried (1947, 2009): *Od Caligariego do Hitlera*. Gdańsk: Słowo/obraz Terytoria.

Małyszek, Tomasz (2013): *Światłopisanie: film niemiecki 1895–2010*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza Atut.

Szymon Gębuś (https://orcid.org/ 0000-0002-6389-3315)
Jilin International Studies University

Martina Pollacka *Topografia pamięci*, czyli wędrówka po obszarach traumy[1]

Martin Pollack to pisarz nad Wisłą znany i wszechstronnie doceniany, głównie jako wielki polonofil i przyjaciel naszego kraju, zarazem jako wybitny tłumacz i propagator naszej literatury na Zachodzie. Urodził się w 1944 roku w rodzinie beznadziejnie pogrążonej w ideologii nazistowskiej. Wbrew woli i sugestiom bliskich, a w zgodzie z własnymi zainteresowaniami jako jeden z kierunków swoich studiów wybrał slawistykę. Z biegiem lat zdobył sławę nie tylko jako twórca świetnej prozy dokumentarnej, ale także jako publicysta i uważny komentator współczesnych zagadnień politycznych i społecznych Europy, zwłaszcza jej części wschodniej i środkowej[2]. W tym między innymi charakterze, od wielu lat jest niezmiennie obecny także w polskich mediach[3]. Jego książka pt. *Topografia pamięci* to zbiór dziewiętnastu mów okolicznościowych i esejów, pochodzących z lat 2008–2015, przy czym wydanie polskie, względem niemieckiego[4], zostało poszerzone o jeden tekst (*W lesie*, s. 78–85). *Topografia pamięci* to zarazem drugi wydany w Polsce wybór krótszych utworów, po opublikowanej w 2009 roku pozycji *Dlaczego rozstrzelali Stanisławów*[5].

Dziewiętnaście tworzących zbiór esejów (łącznie z wprowadzeniem *Zamiast wstępu. O sile wspomnień*) podzielono na trzy grupy, opatrzone hasłami sygnalizującymi charakter i tematykę zebranych w nich tekstów: *Wspomnienia i pamięć*, *Zdjęcia i polityka* oraz *Europejskie regiony*. Ta obejmuje typowe od lat dla twórczości Pollacka zagadnienia, takie jak: rodzina pisarza i jej uwikłanie w narodowy socjalizm (*Zamiast wstępu. O sile wspomnień*; *Moje pierwsze wspomnienia z Mostviertel*; *Nauczyciele naszych ojców*; *Nieznajomy, mój ojciec*; *Troje dzieci*), dziedzictwo czasów nazizmu (*Polski morderca*; *Domysły na temat zbrodni*), wschodnioeuropejskie

---

1 M. Pollack, *Topografia pamięci*, tłum. K. Niedenthal, Wydawnictwo Czarne, Wołowiec 2017, ss. 189.

2 „Wschodnioeuropejskie" zainteresowania dzieli Pollack ze swym młodszym rodakiem, Karlem-Markusem Gaußem. Gauba znamy w Polsce za sprawą książki *Umierający Europejczycy* (wydanie polskie 2006). Wspólnie natomiast z Pollackiem, wydał Gauß w 1992 roku tom *Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderungen durch Galizien.*

3 Na przykład w licznych wywiadach prasowych; na początku 2017 roku, rozmowy z Martinem Pollackiem ukazały się m.in. w lifestylowym magazynie „Esquire" (numer ze stycznia/lutego, s. 5–8) czy w „Gazecie Wyborczej" (numer z 12 stycznia, s. 12).

4 M. Pollack, *Topographie der Erinnerung. Essays*, Salzburg – Wiedeń 2016.

5 M. Pollack, *Dlaczego rozstrzelali Stanisławów*, Wołowiec 2009.

procesy demokratyczne po 1989 roku (*Twarz Jozefa Parigala*), problemy mniejszości narodowych (*Nie ma tablicy dla Romów. O pamięci i milczeniu w Burgenlandzie*; *Pamięć w społeczeństwie zróżnicowanym*), Galicja (*Obraz hańby*; *Obrazy Galicji*; *Galicja. Mit o wielu obliczach*), Polska (*Polski morderca*; *Ach, granica*; *Moje polskie lekcje*), antysemityzm (*Nieznajomy, mój ojciec*; *To tylko heca, kosztuje niewiele*). Uschematyzowaną tak problematykę należy postrzegać raczej umownie; wszystkie te bowiem kompleksy zagadnień zarówno łączą się i przenikają, jak i przeplatają ze sobą, potęgując tematyczną złożoność całego tomu.

Zebrane w tomie teksty można interpretować jako swego rodzaju subiektywny drogowskaz autora przez jego własne oraz europejskie, wspólnotowe doświadczenia dziejowe, nierzadko naznaczone bólem i traumą. Przedstawiając je, Pollack zarówno czerpie obficie z własnych doświadczeń, jak i (probabilistycznie) rekonstruuje wydarzenia historyczne, których osobiście nie doświadczył. By uwiarygodnić określone fakty, korzysta z książek, fotografii, dokumentów archiwalnych i innych dostępnych mu źródeł. Jest adwokatem zdarzeń i postaci zlekceważonych i zapoznanych, które jego zdaniem mogłyby zbyt łatwo zostać przemilczane bądź zignorowane. Nie stroni przy tym od podejmowania tematów tragicznych, nawet o rzeczach drastycznych mówi dosadnie, nie bojąc się ukazać brutalnej rzeczywistości. Nie waha się na przykład przed włączeniem w narrację zdjęć przedstawiających sceny rozstrzelania czy ujęć wisielców. Fotografie w jego książce wielokrotnie zresztą i na różne sposoby (niekoniecznie bezpośrednio, często tylko konotacyjnie[6]) przedstawiają przemoc, cierpienie i śmierć, bądź co bądź mocno obecne w XX-wiecznej historii; niczym obrazy, o których tak fascynująco i zajmująco rozprawiała Susan Sontag w *Widoku cudzego cierpienia*[7]. Pollack potrafi zatem świetnie grać na emocjach, zwłaszcza że niekiedy zatrważające oddziaływanie jego tekstów potęgują (obok zdjęć) spokojne, klinicznie rzeczowe opisy, choć poprzetykane gdzieniegdzie empatią. Niezależnie wszak od podejmowanych tematów, austriacki autor pozostaje jednak zawsze reporterem i kronikarzem. Dukt jego narracji pozostaje wyważony i powściągliwy, autor szanuje dziennikarską komunikatywność przekazu, unikając zbędnego patosu i sentymentalizmu.

Jak w reportażowych utworach Pollacka, również i tutaj pojedyncze osoby czy wydarzenia służą nieraz za pretekst/wstęp do ukazania szerszych procesów historycznych. W tekście *Nieznajomy, mój ojciec* stara pocztówka przedstawiająca widok ulicy Piotrkowskiej w Łodzi, z przechodzącym przez nią tradycyjnie ubranym Żydem, prowokuje autora do wspomnień na temat znajdującego się w tym mieście żydowskiego getta oraz własnych przodków z ich fascynacją „reżimem i narodowym socjalizmem". Zdaniem pisarza nie wolno przemilczać nawet najstraszniejszych i najwstydliwszych aspektów naszej historii. Odpowiedzialność wobec niej działa u Pollacka na zasadzie wewnętrznego imperatywu etycznego:

> Dzisiaj to wiem: stare powiedzenie, że mowa jest srebrem, a milczenie złotem, w żadnym razie nie ma tu zastosowania. Jeśli chodzi o przeszłość, jest dokładnie na odwrót.

[6] Jak np. w przypadku okładkowej fotografii, przedstawiającej dzieci wykonujące hitlerowskie pozdrowienie.

[7] S. Sontag, *Widok cudzego cierpienia*, Kraków 2016.

> Niczego nie wolno przemilczać ani tuszować. Jestem to winien między innymi temu Żydowi z Piotrkowskiej. (s. 77)

Pollack natrętnie powraca do nacjonalistycznych skłonności swych protoplastów. Warto tutaj wspomnieć tekst *Moje pierwsze wspomnienia z Mostviertel*, w którym kontrapunktowo przedstawia swojego dziadka, Rudolfa Basta. Tylko przelotnie wspominając o jego przywiązaniu do nazizmu, charakteryzuje go autor głównie jako jowialnego i wyrozumiałego towarzysza z okresu własnego dzieciństwa, pod którego okiem poznawał tajemnice połowu ryb czy po raz pierwszy w życiu skosztował alkoholu. Ten tekst to ciepłe, przepełnione nostalgią wspomnienie o bliskiej pisarzowi osobie, nasuwające skojarzenia z myślą Thomasa Bernharda „dziadkowie są nauczycielami", pochodzącą z jego pism autobiograficznych[8]. W tych właśnie esejach, w których Pollack potrafi zdystansować się do dręczących go rodzinnych wspomnień lub w tekstach zupełnie omijających ten temat, wydaje się on bardziej przekonujący artystycznie, a jego narracja zyskuje na polocie, impecie i plastyczności.

Galicja, jeden z ulubionych tematów pisarza, przewija się kilkukrotnie. W utworze *Galicja. Mit o wielu obliczach* czytelnik otrzymuje, poza kilkoma informacjami o galicyjskiej historii, także krótki przegląd literatury dawnego zaboru austriackiego (Karl Emil Franzos, Samuel Agnon i inni). Ostatni i najobszerniejszy tekst zbioru, *Moje polskie lekcje*, autor poświęca Polsce, która w jego życiu i twórczości zajmuje szczególne miejsce. Austriacki twórca przypomina i wartościuje swoje najbardziej znaczące i przełomowe przeżycia związane z naszym krajem. Esej ten wypada przeczytać wszystkim rodzimym sympatykom twórczości Austriaka.

Martin Pollack bywa dosadny i krytyczny; broni się przed wygodnym zapominaniem o przeszłości i prowokuje do rozmyślań nad nią. Rozliczenie się z przeszłością pojmuje jako wstępny warunek intersubiektywnego i internacjonalnego porozumienia. Owo porozumienie można osiągnąć wyłącznie na drodze uczciwej i (samo)krytycznej wymiany opinii i doświadczeń. Zgodnie z tym przekonaniem, Austriak zamyka tom swego rodzaju artystycznym *credo*:

> Badanie historii – własnej, ale także cudzej, bez żadnych uprzedzeń, jest najważniejszym warunkiem zrozumienia samego siebie, znalezienia własnej tożsamości – i spotkania się z innym na równym poziomie. Bez historii nie da się tego zrobić. Nigdy nie wolno nam ulec pokusie, by chcieć wyrzucić za burtę ówczesne narodowe narratywy, chcieć je wymazać z pamięci, ponieważ boimy się, że gdy się z nimi skonfrontujemy, mogą coś popsuć, stać się przeszkodą. Wszystko musi zostać powiedziane, spisane, nawet jeśli jeszcze dziś może być bolesne. Wszystkie historie muszą zostać opowiedziane, nie wolno przemilczeć żadnej tragedii. Musimy jednak stale przy tym pamiętać, żeby nie stracić z oczu naszego celu, którym jest zrozumienie innego, zaakceptowanie go takiego, jaki jest, z całym ciężarem jego historii. (s. 239)

„Programowe" podsumowanie zamknęło książkę która znawców i miłośników twórczości Pollacka, z samej natury jej „antologicznej" treści, nie zaskoczy

[8] T. Bernhard, *Autobiografie*, Wołowiec 2011.

tematycznie czy ideowo. Książkę niemniej erudycyjną, miejscami poruszającą i informacyjnie bogatą, w zestawieniu wielowątkowych przyczynków formującą zwarte „repertorium" najważniejszych dlań zagadnień. Połączenie takich walorów z kompetencją historyczną i komunikatywnym przekazem pozwala zaliczyć *Topografię pamięci* do bardziej udanych pozycji Austriaka. Osobiście jednak, poleciłbym ją jeśli nie wyłącznie, to przede wszystkim początkującym sympatykom jego twórczości; sądzę też, że razem z jego najgłośniejszą (ale wcale nie najlepszą pisarsko) pracą *Śmierć w bunkrze*[9], *Topografia pamięci* sprawdziłaby się w roli „niezbędnika" dla czytelników chcących bodaj wstępnie zaznajomić się z jego pisarstwem. I – dzięki zaletom autobiograficznym obu tych pozycji – przy okazji choć trochę zrozumieć genezę jego postawy, obsesji, zainteresowań i towarzyszących mu kontrowersji[10].

Bibliografia

Bernhard Thomas, *Autobiografie*. Tłum. Sława Lisiecka. Wydawnictwo Czarne: Wołowiec 2011.

Gauß Karl-Markus, *Umierający Europejczycy. Podróże do sefardyjskich Żydów z Sarajewa, Niemców z Gottsche, Arboreszów, Łużyczan i Aromunów*. Tłum. Alicja Rosenau. Wydawnictwo Czarne: Wołowiec 2006.

Pollack Martin, *Martin Pollack* (wywiad, rozm. Anna Kaplińska-Struss), „Esquire" (styczeń-luty)/2017, nr 1, s. 5–8.

Pollack Martin, *Miarowy krok ludzi Wschodu* (wywiad, rozm. Andrzej Brzeziecki), „Gazeta Wyborcza" 12.01.2017, nr 9.8921, s. 12.

Pollack Martin, *Dlaczego rozstrzelali Stanisławów*. Tłum. Andrzej Kopacki. Wydawnictwo Czarne: Wołowiec 2009.

Pollack Martin, *Śmierć w bunkrze. Opowieść o moim ojcu*. Tłum. Andrzej Kopacki. Wydawnictwo Czarne: Wołowiec 2006.

Pollack Martin, *Topografia pamięci*. Tłum. Karolina Niedenthal. Wydawnictwo Czarne: Wołowiec 2017.

Pollack Martin, *Topographie der Erinnerung. Essays*. Residenz Verlag GmbH: Salzburg – Wiedeń 2016.

Pollack Martin, Gauß Karl-Markus (red.), *Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderungen durch Galizien*. Jugend und Volk (J&V): Wiedeń 1992.

Sontag Susan, *Widok cudzego cierpienia*. Tłum. Sławomir Magala. Wydawnictwo Karakter: Kraków 2016.

Wieliński T. Bartosz, *Pollack na PIS-owskim indeksie*, „Gazeta Wyborcza" 05.07.2016, nr 155.8762, s. 11.

[9] M. Pollack, *Śmierć w bunkrze. Opowieść o moim ojcu*, Wołowiec 2006.

[10] Chętnym zaś poznać niektóre z kontrowersji otaczających twórczość i postawę publiczną Pollacka, poleciłbym na początek np. artykuł *Pollack na PIS-owskim indeksie*, „Gazeta Wyborcza", 05.07.2016, s. 11.

Martyna Nowak (https://orcid.org/0000–0003–3083–5060)
Uniwersytet Wrocławski

Das gegenwärtige Drama und Theater aus der Schweiz – Motive und Tendenzen

Wer am deutschsprachigen Theater interessiert ist, wird mit dem im Jahr 2019 herausgegebenen Sammelband *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*[1] seine Freude haben. Die fast dreihundert Seiten starke kollektive Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Dramaturgie aus der deutschsprachigen Schweiz – das Ergebnis einer in Łódź organisierten internationalen wissenschaftlichen Konferenz – stellt aktuelle und dominante Entwicklungen und Tendenzen im schweizerischen Theaterbetrieb des 20. und 21. Jahrhunderts dar, die bisher in einer so komprimierten Form kaum Ausdruck gefunden haben.

Das Werk umfasst neunzehn Beiträge, denen eine Einführung vorausgeht, in der die Herausgeberinnen Karolina Sidowska und Monika Wąsik das zeitgenössische Drama aus der deutschsprachigen Schweiz und seine Rezeption im europäischen Raum wie auch die folgenden Artikel kurz umreißen. Das Buch wurde in deutscher und polnischer Sprache veröffentlicht, wobei sich die folgenden Ausführungen auf die deutsche Version beziehen, die sich von der polnischen in ihrer Struktur leicht unterscheidet. Die in der polnischen Fassung vorgeschlagene Aufteilung der Beiträge in vier thematische Gruppen – etablierte Bühnenautoren, Lukas Bärfuss und sein dramaturgisches Werk, politisch engagierte TheaterdichterInnen sowie die skurrile Welt der Außenseiter – ‚wird um der Klarheit der Gedankenführung willen für die vorliegende Analyse übernommen.

Die Auseinandersetzung mit dem Theater aus der Schweiz beginnt mit dem Beitrag von Carola Hilmes. In ihrem Artikel *„Ich bin nicht Stiller." „Ich bin kein Mann." „Ich bin ein Mörder." Über verleugnete Identität und Alterität – ein Kriminalfall* greift die Autorin auf den bekannten Roman *Stiller* von Max Frisch und seine gegenwärtige Adaptation mit Elementen des Puppentheaters im Münchener Residenztheater zurück. Der Bildhauer Anatol Ludwig Stiller – der Protagonist des Romans – verschwindet plötzlich und niemand kann feststellen, was mit ihm eigentlich passiert ist. Als er nach sechs Jahren in einem Zug nach Paris erkannt wird, verweigert er seine Identität mit einem Satz „Ich bin nicht Stiller". Von da an versucht er sich als ein Amerikaner deutscher Abstammung James Larkin White vorzustellen. Der

[1] Karolina Sidowska/ Monika Wąsik (Hg.): *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019: Peter Lang Verlag, ISBN: 978–3–631–79830–0, 274 S. In der Reihe: *Lodzer Arbeiten zur Literatur- und Kulturwissenschaft*, Bd., 11, ISSN: 21953406.

Roman weist, Hilmes zufolge, ein besonderes Bühnenpotential auf.[2] Zwar hat er eine vielschichtige Struktur, die sich aber durch die Auswahl von Leitmotiven, leicht in ein kohärentes Bühnengeschehen umbauen lässt. Der Medientransfer zieht aber einige Konsequenzen nach sich. Wie die Autorin in ihrem Text bemerkt, ist die Transformation im Bereich der Narration eine der Folgen des Übergangs vom Medium „Literatur" zum Medium „Theater". Der literarische Ich-Erzähler gewinnt im Theater an Körperlichkeit, gespalten in zwei reale Figuren, die dem Haupthelden gleichrangig sind und nicht seiner imaginären Welt zugehören. Der Wandel der Erzählperspektive macht die Gestalten real, schreibt Hilmes. Der scheinbare Realismus werde jedoch in der theatralen Adaptation mit der „Ästhetik der Distanz" durchbrochen, die dem schweizerischen Schriftsteller nahe ist.[3] Für die Ästhetik der Distanz sorgen im Theater die menschengroßen, Alberto Giacomettis Skulpturen ähnlichen Puppen.[4] Schritt für Schritt begleiten sie ihre Helden, mit ihnen ein charakterologisches Ganzes bildend. Auf der Bühne erzeugen die Puppen eine Art Verfremdungseffekt, betonen das Konventionsspiel und, wie Hilmes und andere Kritiker konstatieren, verleihen dem ganzen Schauspiel eine außergewöhnliche poetische Stimmung.[5] Dem Roman entsprechend stellt das Theaterstück das Identitätsproblem des Protagonisten in den Fokus. Stiller bemüht sich seiner Identität zu entgehen, aber seine Anstrengung endet mit einer Niederlage. Er wird demaskiert und in eine vorbestimmte, gewünschte Identität hineingepresst. Der Hauptfrage nach der Identität folgen sowohl im Roman als auch in dessen theatraler Adaptation auch andere Themen, wie die Freiheit des Individuums, die Entfremdung des Menschen in der Welt, die Eheprobleme oder die Überlegenheit der weißen Europäer den Afroamerikanern gegenüber.[6] Obwohl Frischs Geschichten inhaltlich existentielle Fragen aufgreifen, findet man in seinem Werk keine klaren Antworten und lehrhaften Feststellungen. Der Leser wird dagegen bei der Lektüre mit vorsichtigen Formulierungen konfrontiert, in denen Zweifel mitschwingt.[7] Die dem schweizerischen Schriftsteller charakteristische Ungewissheit wird ebenfalls ins Theater übertragen: „[Auf der Bühne] hören wir Fragen, aber haben keine Antworten"[8], schreibt Hilmes. Die inhaltliche und ästhetische Treue dem

---

2 Vgl. Carola Hilmes: *„Ich bin nicht Stiller." „Ich bin kein Mann." „Ich bin ein Mörder." Über verleugnete Identität und Alterität – ein Kriminalfall*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 14.

3 Vgl. *Der Spiegel*: *Nachruf. Max Frisch*, https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13488841.html [Der Zugriff am 10.11.2019].

4 Vgl. *Die Welt*, Zit. nach: *significantobject*, https://www.significantobject.com/past/stiller?ga=1 [Der Zugriff am 10.11.2019].

5 Ebenda.

6 Vgl. Carola Hilmes: *„Ich bin nicht Stiller." „Ich bin kein Mann." „Ich bin ein Mörder." Über verleugnete Identität und Alterität – ein Kriminalfall*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 16–20.

7 Vgl. *Der Spiegel*: *Nachruf. Max Frisch*, https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13488841.html [Der Zugriff am 10.11.2019].

8 Carola Hilmes: *„Ich bin nicht Stiller." „Ich bin kein Mann." „Ich bin ein Mörder." Über verleugnete Identität und Alterität – ein Kriminalfall*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 25.

Original gegenüber bewirken, dass die theatrale Adaptation des berühmten Werks überzeugt:[9] „Mir hat dieser Frisch alias Stiller alias Mr. White als Bühnenspiel mit Puppen gefallen, nicht zuletzt, weil er mich zum Roman zurückgeführt hat"[10].

Mit dem literarischen Kanon ringt auch Mario Saalbach, der in seinem Text *Unheim(at)-liche Gefühle beim Besuch einer alten Dame* eine alternative Lesart der weltbekannten Tragikomödie von Friedrich Dürrenmatt darstellt. *Der Besuch der alten Dame* wird in Saalbachs Beitrag nicht auf die Geld-Moral-Frage zurückgeführt – was in der bisherigen Forschung im Vordergrund stand[11]–, sondern als ein emotionsgeladenes Werk interpretiert. Die alternative Interpretationsweise ist vor allem dem originellen grotesken Konzept zu verdanken, auf das sich die Tragikomödie stützt.[12] Die Gemeinde Güllen ist dem Bankrott nahe. Umliegende Fabriken drohen dem Verfall, die Gemeindeeinwohner leiden Not. Am Horizont erscheint unerwartet die Rettung – die reichste Frau der Welt Claire Zachanassian. Die Milliardärin kehrt in ihre Heimatstadt zurück, mit der sie aber bittere Erinnerungen verbindet. Vor vielen Jahren musste sie ihre Heimat unter Schimpf und Schande verlassen, was sie nie vergessen hat. Sie ist bereit, dem verfallenen Dorf finanzielle Unterstützung in Höhe von einer Milliarde anzubieten, unter einer Bedingung: ihr alter Geliebte, der sie damals ins Unglück stürzte – Alfred Ill – muss getötet werden. Der unanständige Vorschlag wird im ersten Moment von der lokalen Gemeinschaft abgelehnt. Die Vorstellung vom Reichtum ist jedoch so anlockend, dass die Güllener dem kontroversen Angebot unbewusst folgen. Den meisten Interpretationen gemäß, spiegelt das groteske Stück Dürrenmatts den ewigen menschlichen Konflikt „Geld oder Moral" wider und kritisiert die bürgerliche Doppelmoral, Opportunismus und Mitläufertum.[13] In seinem Beitrag erweitert Mario Saalbach das herkömmliche Interpretationsfeld um einen alternativen Blick: die emotionale Aufladung des Stückes. „Emotionen und Gefühle spielen in *Besuch der alten Dame* eine nicht zu unterschätzende Rolle"[14], meint Saalbach. Seine These untermauert er mit zahlreichen Beispielen. Auf diese Art und Weise gewinnt man einen genauen Einblick in Claires wehmütige Erinnerungen an die verlorene Heimat wie auch an gefühlvolle Begegnungen mit dem einstigen Geliebten – Alfred Ill –, in denen sich der bewegende Rückblick auf die alte Liebe mit Hass und Rachsucht verflechten. Den emotionsgeladenen Szenen wird in der Tragikomödie

---

[9] Vgl. *Süddeutsche Zeitung*, Zit. nach: *significantobject.com*, https://www.significantobject.com/past/stiller?ga=1 [Der Zugriff am 10.11.2019].

[10] Carola Hilmes: *„Ich bin nicht Stiller." „Ich bin kein Mann." „Ich bin ein Mörder." Über verleugnete Identität und Alterität – ein Kriminalfall*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 26.

[11] Vgl. Anton Krättli: *Friedrich Dürrenmatt*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. 8 Nlg., München 1981, S. 6.

[12] Vgl. Mario Saalbach: *Unheim(at)-liche Gefühle beim Besuch einer alten Dame*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 45.

[13] Vgl. Eberhard Falcke: *Klassiker der Schullektüre. Friedrich Dürrenmatt: „Der Besuch der alten Dame"*, https://www.swr.de/swr2/literatur/duerrenmatt-der-besuch-der-alten-dame,broadcastcontrib-swr-15420.html [Zugriff am 11.11.2019].

[14] Mario Saalbach: *Unheim(at)-liche Gefühle beim Besuch einer alten Dame*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 45.

eine absurde Handlung gegenüberstellt, bemerkt Saalbach.[15] Diese Anmerkung versieht der Autor mit dem Beispiel, in dem Clara Zachanassian vor Alfred das Bild seiner letzten Ruhestätte ausbreitet: „Ich werde dich in deinem Sarg nach Capri bringen. Ließ ein Mausoleum errichten im Park meines Palazzos. Von Zypressen umgeben. Mit Blick aufs Mittelmeer. […] Tiefblau. Ein grandioses Panorama. Dort wirst du bleiben. Bei mir."[16]Eine solche Konstellation, bemerkt Saalbach, in der die Glaubwürdigkeit der Emotionen mit deren grotesken Verformung konfrontiert wird, ruft bei Rezipienten einen Verfremdungseffekt hervor. Er verhindert die Empathie gegenüber den Protagonisten und schafft Distanz. Der Leser wird somit als „unbeteiligter Beobachter" dazu gezwungen, seine Emotionen im dargestellten Konflikt zwischen eigenen Gefühlen und seiner Vernunft unterzubringen, was dem Autor zufolge ein stärkeres emotionales Engagement fordert als klassisches Mitleid mit Helden.[17] Der Begriff des Grotesken, dessen sich Saalbach bei seiner Argumentation bedient, ist für den schweizerischen Schriftsteller kennzeichnend. Für Dürrenmatts Schaffen ist das Paradoxe ein elementares Erkenntnismittel, es enthüllt die wahre Natur der Welt, die genauso wie seine Stücke grausam, absurd und spöttisch sei.[18]

Dem Schaffen der Giganten der Schweizer Literatur – Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt – wenden sich zwei weitere Beiträge von Isabel Hernandez und Marta Famula zu. Die erste Autorin bettet in ihrem Artikel *Don Juan in Schweizer Tracht: Max Frisch und das spanische Theater* das berühmte Drama *Don Juan* von Max Frisch in der Tradition des klassischen „spanischen Mantel- und Degenstückes"[19] ein. Famula hingegen schildert in ihrem Text *Die Wissenschaftler und das verantwortliche Handeln im schweizerischen Drama. Friedrich Dürrenmatts Physiker Möbius und Lukas Bärfuss' Mediziner Gustav Strom* die Figur ‚des mutigen Menschen' und untersucht seine dramatische Realisierbarkeit am Beispiel der Protagonisten Möbius und Gustav Strom, die in den Dramen von Friedrich Dürrenmatt und Lukas Bärfuss zu finden sind.

Einem der bedeutendsten Vertreter des aktuellen eidgenössischen Theaters – Lukas Bärfuss – widmet der vorliegende Band insgesamt vier Artikel. In *Foucault und Bärfuss: Sex, Macht und Kontrolle* zieht Anna Kowalewska eine Parallele zwischen Bärfuss' Theatertexten und Foucaults Diskursanalyse. In den Beiträgen – *Sterben und Tod in Lukas Bärfuss' Stück „Alices Reise in die Schweiz"* und *Experimente an Menschen – „Alices Reise in die Schweiz", „Die Probe" und „Die sexuellen Neurosen unserer Eltern" von Lukas Bärfuss* – gehen wiederum Barbara Pogonowska

---

[15] Vgl. ebenda, S. 50.

[16] Friedrich Dürrenmatt: *Der Besuch der alten Dame*, Zit. nach: Mario Saalbach: *Unheim(at)-liche Gefühle beim Besuch einer alten Dame*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 49.

[17] Vgl. Mario Saalbach: *Unheim(at)-liche Gefühle beim Besuch einer alten Dame*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 52.

[18] Sebastian Fischer: *„Im Paradoxen erscheint die Wirklichkeit" – Das Groteske in Friedrich Dürrenmatts „Der Besuch der alten Dame"*, Berlin 2005, S. 22.

[19] Isabel Hernandez: *Juan in Schweizer Tracht: Max Frisch und das spanische Theater.* In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 31.

wie auch Paulina Kobus unterschiedlichen Motiven Bärfuss' Bühnenwerkes nach. Während Pogonowska Themen wie Sterben, Tod und Euthanasie in den Mittelpunkt stellt, behandelt Kobus brüchige Identität Bärfuss' Theaterfiguren. Eine interessante These in Bezug auf das dramaturgische Werk des schweizerischen Autors stellt Joanna Jabłkowska. In ihrem Text *Neuer Naturalismus oder engagiertes Theater? Lukas Bärfuss' Dramen* bezeichnet die Autorin Bärfuss' dramaturgisches Oeuvre als künstlerisches novum[20]. Als Begründung für ihre These beruft sich Jabłkowska auf drei Tatsachen. Erstens weist die Autorin auf Bärfuss' Distanz zum gegenwärtigen postdramatischen Theater hin. Diese soll sich vor allem auf der ästhetischen Ebene manifestieren, die bei Bärfuss keine Experimente mit der Sprache wie auch keine übertriebenen drastischen Elemente aufweist.[21] Zweitens – erklärt Jabłkowska – wirbt Bärfuss mit seinen dramaturgischen Werken für keine politische Idee und meidet Provokation, was den Schweizer von zeitgenössischen Autoren des politischen Theaters unterscheidet.[22]Drittens stehen Bärfuss' Stücke sowohl inhaltlich als auch formal dem literarischen Naturalismus nah.[23] Psychische Krankheit, Trinksucht, Sexualtrieb oder komplizierte zwischenmenschliche Beziehungen, die der schweizerische Schriftsteller mittels einer einfachen sachlichen Sprache mit dem Alltag des durchschnittlichen Menschen verwebt, – gründet, der Autorin zufolge, in der naturalistischen Poetik. Als Beispiele für ihre Argumentation führt Jabłkowska konkrete dramaturgische Werke des Schweizer Autors an. So gelangt man an Bärfuss' erstes erfolgreiches Drama *Meienbergs Tod.* Das Stück aus dem Jahr 2001 behandelt die Geschichte eines Journalisten und zugleich engagierten Intellektuellen – Niklaus Meienberg. Die Haltung des Protagonisten, die sich in folgenden Worten wiedergeben lässt – „Weißt du, ich war früher politisch (…). Das habe ich hinter mir. Es war ein Drehen im Kreis. Jetzt bin ich wieder rein"[24] – verweist auf eine kritische Auseinandersetzung des Schweizers mit der engagierten Gegenwartsliteratur und deutet auf Bärfuss' Distanz ihr gegenüber hin. Einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem Werk des jungen Dramaturgen und der naturalistischen Poetik deckt wiederum das Drama *Die sexuellen Neurosen unserer Eltern* auf. Dora – die Heldin des Theatertextes – ist jung, geistig behindert und jahrelang unter dem Einfluss von ruhigstellenden Psychopharmaka. Auf Wunsch der Mutter werden Dora eines Tages die Medikamente abgesetzt. Der Grund: die Mutter möchte die wahre Persönlichkeit ihrer Tochter kennenlernen. Eine der Folgen der Entscheidung der Mutter ist die Sexualität, die Dora in sich entdeckt. Diese bringt Doras Eltern in Verlegenheit. Sie befürchten, ihre Tochter kann infolge von einer zufälligen Bekanntschaft ein

---

[20] Vgl. Joanna Jabłkowska: *Neuer Naturalismus oder engagiertes Theater? Lukas Bärfuss' Dramen*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 71–72.

[21] Vgl. ebenda.

[22] Vgl. ebenda, S. 71.

[23] Vgl. ebenda, S. 74–81.

[24] Lukas Bärfuss: *Meienbergs Tod*, Zit. nach: Joanna Jabłkowska: *Neuer Naturalismus oder engagiertes Theater? Lukas Bärfuss' Dramen*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 72.

behindertes Kind empfangen. Auf dieser Grundlage entscheiden sie, in Doras Leben einzugreifen, und lassen sie sterilisieren. Die naturalistischen Elemente in dem Stück zu entdecken, kostet keine besonderen Anstrengungen. Die geistige Behinderung der Protagonistin, das Milieu, das Dora beeinflusst, das Problem der biologischen Vererbung, der Sexualtrieb, sowie die einfache wirklichkeitsgetreue Sprache – sind typische Motive bei Naturalisten, schreibt Jabłkowska. Trotz vieler Gemeinsamkeiten wird der Naturalismus vom schweizerischen Dramaturgen dennoch nicht unreflektiert wiederholt. Das Innovative in Bärfuss' Werk zeige sich vor allem darin, dass das Schicksaal seiner Helden nicht – wie bei Naturalisten – den „von der Natur oder dem Milieu vorgeprägten Mustern oder Gesetzmäßigkeiten"[25] untergeordnet wird, sondern ihren individuellen Entscheidungen. Setzt Jabłkowska den Schweizer in Verbindung mit dem Naturalismus, so erfolgt das aus der Tatsache, dass Bärfuss in seinen Dramen den Naturalisten ähnlich „die Wirklichkeit ‚wie sie ist'"[26] nachzeichnen will.

Einen Schritt weiter geht mit seinem Theater ein anderer schweizerischer Theaterautor der jungen Generation – Milo Rau, der die Wirklichkeit nicht bloß darstellen, sondern vor allem beeinflussen möchte.[27] In seinem Beitrag *„Schweiz erwache!" Milo Raus City of Change (2010–2011), das Theater und die Schweizer Demokratie* stellt Richard McClelland den Schweizer in einer Reihe mit gegenwärtigen Autoren des politischen Theaters auf. Der Schweizer gilt aktuell als einer der umstrittensten Theaterregisseure Europas. Sein Theater ist reich an gesellschaftspolitisch heiklen Motiven, so McClelland. Der Genozid in Ruanda (das Dokumentartheater *Hate Radio,* 2012), der Fall von Anders Breivik (*Breiviks Erklärung*, 2012), die Meinungs- und Redefreiheit in Russland (*Die Moskauer Prozesse*, 2013) oder der Kongokrieg (*Das Kongo Tribunal*, 2015) sind nur einige Themen in Raus Repertoire. Die internationale Problematik macht den Schweizer Autor nicht für die Schwächen der eigenen Heimat blind. Ein Beispiel dafür ist das Theaterprojekt *City of Change*. Die Performance aus dem Jahr 2011 reflektiert kritisch die gegenwärtige Kondition der schweizerischen Demokratie und hinterfragt die Lage der Ausländer im politischen System der Schweiz. Ihren Ursprung findet *City of Change* in einem realen Vorkommnis, dem McClelland in seinem Text eine Passage gewidmet hat. „Der St. Galler Lehrermord"[28] – unter dieser Bezeichnung etablierte sich in der Presse die Geschichte eines Lehrers – Paul Spirigs –, der im Jahr 1999 von einem Kosovo-Albaner im Kanton St. Gallen erschossen worden war. Der Täter – Ded Gecaj – soll jahrelang seine eigene Tochter sexuell missbraucht haben. Als sie eines

[25] Joanna Jabłkowska: *Neuer Naturalismus oder engagiertes Theater? Lukas Bärfuss' Dramen*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 81.

[26] Ebenda, S. 72.

[27] Milo Rau, Zit. nach: Andreas Tobler: *Die Dinge nicht nur darstellen, in sie eingreifen*, https://diaphanes.net/titel/die-wirklichkeit-vor-das-tribunal-der-kunst-zerren-3669 [Zugriff am 2.01.2020].

[28] Vgl. Franz Welte: *Der St.Galler Lehrermord, der die Schweiz erschütterte*, https://www.st-galler-nachrichten.ch/st-gallen/detail/article/der-stgaller-lehrermord-der-die-schweiz-erschuetterte-00153518/ [Zugriff am 20.11.2019].

Tages alles ihrem Lehrer (Spirig) offenbarte, wollte der Vater die Familienehre mir tödlichen Schüssen retten. Der brutale Mord warf damals in der Schweiz die Frage nach einer besseren Integration von Immigranten auf.[29] In die öffentliche Diskussion fügte Milo Rau sein Theater *City of Change* ein. Das theatrale Event gliederte sich in drei thematische Konferenzen – *Integration heute. Freiheit oder Zwang?, Utopie der Interkulturalität* sowie *Kunst und Öffentlichkeit* –, die die Schweizer mit solchen Themen wie Integration, Partizipation oder Vielvölkerstadt, konfrontierten. Den drei öffentlichen Tagungen folgten einige Stadtrauminterventionen. In diesem Kontext erwähnt McClelland vor allem die flammende Eröffnungsrede von Alexandre Pelichet – dem Bürgermeister von St. Gallen, der sein Amt während des ganzen Theaterevents kurzfristig antrat –, die Unterschriftensammlung für das Wahlrecht für alle mündigen Bürger St. Gallens – darunter jene mit Migrationshintergrund – als auch die Umfrage zum kontroversen Thema *Ohne Dreck – Die Schweiz den Blutschweizern*.[30] Mit *City of Change* zielte Rau darauf ab, die aktuellen Strukturen der schweizerischen Demokratie in Frage zu stellen. Als Hauptgrund für die Kritik seitens des schweizerischen Künstlers galt der Fakt, dass 30% der mündigen Einwohner St.Gallens – die meisten mit Migrationshintergrund – über kein Stimmrecht verfügen, was ihre Partizipation am politischen Leben des Staates ausschließt.[31] Ist die Demokratie legitim, wenn einer erheblichen Zahl der Bevölkerung das Wahlrecht entzogen wird? In *City of Change* ging Rau auf die Frage kritisch ein und regte somit die Schweizer zur Diskussion über die demokratischen Grundsätze an, denn – wie McClelland zitiert – „Als Inszenierung versuchte City of Change „zurück zu den Wurzeln der (schweizerischen) Demokratie, zurück zum stolzen Fest der Ideen und Entwürfe, zurück zur selbstbewussten und angstlosen Gemeinschaft der Gleichberechtigten "[32].

Politisch engagiert sind neben Milo Rau auch weitere schweizerische Theaterautoren. Im Kontext der vorliegenden Publikation sind vor allem Urs Widmer und Albert Ehrismann gemeint, derer Theaterarbeiten einer Analyse in den Beiträgen von Dorota Sośnicka (*Der „Theater-Urs": „aggressiver, politischer, dialogischer, nach außen gewandt": Zu Urs Widmers Theaterschaffen*) und Robert Rduch (*Politisches Theater des Lyrikers Albert Ehrismann*) unterzogen wird. Ihre besondere Aufmerksamkeit schenkt Sośnicka Widmers bekanntem dramaturgischem Werk *Top Dogs,* das „ein höchst aktuelles Thema der globalisierten Welt"[33] behandelt: „die

---

[29] Vgl. Daniela Schwegler: *Der Verstand kann nicht alles erklären*, https://www.migrosmagazin.ch/archiv/der-verstand-kann-nicht-alles-erklaeren [Zugriff am 20.11.2019].

[30] Vgl. Richard McClelland: *„Schweiz erwache!" Milo Raus „City of Change" (2010–2011), das Theater und die Schweizer Demokratie*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 225–232.

[31] Vgl. ebenda, S. 230.

[32] IIPM und Theater St. Gallen, Zit. nach: Richard McClelland: *„Schweiz erwache!" Milo Raus City of Change (2010–2011), das Theater und die Schweizer Demokratie*. In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 222–223.

[33] Dorota Sośnicka: *Der „Theater-Urs": „aggressiver, politischer, dialogischer, nach außen gewandt": Zu Urs Widmers Theaterschaffen.* In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 129

Entlassung von Topmanagern, die in die Räder des unerbittlichen Mechanismus von Macht- und Marktlogik geraten."[34]Mit der Auseinandersetzung mit dem Bestseller von Widmer zielt Sośnicka darauf ab, „charakteristische Merkmale, Themen, Kontinuitäten und Zusammenhänge"[35] innerhalb seines Bühnenwerks zu finden. Anhand seiner Analyse und Interpretation der Agitprop-Texten von Albert Ehrismann zeigt Rduch hingegen, dass der von ihm besprochene Lyriker und Dramatiker „zu Pionieren des epischen Theaters in der deutschsprachigen Schweiz gehört"[36]. Im Bereich der Politik situiert sich auch der Artikel von Ewa Mazurkiewicz. In ihrem Text *Schweizer Theater und Theaterpolitik der 1930er und 1940er Jahre* setzt sie sich als eine der ersten LiteraturwissenschaftlerInnen mit dem schweizerischen Drama der 1930er und 1940er Jahre auseinander, das sie aus der Sicht der damaligen politischen Zustände betrachtet.

Während sich die erwähnten Autoren – von McClelland bis zu Mazurkiewicz – in ihren Beiträgen mit den engagierten Dramatikern befassen, rückt die Figur des Außenseiters in weiteren Artikeln ins Zentrum. Dementsprechend findet man ein charakterologisches Porträt der Verlierertypen im Beitrag *Die unerträgliche Leichtigkeit des (Nicht-Vorhanden-) Seins oder über die Helden der etwas traurigen Komödien von Lukas Linder*, in dem Karolina Sidowska und Monika Wąsik den Protagonisten von Linders Dramen auf die Spur gehen. Den beiden Autorinnen gemäß sind die Theaterfiguren, die Lukas Linder auf die Bühne führt, alles andere als erfolgreich und selbstbewusst.[37] Als Beispiel dafür diene der Protagonist in Linders neuestem Drama *Der Präparator*. Die Schlüsselfigur – Bruno – gibt nach dem Tod seines Vaters die ihm bisher vorhandene Existenz auf und wird genauso wie der berühmte Vater zum Präparator. Die zitternden Hände, denen das Skalpell entgleitet sowie seine Angst vor Blut, die beinahe in Ohnmacht endet, – künden von Brunos Misserfolg. Sidowska und Wąsik zufolge fallen Linders Protagonisten vor allem eigener unbedachten Handlungsweise zum Opfer.[38] Wird ein Ziel von ihnen klar formuliert – Bruno möchte unentwegt in die Rolle seines Vaters schlüpfen –, so ist es zum Scheitern verurteil, denn die Theaterfiguren, die der Dramatiker vorführt, handeln meistens absurd und unvernünftig, vermerken die Autorinnen.[39] Bruno versucht sich als Präparator, aber ignoriert dabei seine Veranlagung. Seine zweifelhafte Begabung für das Ausstopfen von Tieren wird körperlich manifestiert – in seiner neuen Arbeit schlottert Bruno vor Angst und empfindet Abscheu vor Blut. Der gewählte Beruf widerspricht Brunos Natur, von daher muss er beim Rollenwechsel versagen. Geht das Agieren schief,

---

[34] Ebenda.

[35] Ebenda.

[36] Robert Rduch: *Politisches Theater des Lyrikers Albert Ehrismann.* In: *Vom Gipfel der Alpen… Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 145.

[37] Vgl. Karolina Sidowska, Monika Wąsik: *Die unerträgliche Leichtigkeit des (Nicht-Vorhanden-) Seins oder über die Helden der etwas traurigen Komödien von Lukas Linder.* In: *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019, S. 236.

[38] Vgl. ebenda, S. 237.

[39] Vgl. ebenda.

so ist die Passivität in den Dramen des Schweizers auch keine Methode, der Welt zu widerstehen, klären die beiden Autorinnen auf.[40] Ein leuchtendes Beispiel dafür sei die passive Haltung des Vaters von Heinrich Walter im Drama *Die zweieinhalb Leben des Heinrich Walter Nichts*. Von Furcht ergriffen ist er nicht imstande, sich einem lokalen Schurken zu widersetzen und somit seinen eigenen Sohn vor dessen Angriff zu verteidigen. Seine Handlungsunfähigkeit hat zur Folge, dass die Angst vor „der Auseinandersetzung mit der feindlichen Welt“[41], – die im Stück von einem ziemlich ungefährlichen Aggressor repräsentiert wird – auf den kleinen Henrich Walter übertragen wird, sodass er „im Bewusstsein seiner Irrelevanz“[42] aufwächst. Schritt für Schritt, den Protagonisten des Dramas folgend, decken Sidowska und Wąsik ein weiteres Charakteristikum von Linders Theaterfiguren auf: die Flucht in die Illusion.[43] Das Minderwertigkeitsgefühl, das Heinrich Walter im Leben begleitet, stürzt ihn in die imaginäre Welt der Magie. Aus dem Artikel ist herauszulesen, dass die Phantasie die einzige Chance für Linders Helden ist, ihre Träume zu verwirklichen.[44] Die Flucht in die Phantasmagorien hat jedoch ihren Preis. In die Illusion eintauchend, verlieren Linders Helden zunehmend den Kontakt zu der realen Welt. Ganz verschroben landen sie letztendlich am Rande der Gesellschaft.

Die skurrile Welt der Außenseiter lässt sich nicht nur in den Text von Sidowska und Wąsik einschließen. Ihre Kontinuität findet sie in den Beiträgen von Dariusz Komorowski (*„Die Welt soll in Ordnung sein“ – Berlinische Dramaturgie und ihre Realisierung im Bühnenwerk von Matthias Zschokke*), Joanna Fraza (*Das Ende denken – zu Thomas Hürlimanns „Der letzte Gast“*) und Ján Jambor (*Peter Stamms Agnes. Das Hörspiel zwischen der unpublizierten Novelle und dem publizierten Roman*). Anhand ihrer Artikel kann man entdecken, dass die Theaterfiguren von Matthias Zschokke, Thomas Hürlimann und Peter Stamm gleiche Züge aufweisen, die man als innere Unruhe und Kauzigkeit definieren kann. Die Reflexion über die Seltsamkeit des schweizerischen Dramas und Theaters findet eine Pointe im Essay *Theater der Käuzige*, dessen Autor – Lukas Linder – eine interessante Diagnose in Bezug auf die schweizerischen Schriftsteller und Bühnenautoren stellt. Dem Dramaturgen zufolge werden Schweizer Prosaautoren durch Kauzigkeit determiniert, wobei das Käuzige im Schweizer Theater vor allem unter den Theaterfiguren zu finden ist.

Einen interessanten Beitrag zum Verständnis der Theaterszene der Schweiz leisten die Texte von Corinna Hirrle und Maria Janus, die sich auf das Theaterwesen konzentrieren. Im Artikel *Förderung Deutschschweizer Gegenwartsdramatik – zwischen dem Uraufführungswahn und der Nachhaltigkeitsdebatte* erforscht die erste Autorin das schweizerische Stipendiensystem, in dessen Rahmen junge Theaterkünstler im Laufe der letzten 15 Jahre gefördert wurden und werden. Im Beitrag *Puppentheater*

---

[40] Vgl. ebenda, S. 238.
[41] Ebenda, S. 237.
[42] Ebenda, S. 237–238.
[43] Vgl. ebenda, S. 241.
[44] Vgl. ebenda.

in der Schweiz. Erkundung unter Einsatz der Methode Desk Research analysiert die zweite Autorin wiederum das Phänomen des eidgenössische Puppentheaters mit seinen Institutionen, Festspielen und Schulen.

Bereits die Skizzierung der einzelnen Beiträge zeigt, wie vielseitig der Sammelband *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert* ist. Der komplexe Blick auf das deutschsprachige Drama und Theater aus der Schweiz breitet ein vielfältiges und vielschichtiges Panoramabild aus, in dem Differenzen und Zusammenhänge sowie neue Ansatzpunkte für weitere Studien ausfindig gemacht werden können. In dieser Hinsicht ist der Band eine echte Fundgrube für Literaturforscher.

Bibliographie

1. Sidowska Karolina/Wąsik Monika (Hg.): *Vom Gipfel der Alpen…Schweizer Drama und Theater im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2019.
2. Falcke Eberhard: *Klassiker der Schullektüre. Friedrich Dürrenmatt: „Der Besuch der alten Dame“*, https://www.swr.de/swr2/literatur/duerrenmatt-der-besuch-der-alten-dame,broadcastcontrib-swr-15420.html.
3. Fischer Sebastian: *„Im Paradoxen erscheint die Wirklichkeit“ – Das Groteske in Friedrich Dürrenmatts „Der Besuch der alten Dame“*, Berlin 2005.
4. Krättli Anton: *Friedrich Dürrenmatt*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. 8 Nlg., München 1981.
5. Schwegler Daniela: *Der Verstand kann nicht alles erklären*, https://www.migrosmagazin.ch/archiv/der-verstand-kann-nicht-alles-erklaeren.
6. Tobler Andreas: *Die Dinge nicht nur darstellen, in sie eingreifen*, https://diaphanes.net/titel/die-wirklichkeit-vor-das-tribunal-der-kunst-zerren-3669.
7. Welte Franz: *Der St.Galler Lehrermord, der die Schweiz erschütterte*, https://www.st-galler-nachrichten.ch/st-gallen/detail/article/der-stgaller-lehrermord-der-die-schweiz-erschuetterte-00153518/.
8. *Der Spiegel*: *Nachruf. Max Frisch*, https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13488841.html.
9. *significantobject.com: Stiller*, https://www.significantobject.com/past/stiller?ga=1.

Spis treści

Christiane Baumann
Faszination „Monk“: Richard Voß’ Novelle
Der Mönch vo`1n Berchtesgaden (1891) in ihren Beziehungen
zu Matthew Gregory Lewis’ Roman *The Monk* (1796) und Ambrose Bierce’
Erzählung *The Monk and the Hangman’s Daughter* (1892) 5

Olena Byelozyorova, Krzysztof Huszcza
Erinnerung und österreichische Erinnerungsorte in der literarischen
Tätigkeit des Literaturkreises PODIUM. Ausgewählte Aspekte 27

Edward Białek, Justyna Radłowska
Zwischen Affirmation und Ablehnung:
Hermann Stehr im Urteil seiner Zeitgenossen 43

Monika Mańczyk-Krygiel
Friedhof als Ort der Freiheit, der Erlösung und der Hoffnung. Überlegungen
zu ausgewählten Werken von Ruth Hoffmann und Heinz Piontek 79

Natalia Południak
„An steiler Höh‘, von Felsen eingesäumet“ –
die Kirche Wang in literarischen Zeugnissen deutscher Autoren 91

Leszek Dziemianko
Der Breslauer Dichter und Schauspieler Karl von Holtei (1798–1880)
als schlesische Kulturikone und Identifikationsfigur 113

Jan Pacholski
Beobachtungen zum Herstellen eines Kriegsbuches.
Der preußisch-österreichische Krieg von 1866 bei Theodor Fontane 133

Beata Kołodziejczyk-Mróz, Marta Zachariasz-Janik
Einer anderen Kultur in der Sprachmittlung begegnet sein 145

Tobiasz Janikowski
Regionale Kontextualisierung: Die deutsch-polnische „Versailler“
Grenze als Quelle von Imagination und Emotionalisierung 157

Piotr Majcher
Das Tagebuch der Hertha Nathorff – die traurigen Aufzeichnungen
aus den Jahren 1933–1945 167

Gościwit Malinowski
Rex Gulring nomine (Chronicon Thietmari 7.38) 177

Marek Krawiec, Bartłomiej Czuba, Katarzyna Gęborys
Language in use: An analysis of the discourse
of purchasers and vendors in a Polish bazaar 191

Annabelle Bonnet
Obtenir l'égalité philosophique. L'accès des femmes
à la philosophie en France (1868–1918) 209

Marcin Skibicki
Victimes de stéréotypes ou chantres de la modernité ? L'ambiguïté de l'image
de la femme dans l'affiche française de la Belle Époque 221

Edwige Keller-Rahbé
Politique et matrimoine local : le cas du *Brutus* de Catherine Bernard
au *Festival national Corneille* de Barentin en 1972 231

Stanisław Bereś
Gdy runął mur. Literatura polska w dobie przełomu 247

Marek Zybura
... „czy Piper dojdzie do porozumienia z Neskem"?
Witold Gombrowicz a «sprawa Piper-Neske» w świetle korespondencji 263

Łukasz Woiński
Twórczość Zbigniewa Herberta na Węgrzech – szkic do historii recepcji 279

Anna Wzorek
Lubelskie akcenty w twórczości Stanisława Rogali 289

Jarosław Pacuła
Metafory awifauniczne w polskim socjolekcie przestępczym
(XIX w. – lata 20. XX w.) 307

Marek Gładysz
Wybrane stałe związki wyrazowe w translacji 331

Dorota Szczęśniak
Oszczerca i etyk: Karl Kraus o upadku epoki 343

Marek Krawiec, Magdalena Lipiejko
Zastosowanie oraz rola bajek i baśni w nauczaniu języka obcego
dzieci w wieku wczesnoszkolnym – wskazania studentów
kierunku pedagogiczno-językowego 355

Piotr Obrączka
Karla Dedeciusa zapomniany przekład wiersza Bonifacego Miązka 369

Ilona Czechowska w rozmowie z Krzysztofem A. Kuczyńskim
Dla Karla Dedeciusa Łódź pozostała miastem jego młodości... 373

Książki

Books – Bücher – Livres

Elżbieta Biardzka
La plurivocité au service du polémique 383

Tobiasz Janikowski
Zaklinanie rzeczywistości. Monografia Andrzeja Gwoździa o kinie niemieckim . 387

Szymon Gębuś
Martina Pollacka *Topografia pamięci*, czyli wędrówka po obszarach traumy . . . 393

Martyna Nowak
Das gegenwärtige Drama und Theater aus der Schweiz
– Motive und Tendenzen 397